

Ästhetische Vermittlungen und Widerstände

Ambivalenzen und Anforderungen gesellschaftlicher Hybridisierungs- und Ästhetisierungsprozesse

Habilitationsschrift
zur Erlangung der Venia legendi für das Fach
Kulturwissenschaft an der Universität Bremen

vorgelegt von
Dr. G. Viktor Kittlausz

Bremen 2011

Inhalt

EINLEITUNG	5
1 KRITISCHE HYBRIDISIERUNGEN	15
1.1 Ambivalenzen des gesellschaftlichen Wandels	15
1.1.1 Ambivalente Vergleichbarkeit	18
1.2 Hybridisierungstendenzen	24
1.2.1 Handeln in Netzen	28
1.2.2 Quasi-Objekte	31
1.2.3 Technische Vermittlungen	36
1.2.4 Soziotechnische Schichten	39
2 MEDIATISIERUNGSPROZESSE	47
2.1 Kultur Medien Kultur	47
2.1.1 Medialitäten	49
2.1.2 Medien, kulturelle Bestände und Spielräume	51
2.1.3 Medien des Urbanen	57
2.2 Räumliche Differenzierungen und Vermittlungen	66
2.2.1 Flexible Netze und Parzellen	66
2.2.2 Ein neues technologisches Paradigma	67
2.2.3 Raum der Ströme	70
2.2.4 Flexibilisierungen	73
2.2.5 Zentrale Orte und abgeblendete Ränder	75
2.2.6 Homogenisierungen	76
2.2.7 Verkörperte Fragmentierungen	78
2.2.8 Exkurs: Spekulationen neben Raum und Zeit	84
2.2.9 Verlust kritischer Distanz?	91
2.2.10 Sozialer Raum	96
2.2.11 Differenzen zwischen Ort und Raum	103
2.2.12 Vermittlungsbedarf	108
2.3 Technisch-mediale Vermittlungen	109
2.3.1 Medienrezeption	110
2.3.2 Wandel der kommunikativen Umwelt	112
2.3.3 Informative Unterhaltung	116
2.3.4 Abstrakte Systeme – alltagsweltliche Erfahrungen	120
2.3.5 Technisierung des Alltags	121
2.4 Aufmerksamkeiten	129
2.4.1 Verteilte Aufmerksamkeiten	129
2.4.2 Massenmediale Blickausrichtungen	133
2.4.3 Weisen des Aufmerkens	137
3 SUBJEKTPOSITIONEN	141
3.1 Exzentrische Positionalitäten	142

3.2	Exkurs zur Freiheit: die Frage des Willens – zum Wollen und Erinnern	149
3.2.1	Freies Vermögen: Nein	151
3.3	Von dem Aktionspotential in die/der Welt	160
3.4	Machtpraktiken	162
3.5	Selbstbezüge	164
3.6	Selbstgesteuerte Praktiken	167
3.7	Subjektformen – Subjektkulturen	169
3.8	Vergegenwärtigungen und Gedächtnisstützen	176
4	VERMITTLUNG DURCH ÄSTHETISIERUNGEN	185
4.1	Von Pullman Town zu Celebration	185
4.2	Ästhetisierungen	195
4.3	Veräußerte Ästhetisierungen	201
4.4	Verinnerlichte Ästhetisierungen	211
4.4.1	Wandel der Sehtechiken	211
4.4.2	Eigeninteressen und Erlebnissuche in Konsumhaltungen	218
4.4.3	Symbolproduzenten	224
4.4.4	Lebensstilisierungen	228
4.5	Ökonomisierte Kultur	233
4.6	Ästhetisch-hermeneutische Reflexivität	234
4.7	Ästhetisierung als Vermittlung zwischen Ort und Raum	238
4.8	Ästhetisierte Hybridräume	243
4.9	Vermittlungsanforderungen	248
5	ÄSTHETISCHE VERMITTLUNGEN	253
5.1	Ästhetische Wahrnehmungen und Erfahrungen	256
5.1.1	Wahrnehmungs- und Reflexionsspiele	256
5.1.2	Atmosphärisches Zwischen	259
5.1.3	Eigenwerte (kunst)ästhetischer Erfahrungen	267
5.1.4	Ästhetische Produktivität	268
5.1.5	Kreativitätssyndrom	275
5.1.6	Relevanzen ästhetischer Erfahrungen	286
5.1.7	Erfahrungen denken	293
5.2	Ästhetische Widerstände	295
5.2.1	Aufteilungen in der Aufteilung des Sinnlichen	295
5.2.2	Subjektive Aufteilungen des Sinnlichen	306
5.2.3	Vielfältigkeit (kunst)ästhetischer Interaktionen	308
6	FLUCHTLINIEN	311
6.1	Fragendes Antworten	313
6.1.1	Schöpferische Antworten	314
6.1.2	Zwischenereignisse	319
6.1.3	Responseability	322
6.2	Zwischen Unterstützungssystemen und Lebenskünsten	324
6.2.1	Unterstützungssysteme	325

6.2.2	Sozialisierte Kritik	327
6.2.3	Ansprachen des Künstlerischen	334
6.2.4	Künstlerische Vermittlungen	337
6.2.5	Reflexive Wechselspiele	340
6.2.6	Eigensinnige Alltagspraktiken	343
6.2.7	Kritische Lebenskünste	347
6.2.8	Support für Lebenskünste	360
LITERATUR		369

Einleitung

„Es geht nicht darum, auf Vernunft zu verzichten, sondern sie zu erweitern.“ (Meyer-Drawe 2000: 52)

Die bürgerliche Gesellschaft, unter der sich die Kunst zunehmend zu einer relativ eigenständigen Wertsphäre institutionalisiert, wird für Friedrich Schiller weitgehend von einer Logik der Nützlichkeit bestimmt. „Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Wage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts.“ (Schiller 1965: 6) Der lärmende Markt ist gekennzeichnet von einer an Dynamik gewinnenden Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche, die jeweils eigene Funktionslogiken ausbilden und sich von der Last befreien, das Ganze im Blick halten zu müssen. Vom Druck zur Zusammenstimmung entlastet, sind die Teilbereiche höchst effektiv im Verfolgen ihrer auf bestimmte Fokussierungen reduzierten Praxisformen und erweisen sich als äußerst nützlich zur Steigerung der Produktivität und des Wohlstands. Die Ausdifferenzierung der sozialen Praxis wird im Übergang zum 19. Jahrhundert allerdings zugleich als Zerrissenheit wahrgenommen; eine Einschätzung, die sich in Schillers Subjektkonzeption niederschlägt:

„Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge, fragmentarische Antheil, der die einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben (denn wie dürfte man ihrer Freiheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?) sondern wird ihnen mit scrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben in welchem man ihre freie Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer als Genie und Empfindung.“ (Schiller 1965: 20f.)

Schiller wirft früh die Frage nach der Bedeutung des Einzelnen und seinen Möglichkeiten auf, sich selbst zu finden im unablässig agierenden Gefüge des ‚lichtscheuen Uhrwerks‘. Für die in einem Bereich handelnden Individuen bietet die eigene Tätigkeit in der Sinnlichkeit keinen sinnhaften Bezug mehr; die *Sinnes*wahrnehmung führt nicht mehr zur *Sinn*wahrnehmung (Welsch). Wenngleich die hergebrachten Sinnangebote der Religion und der gesellschaftlichen Ordnungshierarchie noch in der Wertsphäre zirkulieren und veranschlagt werden, so sind sie doch fraglich geworden. Das Neue selbst kann nunmehr zur Projektionsfläche werden, die positiv konnotiert wird als Ausdruck des Voranschreitens in eine bessere Zukunft.

Der Bereich der Kunst wird im Zuge der Modernisierung zunehmend als eigenständige Wertsphäre aufgefasst, die sich von den anderen gesellschaftlichen Teilbereichen absetzt, sich von diesen allerdings gerade dadurch unterscheidet, dass in sie das Versprechen einer Wiederherstellung der verlorenen Ganzheit gelegt wird. Hier soll der Mensch das finden können, was ihm im historischen Entwicklungsprozess (Schiller stilisiert wie andere seiner Zeit die Antike zum Ort einstmals verwirklichter Ganzheit) abhanden gekommen ist. Damit bleibt die sich abtrennende Sphäre des Kunstästhetischen von ihrer Konstitution her auf den Rest des gesellschaftlichen Gesamtzusammenhangs bezogen. Allerdings vermag es die Kunst nicht, die Zerrissenheit der Welt rückgängig zu machen.

Anfang des 20. Jahrhunderts kommt das Diktat der Nützlichkeit in dem Konstrukt des Homo oeconomicus pointiert zum Ausdruck. Dieser erwächst aus dem hier angesprochenen ambivalenten Modernisierungsprozess, in dem sich im Zuge von Säkularisierungs- und Rationalisierungstendenzen eine Leerstelle eröffnet zwischen den Erfahrungen der Lebenswelt und den mit diesen in Einklang zu bringenden Sinnbildungen und Erwartungen. Als virtuelle Figur mit beträchtlicher Wirkung in der Strukturierung des Sozialen folgt der Homo oeconomicus seinen Eigeninteressen, entscheidet und handelt rational auf der Grundlage best möglicher Informiertheit, reagiert flexibel auf Veränderungen der Umwelt und ist deshalb bestens in der Lage, seinen Nutzen zu maximieren. In inkarnierter Reinform ist er allerdings schwerlich anzutreffen, vielmehr erscheint er wie seine Gottheit, die unsichtbare Hand, als eine variable Projektionsfläche, die ein Unbehagen in den Räumen zurücklässt, durch die sie gezogen ist.

Der von Schiller angesichts der Dominanz des Nützlichkeitsdenkens beklagte Relevanzverlust der Kunst, die er als „Tochter der Freiheit“ bezeichnet, verweist auf den Mangel einer freiheitlichen Lebenspraxis, die Schiller als Grundlage einer gelungenen Staatsform ansieht. Sein Versuch, eine solche freiheitliche Lebenspraxis zu befördern, setzt bekanntlich an bei der sich von den Geschäften und unmittelbaren Bedürfnissen freistellenden Sphäre des Spiels: der „Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.*“ (ebd.: 63) Über das (ästhetische) Spiel soll der Mensch zur Freiheit gelangen, allerdings führt dieser Weg durch ein umgrenztes Spielfeld, denn „der Mensch soll mit der Schönheit *nur spielen*, und er soll *nur mit der Schönheit spielen.*“ (ebd.) Durch eine zeitweise in der Sphäre des Spiels erfahrene Befreiung von den Zwängen und Zwecken der äußeren Welt und gleichermaßen von den inneren Begierden soll eine Wirkung ausgehen, die den Menschen dazu befähigt, einen auf Freiheit gründenden Staat zu etablieren; der Übergang von der Sphäre des Spiels zu einer freiheitlichen Lebenspraxis bleibt bei Schiller allerdings weitgehend im Dunkeln.

Die Überlegungen Schillers können markieren, dass sich im Prozess der Modernisierung neben den Differenzierungen, die dem Diktat der Nützlichkeit folgen und die Figur des Homo oeconomicus hervorbringen, andere Perspektiven ausbilden, die versuchen, sich den dominanten Entwicklungslogiken zu entziehen, um die Räume des Möglichen aus der Perspektive des individuellen Erlebens und Erfahrens heraus zu erkunden und zu erweitern. Die kunstästhetische Sphäre ist in diesem Zusammenhang eine, in der sowohl in produktiver als auch in rezeptiver Hinsicht das je Individuelle zum Tragen kommt. Hier finden die individu-

elle Expressivität und der persönliche Geschmack ihre Gegenstände und ihr Spielfeld. Allerdings geht es in Schillers Spielen des Ästhetischen nicht um eine Individualisierung im Sinne einer Ansammlung von Einzelpersonen ohne Beziehung zueinander. Vor dem Hintergrund des Verlusts der Gemeinschaft geht es neben der Anerkennung und Ausbildung der je individuellen Persönlichkeit zugleich um die Bildung der Grundlagen für eine neue Gemeinschaft.

Die Ausrichtung auf Fragen der Nützlichkeit hat sich im weiteren Verlauf der Modernisierung verbunden mit einer verstärkten Wertschätzung wissenschaftlicher Objektivität, die das Ästhetische als ein wenig relevantes Randphänomen erscheinen lässt. Neben den künstlerischen Hervorbringungen beginnen sich aber auch verstärkt in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen, insbesondere in der sich immens ausweitenden Warenwelt, ästhetische Gestaltungen zu verbreiten. Sowohl im Äußeren als auch in den inneren subjektiven Haltungen vollziehen sich im 19. und 20. Jahrhundert Ästhetisierungsprozesse, durch die das Ästhetische zu einer grundlegenden Dimension gesellschaftlicher Vermittlungsprozesse avanciert, Orientierungsleistungen erbringt und an der Ausbildung von Subjektformen beteiligt ist. Zwar werden ästhetische Gestaltungen und Reflexionen weitläufig auch in den pragmatischen Lebensvollzügen veranschlagt, angesichts ihrer geringeren Objektivität im Sinne einer Allgemeingültigkeit werden diese aber in ihrer gesellschaftlichen Relevanz leicht unterschätzt.

Die gestreiften Überlegungen Schillers haben in ihrer Frageperspektive wenig an Aktualität eingebüßt. Bei allen Errungenschaften der Modernisierungsprozesse ist nicht zu übersehen, dass sich die Forderungen nach Gleichheit, Freiheit und Solidarität nur begrenzt verwirklicht haben. Auch ist nicht zu übersehen, dass in sozialer, ökologischer, ökonomischer und kultureller Hinsicht problematische Nebenfolgen aufgelaufen sind und dass sich die Instrumente und Kompetenzen für eine adäquate Bearbeitung dieser Nebenfolgen nur unzureichend mitentwickelt haben. Die derzeitige Komplexität gesellschaftlicher Prozesse wird begleitet von erheblichen Reflexionsdefiziten, die eine kontinuierliche Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf die Problemlagen erschweren.

Schillers Diagnose der Lage seiner Zeit verweist darauf, dass für eine wünschenswerte Veränderung der Gesellschaft nicht nur die strukturellen Vorgaben bearbeitet werden müssen, sondern darüber hinaus eine Selbstveränderung der Akteure erforderlich ist. Denn gesellschaftliche Prozesse vollziehen sich in einem Wechselspiel aus Bedingungen und Handlungsvollzügen, wobei letztere gewissermaßen die subjektive Seite der Reproduktion der Strukturen darstellen. Die in der vorliegenden Studie anvisierte Untersuchungsperspektive bewegt sich in der Rahmung dieser Überlegung: Geht es um wünschenswerte und erforderliche Veränderungen, so gilt es beide Seiten der sozialen Praxis in den Blick zu nehmen und die Möglichkeiten eines Wandels auszutarieren. Dafür erscheint es erforderlich, den ästhetischen Dimensionen und Potentialen der sozialen Praxis sowohl in der gesellschaftlichen als auch in der individuellen Reflexionsarbeit ein stärkeres Gewicht beizumessen und entsprechende Unterstützungssysteme auszubauen.

Hiermit ist nicht gemeint, den musischen Fächer ein bis zwei Stunden mehr zu spendieren, um der Ausschleichung dieser Fächer in der schulischen Bildung entgegenzuwirken. Vielmehr ist an eine Perspektive gedacht, die der gesellschaftlichen Relevanz des Ästhetischen als Vermittlungsmedium mit grundlegenden Orientierungsfunktionen und als zentrale Größe in der Ausbildung von Subjektformen Rechnung trägt. Dafür erscheint die Entwicklung von Bildungs- und Reflexionsformen sinnvoll, die an unterschiedliche Fächer und soziale Kontexte gleichermaßen anknüpft. In Entsprechung zur gesellschaftlichen Relevanz einer zunehmenden Ästhetisierung sozialer Praxis quer zu den gesellschaftlichen Teilbereichen müsste eine ‚ästhetische Bildung‘ und die Reflexion des Ästhetischen weitgefächert aufgegriffen werden, um Kompetenzen für ein Antworten auf die mit den Ästhetisierungen verbundenen Anforderungen ausbilden zu können. Die Künste selbst haben die Schritte in die Gesellschaft längst vollzogen, indem sie beispielsweise Praktiken aus den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereichen aufgreifen und reflektieren. Das hier anvisierte ‚Lernen vom Ästhetischen‘ setzt aber weder bei den Künsten allein an, noch beschränkt es sich auf die spezifischen Qualitäten ästhetischer Wahrnehmungen und Erfahrungen. Es zielt darüber hinaus darauf, dass zwischen unterschiedlichen Reflexionsformen und -qualitäten, seien diese eher ästhetisch, emotional oder kognitiv geprägt, vielfältige Wechselbeziehungen bestehen, die es näher zu erforschen und zu berücksichtigen gilt.¹

Die Überlegungen widmen sich in kursorischen Skizzen zunächst einigen Aspekten der andauernden gesellschaftlichen Transformationsprozesse, die hier unter den Begriffen ‚Hybridisierung‘, ‚Mediatisierung‘ und ‚Ästhetisierung‘ betrachtet und im Hinblick auf die mit ihnen erwachsenden Anforderungen für die Orientierung im Handeln und in der Generierung von Bedeutungen befragt werden. Die Überlegungen führen im Weiteren zu Fragen nach den Potentialen des Ästhetischen in seinen Wechselbezügen zu anderen Reflexionsformen und im Hinblick auf die Ausbildung einer verstärkt erforderlich erscheinenden ‚Kompetenz des (schöpferischen) Antwortens‘.

Das erste Kapitel der vorliegenden Studie befasst sich mit unterschiedlichen Aspekten übergeordneter gesellschaftlicher Entwicklungsdynamiken, die als ambivalente Prozesse der Modernisierung aufgefasst werden können. Es geht hier zunächst darum, die Pluralität der Prozesse des sozialen Wandels, ihre spannungsreichen und konfliktgeladenen Dynamiken zu markieren. Aus diesen Dynamiken und Spannungen erwachsen Entwicklungstendenzen, die als Einflussfaktoren der in den nachfolgenden Kapiteln thematisierten Überlegungen eine wichtige Rolle spielen. Dazu zählen auch Entwicklungstendenzen, die mit dem Begriff der Hybridisierung beschrieben werden. Mit dem Begriff lässt sich zum einen die heterogene Grundverfassung eines Großteils kultureller Phänomene hervorzuheben und zum anderen

¹ Die Unterscheidung zwischen ‚ästhetischen‘, ‚emotionalen‘ und ‚kognitiven‘ Reflexionsformen wird im Folgenden als analytische verwendet, um Gewichtungen unterschiedlicher Wahrnehmungs- und Reflexionsqualitäten kenntlich zu machen, die im Gebrauch schwerlich voneinander zu trennen sind. ‚Kognitiv‘ verweist hier auf Vollzüge, die auf sachliche, rational begründbare Erkenntnisse zielen und ‚ästhetische‘ und ‚emotionale‘ auf solche, die sich an den ästhetischen Erscheinungen und den subjektiven Reaktionen auf diese orientieren und ggf. die Wahrnehmungssituationen erwägend auf die eigene Lebenssituation oder andere Themenzusammenhänge zurückbeziehen. ‚Ästhetische‘ und ‚emotionale‘ Vollzüge sind daran beteiligt, die Vielfalt der Erscheinungen einem Verstehen zugänglich zu machen, ohne dafür bereits rational begründete ‚Konzepte‘ veranschlagen zu können.

verweist er auf die kritischen Potentiale und Anforderungen, die aus der Zusammenführung und Kombination heterogener Elemente, kultureller Codes und Muster erwachsen können. Insbesondere über die Massenmedien erfahren unterschiedlichste kulturelle Muster und Programme, durch die wir uns selbst und der Welt Bedeutung beimessen, eine weite Verbreitung und gehen Verbindungen und Überkreuzungen ein, die klare Zuordnungen zu bestimmten kulturellen Traditionen und Stilen unterlaufen. Kulturelle Praxisformen werden dadurch nicht nur selbst mediatisiert, sondern zugleich einer potentiellen Vergleichbarkeit zugeführt, weshalb es für einzelne Formen schwerer wird, alleinige Gültigkeit oder Deutungshoheit zu beanspruchen. Es erwachsen die Möglichkeit und der Bedarf, kulturelle Praktiken kritisch zu reflektieren; Kultur wird mithin zu einer Aufgabe und Verantwortung der individuellen und gemeinschaftlichen Konstruktionsarbeit.

Im zweiten Kapitel wird es dann um weitere Facetten gesellschaftlicher Mediatisierungsprozesse gehen. Nach einer allgemeinen Reflexion über Medien und Medialitäten, die zu einer Betrachtung von etwas anderen Massenmedien, nämlich den Medien des Urbanen führt, werde ich mich Fragen der Mediatisierung des Raums zuwenden. Um einige zentrale Gesichtspunkte der räumlichen Transformationen hervorzuheben, die sich im Gefolge von Globalisierungsprozessen in Wechselwirkung mit den neuen digitalen und telekommunikativen Medien vollziehen, werde ich auf Untersuchungen aus der Geographie und der Soziologie zurückgreifen. Raum wird hierbei als Beziehungsgefüge von ökonomischen, sozialen und subjektiven Dimensionen aufgefasst. Der Wandel räumlicher Beziehungen, wie sie im Zuge der intensivierten internationalen Arbeitsteilung in Wechselbeziehung mit den Entwicklungen neuer technologischer Möglichkeiten zu beobachten sind, wirkt sich grundlegend auf die sozialen Praxen aus. Mit der Zunahme der Fernbeziehungen im Vergleich zu den Nahbeziehungen infolge transporttechnischer und telekommunikativer Errungenschaften lässt sich eine Verlagerung von der ortsgebundenen leiblichen Erfahrung in die kognitive Dimension beobachten, aus der zugleich neue Vermittlungsanforderungen erwachsen.

Durch die Transformationen urbaner und telekommunikativer Räume verändert sich zugleich das Verhältnis zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem. Medientechnisch ermöglicht wird eine weitreichende Entkoppelung der Handelnden von den Kontexten, in denen ihre Handlungen Wirkungen zeigen. Generell hat die immense Streuung von Teilaspekten der Produktion in unterschiedliche Räume zur Folge, dass an der Sichtbarkeit gearbeitet werden muss, um z.B. den Zusammenhang, den ein Produkt von der Herstellung über die Wertschöpfungen bis zum Konsum ausmacht, und die dabei anfallenden, aber weitgehend ausgeblendeten Nebenfolgen und Externalisierungskosten anschaulich werden zu lassen.

Im anschließenden Abschnitt werde ich an Überlegungen zu den Verstrickungen von menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren, die im ersten Kapitel unter dem Gesichtspunkt der Hybridisierungsprozesse eingeführt werden, anknüpfen und die ‚medialen Vermittlungen‘ des Technischen diskutieren. Diese sind ebenfalls in ihrer inhärenten Ambivalenz, einerseits Handeln zu entlasten, andererseits aber auch unerwünschte Nebenfolgen zu verstetigen und aus der Aufmerksamkeit fallen zu lassen, näher zu betrachten. Zwei wesentliche Ergebnisse seien hier vorwegnehmend zumindest angedeutet. In der Medien- und

Techniktheorie wird deutlich, dass uns Technologien und Medien nicht einfach als äußere Gegenstände gegenüberstehen, die wir bei Bedarf einsetzen und wieder ablegen können, sondern dass Technologien und Medien auf grundlegende Weise an der Weltaneignung und -interpretation beteiligt sind. Technik wird in der jüngeren Techniktheorie selbst unter medialen Gesichtspunkten und im Hinblick auf ihre Vermittlungen des Sozialen betrachtet; es wird von soziotechnischen Systemen gesprochen, um der wechselseitigen Durchdringung und Verflechtung von sozialen und technischen Prozessen Rechnung zu tragen.

In Technik wird Können, Wissen und Wollen gesellschaftlich tradiert. Dadurch, dass wir uns in der Organisation des Alltagshandelns in fast allen Lebensbereichen auf technische Objekte oder Systeme beziehen, werden zugleich immer auch nicht-intendierte Handlungsfolgen reproduziert, die aber wiederum uneingestandene Bedingungen des alltäglichen Umgangs mit Technik sind. Technik und Medien sind aber mindestens in zweierlei Hinsicht auch unbestimmt, insofern sie die Welt als etwas Neues betreten und so andere Weisen der Bezugnahmen und veränderte Perspektiven eröffnen. Sie sind zudem unbestimmt, weil ihr Gebrauch nicht in ihrer Funktionsbestimmung aufgeht, d.h., dass Technik und Medien immer auch anders Anwendung finden können als dies mit ihrer Herstellung intendiert wurde. In Verbindung mit technischen und medialen Vermittlungen werfen sich generelle Fragen nach den gesellschaftlichen Aufmerksamkeitsverteilungen auf, die ich in erster Linie mit Blick auf die Massenmedien ansprechen werde.

Die eingangs angedeutete Frageperspektive, die auf die Möglichkeiten zu einer Selbstermächtigung und Selbstveränderung zielt, führt im dritten Kapitel zu einer Thematisierung von Subjektkonzeptionen. In der Subjekttheorie wird zunehmend nachvollzogen, dass sich die Ausbildung von Subjektformen in grundlegender Weise auch über ästhetisch angeleitete Orientierungen vollzieht. Im Unterschied zum Homo oeconomicus richten sich die Vollzugformen der alltäglichen sozialen Praxis nicht nur an Nützlichkeitsabwägungen aus, sondern sind durchsetzt von ästhetischen Reflexionen und von Reflexionen des Ästhetischen. Entsprechend sind die Subjektformen, die sich über die sozialen Praktiken und die mit diesen assoziierten Diskurse ausbilden, von ästhetischen Momenten mit bestimmt.

Einsetzen wird das dritte Kapitel zunächst mit der Rekonstruktion einer Grundverfassung des Subjekts, wie sie in Helmut Plessners Rede von der Exzentrischen Positionalität des Menschen zum Ausdruck kommt. Demnach ist das Zentrum des Subjekts durch eine Öffnung gekennzeichnet, die es sowohl ermöglicht als auch erforderlich werden lässt, eben diese Öffnung zu bespielen. Wie vielfältig und historisch variabel die Bespielungen ausfallen und wie abhängig sie von gesellschaftlichen Machtpraktiken und Diskursen sind, werden die folgenden Abschnitte zumindest andeuten können.

Die Erörterungen zu den Subjektpositionen bereiten die Überlegungen im abschließenden sechsten Kapitel vor, in dem es um Fragen nach zeitgemäßen Kompetenzen zur Selbstermächtigung im Umgang mit den vielfältigen Ansprachen der Alltagswelt und nach den dafür relevanten Potentialen ästhetischer Vermögen gehen wird. Angesichts der gesellschaftlichen Relevanz von Ästhetisierungsprozessen, angesichts ihrer Vermittlungsleistungen

und -anforderungen und ihrer Bedeutung in der Subjektkonstitution kann der Bedarf ihrer kritischen Reflexion kaum überschätzt werden.

Im vierten Kapitel werde ich entsprechend auf unterschiedliche Gesichtspunkte der Ästhetisierung eingehen. Nach einem einführenden Beispiel umfassender Ästhetisierungsbemühungen, wie sie in der Disney-Stadt ‚Celebration‘ zum Ausdruck kommen, werde ich übergeordnet zwischen veräußerten und verinnerlichten Formen der Ästhetisierung unterscheiden. Veräußerte Ästhetisierungen betreffen die Zunahme häufig strategisch eingesetzter, ästhetischer Gestaltungen in der Alltagswelt. Sie fungieren unter anderem als harmonisierendes ‚Multimedialium‘, das die im Zuge der Modernisierung zunehmende Differenz zwischen gelebten Erfahrungen und möglichen Erwartungen ästhetisch bearbeitet. Verinnerlichte Ästhetisierungen betreffen die Ausbildung subjektiver Wahrnehmungsweisen, ästhetischer Haltungen und Lebensstilisierungen, die wir uns im Verlauf der Sozialisation mehr oder weniger bewusst aneignen und einverleiben. Beide Dimensionen der Ästhetisierung lassen sich unter anderem als Bewältigungsversuche der hohen gesellschaftlichen Vermittlungsanforderungen auffassen. Aus subjektiver Perspektive werden in diesen Bewältigungsversuchen ästhetische, emotionale und kognitive Reflexionsformen gleichermaßen veranschlagt.

Von besonderem Interesse ist die Beziehung zwischen ästhetischen, emotionalen und kognitiven Aspekten der Selbst- und Weltbezüge auch deshalb, weil die ausgedehnte Ästhetisierung der Lebenswelt es geradezu erforderlich werden lässt, die orientierenden ‚Erkenntnisse‘, die in der Alltagswelt über das Ästhetische erzielt werden, sowie das Ästhetische in den Erkenntnissen ernst zu nehmen. Mit Blick auf den Diskurs über die reflexive Modernisierung haben sich Scott Lash und John Urry in diesem Zusammenhang für eine stärkere Berücksichtigung der ‚ästhetisch hermeneutischen Reflexivität‘ ausgesprochen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine zentrale Bedeutung in der Selbst-Reflexion von Individuen und Gesellschaft erlangt. Die ästhetisch hermeneutische Reflexivität bezieht sich zum einen auf ästhetisches Material, das über Bilder, Klänge, Erzählungen etc. vermittelt wird, und thematisiert zum anderen die inhaltlichen Grundlagen der zur Lebensstilisierung herangezogenen Unterscheidungen. „Als Selbst-Reflexion befragt sie unseren Sinnhorizont.“ (Lash 1996a: 356)

Während im vierten Kapitel die Vermittlungsleistungen der Ästhetisierung im Vordergrund stehen, richte ich die Aufmerksamkeit im anschließenden fünften Kapitel auf die ‚*ästhetischen* Vermittlungen‘. Über eine Reflexion spezifischer Qualitäten ästhetischer Wahrnehmungen und Erfahrungen werde ich zunächst versuchen, Beziehungen zwischen kunstästhetischen, ästhetischen und außerästhetischen Erfahrungen zu umkreisen. Es wird sich zeigen, dass sich zwar spezifische Differenzen der unterschiedlichen Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Produktivitätsformen ausmachen lassen, dass diese aber nicht strikt verbunden sind mit den Einteilungen, die beispielsweise in Gegenüberstellungen zwischen ‚alltäglich‘ und ‚ästhetisch‘, oder ‚kreativ‘ und ‚reproduktiv‘ zum Ausdruck kommen. Die für ästhetische Erfahrungen spezifischen Reflexionsformen erwachsen aus dem Zusammenspiel verschiedener Elemente, die sich in unterschiedlichen Ausprägungen in ganz verschiedenen Zusammenhängen beobachten lassen. Und auch schöpferische Qualitäten beschränken sich sicherlich

nicht auf Aktivitäten im Feld der Künste. Es wird sich darüber hinaus zeigen, dass ein erweiterter Erfahrungsbegriff, wie er insbesondere von John Dewey konzipiert wurde, Anknüpfstellen liefert, für eine Betrachtung der Relevanz des (Kunst)Ästhetischen im Alltagshandeln wie auch für dessen kritisch-reflektorischen Potentiale. Die über ‚ästhetische Spiele‘ gesammelten Erfahrungen bleiben nicht in dem Feld zurück, in dem wir sie gesammelt haben, sondern werden zu einem Teil unseres Erfahrungshintergrundes, mit dem wir durch die unterschiedlichsten Kontexte wandern. Auch die ästhetischen Erfahrungen gehen in unsere Haltungen und Perspektiven, Zugangsweisen und Reflexionsformen ein und stricken mit an unseren Selbst- und Weltbezügen. Mit Blick auf Jacques Rancières Arbeiten zur ‚Aufteilung des Sinnlichen‘ ist deshalb ergänzend auch von einer je subjektiven Aufteilung des Sinnlichen auszugehen, die sich nicht unerheblich auf die soziale Praxis (auch im Umgang mit der Kunst) auswirkt.

Vor dem Hintergrund der skizzierten Anforderungen und Möglichkeiten des Ästhetischen und ausgehend von Überlegungen von Bernhard Waldenfels zu den ‚Spielräumen des Antwortens‘ werde ich im letzten Kapitel nach Anknüpfstellen für eine Kompetenz Ausschau halten, die ich versuchsweise als eine ‚Kompetenz des Antwortens‘ bezeichnen möchte. Im Hinblick auf die gesuchte Kompetenz werde ich von der begrifflichen Konstruktion ‚Responseability‘ sprechen. Mit diesem Konstrukt ist an eine Konnotation des englischen Wortes ‚Responsibility‘ gedacht, das zum einen die Worte ‚response‘ und ‚ability‘ mit sich führt und so an eine ‚Fähigkeit zu antworten‘ denken lässt. Zum anderen lässt sich ‚Responsibility‘ mit ‚Verantwortung‘ bzw. ‚Verantwortlichkeit‘ übersetzen. Damit möchte ich der Situation Rechnung tragen, dass wir im Handeln auf eine gewisse Weise immer auch Politik im Kleinen betreiben.

Der individuelle Möglichkeitsraum des Wahrnehmens, Reflektierens und Handelns wird maßgeblich von den gesellschaftlichen Bedingungen mitbestimmt, seine Bespielung ist allerdings nicht determiniert. Die über die gesammelten Erfahrungen mit der Zeit subjektiv ausgebildeten Möglichkeitsräume des Wahrnehmens, Reflektierens und Handelns wirken zurück auf die äußeren Bedingungen, unter denen sie sich weiter entwickeln können. Die gesuchte Kompetenz weist unterschiedliche Komponenten auf, die in der Alltagspraxis mehr oder weniger bewusst veranschlagt werden. Dazu zählt beispielsweise eine Kompetenz, für die Aleida Assmann die Bezeichnung ‚ästhetische Aufmerksamkeit‘ gewählt hat. Ästhetische Aufmerksamkeit lässt die Wahrnehmung und Reflexionsarbeit umschalten „vom Alltäglichen aufs Außeralltägliche und vom Sinnlichen aufs Geistige bzw. vom Abstrakten aufs Sinnliche, vom Gewöhnlichen aufs Ungewöhnliche und vom Zweckmäßigen aufs Bedeutungsvolle“ (Assmann 2001: 22). Diese Kompetenz ruht wiederum auf der Fähigkeit auf, situativ eine Distanz zu dem Strom der Ereignisse aufbauen zu können, um ggf. Reflektionsintervalle einbinden zu können. Wie im Zitat angedeutet, betrifft eine Komponente die Fertigkeit, von einer Reflexionsform zu einer anderen überzugehen, etwa von der bloßen Anschauung einer Erscheinung zur Reflexion einer von dieser angeregten Erinnerung oder imaginierten Vorstellung oder auch zu bestimmten Kenntnissen, die mit der Erscheinung zu tun haben könnten.

Die gesuchte Kompetenz setzt gewissermaßen auf einer Ebene ‚unterhalb‘ der im Bildungskontext üblicherweise diskutierten Kulturtechniken an, greift aber zugleich auf Elemente zurück, die in diesen gleichermaßen veranschlagt werden. Situativ nimmt sie jeweils in unterschiedlicher Gewichtung verschiedene Beurteilungs- und Bearbeitungsvermögen auf. Die Überlegungen gehen davon aus, dass diese Fähigkeiten und Fertigkeiten in Konfigurationen gebracht werden können, die es erlauben, die Anforderungen, die aus den weitgehenden Ästhetisierungen und Mediatisierungen sozialer Praxis erwachsen, reflektierter bearbeiten zu können. Es ließe sich auch sagen, es geht um die Frage nach einer im Alltag situierten Urteilskraft.

In der Suche nach einer Kompetenz des Antwortens wende ich mich im weiteren Verlauf einer Konzeption politischer Partizipation im Sinne einer ‚Kritik als soziale Praxis‘ (Celikates) zu. Im Hinblick auf wünschenswerte gesellschaftliche Transformationen werde ich dabei auf die oben bereits angesprochene Doppelperspektive zurückkommen: es geht darum, die Veränderungen der strukturellen Vorgaben im Zusammenhang zu betrachten mit den Möglichkeiten der Akteure zur Selbstveränderung. Hinweise hierfür bieten unter anderem die an Foucault anknüpfenden Arbeiten von Wilhelm Schmid zur Philosophie und Praxis einer Lebenskunst. Den im fünften Kapitel thematisierten ‚Elementen‘ ästhetischer Wahrnehmungshaltungen und Produktivität dürfte dabei eine ebenso wichtige Rolle zukommen wie dem verfügbaren Wissen, der kritischen Analyse und den Wechselverhältnissen unterschiedlicher Reflexionsformen.

Da auch die Möglichkeitsräume für Praktiken der Selbstveränderung historischen und kulturellen Bedingungen unterliegen, werde ich auf die Notwendigkeit der Weiterentwicklung geeigneter ‚Unterstützungssysteme‘ hinweisen, die das ganze Spektrum menschlicher Reflexionspotentiale berücksichtigen. Im Unterschied zu Versuchen, die verschiedenen Reflexionsformen fein säuberlich zu trennen und bestimmten gesellschaftlichen Feldern zuzuordnen, weist die Betonung ihrer wechselseitigen Beziehungen und Ergänzungen auf eine Perspektive, die es im Hinblick auf ihre Relevanz für das Alltagshandeln und für die darin vollzogenen Politiken weiter zu erkunden gilt. Es geht letztlich nicht darum ‚auf Vernunft zu verzichten, sondern sie zu erweitern.‘ (Meyer-Drawe 2000: 52)

1 Kritische Hybridisierungen

1.1 Ambivalenzen des gesellschaftlichen Wandels

Die mit der Moderne assoziierten sozialen Wandlungsprozesse können wohl kaum als gradlinig und eindeutig bezeichnet werden. Angesichts der Nebenfolgen der Modernisierungsprozesse, wie etwa der beschleunigten Ressourcenverzehrung und den ökologischen Folgekosten wird der Glaube an unbegrenzten Fortschritt infrage gestellt. Die bestehenden Defizite in der Umsetzung demokratischer Legitimationsformen bzw. deren Überformung durch dominierende Interessen und die anhaltende Ungleichheit in der Verteilung der Wohlstandzugewinne lassen die Perspektive einer weiter zunehmenden Demokratisierung und allein auf Wirtschaftswachstum gründenden Wohlstandvermehrung fraglich erscheinen.

Im Unterschied zu modernisierungstheoretischen Positionen, die nahelegen, die Entwicklung der modernen Gesellschaften von bestimmten strukturellen Kernmechanismen her zu begreifen, wie etwa der Differenzierung oder Rationalisierung, wird der gesellschaftliche Entwicklungsprozess vermehrt als ein vielschichtiger angesehen, der durch grundlegende Ambivalenzen gekennzeichnet ist. Einen wichtigen Beitrag in diese Richtung haben Hans van der Loo und Willem van Reijen Anfang der 1990er Jahre mit ihrer Studie zum Projekt und den Paradoxen der Modernisierung vorgelegt. In der Studie versuchen die Autoren, die Ambivalenzen der Moderne systematisch in vier Dimensionen zu erfassen. Unter den Begriffen Differenzierung, Rationalisierung, Individualisierung und Domestizierung zeigen sie auf, wie sich in strukturellen und kulturellen Hinsichten und mit Blick auf die (Selbst)Verortung der Individuen und auf den Umgang mit der Natur paradoxe Entwicklungsdynamiken ausbilden. Die Studie kann als ein Versuch betrachtet werden, die Beziehungen unterschiedlicher, auch widerstreitender Momente der Entwicklung der Moderne zusammenzuführen, ihre Interdependenzen und ‚Unstimmigkeiten‘ nachzuzeichnen. Verabschiedet werden damit theoretische Modelle, die einzelne Momente isolieren und zum ersten Grund der übrigen Transformationsphänomene stilisieren.

Als Rahmensetzung für die folgenden Untersuchungen erscheint es lohnend hier knapp die vier von van der Loo und van Reijen hervorgehobenen Entwicklungsdynamiken zu skizzieren.

Der für die Entwicklung der Moderne kennzeichnende gesellschaftliche Differenzierungsprozess ist verbunden mit einer gesteigerten Komplexität, die organisatorisch bewältigt werden muss. Auf der Ebene der strukturellen Entwicklungsdynamik zeigt sich ein *Differenzierungsparadox* (Loo/Reijen 1992: 35f. und 115ff.). Die gesellschaftlichen Einheiten spalten sich immer weiter auf und die einzelnen Teile übernehmen jeweils spezialisierte Funktionen. Zugleich müssen die unterschiedlichen Teile aber verstärkt zusammenarbeiten, was mit der Zeit zu neuen „Integrationseinheiten [führt], die einer zentralen Autorität unterstellt werden.“ (Loo/Reijen 1992: 35) Es kommt sowohl zu einer „Maßstabsverkleinerung“ als auch zu einer

„Maßstabsvergrößerung“; die Teileinheiten müssen in abstrakte, übergreifende Systeme integriert werden. Mit der fortschreitenden und sich internationalisierenden Arbeitsteilung erwachsen daraufhin auch neue Formen der Zusammenarbeit, die soziale Gruppen weit übergreifen. Deshalb unterscheiden sich die Mitglieder einer Gruppe zwar immer stärker in dem, was sie tun, aber die Unterschiede zwischen den Gruppen schwächen sich tendenziell ab. Das hierdurch angeregte Verwischen der Grenzen zwischen Gruppen führt zur Ausbildung neuer sozialer Verbindungen, die quer zu den hergebrachten Gruppen verlaufen. Der Einzelne erlangt dadurch eine größere Autonomie gegenüber anderen Einzelpersonen, er wird in fast allen Lebensbereichen aber auch abhängig von einer Vielzahl von Personen, die ihm zumeist unbekannt sind. Dieser Differenzierungsprozess ist begleitet von einer „Informalisierung sozialer Beziehungen.“ (ebd.: 117)

Verbunden mit diesem doppelseitigen Prozess sind vielgestaltige Spannungen und Probleme, wie etwa die Tendenz, zu ‚wissen‘, was auf der Welt geschieht, aber gravierende Probleme um die Ecke, beispielsweise in den Wohnheimen zur Versorgung älterer Menschen zu übersehen.

Das *Rationalisierungsparadox* (vgl. ebd.: 36f. u. 157f.) ist eng mit dem Prozess fortschreitender Differenzierung verbunden, bezieht sich jedoch stärker auf die kulturelle Dimension gesellschaftlicher Transformation. Rationalisierung kann hier als ein übergreifender Entwicklungsmodus aufgefasst werden, der sowohl im Hinblick auf weltanschauliche Fragen als auch bezüglich des gemeinschaftlichen und individuellen Handelns zunehmend auf ordnendes und systematisierendes Eingreifen bedacht ist, um die Natur und die soziale Wirklichkeit vorhersehen und berechnen zu können. Dieser Modus umfasst zwei scheinbar gegenläufige Entwicklungen; die erste bezeichnen van der Loo und van Reijen als Pluralisierung, die andere als Generalisierung. Die vielfältigen, relativ selbständig agierenden sozialen Einheiten, Organisationen und Institutionen entwickeln in ihrer möglichst effektiven Verfolgung der gesetzten Ziele jeweils eigenständige kulturelle Muster, Umgangsformen, Innen- und Außenbeziehungen und Wertsysteme. Mit dieser Pluralisierung geht eine Tendenz einher, sich auf die jeweils eigenen Logiken zu fokussieren und keinen Blick mehr für das Ganze auszubilden. Die „Fragmentierung von Kenntnis“ lässt den verstärkten Bedarf erwachsen, die Komplexität sowie die Problematiken der Entwicklungen nachzuvollziehen, was auf individueller Ebene kaum möglich erscheint.

Neben der Pluralisierung und Fragmentierung entwickelt sich aber auch eine Tendenz der Vermischung unterschiedlicher, vormals getrennter kultureller Systeme, Werte und Bedeutungen. Durch diese Dynamik einer Vermischung kultureller Muster erlangen diese eine größere Reichweite, erfahren aber zugleich eine Relativierung ihrer verhaltensregulierenden Bedeutung. „Je mehr die Allgemeinheit kultureller Systeme wächst, desto schwächer wird ihre Aussagekraft. Mit anderen Worten, die Übersicht nimmt zu, aber die Einsicht nimmt ab.“ (ebd.: 37) In der Doppelseitigkeit von pluralisierenden/fragmentierenden und generalisierenden Tendenzen bilden sich Spannungen aus, aber auch komplementäre Beziehungen. So werden mit weltweit vermarkteten Musiktiteln und Filmen kulturübergreifende Angebote generiert, die gemeinsame Bezugsgrößen bereitstellen, zugleich erwächst ein Bewusstsein von der Spezifität lokaler bzw. regionaler kultureller Programme. Vom Einzelnen wird

abverlangt, in ganz unterschiedlichen kulturellen Kontexten agieren zu können, deren ‚Sprachen‘ er mehr oder weniger versteht. Ein Verständnis des Großteils der sozialen Praxisformen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Teilbereichen bleibt uns zwangsläufig verschlossen. Es ließe sich sagen, dass es gerade die übergreifende Konsumkultur ist, die eine Teilhabe über die Fragmente hinaus verspricht (vgl. Abschnitt 4.4.2 dieser Arbeit).

Mit den beiden skizzierten Entwicklungsdynamiken eng verbunden ist das *Individualisierungsparadox* (vgl. Loo/Reijen 1992: 38f. u. 194f.). Es betrifft den Wandel des Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft. Waren Einzelne in traditionellen Gemeinschaften in überschaubare soziale Gruppen über relativ klare Regeln sozialisiert und eingebunden, so begibt sich das moderne Individuum in Abhängigkeitsverhältnisse von anderen, die zunehmend abstrakt und undurchsichtig werden. In Verbindung mit der Pluralisierung der Kulturen wird diese Abstraktheit als Autonomisierung des Individuums empfunden. Der Einzelne kann vielfältige Beziehungen zu anderen, zu unterschiedlichen Gruppen und kulturellen Zusammenhängen unterhalten. Mit dem Schwinden der Relevanz eines überschaubaren Sets traditioneller Werte, verflüchtigen sich für den Einzelnen tendenziell aber auch verlässliche Orientierungen für die Identitätsbildung. Die stärkere Bedeutung von übergeordneten Institutionen und abstrakten bürokratischen Regularien erwecken zudem Empfindungen der Machtlosigkeit.

„Erlöst von den drückenden Bindungen traditioneller sozialer Beziehungen und mit immer mächtiger werdenden bürokratischen Strukturen konfrontiert, glaubt sich das moderne Individuum immer selbständiger in seiner Entscheidungsfreiheit, während es gleichzeitig auch immer stärker unter dem Zwang steht, diese Entscheidungen überhaupt zu treffen. Der Aufbau einer individuellen Identität [...] läuft notwendigerweise parallel zum Aufbau immer umfassender Kollektive.“ (ebd.: 195)

Diese Kollektive können als Amalgamierungen von sozialen und technisch-medialen Akteuren aufgefasst werden, die in ihren jeweiligen Praxisformen gewichtige Nebenfolgen generieren (vgl. Abschnitt 1.2.3 dieser Arbeit). Das *Domestizierungsparadox* (vgl. Loo/Reijen 1992: 39f. u. 234f.) drückt sich in der Spannung aus zwischen verbesserter Beherrschung der natürlichen Lebensbedingungen durch Technik und Wissenschaft einerseits und zunehmender Abhängigkeit von den technischen Hilfsmitteln und ihren organisatorischen Systemen andererseits. Mit der Distanzbildung zur Natur und zum eigenen Körper bindet sich der Mensch verstärkt in selbst geschaffene soziotechnische Umwelten ein, die tendenziell ‚ganz natürlich‘ erscheinen. Die Domestizierung der Natur bei gleichzeitiger Ausbildung komplexer soziotechnischer Systeme verlangt eine Domestizierung der Individuen durch soziale und durch innere Disziplinierung in Anpassung an die Erfordernisse der Systeme, der zeitlichen Taktung und der erweiterten räumlichen Beziehungsnetze.

Die vier Dimensionen der Modernisierung umfassen die Dimensionen der gesellschaftlichen Strukturierung, der kulturellen und individuellen Entwicklung und der Natur und stehen in einem grundlegenden wechselseitigen Beziehungs- und Verflechtungsverhältnis. Dabei erscheinen die in ihnen jeweils gefassten Entwicklungsdynamiken als sich gegenseitig widersprechend. Sie können, darauf verweisen die Autoren selbst, aber als zwei Seiten eines

Entwicklungsprozesses aufgefasst werden. Ich bevorzuge es für den vorliegenden Zusammenhang, die sicherlich in vielerlei Hinsicht weiter zu diskutierenden Modernisierungsdynamiken als ambivalente Prozesse aufzufassen, in denen die inneren Spannungsmomente gerade auch komplementäre Beziehungen aufweisen.

Je nach Beobachterperspektive und Differenzierungsabsicht könnten weitere Prozessmomente ergänzt werden, so etwa auf der Ebene des strukturellen Wandels Prozesse der Beschleunigung, der Ökonomisierung und Globalisierung, der Technisierung, Mediatisierung und Ästhetisierung, die sich wiederum auf die anderen Ebenen und Prozesse auswirken. In den folgenden Abschnitten werde ich einige Gesichtspunkte dieser ebenfalls ambivalenten Entwicklungsdynamiken aufgreifen, die als aktuelle Ausprägungen der Ambivalenzen der Modernisierung aufgefasst werden können.

Im nächsten Abschnitt folgt zunächst ein ‚Schnelldurchlauf‘ durch verschiedene Aspekte des gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandels. Es handelt sich um Aspekte, die sich unter dem Gesichtspunkt der mit ihnen erwachsenen Vergleichbarkeit von kulturellen Codes und Programmen versammeln lassen; einer Vergleichbarkeit, die selbst wiederum als ambivalent aufgefasst werden kann. Sie sind zugleich durchzogen von einer allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungstendenz, die von manchen Beobachtern als Hybridisierung bezeichnet wird.

1.1.1 Ambivalente Vergleichbarkeit

Translokale Mobilität und fortschreitende Mediatisierung der Alltagserfahrung versetzten kulturelle Bestände und Praktiken, die in ihrer Genese häufig als lokal verankert konzipiert wurden, in einen Zustand der Vergleichbarkeit. Wie dies Georg Simmel eindringlich beschrieben hat, ist das Alltagsleben in den Großstädten bereits um die Wende zum 20. Jh. durch eine fortwährende Konfrontation mit dem Fremden und mit unvertrauten kulturellen Formen gekennzeichnet. Durch den gesellschaftlichen Wandel sieht sich das Subjekt mit massiven gesellschaftlichen Transformationen konfrontiert. Die gesteigerte Warenproduktion und -zirkulation wird auch damals als ‚Verflüssigung‘ aller Bestände erlebt; in der Alltagswelt werden alle Beziehungen als fließend und alle Werte als vergänglich wahrgenommen. Die Einbindung des Subjekts in die soziale Gemeinschaft wird abgelöst durch die Konstruktion der eigenen Identität aus einzelnen Elementen (vgl. Dröge/Müller 1995: 44ff.). Simmel beobachtet eine zunehmende Spannung zwischen der Dichte der in der Großstadt versammelten ‚objektiven Kultur‘ – also der im städtischen Raum versammelten Objektivationen des Geistes – und den individuellen Ansprüchen der ‚subjektiven Kultur‘. Die Kulturgüter fallen durch ihre wachsende Fülle und steigende Komplexität zunehmend aus der Verfügungsmacht der Individuen und scheinen die subjektiven Entfaltungsmöglichkeiten zu erdrücken. Diesen Differenzerfahrungen begegnen die Großstädter mit der Ausbildung eines großstadttypischen Sozialverhaltens, das gekennzeichnet ist durch Blasiertheit, Intellektualität, Distanziertheit und Gleichgültigkeit (vgl. ebd. und Abschnitt 2.1.3 dieser Arbeit).

Scott Lash und John Urry sprechen im Hinblick auf die seit den späten 1960er Jahren in einem weiteren Schub stark zunehmende Produktion symbolischer und kultureller Güter von individualisierten und symbolisch gesättigten Gesellschaften, in denen die professionellen Mittelklassen in starkem Maße an der Produktion und Zirkulation von Symbolen beteiligt sind. In dieser Zirkulation verbinden sich affektive, ästhetische, narrative, moralische und sinnbezogene Dimensionen. Für die Autoren kommt der Klasse der Symbolproduzenten, die zugleich auch hungrige Symbolkonsumenten sind, eine besondere Bedeutung in dem andauernden gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozess zu (vgl. Lash/Urry 1994 221f. u. Abschnitt 4.4.3 dieser Arbeit).

Der quantitative Zuwachs der Symbolproduktion und -distribution bleibt nicht ohne qualitative Folgen. Er stellt neue Anforderungen an die individuelle und gesellschaftliche Arbeit an der Wirklichkeitskonstruktion und wird von neuen Aneignungsformen begleitet. So wird es in der medial vermittelten Kommunikation durch die zunehmende Ablösung der Informationen aus ihren Kontexten schwieriger, ihre Relevanz und Glaubwürdigkeit einschätzen zu können.

Es sei angemerkt, dass die ‚Verflüssigung‘ von Beständen und der darin tradierten Werte zum einen begleitet wird von rigiden Versuchen, die Pluralität der Differenzen durch klare Wertsetzungen zu reduzieren und zum anderen nicht alle gesellschaftlichen Handlungsbereiche gleichermaßen betrifft. Denn bestimmte Strukturierungsparameter halten sich offensichtlich durch und zeigen sich als äußerst anpassungsfähig, wie etwa der Produktionsmodus, der in kapitalistischen Gesellschaften weiterhin auf dem privaten Besitz der Produktionsmittel, der Trennung zwischen Produzenten und Produktionsmitteln und auf der Handhabung der Arbeitskraft als Ware basiert. Der gesellschaftliche Entwicklungsmodus hat sich dagegen im Zuge der Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechniken sehr wohl grundlegend verändert. Letzterer bezieht sich auf die technologische Infrastruktur der Gesellschaft, auf die Art der (technologisch vermittelten) Beziehung zwischen der Arbeitskraft und dem Rohmaterial unter Anwendung von Energie und Wissen. Nach Überlegungen Manuell Castells und anderer bieten die neuen Technologien vorrangig Möglichkeiten zur Veränderung von Informationsverarbeitungsprozessen. Und Prozesse gehen anders als Produkte in alle Sphären menschlicher Aktivität ein. Das charakteristisch Neue ist, dass Information ebenso wie die Ergebnisse der Informationsverarbeitung selbst zu Rohstoffen werden (vgl. Castells 1989).

Mit den Informationstechnologien und ihren – sozial organisierten – Auswirkungen auf Prozesse werden also nicht nur die Produktionsprozesse transformiert, sondern auch die Konsumtions-, Reproduktions- und sozialen Interaktionsprozesse. Hieraus ergeben sich weitreichende Folgen für die Beziehung zwischen der Sphäre sozio-kultureller Symbole und der produktiven Basis der Gesellschaft (vgl. ebd.: 15). In einer Gesellschaft, in deren Produktionsprozessen sich Informations- und Wissensverarbeitung zu den maßgeblichen Komponenten entwickeln, wird die Fähigkeit der Arbeitskräfte, Informationen zu verarbeiten und Wissen zu erzeugen, mehr denn je zu einem Produktivitätsfaktor. In organisatorischer Hinsicht sind die Möglichkeiten, unterschiedliche mitunter global verteilte Prozessmomente steuern zu können, eng mit einer intensiven Nutzung mediatisierender Technologien verbunden. In

der Redeweise von der Wissensgesellschaft kommt zum Ausdruck, dass für die Arbeit in solchen soziotechnischen Netzen symbolanalytische und -manipulierende Fähigkeiten von vorrangiger Bedeutung sind (vgl. z.B. Stehr 2001). Helmut Willke stellt sogar fest, dass die „symbolischen Ebenen [...] die materiellen [steuern], wie das globale Finanzsystem das Schicksal der realen Ökonomie steuert“ (Willke 2002: 250). Allerdings sollte die angesprochene Dynamik nicht darüber hinweg täuschen, dass diese an Verteilungen von materiellen Gütern und Zugangsmöglichkeiten zu Ressourcen gebunden ist, und dass sie begleitet wird von der Errichtung neuer Barrieren und Bestände.

Tendenziell trägt die Überproduktion und beschleunigte Zirkulation kultureller Güter bzw. symbolischer Codes zu einer ambivalenten Destabilisierung bestehender symbolischer Ordnungen bei. Ein guter Teil der zirkulierenden Zeichen, Bilder und kulturellen Formen bewegt sich schwerelos durch die elektronischen Medien und dringt in Räume ein, die sich durch den Ansturm durcheinander bringen lassen und bisweilen moralische Attacken und Empfangsverbote heraufbeschwören. Die ordnungsbildende Funktion von Kultur in Form von Normen und Werten wird dadurch erheblich irritiert.

Kulturelle Aspekte und Informationen sind für die erfolgreiche Produktion und Distribution von Waren und, damit verbunden, für die Ausübung von Macht von zentraler Bedeutung. Wird die ästhetische Ausgestaltung auch kommunikativer ‚Produkte‘ zu einem zentralen Instrument in der Attraktion der Konsumenten, so ist es gerade die Variabilität des Geschmacks – dynamisiert durch die flexibilisierte Produktion und die beschleunigte Halbwertszeit von Waren –, die wiederum selbst sowohl die Produktgestaltung als auch das Konsumverhalten anfällig werden lässt für unabsehbare Fluktuationen. Diesbezügliche Unsicherheiten werden sich weder durch ästhetische Überformungen noch durch sachliche Evaluationen ausschließen lassen. Dennoch besteht auf individueller und gesellschaftlicher Ebene die Anforderung, sowohl auf informativen wie auf symbolischen und emotionalen Ebenen stabilisierende Orientierungen zu generieren. Solche Ordnungen werden durch die erweiterten Möglichkeiten ihres Vergleichs vermehrt in ihrer Konstruiertheit erkennbar, das heißt jedoch nicht, dass ihnen weniger Orientierungsleistung zukommen muss als ‚kulturellen Mustern‘ (siehe unten), die durch Gewohnheit und Tradition fortgeschrieben werden. Es sind auch Ordnungen denkbar, die sich als vorübergehende zu erkennen geben und die in sich flexibel sind, die aber zugleich auch größere Anforderungen an die Individuen stellen, die sie ihrem Handeln zugrunde legen.

Erfahrungswissen wird im Zuge der medientechnisch beschleunigten Kommunikations- und Austauschprozesse verstärkt mit medial vermittelten Inhalten durchzogen. Friedrich Krotz spricht diesbezüglich von einer ‚Mediatisierung kommunikativen Handelns‘ (vgl. Krotz 2001). Die raumzeitlichen Erfahrungshorizonte erweitern sich angesichts der Möglichkeiten, medial die unterschiedlichsten kulturellen Programme und ihre symbolischen Codes auszutauschen. Daraus erwachsen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene zugleich neue Anforderungen, das medial Erfahrene in die Lebenszusammenhänge zu integrieren oder sich vor der Vielfalt abzuschotten. Es ist offensichtlich, dass damit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen Vermittlungsinstanzen zur Reduktion der gesteigerten Komplexitäten

eine verstärkte Bedeutung gewinnen, sei dies im Feld der Politik (z.B. NGO's), der Produktion und des Konsums (z.B. Natur- und Verbraucherschutz) der Kunst oder allgemein der Kultur.

Medien gewinnen zunehmend Relevanz für das Alltagshandeln, erbringen relevante Orientierungsleistungen und wirken sich auf die zwischenmenschlichen Beziehungen aus. Zugleich spielen die Kommunikationsprozesse via Medien eine wichtige Rolle in der Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Themen. Die neuen Techniken der Simulation des Möglichen spielen einem Sog zu, der darin ausgemacht werden kann, dass ein zunehmender und maßgeblicher Teil der sozial wahrgenommenen Wirklichkeit eigens „zur Attraktion von Aufmerksamkeit“ (Franck 2000: 112) synthetisiert und herausgegeben wird (vgl. auch Abschnitt 2.4 dieser Arbeit).

In den Massenmedien werden zunehmend auch politische Inhalte in Inszenierungsschemen der Unterhaltung eingebettet. Zugleich werden alltagsrelevante Informationen in Fernsehserien, Quiz-Shows etc. integriert. Massenmediale Unterhaltungsangebote übernehmen damit wichtige Funktionen für die Vergemeinschaftung, etwa bezüglich des geteilten Verständigungshorizontes, z.B. dadurch, dass über die Programmangebote vermeintlich immer auch gesehen wird, was andere sehen. Populäre Medienangebote bieten Material für konsensbildende Kommunikationen und zur Ausbildung von Identität. Sie fungieren zum einen als Befestigung des sozialen und kulturellen Status Quo und zum anderen bieten sie – über die Potentiale der Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Themen – Möglichkeiten, gesellschaftliche Wandlungsprozesse informativ und emotional zu begleiten und zu verstärken.

In Prozessen der Mediatisierung wird die mitunter enge Verbindung zwischen Ort, Kultur und kohärenter Identität in Unterscheidung zu anderen aufgelockert. Durch die Möglichkeiten der (elektronischen) Medien werden vormals separierte Bereiche in Beziehung gesetzt und die Verbindung zwischen den konkreten Lebensorten und den ‚Orten‘ der sozialen Beziehungen gelockert. Kulturelle Unterschiede können – zumindest zeitweise – aus einer Distanz zu den jeweils dominanten Attraktoren betrachtet werden, wodurch auch ihre Funktion als Referenzgrößen für Orientierung und Engagement in Frage gestellt wird. Hieraus erwachsen ambivalente Konfrontationen und Mischungen unterschiedlicher ‚kultureller Programme‘, die neue Perspektiven eröffnen und zugleich Befürchtungen und Ängste wecken können.

Insbesondere für Personengruppen, die ihre Herkunftsländer verlassen haben, erwächst die Anforderung, sich aus den in den neuen Umwelten vorgefundenen materiellen und symbolischen Mitteln und sozialen Beziehungen ein Leben zu gestalten. Sie sind besonders auf Beziehungen zu Menschen mit vergleichbarem kulturellem Hintergrund und weitreichende Fernbeziehungen zu ihren Herkunftsregionen angewiesen, um Aspekte ihrer kulturellen Praxis aufrecht erhalten zu können. Beschleunigter transkultureller Austausch und die Mischung kultureller Formen sind zugleich mit Bestrebungen nach neuen ‚klaren‘ Unterscheidungen und ‚reinen‘ Traditionen assoziiert.²

² Angemerkt sei, dass im Hinblick auf die Frage ‚kultureller Integration‘ deutlich unterschieden werden muss zwischen einer Neutralisierung kultureller Unterschiede durch die regional jeweils dominanten kulturellen Praktiken und For-

In den hier angedeuteten Wandlungsprozessen zeichnet sich ab, dass sich die Rahmenbedingungen für die Herstellung von Bedeutung in der Selbstreflexion, der Reflexion anderer und der Welt wie auch der eigenen Position in ihr weitreichend verändern; Kultur und Identität werden auf neue Weise ‚fraglich‘. Kultur wird zur individuellen und gesellschaftlichen Konstruktionsaufgabe und Verantwortung und nicht mehr der Fortschreibung durch Gewohnheit und Tradition überlassen. Eine zunehmende Mediatisierung der Erfahrung, durch die wir unsere Selbst- und Weltbezüge strukturieren, bedeutet aber nicht eine Auflösung jeglicher kultureller Ordnung, vielmehr ist sie begleitet von der Möglichkeit und Notwendigkeit die Bestände kritisch zu reflektieren und umzubilden.

Die als Vorlauf auf die folgenden Abschnitte knapp skizzierten Aspekte des gegenwärtigen kulturellen Wandlungsprozesses, der durch Tendenzen zur Hybridisierung gekennzeichnet ist, weist in einem ambivalenten Sinne kritische Dimensionen auf. Einerseits kommt es zur Vermehrung von Differenzerfahrungen, wodurch diese potentiell einer erhöhten Vergleichbarkeit zugeführt werden. Im Zuge der Pluralisierung von symbolischen Ordnungen und Codes, die untereinander neue Beziehungen aufbauen, wird sowohl das Selbstverständliche als auch das Fremde tendenziell fraglich und damit reflektierbar und kritisierbar. Prioritätensetzungen in sozialer, kultureller, ökologischer und ökonomischer Hinsicht zeigen sich als gesellschaftlich generierte Setzungen, die Voraussetzungen für die damit assoziierten Interaktionsprozesse bilden. Ihre Aushandlung, Gestaltung und Verstetigung wird damit zugleich zu einer gesellschaftlichen Zentralaufgabe. Während sich kulturelle Traditionen wechselseitig relativieren und damit fraglich werden, eröffnen sich experimentelle Mischformen, die bereits auf einem Erproben des Perspektivenwechsels beruhen.

Mit der Vergleichbarkeit und Fraglichkeit kultureller Muster und Programme erwächst andererseits eine Unsicherheit bezüglich der Relevanz einzelner Programme; kulturelle Unsicherheit wird zu einer auszuhaltenden Grunderfahrung. Zugleich wird die Arbeit an der Orientierung, der individuellen und gemeinschaftlichen Verortung und Identitätsbildung wie auch an der Setzung von Prioritäten zu einer Daueraufgabe. Zumindest in den Massenmedien ist scheinbar alles möglich, darf alles gesagt und problematisiert, darf frei gewählt und konsumiert werden. Die Welt liegt uns im Bildschirmschein zu Füßen. Mit dieser Freiheit wird tendenziell der Anschein der Freiheitlichkeit des gesellschaftlichen Gesamtsystems assoziiert. Zugleich werden die darin gärenden grundlegenden strukturellen Widersprüche und Problemlagen, Ungleichheitsverhältnisse und Machthierarchien abgeblendet.

Aus den sichtbaren Unsicherheiten der Ordnungen können rigide Versuche der Abschottung und der Leugnung von Geltungsansprüchen anderer Ordnungen erwachsen. Es können sich allerdings auch kulturelle Programme ausbilden, die um ihren vergänglichen Status wissen und ihre Stabilität nicht in den Programmen selbst verorten, sondern aus den Beziehungen zu bereits gesammelten und noch zu erwartenden Erfahrungen generieren. Die Entwicklung von Kompetenzen und von adäquaten gesellschaftlichen Unterstützungssystemen für eine produktive und nicht-exkludierende Bearbeitung (und nicht Beseitigung) der ‚kritischen‘ Mög-

men und den Möglichkeiten kulturell reflexiver Co-Konstitution, die Raum für die gewählte Fortschreibung von Momenten der jeweiligen kulturellen Hintergründe und für die Kommunikation von Unterschieden gewährt.

lichkeiten und Unsicherheiten hat bislang mit den angedeuteten Entwicklungen nicht mithalten können. Drei kritische Dimensionen des Gemeinten lassen sich für den vorliegenden Untersuchungszusammenhang differenzieren.

Eine kritische Dimension betrifft das individuelle und kollektive Wissen. Das mit den aktuellen Medienentwicklungen verschärfte Problem, die Glaubwürdigkeit und Relevanz von Informationen in den unermesslichen Datenräumen einschätzen zu können, bringt noch nicht abzuschätzende Veränderungen mit sich im Hinblick auf die Anschlussfähigkeit kommunikativer Prozesse und im Hinblick auf das Wissen, die Erwartungen und die Konventionen, die mit diesen verbunden sind. Mit dem Zuwachs an Wissen nimmt auch das Nicht-Wissen zu, was generell zu einer Situation der Unsicherheit beitragen, aber auch zur Ausbildung neuer Umgangs- und Austauschformen führen kann (Beispiele bieten etwa die Open-Source-Bewegung und offene Wissensplattformen wie Wikipedia).

Medial vermittelte Inhalte beeinflussen das, was individuell und gesellschaftlich in den Blick gerät und was nicht. Dies kann sowohl von einer Reduktion als auch von einer Steigerung der Unsicherheiten gegenüber dem Unvertrauten begleitet sein. Allein schon aufgrund der Quantitäten lässt sich aber nur ein Bruchteil aller Differenzerfahrungen kognitiv einholen und reflektieren. Es zeichnet sich ab, dass für eine produktive Bearbeitung des kulturellen Wandels nicht-exklusive Zugänge zu den Wissensvorräten und Übersetzungsversuche zur Schaffung von Möglichkeiten des transkulturellen Austausches und damit auch zur Ausbildung transkultureller Kompetenzen an Bedeutung gewinnen.

Eine weitere kritische Dimension, die allerdings nur analytisch von der des Wissens geschieden werden kann, betrifft die eher emotionalen und ästhetischen Ebenen der Differenzerfahrung und der individuellen und gemeinschaftlichen Selbstverständigung. Es wurde bereits angedeutet: das Zusammentreffen einer Pluralität von Differenzen ist typisch für das Alltagsleben in Großstädten. Hier erfolgt eine Gewöhnung an andere und anderes, ohne notwendigerweise einherzugehen mit dem aktiven Erwerb von ‚sachlichen‘ Informationen. Vielmehr werden hier ‚Kenntnisse‘ angesprochen, die weniger bewusst erlangt werden und nicht auf den ‚Begriff‘ zu bringen sind, die aber dennoch relevant sind für den kontinuierlichen Prozess der Identitäts- bzw. Kohärenzbildung und Orientierung in der Alltagspraxis.

In der Medienkommunikation spielen ästhetische und emotionale Aspekte gleichermaßen eine wichtige Rolle in der Bereitstellung von Materialien, symbolischen Codes und Formen für den Prozess der Wirklichkeitskonstruktion. Die komplexitätsreduzierende Mischung von Unterhaltungs- und Informationsangeboten kann in diesem Zusammenhang als Hinweis auf allgemeine Tendenzen einer Ästhetisierung der Information und einer Informatisierung des Ästhetischen gelesen werden. Es wird deutlicher erkennbar, dass ästhetische Wahrnehmung und ästhetisches Bewusstsein eine nicht unerhebliche Rolle auch in der erkenntnisorientierten Reflexion des Selbst und der Welt spielen. Und umgekehrt beinhalten ästhetische Gestaltungen ‚Wissen‘ über Dinge, Menschen und deren Beziehungen, an dem wir uns, wenn auch nicht unbedingt bewusst, orientieren. Die Wechselbeziehungen zwischen kognitiven, ästhetischen, emotionalen und praktischen Aspekten in der Selbst- und Weltreflexion bedürfen näherer Berücksichtigung und Untersuchung, um das, was mehr oder weniger intentional in

Szene gesetzt ist, dechiffrieren zu können. Neben und in Beziehung zu frei zugänglichen Informationssystemen, die an der Produktion und Bereitstellung von ‚adäquatem‘, in erster Linie kognitiv nachvollziehbarem Wissen arbeiten, steigt der Bedarf an Unterstützungssystemen, die sich stärker auf die ästhetischen und emotionalen Aspekte der Welterzeugung und Weltauslegung beziehen und die Übersetzungshilfen bezüglich unterschiedlicher ‚kultureller Programme‘ bieten für eine Erkundung der Pluralität einer überkomplexen Welt.

Eine weitere kritische Dimension betrifft die Motivationen und Ziele, die eine vitale Rolle in der Orientierung, im Lesen der Umwelt und im Antworten auf das Gegebene spielen. Das Zusammentreten von vormals getrennten kulturellen Praktiken bietet veränderte Projektionsflächen für Motivationen und Ziele. Diese Dimension verweist auf die komplizierte Beziehung zwischen uns, unseren Wahrnehmungen und Handlungen und den Dingen um uns. Sie kann sowohl auf die Verstrickungen unserer Imaginationen und ‚mental Räume‘ in die Wahrnehmung und Erinnerung sowie in die Konstitution der sozialen Welt verweisen wie auch auf die Involviertheit der Dinge in das was wir sehen, wissen und tun.

1.2 Hybridisierungstendenzen

Tendenzen der Hybridisierung werden verstärkt im Hinblick auf die Medien- und Kulturentwicklungen der vergangenen 30 Jahre diskutiert. Im Folgenden wird es nicht darum gehen, den Begriff ‚Hybridisierung‘ feststellend zu definieren, sondern darum, Phänomenbereiche, in denen sich spezifische Merkmale bündeln, einer Reflexion zuzuführen und begrifflich referenzierbar zu machen. Dazu werde ich einige wenige Aspekte zur Verwendung des Begriffs aufgreifen und die für den vorliegenden Untersuchungszusammenhang erforderlichen Ergänzungen vornehmen.

Hybridbildungen sind nicht nur in der Gegenwart vorzufinden, sondern können in unterschiedlichen Ausprägungen sicherlich bereits in früheren Zeiten ausfindig gemacht werden. Was sich jedoch unterscheiden dürfte, ist die Ausprägung und die Relevanz der angesprochenen Phänomene. Es ist keine Zeit bekannt, in der so viel Wissen, so viele kulturellen Muster und Programme, Konsumgüter und ästhetische Gestaltungen, so viele Lebensstile und Zukunftsperspektiven nebeneinander bestehen und für weite Teile der Bevölkerung relativ leicht zugänglich sind, wie heute. Die Assoziationsmöglichkeiten zwischen unterschiedlichen Materialien und Formen, Codes und Stilen, Wünschen und Ängsten, die Vielfalt der Projektionsflächen scheint unbegrenzt.

In ihrer Untersuchung unterschiedlicher ‚Diskurse des Hybriden‘ macht Irmela Schneider Hybridisierungsprozesse als „Signatur der Zeit“ aus, als ein „signifikantes Merkmal der Medienentwicklung und damit der Alltagskultur“ (Schneider 2000: 175, 185). Sie weist damit u.a. darauf hin, dass Unterscheidungen wie echt/unecht, Natur/Kultur, schön/hässlich oder männlich/weiblich in unterschiedlichsten Zusammenhängen ihre Relevanz einbüßen.

Die Begriffe ‚Hybridisierung‘ und ‚Hybride‘ finden allerdings in ganz unterschiedlichen Kontexten Verwendung. Sie werden einerseits als Fachtermini gebraucht, z.B. in Tier- und Pflanzenzüchtung, Chemie, Informationstheorie, Mathematik und Physik, andererseits aber auch metaphorisch in medientheoretischen, philosophischen, soziologischen und kunstwissenschaftlichen Diskursen. Der Prozess der Hybridisierung als Fachterminus meint „erstens die *Kombination von Materialien oder Energien*, die in bezug auf einige Merkmale different sind, andere aber gemeinsam haben. Hybridisierung meint zweitens die *Vereinigung unterschiedlicher technischer Systeme auf einem Träger*, so daß dieser multifunktional wird.“ (Schneider 1997: 19) Dabei wird das Hybride häufig als Differenzkategorie zum Einheitlichen, Homogenen oder auch Reinen angesehen. Insbesondere im Zusammenhang mit Technologien wird Hybridisierung mit einer Steigerung der Effizienz und der Komplexität assoziiert: „Maschinen und Rechner sollen multifunktionaler, vor allem aber schneller werden.“ (ebd.: 56)

Die metaphorische Verwendung des Hybridbegriffs verweist auf Entwicklungen sowohl in der Kunst, in der Medienkultur und im Alltag als auch auf Prozesse der Theoriebildung. „Die Metapher referiert auf Vermischungen von Materialien, Verkettungen von Codes, die Kombination unterschiedlicher Modellbildungen in Theoriediskussionen“ (Schneider 1997: 57), wie auch auf die Verbindung von Elementen unterschiedlicher Lebensstile und Ideologien. Phänomene der Hybridisierung lassen sich mit Barbara Becker auch auffassen als „Vermischung unterschiedlicher Handlungs- und Erkenntnisweisen“, als „Verflechtungen differenter sozialer Felder und kultureller Deutungsmuster“ und als „Auflösung herkömmlicher Gegensätze“ (vgl. Becker 1997: 265). Dabei können die Verbindungen auch ohne Intention zustande kommen oder bewusst intendiert werden, beispielsweise als Instrument des Widerstandes gegen hegemoniale Ansprüche bestimmter kultureller Programme (vgl. Hein 2006: 433f.).

Solche Verbindungen vormals scheinbar unvereinbarer Aspekte bringen auch Irritationen bestehender Ordnungsgefüge mit sich und rufen damit „jene Schwellensituation“ hervor, „die gleichermaßen das Potential für die Bildung von neuen Zusammenhängen wie auch das Abgleiten in indifferente Pluralität in sich birgt.“ (ebd.) Verkürzt zusammengefasst drückt sich in der metaphorischen Rede vom Hybriden eine Kritik an universalistischen Ordnungsbestrebungen, an einem Denken in Dualismen und an rigiden Grenzziehungen aus. Becker betont, dass die Arbeit mit einer längst überfälligen Kritik an „universalistisch anmutenden Ordnungen“ allerdings noch nicht erledigt ist. Vielmehr lässt gerade die hybridisierende Verknüpfung unterschiedlicher Ordnungsschemata auch neue Prozesse des Unterscheidens erforderlich werden.

Die Rede vom Hybriden weist scheinbar selbst eine Tendenz zur Auflösung ihres Distinktionsvermögens in der Beschreibung aktueller Phänomene auf, wenn sie bei einem formelhaften Benennen von Vermischungen verbleibt, denn bei genauerem Hinsehen werden sich kaum gänzlich ‚reine Phänomene‘ beobachten lassen. Schneider macht deshalb auch den Vorschlag, die Kategorie des Hybriden streng zu temporalisieren, das heißt, dass es sich nur dann um Phänomene der Hybridisierung handelt, wenn eine Verkettung oder Vermischung unterschiedlicher Codes, Medien oder Diskurse noch nicht konventionalisiert und habituali-

siert ist. Verschwindet das Bewusstsein davon, dass die in einer Verkettung kombinierten Codes etc. auch unabhängig voneinander Bestand hatten, mache es wenig Sinn von Hybriden zu sprechen. Demnach eignet sich die Kategorie des Hybriden eher für eine Kennzeichnung von Übergangsphänomenen als zur Beschreibung von dauerhaften Phänomenen der Vermischung. Das Fernsehen beginnt beispielsweise als hybrides System, da es in seinen Medienangeboten stark von anderen Systemen, wie Literatur, Theater, Musik etc. zehrt. Im Zuge seiner Ausdifferenzierung bildet es dann aber eigene Codes aus. Wenn bestimmte Fernsehserien auch nach Jahrzehnten der Ausstrahlung noch auf das Format des Fortsetzungsromans aus dem 19. Jahrhundert verweisen, dann verliert eine Kennzeichnung dieser Serien als Hybride, so Schneider, ihre Aussagekraft.

Hybridisierung bezeichnet, so lässt sich hier zunächst festhalten, Prozesse, in denen bestimmte Codes, symbolische Ordnungen, Diskurse, Medien in ihrem Operieren maßgeblich über Bezugnahmen auf andere Codes, symbolische Ordnungen, Diskurse und Medien bestimmt werden, ohne sich mit diesen gänzlich zu vermischen. Insbesondere Medien und die gesteigerte Mobilität haben zu einer Ausweitung und Beschleunigung des überregionalen kulturellen Austausches und der Ermöglichung von Bezugnahmen unterschiedlicher Codes und damit zur Ausbildung von Hybridformen beigetragen.

Hybridität hat hier nichts zu tun mit biologischen oder essentialistischen Konnotationen, sondern verweist auf die gesteigerten Möglichkeiten der Bezugnahmen und Austauschprozesse zwischen unterschiedlichen kulturellen Programmen in Prozessen der Bildung von Identität bzw. von Kohärenz (vgl. hierzu Abschnitt 6.2.7). Es geht in mehr oder weniger intendierten Prozessen der Hybridisierung auch um das Aushandeln von kulturellen Differenzen. Die immer schon bestehende Heterogenität der Kulturen wird im Alltag gerne übersehen. Erst aus einer gewissen Distanz zu den dominanten kulturellen Attraktoren können kulturelle Wertsysteme, Formen und Programme und ihre Unterschiede neu in Augenschein genommen und die grundlegende Verflechtung heterogener Elemente als Teil jeder Kultur sichtbar werden. Der Begriff der Hybridität kann den Unterschied betonen zwischen einer Neutralisierung kultureller Unterschiede durch die regional jeweils dominierende Kultur und der Möglichkeit einer Weiterentwicklung der jeweiligen Kulturen durch wechselseitige Reflexion der kulturellen Unterschiede und Gemeinsamkeiten.

Im Anschluss an Schneider und Becker lässt sich Hybridität insbesondere dort hervorheben, wo es sich um Phänomene des Übergangs handelt, die sich aus der Assoziation heterogener Ordnungen ergibt. Im Unterschied zu dem Temporalisierungsgebot von Schneider erscheint die Rede von hybriden Phänomenen aber auch dann sinnvoll, wenn es sich um Phänomene handelt, in denen sich unterschiedliche Elemente dauerhaft und gewissermaßen ‚naturalisiert‘ verbunden haben. Und zwar insbesondere dann, wenn es darum geht, ihre gewordene Amalgamierung zu dekonstruieren und kritisch zu prüfen, ob die daraus erwachsenden Folgen weiterhin für sinnvoll erachtet werden. So zeichnet sich ein guter Teil der Waren, die wir kaufen, durch ein weitgehend ästhetisch vermitteltes Gebrauchswertversprechen aus, das zu dem eigentlichen Gebrauchswert hinzutritt. Diese Hybridisierung zweier Ordnungen, die als

Ästhetisierung näher beschrieben werden kann (vgl. Abschnitt 4.2), hat sich zwar weitgehend verallgemeinert, die Analyse der Verbindung wie auch der sie konstituierenden Elemente erscheint jedoch nach wie sinnvoll bzw. sogar erforderlich. Vergleichbares lässt sich für die Verbindung von menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren zu Aktantennetzen sagen, wie sie Bruno Latour und andere analysiert haben.

Aus einer kulturanalytischen Perspektive erscheint es darüber hinaus sinnvoll zu untersuchen, welche unterschiedlichen Elemente sich zu einem historischen Zeitpunkt gewissermaßen zu einer Konfiguration ‚hybridisiert‘ haben. Wir leben in unzähligen Konfigurationen, denen wir ihre Gewordenheit nicht mehr ansehen. Deshalb erscheint eine genaue Vergewärtigung ihrer Genese notwendig, um die ursprüngliche Differenziertheit und Gestaltbarkeit der in ihnen zum Tragen kommenden Elemente kenntlich zu machen. Zu jeder historisch realisierten Möglichkeit lassen sich nicht realisierte Alternativen ausfindig machen und die Erhellung der Gründe, warum es zu der Verbindung von dem einen mit dem anderen Element, Code oder Impuls gekommen ist, kann Aufschlüsse geben für gegenwärtige Versuche einer De- und Rekonstruktion von Handlungsketten und Rahmenbedingungen bzw. für die Initiierung von neuen.

In Anknüpfung an und Ergänzung zu Latour werde ich deshalb auch die Beziehung zwischen Subjekt und Objekt unter dem Gesichtspunkt der Hybridität betrachten. Eine solche Perspektive erlaubt es, das Augenmerk stärker auf das wechselseitige Konstitutionsverhältnis von Eigenem und Fremden zu richten und die schöpferischen Aspekte im subjektiven ‚Antworten‘ auf die Ansprachen der Umwelten hervorzuheben.

Ich werde mich der weiteren Problematisierung dieses Verhältnisses über zwei Wege nähern. Zunächst möchte ich einige Überlegungen von Bruno Latour aufgreifen, der den Begriff der Hybride (und synonym auch den von Michel Serres übernommenen Begriff der ‚Quasi-Objekte‘) verwendet, um eine veränderte Konzipierung des Subjekt-Objekt-Verhältnisses anzuzeigen. Für Latour ist dieses Verhältnis durch eine grundlegende Verschlingung der subjektiven Vorstellungen und der objektiven Realität gekennzeichnet. Dabei kommt es auch zum Austausch von Handlungsmöglichkeiten zwischen Subjekten und Objekten, die sich in Handlungsnetzwerken zusammenbinden. Subjekte und Objekte werden im Handlungsprozess zu hybriden Gebilden, die den Möglichkeitsraum der Handlungen bestimmen. Die Hybridisierung erfolgt hier über einen lang zurückreichenden sich gewissermaßen schichtweise aufbauenden Prozess der ko-konstitutiven Ausbildung von Subjekten und Objekten.

In Ergänzung zu Latours Fokussierung auf die konstitutive Rolle der Objektwelt in unseren Selbst- und Weltbezügen werde ich im Abschnitt 3.6 Überlegungen aufgreifen, die sich gezielter auf die Frage nach Formen der Subjektivierung beziehen, die in jüngerer Zeit ebenfalls verstärkt unter dem Gesichtspunkt ihrer Hybridität aufgefasst werden.

1.2.1 Handeln in Netzen

Die von Bruno Latour und Michel Callon initiierte Akteur-Netzwerk Theorie (ANT) richtet ihre Aufmerksamkeit auf die soziotechnischen Netzwerke, aus denen heraus sich soziales und technisches Handeln entwickelt. Die Umschreibung ‚technisches Handeln‘ ist hier bewusst gewählt, denn eine der entscheidenden Überlegungen der Akteur-Netzwerk Theorie (und von Latours Versuch einer Überwindung eines asymmetrisch dualistischen Denkens, das dieser als zentrales Kennzeichen der Moderne auffasst) schreibt den Artefakten den Status von ‚Handelnden‘ zu. Um den an cartesianischen Subjektkonzeptionen orientierten Einschlag des Akteursbegriffs zu umgehen, bevorzugt Latour zur Kennzeichnung sowohl menschlicher als auch nichtmenschlicher ‚Akteure‘ deshalb den aus der Semiotik entlehnten Begriff ‚Aktant‘, der dort Menschen, Tiere, Objekte oder auch Konzepte umfasst. Was beim Menschen Ziel genannt wird, lässt sich bei den Dingen als Funktion erfassen (vgl. Latour 1995: 116, 198). Ebenfalls in begrifflicher Distanzierung zur Moderne spricht Latour nicht von der Gesellschaft, sondern vom ‚Kollektiv‘. Das Kollektiv setzt sich aus Menschen und nichtmenschlichen Akteuren gleichermaßen zusammen und betont, dass politisches Handeln ein schwieriger Aushandlungsprozess unterschiedlicher Interessen ist. Genau das wurde nach Ansicht Latours durch die strikte Gegenüberstellung von Natur, die von Wissenschaftlern beweisfähig ergründet wird, auf der einen und der Gesellschaft auf der anderen Seite überdeckt und an die Bewertungskriterien wissenschaftlicher Rationalität gekoppelt. Teil seines Ansinnens zielt nun darauf, den, wenn auch müßigen, Vermittlungsprozess des Politischen wieder in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Reflexion zu rücken.

Latour richtet das Augenmerk in der Betrachtung gesellschaftlicher Prozesse auf die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Aktanten. In den Blick geraten so variable Konfigurationen, in denen sowohl Objekte als auch Subjekte an den Wirklichkeiten der jeweiligen Netzwerke mitstricken. Für Latour gibt es keine externen Beobachter eines bestimmten Geschehens oder Naturobjekts, vielmehr tritt der Beobachter mit seinen, die Beobachtung mitbestimmenden relationalen Netzen in Relation zu einem Gegenstand, der wiederum nur in seinen Relationen zu den ihn konstituierenden Bedingungen vorliegt. Wie in der mathematischen Topologie gibt es kein festes Maßsystem, an dem sich das Konstitutionsverhältnis orientieren oder abgleichen könnte.

Am Beispiel der Beziehung zwischen einem Bürger und einer Waffe verdeutlicht Latour den Grundgedanken, wenn er eine Frage mit langer Fragetradition stellt nämlich, ob es Feuerwaffen sind, die töten, oder die Menschen, die die Waffen einsetzen. Latour beantwortet die Frage wie folgt: „*Jemand anderes* (eine Bürger-Waffe, ein Waffen-Bürger). Wie Techniken hergestellt und wie sie eingesetzt werden, werden wir nie verstehen, wenn wir immer noch annehmen, das psychische Vermögen der Menschen sei ein für allemal festgelegt. Mit der Waffe in der Hand bist du ein anderer Mensch.“ (Latour 2002: 217) Wie noch zu thematisieren sein wird, ist die hier angedeutete Vorstellung Latours im Hinblick auf die Frage der Verteilung von Verantwortlichkeit in dem System ‚Bürger-Waffe‘, ‚Waffen-Bürger‘ nicht unproblematisch. „Wenn wir die Waffe und den Bürger [...] als Propositionen begreifen, bemerken wir, daß weder Subjekt noch Objekt (noch ihre Ziele) festgelegt sind. Wenn

Propositionen artikuliert werden, verbinden sie sich zu einer neuen Proposition. Sie werden ‚jemand‘ oder ‚etwas‘ anderes.“ (ebd.)

Mit den Begriffen ‚Propositionen‘ und ‚Artikulationen‘ möchte Latour eine Alternative zu einem Aussagen-Modell bereitstellen, das er als ‚kanonisches Modell‘ bezeichnet. In diesem Modell wird die Kluft zwischen der Welt auf der einen und der Sprache auf der anderen Seite durch korrespondenzherstellende Aussagen überbrückt. Latour hat es sich zur Aufgabe gemacht, die cartesianisch-kantische Tradition der Fundierung der modernen Wissenschaft zu dekonstruieren und die feinen Verbindungen, Übergänge und Transformationen aufzuzeigen, in die jegliches Wissen verstrickt ist, und das der breiten Öffentlichkeit weithin in Form bereinigter Wahrheiten vorgestellt wird. Das von ihm unterbreitete Propositionen-Modell berücksichtigt die Beziehungen zwischen Menschen und ‚nichtmenschlichen Wesen‘ und versucht zugleich, die „Sprachfähigkeit“ (ebd.: 171) zwischen beiden neu zu verteilen.

Propositionen sind „‚Vor-schläge‘“ (ebd.: 172), die Gelegenheiten für Verknüpfungen bieten. Sie sind „weder Aussagen noch Dinge, noch irgendein Zwischenzustand zwischen beiden. An erster Stelle sind sie Aktanten.“ (ebd.: 171) Als Gelegenheiten zur Interaktion erlauben sie es, den Entitäten, für die sie im Reden über Phänomene stehen, sich im Verlauf von Ereignissen zu verändern. Propositionen werden nicht durch einen einzigen Abgrund zwischen Worten und Welt voneinander unterschieden, sondern vielmehr durch zahlreiche Differenzen, „ohne daß sich *im vorhinein* wissen ließe, ob diese Unterschiede groß oder klein, provisorisch oder definitiv, aufhebbar oder unaufhebbar“ (ebd.) sind. Im Unterschied zu der auf Korrespondenz zielenden Beziehung zwischen Aussage und Sachverhalt, spielt die Sprache in den Verhältnissen solcher propositionalen Gelegenheiten selbst eine Rolle in der Artikulation dieser Verhältnisse. So wird ein Sachverhalt bzw. ein Gegenstand zum Beispiel darüber artikuliert, dass er von einem Forscher in ein Ordnungssystem gebracht wird. „Während Aussagen auf eine Übereinstimmung aus sind, die sie nie erreichen können, stützen sich Propositionen auf die Artikulation von Differenzen, die neue Phänomene sichtbar machen – in den Brüchen, die sie unterscheiden.“ (ebd.: 173) Auch wenn Latour intensiv auf Perspektiven und Instrumente zurückgreift, die in der Semiotik erarbeitet wurden, entwickelt er seine Überlegungen als Wissenschaftsforscher insbesondere über die Auseinandersetzung mit Wissenschaft und Technik, und gerade das unterscheidet ihn von semiotischen Ansätzen, die ihre Überlegungen über die Arbeit am Text und an anderen Zeichensystemen gewinnen (vgl. Latour 1996). Und so ist der Prozess der ‚Artikulation‘ für Latour gerade nicht auf Sprache beschränkt, sondern lässt sich auch auf Gesten, Instrumente, Versuchsanordnungen, Forschungsprotokolle etc. anwenden.

In einer detaillierten Untersuchung zu Pasteur zeigt Latour neben anderem auf, wie das Milchsäureferment durch die Kunstgriffe im Labor *artikuliert* wird. Das Milchsäureferment wird zu etwas, „das aus sehr viel mehr Einzelheiten, sehr viel mehr Artikeln besteht – einschließlich der bei der Akademie vorgelegten wissenschaftlichen Artikel! –, aus sehr viel mehr Reaktionen auf sehr viel mehr Situationen [...] und das verdankt es der künstlichen Laborumgebung, einer Proposition, die keinerlei Ähnlichkeit mit dem Ferment aufweist.“ (ebd.: 173f.) Die Gegenstände, an denen Latour sein Propositionsmodell verdeutlicht, sind zumeist Analysen zur Konstruktion von Wissen unter Laborbedingungen. Solche ‚Konstruk-

tionen von Fakten' werden mittlerweile in ganz unterschiedlichen Bereichen der Wissenschaft durch die Wissenschaftsforschung nachgezeichnet (vgl. z.B. Felt/Nowotny/Tascher 1995, Stengers 1997, Knorr Cetina 2002, Hacking 1999).

Um den Prozess der Verkettung der vielen Einzelheiten und Transformationsschritte zu kennzeichnen, die an der Konstitution der Aussagen beteiligt sind, in die ein Aktant wie das Milchsäureferment eingebunden ist, benutzt Latour den Begriff der ‚zirkulären Referenz‘. Dieser Begriff besagt, dass die Phänomene in einem relationalen Gefüge situiert sind, das gewissermaßen in Bewegung bleibt. Die Phänomene zirkulieren darin fortwährend durch eine ‚Kaskade‘ von Transformationen und die Referenzbeziehungen erwachsen aus der Mitte der Verkettung von Elementen heraus sowohl rückwärts wie auch vorwärts (vgl. ebd. 82ff.). Mit diesem, für Latours Propositionsmodell wichtigen Gedanken ist gemeint, dass die Referenz zwischen Aussage und Sachverhalt als ein offener vorgestellt werden kann, als ein Prozess der schrittweisen Verfertigung des Bezugs, der nicht wie im Aussagenmodell ‚das Objekt der Referenz als einen Endpunkt fixiert‘. Das Objekt bzw. der Sachverhalt wird vielmehr in einem längeren Prozess hergestellt, in den unterschiedlichste Übersetzungen und Transformationen von Einzelheiten einspielen. Mit dem Begriff der zirkulären Referenz macht sich Latour daran, die Spannung zwischen ‚dem, was Geschichte hat und dem, was sie nicht hat, zu lockern.‘ (ebd.: 181) Denn für Latour verhindert eine rigide Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, dass Objekte gleichermaßen an der Geschichte ihrer Konstitution teilhaben.

Im Hinblick auf die Geschichte des Milchsäureferments können die Aussagen Pasteurs je nach Zusammensetzung des herangezogenen Materials ganz unterschiedlich in Erscheinung treten, nicht aber das Objekt ‚Milchsäureferment‘, das im Modell korrespondierender Aussagen als unbewegliches Ziel erscheint. ‚Pasteurs Aussage mag eine Geschichte haben – sie taucht 1858 auf und nicht früher –, das Ferment jedoch kann keine haben, denn es war entweder immer schon da oder niemals da.‘ (ebd.: 180) Latour versucht nun aufzuzeigen, dass auch das Ferment eine Geschichte hat, die es aus einem konfigurativen Netzwerk unterschiedlichster Elemente um 1858 entstehen lässt. Ohne hier detaillierter auf die von Latour gestellte Frage und seine Antwort eingehen zu können, ob Fermente schon vor Pasteur bestanden haben, seien hier zumindest einige Hinweise gegeben, die überaus erhellend für ein Verständnis der Verbindungen von menschlichen und nichtmenschlichen Wesen sind.

„Vor 1858 und anderswo hat die Fermentierung andere Leben gekannt, doch ihre *Konkretisierung* [...] ist ein einzigartiges, datierbares, lokalisierbares Leben, das ihnen von Pasteur – er selbst verändert durch seine zweite große Entdeckung – und seinem Labor angeboten wird. [...] Die Entdeckung-Erfindung-Konstruktion der Milchsäurehefe erfordert, daß jeder der Artikel, die in ihre Assoziierung eingehen, den Status einer Vermittlung erhält, d. h. eines Ereignisses, das weder gänzlich Ursache noch gänzlich Wirkung ist, weder vollständig Mittel noch vollständig Zweck.“ (ebd.: 184f.)

Mit dem Zitat ist angedeutet, dass es Latour um eine Markierung der vollen Komplexität von Vermittlungsprozessen zwischen Menschen und nicht-menschlichen Wesen geht. Die Blickverschiebung, die Latour vornimmt, betont, dass die beobachteten/erfundenen/konstruierten Phänomene aus Reihen von vielen kleinen Vermittlungen erwachsen und nicht durch einen

reibungslosen Übergang von Ursache und Wirkung, dass sie aus weitreichenden Konfigurationen hervorgehen, und nicht einfach als eine Aktivierung bestehender Potentialität zu betrachten sind; anders könne die Entstehung von Neuem nicht erklärt werden. Aus solchen Interaktionen heraus begann 1858 in Lille der Prozess der Institutionalisierung des Ferments. Für ein Verständnis der Existenz von Phänomen ist für Latour die Ausdehnung in der Zeit genauso wichtig, wie die im Raum. Denn die verschiedensten Verkettungen von Ereignissen und Konstellationen, die einem Phänomen zugeordnet werden, können auch als Sedimentierungen in der Zeit aufgefasst werden. Die Institutionalisierung des Ferments geht über die Zeit in das Phänomen ‚Ferment‘ ein. Bestimmte Konfigurationen von Relationen hätten im Verlauf der Geschichte auch zu nicht unwesentlichen Veränderungen bezüglich der Auffassung des Ferments führen können. Latour unterscheidet deshalb zwischen zwei Zeitachsen: die eine registriert die lineare Zeit, die andere die Sedimentierungen, die sich einem Gegenstand mit der Zeit auflagern. Auf der zweiten Achse wird ein Teil dessen, was 1858 geschehen ist, erst später konstruiert und dann retrospektiv zu einem Teil dessen, was 1858 konstituiert wurde. So haben sich Pasteurs Entdeckungen zum Ferment erst langsam gegen die Theorie seines Gegenspielers Pouchet von einer ‚spontanen Urzeugung‘ durchgesetzt. Nach dieser Theorie setzt das Phänomen ‚spontan‘ einsetzender Gärungsprozesse nicht aufgrund von luftübertragenen Keimen (so die damalige These Pasteurs) ein, sondern eben spontan aus dem Nichts heraus.

„Schließlich und endlich‘ wurde die spontane Urzeugung ausgerottet, wobei sich das Ensemble aus neu entstehender Bakteriologie, Agrarindustrie und Medizin auf diesen neuen Satz von Praktiken stützte; was jahrhundertlang ein gewöhnliches Geschehen gewesen war, wurde damit in den Glauben an ein Phänomen verwandelt, das ‚niemals irgendwo‘ auf der ganzen Welt existiert hatte. Diese Ausrottung erforderte jedoch das Verfassen von Lehrbüchern, das Schreiben historischer Berichte, den Aufbau vieler Institutionen [...]. Tatsächlich ist ja immer noch intensive Arbeit nötig.“ (ebd.: 186)

Denn die von Pouchet beobachtete ‚spontane Urzeugung‘ tritt auch heute immer noch dann auf, wenn nicht die entsprechenden hygienischen Bedingungen gewahrt werden; auch im Labor. Zur Verdeutlichung des verfestigten Status des konfigurativen Netzes, über das Pasteurs Milchsäureferment konstituiert wurde und das fortwährend über den Einsatz von Arbeit aufrecht erhalten werden muss, verwendet Latour den Begriff der Institution. Eine Institution stellt gewissermaßen die Vermittlungen bereit, über die eine Entdeckung/Erfindung/Konstruktion dauerhaft erhalten werden kann.

1.2.2 Quasi-Objekte

Nichtmenschliche Wesen wie das Milchsäureferment bezeichnet Latour als Hybride, Quasi-Objekte oder Monstren. Ein typisch modernes ‚Monster‘ ist das Ozonloch, das „zu sozial“ ist „um wirklich Natur zu sein“.

„Auf Seite vier meiner Tageszeitung lese ich, daß die Meßergebnisse über der Antarktis dieses Jahr nicht besonders gut sind: Das Loch in der Ozonschicht vergrößert sich gefährlich. Beim Weiterlesen komme ich von den Chemikern der Stratosphäre zu den Generaldirektoren zweier großer Chemiefirmen. Diese wollen ihre Produktionsverfahren ändern, um die 'harmlosen' Fluorchlorkohlenwasserstoffe zu ersetzen, die des Verbrechens gegen die Ökosphäre angeklagt sind. Einige Abschnitte weiter sind es die Staatschefs der großen Industrienationen, die sich mit Chemie, Kühlschränken, Spraydosen und Edelgasen beschäftigen. Am Ende des Artikels widersprechen die Meteorologen jedoch den Chemikern und sprechen von zyklischen Schwankungen, die unabhängig von menschlichen Eingriffen sind. Nun wissen die Industriellen nicht mehr, was zu tun ist. Auch die Staatsoberhäupter zögern. Soll man abwarten? [...] Ein und derselbe Artikel vermischt chemische und politische Reaktionen. Ein roter Faden verbindet die esoterische Wissenschaft mit den Niederungen der Politik, den Himmel über der Antarktis mit irgendeiner Fabrik am Rande von Lyon, die globale Gefahr mit der nächsten Wahl oder Aufsichtsratssitzung.“ (Latour 1995: 7)

Was Latour hier an einem Zeitungsartikel prägnant skizziert, ist wie ein Schnitt durch die verknäulten Beziehungen im ‚Phasenraum‘ des Ozonlochs, das weder Natur noch gesellschaftliches Konstrukt ist, sondern ein Resultat der Interaktionen beider.

Hybride gehören schon seit dem ersten Werkzeuggebrauch zu dem Feld des Sozialen, doch kommt es mit der Moderne einerseits zu einer immensen Beschleunigung ihrer Produktion und Ausbreitung und andererseits zu einer grundlegenden Verkennung ihres Status. Die mit dem Siegeszug der modernen Wissenschaften sich etablierenden Laborpraktiken entlassen unkontrollierbare Mengen von hybriden Wesen aus den isolierten Räumen ihrer rationalisierten Verfahren. Die Selbsttäuschung der Modernen lässt sich Latour zufolge aus dem Zusammenspiel von zwei grundlegenden „Ensembles von Praktiken“ erklären: das erste Ensemble betrifft die durch ‚Vermittlungen‘ von Naturbeobachtungen gesteigerte Produktion von Hybridwesen zwischen Natur und Kultur, das zweite Ensemble führt zu einer strikten Unterscheidung zwischen Menschen und nichtmenschlichen Wesen, die durch ‚Reinigungspraktiken‘ in zwei vollkommen getrennte ontologische Zonen situiert werden (vgl. Latour 1995: 19ff.). Beide Ensembles, die deutlich voneinander geschieden sein müssen, zugleich aber wechselseitig aufeinander bezogen sind, charakterisieren, so die Hypothese Latours, das, was gemeinhin als ‚modern‘ bezeichnet wird.

Für Latour fußt die Moderne im Grunde auf der *reinigenden* Unterscheidung zwischen Natur und Gesellschaft, die über zwei Paradoxien gekennzeichnet ist. Zum einen wird Natur als das Gegebene aufgefasst, das uns unendlich übersteigt und das es zu erkunden gilt; offensichtlich war die moderne Wissenschaft sehr erfolgreich in diesem Unterfangen. Dem gegenüber steht der Gedanke, die Gesellschaft werde durch unser Handeln frei konstruiert, ein Gedanke, den Latour paradigmatisch in Hobbes ‚Leviathan‘ ausmacht. Zum anderen greifen wir in die Natur ein, sie wird zu einer künstlichen Konstruktion in den Labors. Paradigmatisch hierfür hält Latour die experimentalwissenschaftlichen Ansätze von Boyle. Demgegenüber steht die moderne Erfahrung, dass die gesellschaftlichen Entwicklungen alles andere als den Absichten der Menschen folgen und vielmehr aus sich heraus zu unintendierten Entwicklungen führen.

Zugespitzt formuliert, geht die Moderne aus der Gegenüberstellung hervor zwischen den von Boyle und seinen Anhängern erarbeiteten Instrumentarien zur Erfassung der Natur (‚Labor‘,

‚Experiment‘, ‚Tatsache‘, ‚Beweis‘, ‚Fachkollegen‘) und den von Hobbes und seinen Nachfolgern erarbeiteten Begriffen, die zur Kennzeichnung gesellschaftlichen Handelns in Anschlag gebracht werden (‚Repräsentation‘, ‚Souverän‘, ‚Vertrag‘, ‚Eigentum‘, ‚Bürger‘; vgl. ebd.: 37). Aber wie Latour betont, ist es nicht so, dass Boyle einfach einen wissenschaftlichen Diskurs begründet und Hobbes einen politischen, vielmehr kristallisiert sich hier die ontologische Scheidung zwischen dem Bereich der Menschen und dem Bereich der nicht-menschlichen Wesen heraus. „Boyle erfindet einen politischen Diskurs, aus dem die Politik ausgeschlossen werden soll, während Hobbes eine wissenschaftliche Politik ersinnt, aus der die Experimentalwissenschaft ausgeschlossen werden muß.“ Boyle und Hobbes erfinden die moderne Welt, „in der die Repräsentation der Dinge durch die Vermittlung des Labors für immer von der Repräsentation der Bürger durch die Vermittlung des Gesellschaftsvertrags geschieden ist.“ (ebd.: 40f.)

Beide Bereiche sind aufeinander angewiesen, aber Hobbes, obgleich sein Staat Wissenschaft und Technik braucht, handelt nur von der Repräsentation der Bürger her, während Boyles Wissenschaft eine klare Abgrenzung von Religion und Politik voraussetzt. Erst zusammengekommen setzten sie „dieselbe Neuerung in der politischen Theorie [durch ...]: Aufgabe der Wissenschaft ist die Repräsentation der nicht-menschlichen Wesen, aber es ist ihr untersagt, die Politik anzurufen; Aufgabe der Politik ist die Repräsentation der Bürger, aber sie darf keinerlei Beziehung zu den nicht-menschlichen Wesen unterhalten, die von Wissenschaft und Technik produziert und mobilisiert werden.“ (ebd.: 41) Die beiden von Boyle und Hobbes gegründeten Ressourcen nutzen wir, so Latour, noch immer, jedoch ohne darüber zu reflektieren. Allerdings war ihr gemeinsamer Ursprung in den Auseinandersetzungen im 17. Jahrhundert noch sichtbar und sowohl Hobbes als auch Boyle beziehen sich auf eine Praxis, in der noch nicht zwischen einer reinen gesellschaftlichen Kraft und einem reinen Naturmechanismus unterschieden wird.

Die Paradoxie der Moderne liegt nun gerade darin, dass in den Hybriden Natur und Gesellschaft vermischt sind, aber aus der Perspektive der mit Boyle und Hobbes angetretenen Reinigungsarbeit als vollkommen voneinander zu trennende Bereiche erscheinen. Bestand erhält dieses Paradox der Moderne durch eine ‚Verfassung‘, in der vier Garantien ineinander greifen. So konstruieren die Nachfahren Boyles nicht nur die Natur im Labor, sie werden auch nicht müde zu versichern, dass sie sie entdecken. Die erste Garantie lautet demnach: „Auch wenn wir die Natur konstruieren, ist es, als konstruierten wir sie nicht.“ Umgekehrt konstruieren die von Hobbes neu definierten Bürger fortwährend die Gesellschaft, auch wenn sie dafür immer mehr Objekte anheuern müssen, um dem Staatswesen Dauer zu verleihen. Die zweite Garantie besagt entsprechend: „Auch wenn wir die Gesellschaft nicht konstruieren, ist es, als konstruierten wir sie.“ (ebd.: 47) Aber nur dadurch, dass eine dritte Garantie sicherstellt, dass die beiden Bereiche von einander geschieden werden, erscheinen die beiden ersten Garantien nicht widersprüchlich. Die dritte konstitutive Garantie trennt strikt zwischen Naturwelt (auch wenn diese konstruiert ist) und Sozialwelt (auch wenn diese durch Objekte zusammengehalten wird). Sie trennt zudem zwischen der Bildung von Hybriden im Labor und der fortgesetzt notwendigen Arbeit der Reinigung der beiden Bereiche von möglichen Verunreinigungen durch den jeweils anderen (vgl. ebd. 46f.). Die vierte Garantie, die ich

hier nur erwähne, stellt die Trennung Gottes von der „doppelten Sozial- und Natur-Konstruktion“ sicher.

Mit der solcherart garantierten Verfassung der Moderne kommt es in der weiteren Entwicklung allerdings zu einer erheblichen und folgenreichen Verhüllung dessen, was die Wissenschaftler fabrizieren. „Die Arbeit der Vermittlung, in der die Hybriden zusammengesetzt werden, wird von der modernen Verfassung unsichtbar, unvorstellbar, undenkbar gemacht. [...] *Die moderne Verfassung erlaubt gerade die immer zahlreichere Vermehrung der Hybriden, während sie gleichzeitig deren Existenz, ja sogar Möglichkeit leugnet.*“ (ebd.: 50) Was den Modernen nach Ansicht Latours aus dem Blick gerät, ist die konstitutive Verbundenheit der Produktion von Hybriden einerseits und andererseits der Reinigungsarbeit, die es nicht erlaubt, die Vermitteltheit der Arbeit in den Labors anzuerkennen. Durch die Reinigungsarbeit der Moderne wird aber gerade die fortwährende Produktion von Mischwesen unsichtbar, so dass sich diese in der Folgezeit enorm ausweiten können. Denn durch das Ignorieren ihrer Existenz wird den Hybriden ein Raum gewährt, in dem sie sich ungezügelt vermehren können. Wer die Hybriden ignoriert, „indem er alle gefährlichen Konsequenzen ausblendet, entwickelt sie, soweit er kann.“ (ebd.: 59) Die verschiedenen Netze, in die die hybriden Wesen eingeschlungen sind, bilden untereinander Verknüpfungen aus, die wiederum neue Hybride und nicht-intendierte Nebenfolgen erwachsen lassen.

Die Selbsttäuschung der Modernen, Natur und Gesellschaft strickt von einander scheiden zu können, führt zu der Vorstellung, sie seien grundsätzlich anders als die Vormodernen, die eine solch rigoreuse Unterscheidung nicht kennen. Der Titel von Latours Essay ‚Wir sind nie modern gewesen‘, zeigt jedoch an, dass er ganz anderer Auffassung ist. Für ihn sind vormoderne und moderne Gesellschaftsformen nicht grundsätzlich verschieden. Er sieht einen Unterschied eher darin, „daß die moderne Gesellschaft sehr viel *mehr Elemente* übersetzt, verkreuzt, verpflichtet und mobilisiert, als es frühere Gesellschaften getan haben. Entscheidend ist das Verhältnis zwischen der *Größe* von Kollektiven und der Anzahl der an ihnen beteiligten Nichtmenschen.“ (Latour 1998: 56) Was mit der modernen Verfassung im Unterschied zu vormodernen Gesellschaften, in denen Natur und Gesellschaft durch göttliche Ordnungen schon hinreichend vermittelt erschien, aufbricht, ist eine, insbesondere durch Wissenschaft und Technik angetriebene Vermittlungsarbeit, die als solche durch die Trennung der zwei Bereiche (Wissenschaft und Gesellschaft) nicht gesehen wird. Die Verfassung erlaubt es nicht, die nicht-menschlichen Wesen als Elemente der „’wirklichen Gesellschaft““ in Erscheinung treten zu lassen, so dass unter der Hand alle möglichen Monstren produziert werden konnten, „ohne daß diesen irgendeine Auswirkung auf die Fabrik der Gesellschaft zugestanden wurde“ (1995: 60).

Da die Monstren sozial gesehen nicht existieren, bereiten auch ihre Folgewirkungen lange Zeit keine Probleme. Durch die immense Vermehrung der Hybriden und die sich immer deutlicher abzeichnenden nicht-intendierten Folgen ist die moderne Verfassung „unter ihrem eigenen Gewicht zusammengebrochen. Sie wurde überschwemmt von Mischwesen, deren experimentelle Erprobung sie ermöglichte, weil sie ihre Auswirkungen auf die Fabrik der Gesellschaft verheimlichte.“ (ebd.: 68) Durch die Befunde der jüngeren Wissenschaftsforschung wird der Reinigungsarbeit der Boden allerdings gründlich entzogen. Damit ist für

Latour aber auch eine Neuformulierung von Möglichkeiten der Kritik erforderlich geworden und zwar eine solche, die der Vermittlungsarbeit der Hybriden Rechnung trägt.

Latour möchte die durch den modernen Dualismus ermöglichten Errungenschaften beibehalten, aber auf dessen Verblendungen verzichten. Unter anderem möchte er den Wagemut, die Experimentierfreudigkeit und den Innovationsdrang der Modernen weiterführen, aber ihre Selbsteinschätzung überwinden, sowohl grundsätzlich anders als die Vormodernen und zudem abgetrennt von Geschichte und Natur zu sein. Dazu ist es aber nicht nur erforderlich, das Wirken der Hybriden, ihre nicht-intendierten Nebenfolgen in den Blick zu bekommen, sondern auch, „daß die Vermehrung der Monstren verlangsamt, umgelenkt und reguliert“ (ebd.: 21) wird, indem sie offiziell anerkannt werden. Und dabei geht es Latour darum, der Politik wieder zu einen Raum zur Bewältigung ihrer selbstgesetzten Aufgabe zu verhelfen. Die von Latour an Boyle und Hobbes skizzierte Frontstellung ist für ihn eine Etappe eines grundlegenden Missverhältnisses zwischen Wissenschaft und Politik. Mit der Neuzeit gerät die Politik in die missliche Lage, das wurde angedeutet, an den methodischen Regeln und den ‚Vernunftstandards‘ der Wissenschaft gemessen zu werden. Nach Ansicht Latours bedarf es einer Befreiung der Politik von einer Wissenschaft, die als Ideologie einer reinen Übermittlung von Information „ohne Diskussion oder Deformation“ (Latour 2002: 316) eingesetzt wird, um den Prozess politischer Diskussion zu ersetzen. Latour grenzt diese Form der ‚Wissenschaft‘, die „immer nur als politische Waffe gedient [hat], um die Zwänge der Politik zu beseitigen“ (ebd.) von einem Wissenschaftsverständnis ab, das durch Experiment, Berechnungen und den Versuch die eigenen „Handlungsrepertoires“ herauszuhalten, gekennzeichnet ist. Diese zweite Form bezeichnet Latour auch als Forschung, verstanden als „kollektives Experimentieren mit dem, was Menschen und nichtmenschliche Wesen zusammen verkraften oder zurückweisen können.“ (ebd.: 31)

Latour plädiert dafür, die Politik zu befreien von einer politisch instrumentalisierten Wissenschaft vermeintlich neutraler Objektivität, die gewissermaßen eine Aufgabe übernehmen soll, die sie nicht zu leisten vermag, nämlich die Uneindeutigkeit und das Prioritätensetzen des Politischen auszuhalten sowie die Notwendigkeit, die Wichtigkeit bestimmter Sachlagen zu einem gegebenen Zeitpunkt zu beurteilen und Rücksichten auf die große Zahl der Beteiligten zu nehmen. Er plädiert dafür, dem Politischen wieder einen eigenen Kreislauf zuzuerkennen und von den abstrakten Maßstäben einer Wissenschaftlichkeit zu lösen, die ohnehin nur dann eingesetzt werden, wenn es darum geht, den Massen ihre Beurteilungsvermögen abzuspochen und sie mundtot zu machen.³ Das heißt sicherlich nicht, dass die Wissenschaft nicht Brauchbares zur Politik beizutragen hätte, vielmehr nur, dass das, was sie sagt, einer Übersetzung in die politischen Aushandlungsprozesse bedarf.

³ Latour zeigt hier eine Entwicklung auf, die er bereits mit Platon einsetzen sieht (vgl. Latour 2002: 290ff.).

1.2.3 Technische Vermittlungen

Ich möchte noch einmal auf die bereits oben angesprochene Frage zurückkommen, ob die Schusswaffe oder der Mensch, der sie bedient, tötet, beziehungsweise möchte ich der von Latour vorgeschlagenen Lösung etwas weiter nachgehen. Latour betrachtet die Verbindung von beiden als ein anderes Wesen, nämlich als eine ‚Bürger-Waffe‘ bzw. als einen ‚Waffen-Bürger‘. In diesem Zusammenhang ist für Latour der Begriff der technischen Vermittlung zentral, für den er vier Bedeutungen darlegt. In der ersten Bedeutung bezieht sich Vermittlung auf die Abfolge von bestimmten Schritten, von Zielen und Intentionen, die ein Akteur im Durchlauf durch eine Geschichte verfolgt. Trifft, wie im Fall der Bürger-Waffe, ein Aktant (Bürger) mit einem bestimmten Ziel, etwa Jemanden zu erschrecken, auf einen zweiten Aktanten (Waffe), dessen eingeschriebenes Ziel im Töten liegt, kann es zu einem dritten Ziel kommen, das keinem der beiden vorgängigen Handlungsprogramme entspricht. Zum Beispiel könnte der Waffen-Bürger einem Dritten einen Streifschuss verpassen. Latour nennt diese „Ungewißheit der Ziele“, die sich aus der Verkettung unterschiedlicher Aktanten ergibt, ‚Übersetzung‘. Übersetzung meint „eine Verschiebung oder Versetzung, eine Abweichung, Erfindung und Vermittlung, die Schöpfung einer Verbindung, die in dieser Form vorher nicht da war und in einem bestimmten Maße zwei Elemente oder Agenten modifiziert.“ (1998: 34). Diese Verschiebung bzw. Übersetzung lässt das Hybrid-Wesen ‚Waffen-Bürger‘ entstehen.

Die zweite Bedeutung von technischer Vermittlung bezieht sich auf die ‚Zusammensetzung‘ einer Handlung, die Latour als eine aus der Verbindung von Elementen resultierende Eigenschaft auffasst. In den Blick rücken entsprechend die Konfigurationen von Elementen, die eine Handlung ermöglichen; so fliegt nicht der Mensch, sondern die Konfiguration von Flugzeug, Flughafen, Werkstätten etc. „Handeln ist kein Vermögen von Menschen, sondern die Fähigkeit einer Verbindung von Aktanten“ (ebd.: 38). Sicherlich können bestimmten Akteuren in bestimmten Konstellationen ‚handlungsmächtigere‘ Rollen zukommen. Aber die Handlungsoptionen werden erst durch den stetigen Austausch von Kompetenzen ganz unterschiedlicher Aktanten innerhalb eines Netzes ermöglicht.

Latour veranschlagt in diesem Zusammenhang ein grundlegendes „Symmetrie-Prinzip“, das er in deutlicher Analogie zur mathematischen Topologie zu formulieren scheint. Symmetrie wird dadurch bestimmt, was sich durch Transformationen hindurch bewahrt. Für die Beziehung zwischen Menschen und nichtmenschlichen Wesen soll Symmetrie auf diejenigen Kompetenzen und Fähigkeiten verweisen, die Agenten austauschen können, wenn sie sich in Interaktionen überlappen.

Die dritte Bedeutung technischer Vermittlung bezeichnet Latour als ‚reversibles Blackboxen‘. Was damit gemeint ist, lässt sich mit Latour an einem Overheadprojektor verdeutlichen, der kaputt geht: gewöhnlich wird der Projektor als ein mit bestimmten Funktionen ausgestatteter Aktant betrachtet, der sich bei genauerer Hinsicht als ein recht komplexes Gefüge zahlreicher Aktanten herausstellt, die selbst wiederum Komplexität aufweisen – jedes ist für sich eine ‚black box‘ – und auch in ganz anderen Konfigurationen zur Anwendung kommen können, wie etwa die Glühbirne oder die Linse. In der Auffaltung des Overhead-

projektors treten zahlreiche ineinander greifende Akteurs-Netzwerke zum Vorschein, deren einzelne Fäden und Elemente wir noch nicht einmal auszählen könnten. Deshalb kann Latour auch schreiben: „Eigentlich ist die Tiefe unserer Ignoranz gegenüber der Technik unergründlich. [...] Und doch gibt es tatsächlich noch Philosophen, die glauben, es gäbe so etwas wie Objekte.“ (ebd.: 42).

Die vierte Bedeutung technischer Vermittlung zielt nun auf eine Dimension von Technik, die häufig übergangen wird. „Techniken haben eine Bedeutung, doch sie erzeugen auch Bedeutungen, und zwar via eines besonderen Typus von Artikulation, der quer liegt zu den gewöhnlichen Grenzen zwischen Zeichen und Dingen.“ (ebd.) Während mit dem Begriff der Übersetzung eine Verschiebung bezüglich der Ziele und Funktionen von Aktanten angesprochen ist, verweist Latour mit dem nun eingeführten Begriff der ‚Delegation‘ auf eine Veränderung in der Äußerungsweise. So drückt eine zur Verkehrsberuhigung in die Strasse eingelassene Betonschwelle aus, was die Erbauer mit ihr intendieren. Die stattfindende Delegation oder Verschiebung, die sich in der Schwelle im Raum und über die Zeit artikuliert, richtet sich als stumme Ansprache, langsamer zu fahren, an jeden Autofahrer, der vorbeikommt, und der von dieser Schwelle „in den Arbeitgeber eines Artefaktes“ (ebd.: 45) verwandelt wird. Sie bewältigt dies stellvertretend 24 Stunden am Tag und wird deshalb (in Frankreich) auch als ‚schlafender Polizist‘ bezeichnet. Dabei ist die Schwelle zwar auch symbolisch zu verstehen, aber in der Welt der Objekte und nicht in der des Diskurses. Mit der Ansprache wird der Angesprochene in einen anderen Referenzrahmen verschoben und muß sich auf diesen einstellen, ansonsten droht eine Beschädigung des Fahrzeugs.

„Techniken sind Gestaltveränderer, sie machen aus einer Straßenschwelle einen Polizisten und leihen gleichzeitig diesem Polizisten die Dauerhaftigkeit und Hartnäckigkeit von Stein. Die relative Ordnung von An- und Abwesenheit wird umverteilt – ununterbrochen begegnen wir Hunderten, ja Tausenden von abwesenden Machern, weit entfernt in Raum und Zeit und dennoch gleichzeitig aktiv im Hier und Jetzt. Und schließlich untergraben diese Umwege des Handelns auch die politische Ordnung, denn ich verlasse mich auf eine Vielzahl delegierter Handlungen, die wiederum mich selbst dazu veranlassen, Dinge zu tun für andere, die gar nicht mehr länger da sind und die ich auch nie gewählt habe, und deren vergangene Existenz ich auch nicht einmal zurückverfolgen könnte.“ (ebd.: 46)

Latour weist auf den häufig übersehenen Aspekt räumlicher und zeitlicher Verschiebungen bzw. Delegationen von Techniken hin, die so gewissermaßen verkennen lassen, dass es sich bei ihnen um akkumulierte und verkörperlichte, aber zugleich ‚sprechende‘ Handlungen handelt.

Mit seiner Techniktheorie verweist Latour auf die nicht mehr im Einzelnen zu rekonstruierenden Relationsgeflechte, die sich mit der immensen Ausweitung der Delegation von Handlungen an nichtmenschliche Akteure zwangsläufig auch zwischen Techniken untereinander einstellen. Allerdings möchte er damit keine „*Homo faber*-Geschichte“ erzählen, vielmehr geht es ihm darum, „jene Zone zu erreichen, wo einige – wenn auch nicht alle – der Eigenschaften von Beton die eines Politikers werden, und einige – wenn auch nicht alle – Eigenschaften eines Polizisten in die Eigenschaften einer Straßenschwelle verwandelt werden.“ (ebd.: 47) Es lässt sich für Latour kein „Anti-Fetischismus-Programm“ denken, das in eine

Welt führen könnte, in der es keine „Vermittlungsarbeit von Artefakten“ gäbe. Er kritisiert sowohl technikphilosophische Positionen, die davon ausgehen, der Mensch könne einer ‚gestaltlosen Materie‘ seine Ziele und Formen aufprägen, die so zum Vermittler seiner Ziele wird, als auch solche Positionen, in denen sich Technik zu sinnentleerten Zwecken verkehrt und die eine Herrschaft der objektiven Eigenschaften der Dinge über das Soziale ausrufen. Der moderne Fortschrittsmythos ruht nach Ansicht Latours auf der Vorstellung auf, durch eine strikte Trennung zwischen Objektivität und Subjektivität, entwirren zu können, was zuvor verworren war. Diese Trennung bildet die Front, an der sich Fortschritte von Rückschritten unterscheiden lassen sollen. In Latours Konzeption werden nicht mehr Objekte in der Natur und Subjekte in der Gesellschaft untergebracht, vielmehr werden beide über die hier knapp skizzierten Prozesse der Artikulation, Übersetzung, Delegation miteinander verflochten und im Kollektiv zusammengedacht.

Mit dem Begriff des Kollektivs richtet Latour das Augenmerk auf die Vermittlungsarbeit der Technik im Bereich zwischen Subjekt und Objekt, auf den Austausch menschlicher und nichtmenschlicher Eigenschaften in den Relationen zwischen den Aktanten in ganz unterschiedlichen Konstellationen. Techniken werden so zu unberechenbaren Mittlern, „Zweck und Mittel in einem; und daher weben sie mit am Stoff, aus dem die Gesellschaft besteht.“ (Latour 2002: 241) „Anstelle zweier Mächte, deren eine verborgen und unbestreitbar ist (Natur) und deren andere strittig und verachtet ist (Politik), *haben wir dann zwei verschiedene Aufgaben im selben Kollektiv.*“ (ebd.: 365) Dennoch werden Menschen jetzt nicht als Objekte betrachtet und Objekte mit Subjektivität aufgeladen; die unterschiedlichen Eigenarten der verschiedenen Mitglieder des Kollektivs sollen nicht geleugnet werden. Es geht darum, die Subjekt-Objekt-Dichotomie zu umgehen und zu untersuchen, welche Bewegungen das soziale Gewebe eines Kollektivs vollzieht, welche neuen Entitäten eingebunden werden und wie sich das Gesamtgewebe dadurch transformiert. Latour spricht in diesem Zusammenhang auch davon, dass nichtmenschliche Wesen durch Wissenschaft und Technik sozialisiert werden und markiert damit die Differenz zur Auffassung der Moderne, mit der Wissenschaft den Geist von der Gesellschaft lösen zu können, um anschließend der Materie die eigenen Ordnungen aufzuprägen.

Latour möchte ‚Instrumente‘ entwickeln, mit denen ein „gegebenes Kollektiv seinen Aufbau verändern kann, indem es verschiedene Assoziationen artikuliert.“ (ebd.: 237) Für eine solche Arbeit skizziert er ein diagrammatisches Kräftebild, das den Relationen unterschiedlicher Bewegungen nachspürt. Neben der Bewegung der *Übersetzung*, über die unterschiedliche Arten von Materie artikuliert werden, wäre in einem solchen Diagramm verzeichnet, welche Eigenschaften zwischen Menschen und nichtmenschlichen Wesen ausgetauscht werden (*Crossover*‘), wie nichtmenschliche Wesen dazu gebracht werden, in das Kollektiv einzutreten – wie etwa im oben erwähnten Beispiel von Pasteurs Milchsäureferment – (*Rekrutierung*‘), und wie nichtmenschliche Wesen im Kollektiv zur Bildung neuer unerwarteter Hybride angeregt werden (*Mobilisierung*‘). Und schließlich müsste in dem Diagramm zu erkennen sein, in welche Richtung sich das Kollektiv durch solche Veränderungen bewegt (vgl. ebd.).

Mit einem solchen Diagramm ließen sich nach Ansicht Latours unterschiedliche Kollektive unterscheiden, ohne von historischen Zäsuren ausgehen zu müssen, die grundlegende Differenzen unterstellen, wo doch Untersuchungen eher auf eine „bemerkenswerte *Kontinuität*“ hinweisen, „die zwischen Kernkraftwerken, Computerchipentwicklung, Raketensteuersystemen, U-Bahn-Automatisierung und der früheren Mischung aus Gesellschaft, Symbolen und Materialität besteht.“ (ebd.: 239) Der Unterschied früherer und anderer Gesellschaftsformen liegt für Latour nicht in grundlegenden Differenzen der Selbst- und Weltbezüge, sondern, in den verschiedenen Verhältnissen zwischen den Größenordnungen und der Zahl der im Kollektiv rekrutierten nichtmenschlichen Wesen.

1.2.4 Soziotechnische Schichten

„Früher machten wir uns über primitive Völker lustig, weil sie sich vorstellten, eine Unordnung in der Gesellschaft, eine Verschmutzung, könne die Naturordnung bedrohen. Seit wir aus Angst, der Himmel könnte uns auf den Kopf fallen, kein FCKW mehr verwenden, ist uns das Lachen vergangen.“ (Latour 2002: 247)

Um die von Latour vorgenommene Verschiebung der Perspektive auf das Zusammenspiel von Menschen und technischen Systemen besser nachvollziehen zu können, lohnt es im Folgenden, seinen Überlegungen zu dem historisch weit zurückreichenden Prozess der Verschlingung von sozialen und technischen Aspekten noch etwas weiter zu folgen. Latour nimmt eine Differenzierung soziotechnischer Schichten vor, die Ansatzpunkte bietet für eine Alternative zu dem offensichtlich immer noch fest im Sattel sitzenden Fortschrittsmythos, der sich insbesondere im Zusammenhang mit den neuen digitalen Medien erneut eingemischt hat.

Latour entwirft eine Genealogie soziotechnischer Melangen, in der 11 ‚Etappen‘ des Austausches (Crossover) von Eigenschaften zwischen Menschen und nichtmenschlichen Wesen nachgezeichnet werden. In der Konstruktion seines „alternativen Mythos“ (ebd.: 246) beschreibt er den Weg rückwärts, indem er bei den jüngsten Überkreuzungen beginnt und bis zu den frühesten Verwicklungen zwischen Menschen und Artefakten herabsteigt, um die Hybridbildungen aufzuspüren, „die uns zu Menschen bzw. nichtmenschlichen Wesen machen.“ (ebd.: 247) Ich werde seine Überlegungen in Form eines komprimierten Schnelldurchlaufs nachzeichnen, allerdings in umgekehrter Abfolge.

Die 11 Bedeutungsschichten soziotechnischer Vermittlung stehen in Latours Konzeption in einem reisverschlussartigen Austauschverhältnis, so dass Errungenschaften des sozialen Bereichs an nichtmenschliche Wesen delegiert werden und das im Umgang mit nichtmenschlichen Wesen Gelernte wiederum in den sozialen Bereich importiert wird. Auf der

ersten Ebene, der Ebene *sozialer Komplexität*, bewegen wir uns im Reich der Primaten, die fortwährend mit sozialen Interaktionen beschäftigt sind, über die sie daran arbeiten eine „unentwegt verfallende soziale Ordnung aufzubessern.“ (ebd.: 259) Aufgrund dieses Zustands nur labil ausgebildeter sozialer Ordnungen, macht das Zusammenleben gegenseitige Manipulationen und Anpassungen erforderlich. Die Menschenaffen entwickeln gewissermaßen ‚soziale Techniken‘ gegenseitiger Modifizierung, die sie auf der zweiten Ebene, der Ebene der *ersten Werkzeugkasten*, auf nichtmenschliche Wesen übertragen. Ein Stein wird hier zu einem „sozialen Partner“, der dafür eingesetzt wird, einen zweiten Stein zu manipulieren. Ein Werkzeug kann demnach als eine Ausdehnung sozialer Fertigkeiten auf nichtmenschliche Wesen betrachtet werden, die „gleichzeitig geschmeidig und dauerhaft sind“ (ebd.: 257). Jede Bedeutungsebene ruht, das können die ersten beiden schon andeuten, auf den vermittelten Austauschprozessen der vorangegangenen Ebene auf. Und wie sich herausstellen wird, rückt damit die Geschichte der nichtmenschlichen Wesen, die Historizität der Materialien, auf die die jeweils nachfolgende Ebene zurückgreift, in den Blick.

Auf der Ebene *sozialer Komplikation*, der dritten Ebene, bewegen wir uns unter Frühmenschen, die noch keine umfassenden sozialen Ordnungssysteme zur Verteilung von Rollen und Funktionen etabliert haben. Die nichtmenschlichen Wesen, wie etwa bearbeitete Steine, werden hier zur Stabilisierung der sozialen Aushandlungsprozesse eingesetzt. Die nichtmenschlichen Entitäten ermöglichen eine Verstetigung der eher labilen sozialen Interaktionen, aus denen sie hervorgegangen sind. Andererseits stellen sich bestimmte menschliche Dispositionen, etwa solche, die die genetische Ausstattung betreffen, und daraus resultierende Interaktionen als äußerst dauerhaft heraus. Durch die Einbeziehung nichtmenschlicher Wesen wird der Widerspruch zwischen „Dauerhaftigkeit und Verhandelbarkeit“ auf veränderte Weise bearbeitbar, indem sie genutzt werden, um Interaktionen in der Zeit zu verfolgen, schwierige Aufgaben anders zu kombinieren und unterschiedliche Handlungsprogramme zu verbinden. Werkzeuge werden nunmehr über die Nahrungsaufnahme hinaus zur Materialisierung und Fixierung, zur Markierung und Registrierung des Sozialen eingesetzt.

Auf der vierten Ebene, der Ebene der *Techniken*, werden solche „räumlichen und zeitlichen Sequenzen, die keine Verbindung mehr zu ihren ursprünglichen Umgebungen haben“ (ebd.: 257) miteinander kombiniert und somit zum Beispiel zu Netzen und Kleidungsstücken, zu Speer, Pfeil und Bogen geformt und damit zu einem ‚semisozialen‘ Organisationsprinzip erhoben. Von Techniken kann nach Latour dann gesprochen werden, wenn nichtmenschliche Aktanten „durch eine Organisation verarbeitet werden, die sie zerlegt, rekombiniert und sozialisiert“ (ebd.). Das was auf der dritten Ebene im Sozialen erprobt wurde, wird hier auf die Artefakte zur Formung von Techniken übertragen.

Auf der nächsten Ebene, der Ebene der *Gesellschaft* wird wiederum das von den Artefakten Gelernte in das soziale Feld, in dem sich schon reichlich Nichtmenschen tummeln, übertragen und zu einer sozialen Praktik entwickelt, die Überbrückungen größerer Zeiten und Räume erlaubt. Latours Denkbewegung, die ‚Handlungsaktivität‘ der Dinge im Sozialen hervorzuheben, wird sehr deutlich, wenn er den Blick darauf richtet, wie die in die sozialen Beziehungen hineingenommenen Techniken am Stoff der Gesellschaft mitweben.

„Techniken bedeuten die Fähigkeit, verschiedene Unterprogramme zu verschachteln, und daher haben wir von ihnen gelernt, was Bestand und was Ausdehnung heißt, was es bedeutet, eine Rolle zu übernehmen und eine Funktion zu erfüllen. Indem wir diese Kompetenz wieder in die Gesellschaft reimportiert haben, haben wir uns beigebracht, sie zu verdinglichen und ihr einen Bestand unabhängig von den flüchtigen Interaktionen zuzuschreiben. Wir haben sogar gelernt, an die Gesellschaft die Aufgabe zu delegieren, uns Rollen und Funktionen zuzuweisen. Mit anderen Worten: Es gibt die Gesellschaft, *aber sie ist nicht sozial konstruiert*. Unter den Füßen der Sozialtheorie wimmelt es von nicht-menschlichen Wesen.“ (ebd.: 256)

Der Sprung auf die sechste Ebene, die Ebene *internalisierter Ökologie*, ist ein großer. War der Frühmensch auf der letzten Ebene zum Menschen avanciert, so dehnen sich auf dieser in großer Zahl soziale Beziehungen auf nichtmenschliche Wesen aus. Tiere werden zu Haustieren domestiziert und es werden landwirtschaftliche Praktiken ausgebildet. Pflanzen und Tiere werden ‚umerzogen‘, neu konfiguriert und, wie es Latour ausdrückt: sozialisiert; deshalb auch die Bezeichnung ‚internalisierte Ökologie‘. Voraussetzung für diese Domestifizierung ist wiederum die Erprobung von sozialen Beziehungen. Zur Rekrutierung von Tieren und Pflanzen in das sich ausbildende Kollektiv müssen diese erst mit den entsprechenden sozialen Eigenschaften versehen werden. „Diese Verschiebung von Eigenschaften führt zu einer künstlichen, vom Menschen gemachten Landschaft für Gesellschaft (Dörfer und Städte), die völlig verändert, was vorher als soziales und materielles Leben galt.“ (ebd.: 255) Damit ist zugleich der Boden der Geschichte betreten. Jetzt werden die nichtmenschlichen Wesen, die sich in Städten und Landschaften ansammeln dazu veranlasst, „zum Bau politischer Großreiche beizutragen.“ (ebd.: 254)

Zur Bezeichnung der siebten Ebene entlehnt sich Latour den Begriff der ‚Megamaschine‘ von Luis Mumford, mit dem dieser die Organisation großer Menschenmengen mithilfe von Planungsinstrumenten, Delegationsmechanismen etc. bezeichnet. Diese Organisationsprinzipien, die ein Management deutlich größerer Aktantengruppen erlauben, werden auf der nächsten Ebene, der Ebene der *Industrie*, wiederum auf die Welt der Artefakte, in der sich Menschen tummeln, übertragen. Handlungsprogramme, die im Zuge der Organisation von ‚Großreichen‘ ausgebildet werden und die eine Verbindung sehr unterschiedlicher Subprogramme ermöglichen, ohne dass der Überblick verloren geht, bilden die Voraussetzung für die Kombination von sehr unterschiedlichen nichtmenschlichen Wesen zu Automaten und Maschinenparks. Hier wird ein Vermögen, das gemeinhin nur dem Bereich des Sozialen vorbehalten scheint, nämlich sich „mit Vertretern der eigenen Art zu verbinden“ (ebd.: 252), auf die technischen Geräte übertragen. In den Maschinen versammeln sich untereinander interagierende Aktanten, die gewissermaßen vergesellschaftet werden, insofern sie als Automaten „in scheinbarer Autonomie“ andere Automaten einschalten, steuern, antreiben und kontrollieren.

Auf der neunten Ebene, der Ebene *mächtiger Netze* ist wieder das Soziale an der Reihe von der Industrie zu lernen und neue Eigenschaften zu erproben. Die „Tauschrichtung“ verläuft von den Artefakten zu den ‚Körperschaften‘, die eine weitergehende Organisation von Elementen zu weit ausgreifenden Netzen entwickeln, wie beispielsweise der Aufbau eines riesigen Elektrizitätsunternehmens durch Edison oder der Fordwerke durch Ford. Solche mächtigen

gen Netzwerke sind enorme Hybridwesen, die ihre nichtmenschlichen „Qualitäten“ an lokal verteilte Körperschaften, die dennoch zusammen operieren, verleihen. „Das Management riesiger Mengen von Elektronen, Kunden, Kraftwerken, Tochtergesellschaften, Stromzählern, Verteileranlagen erlangt so den formalen und universalen Charakter wissenschaftlicher Gesetze.“ (ebd.: 250) Auf dieser Ebene tritt die „Intimität“ der Beziehung zwischen Menschen und technischen Aktanten nicht offen zum Vorschein, da die mobilisierten nichtmenschlichen Wesen in voller Materialität vor uns stehen. Dies wird sich auf Ebene 11 ändern, doch zunächst werden die neuen Managementfähigkeiten stärker verdinglicht. Ebene 10 trägt die Bezeichnung *Technowissenschaft* und kann verdeutlichen, dass es sich bei Automaten, wie etwa dem zuvor erwähnten Overheadprojektor, eben nicht nur um materielle Gegenstände handelt, sondern um hochkomplexe organisatorische Gefüge. Als ‚Technowissenschaft‘ bezeichnet Latour die Verschmelzung von Wissenschaft, Organisation und Industrie; eine Verschmelzung, über welche die in der Koordination großer organisatorischer Netzwerke erlernten Managementkompetenzen auf „unartikulierte Entitäten ausgedehnt“ (ebd.: 249) werden. Gemeint sind hiermit wohl Konfigurationen wie sie Latour in den Laboratorien ausfindig macht, in denen durch die Entwicklung spezifischer Arbeitsorganisationsformen und über die Verbindung unterschiedlicher Kompetenznetzwerke „gänzlich neue Merkmale“ aus den nichtmenschlichen Wesen hervorgeholt werden. Auf der zehnten Ebene rücken wissenschaftlich-technische Netzwerke in den Blick, in denen Übergangssituationen im Fordergrund stehen und in denen eine Form von Sozialität von Menschen und nichtmenschlichen Wesen in den Blick genommen wird. So ist die Hefe in den Netzwerken der Bierbrauereien, die seit Jahrtausenden Bier brauen, eine andere als im Rahmen des Netzwerkes von etwa dreißig Forschungslabors, die über Europa verteilt sind: „Als Code, als Buch und als Handlungsprogramm wird die Hefe hier mit unserer Art und Weise zu kodieren, zu rechnen und zu lesen kompatibel gemacht, ein Prozeß, der nichts von ihrer materiellen Qualität, ihrer Eigenschaften eines Außenseiters übrigläßt. Sie wird vom Kollektiv absorbiert.“ (ebd.)

Das Ozonloch als zeitgenössisches Hybridwesen kann verdeutlichen, dass sich mittlerweile ein Umdenken anbahnt, dass zumindest einigen nichtmenschlichen Wesen ‚Rechte‘ zugestanden werden. Wurde der Himmel noch vor kurzem tendenziell eher als ein Teil der Natur betrachtet, erblicken wir in ihm heute „ein soziopolitisches Gemenge, denn in der Zerstörung der Ozonschicht treffen eine wissenschaftliche Kontroverse, eine politische Auseinandersetzung zwischen Nord und Süd und massive strategische Veränderungen in der industriellen Produktionsweise zusammen.“ (ebd.: 247) Nach Ansicht Latours wird das aus dem Management großer Netzwerke nichtmenschlicher Wesen Gelernte über die gegenwärtigen soziotechnischen Hybride in das Feld der Politik eingebracht. Nunmehr geht es darum, tatsächlich den Planeten zu ‚managen‘ und dafür bedarf es einer „Politik der Dinge.“ Die Perspektive des modernen Fortschrittsmythos, über eine immer klarere Trennung von Subjektivität und Objektivität eine Zukunft schaffen zu können, die sich grundlegend von der Vergangenheit unterscheidet, besteht für Latour nicht länger. Vielmehr wachsen beide irreversibel zusammen. Damit möchte Latour keineswegs behaupten, wir müssten nun nicht mehr zwischen sozialen Beziehungen und nichtmenschlichen Beziehungen unterscheiden. Den

Fehler des „dualistischen Paradigmas“ (Latour 1998: 80) macht er in der Definition von Menschsein und Menschlichkeit aus, die in ihrer Polarität das Menschliche gerade verkenne. „Selbst die menschliche Gestalt, unser aller Körper, ist zu großen Teilen Ergebnis soziotechnischer Aushandlungen und Artefakte. [...] Wir sind soziotechnische Tiere, und jede menschliche Interaktion ist eine soziotechnische Interaktion. Wir sind nie nur sozial, und nie begegnen wir reinen Objekten.“(ebd.: 80,81) Latour verortet den Menschen in den Bereich der Artikulation, des Austausches zwischen sozialen und nichtmenschlichen Beziehungen: „im Vermögen, zwischen Mittlern zu vermitteln.“ (Latour 2002: 263)

Subjektive Annäherungen

Mit dem Aufweis der sozialen und gleichermaßen durch Artefakte mitkonstituierten Verfasstheit der Welt möchte Latour allerdings nicht auf den Aspekt der ‚Angemessenheit‘ der Aussagen über Beziehungen zwischen Menschen und nichtmenschlichen Wesen verzichten. Die normative Unterscheidung zwischen Wahrheit und Falschheit ersetzt er allerdings durch die Unterscheidung zwischen „gut artikulierten und unartikulierten Propositionen“ (ebd.: 180). Er denkt diesbezüglich an den oben skizzierten Begriff der zirkulären Referenz. Die von Latour eröffneten Blickwinkel, die bei den unterschiedlichen Formen der Vermittlung im Verhältnis von Menschen und nichtmenschlichen Wesen ansetzen, sind äußerst vielversprechend. Latours strategische Vermeidung von Begriffen, die auch nur annähernd Assoziationen einer Subjektphilosophie wecken könnten, scheinen allerdings bisweilen über seine Absicht einer Neukonzeption der Theorie soziotechnischer Systeme hinauszuschließen. Latour zieht in seiner Parteinahme für die Dinge die Besonderheiten der Interaktionsbeziehung von der Seite des ‚Subjektpols‘ her kaum in Betracht und deshalb berücksichtigt seine Theoriekonstruktion kaum solche Unterschiede, wie sie sich aus der Spezifität menschlicher Vermögen ergeben.⁴ Sicherlich würde er nicht bestreiten, dass es einen Unterschied macht, ob die in Netzwerken beteiligten Aktanten, mit kommunikativen Möglichkeiten, mit Spielräumen des Handelns, aber auch mit Bewusstsein über Handlungsfolgen und Verantwortung, über Imaginationsvermögen und Zukunftsperspektivierung operieren oder nicht. Ähnlich der hier nur angedeuteten Unterscheidung Latours zwischen gut artikulierten und unartikulierten Propositionen scheint es erforderlich, auch eine Differenzierung im Hinblick auf die Möglichkeiten der situativen Reflexivität der beteiligten Aktanten einzuführen. Die in Konzeptionen eines Aufgehenlassens der Welt in Zeichen ausgeblendete ‚Welt an sich‘, taucht bei Latour wieder aus der Versenkung auf und sie kann mit den Mitteln der Wissenschaft im Wechselverhältnis unterschiedlicher Interaktionsbeziehungen von Aktanten im Kollektiv mehr oder weniger gut artikuliert werden; letztlich wird die Praxis von der Tauglichkeit der Konstruktionen berichten. Die theoretische Arbeit an einer stärkeren Berücksichtigung der unterschiedlichen reflexiven Vermögen von menschlichen und nichtmenschlichen Aktanten und damit unter anderem auch der Möglichkeit, Verantwortung bedenken zu können, steht noch aus.

⁴ In eine ähnliche Richtung zielt die Kritik von Gerhard Gamm (2001).

In einer weiteren Hinsicht scheint mir der Versuch, dualistische Konzeptionen zu umgehen und komplexere Differenzmodelle zu entwickeln, einer Ergänzung zu bedürfen, und zwar eine die zurückblickt zu den von Latour so grundlegend kritisierten Unterscheidungen Kants. Mit den Blickerweiterungen Latours im Gepäck lässt sich fragen, ob Kants Begriff eines ‚Dings an sich‘, zu dem wir keinen unmittelbaren Zugang haben können, nicht weiterhin als ‚regulative Idee‘ bzw. als heuristisches Instrument brauchbar ist. Was in Latours Überlegungen zwar Erwähnung findet, aber doch zu kurz zu kommen scheint, ist das Nichtwissen. Wenn Mikroben, die über die Luft übertragen werden, in Pasteurs Labor konstituiert werden, dann heißt das sicherlich nicht, dass diese nicht *anders* bereits vorher existiert haben; wir können es nicht sicher wissen, wohl aber begründet annehmen. Worauf es mir ankommt ist, dass die vielen unterschiedlichen Mikroorganismen auch schon vor ihrer Entdeckung/Erfindung/Konstruktion *wirksam* waren, wenn auch sicherlich in einer anderen Weise, da sie, wie Latour hervorhebt, noch nicht in das Netzwerk eingebunden waren, das sich erst mit der Laborpraxis konstituiert hat. Dennoch haben verschiedenste Arten dieser kleinen Wesen, etwa der später als *Yersinia Pestis* konstruierte Erreger der Pest, schon vor ihrer Entdeckung/Erfindung/Konstruktion verheerende Wirkungen gezeitigt. Es lässt sich also eine Wirksamkeit von Phänomenen denken, die *nicht* bedacht, entdeckt, erfunden und konstruiert werden. Für die Aufrechterhaltung dieser heuristisch wertvollen Spalte scheint mir das ‚Ding an sich‘ nach wie vor tauglich.

Die kurze Skizze einiger zentraler ‚Propositionen‘ aus Latours Konzeption soziotechnischer Vermittlungen flankiert und ergänzt einige der Überlegungen dieser Arbeit, die in verschiedenen Zusammenhängen im Untersuchungsfortgang thematisiert werden. Dass die Verwicklungen zwischen Dingen und Menschen komplizierter sind, steht außer Frage; Latours Modell eines ‚reisverschlussartigen‘ Aufeinanderaufbaus von elf soziotechnischen Vermittlungsebenen von Menschen und nichtmenschlichen Wesen kann dies eindrücklich veranschaulichen. An diesem Vermittlungsmodell wird auch deutlich, dass die Verwicklungen in ihrer Sedimentierung im Materiellen zu denken sind und dass das ‚verdinglichte Soziale‘ in den Raum ausströmt und über die Zeit Bestand hat, sich fortwährend schichtet, umformt und neu konfiguriert und dabei immer auf Material zurückgreift, das aus früheren Vermittlungsprozessen hervorgegangen ist. Latours Perspektive lenkt den Blick auf die ‚Wirksamkeit‘ der Dinge im Sozialen und auf das Soziale in den Dingen, die es zumindest annäherungsweise zu entziffern gilt. Dadurch werden die Einseitigkeiten sowohl des Fortschrittsmythos als auch der Entfremdungserzählungen umgangen und die gesellschaftlichen Prozesse dort thematisierbar, wo sie nur thematisiert werden können, nämlich aus der Mitte der aktuellen Verwicklungen heraus; und das insbesondere mit den menschlichen Akteuren eigenen Vermögen zu partieller und temporärer Distanznahme und zum Reflektieren der Selbst- und Weltbezüge.

Latours Begriff der Hybriden kennzeichnet eine sehr weitgefaste Kategorie, die ganz allgemein auf eine andere Konzeption der Subjekt-Objekt- bzw. der Kultur-Natur-Relation verweist, auf eine Ko-Produktion durch Mischwesen, die weder auf der einen noch auf der an-

deren Seite einseitig lokalisiert werden kann. Latour hebt die historisch bzw. kulturell unterschiedlichen Weisen des Umgang mit den Hybriden hervor, etwa wenn er feststellt, dass Hybride in vormodernen Gesellschaften als ‚vollwertige Mittler‘ betrachtet wurden, während sie in der Moderne zu ‚bloßen Zwischengliedern‘ abgestuft werden und dadurch in ihrer Allgegenwärtigkeit nicht mehr adäquat wahrgenommen werden können (vgl. Latour 1995: 105ff.). Anders als der Begriff der Hybridisierung wie er oben mit Schneider und Becker als ‚Signatur der Zeit‘ vorgestellt wurde, sind die Hybriden bei Latour Teil der Geschichte der Menschen und werden zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich wahrgenommen. Wie eingangs angedeutet, möchte ich in der hier aufgespannten Hintergrundfolie an beide Facetten des Hybridbegriffs anknüpfen: In den Blick kommen Prozesse der Hybridisierung, die für die gegenwärtige Zeit kennzeichnend sind und die als typisch für eine bestimmte Zeit gelten können, etwa die oben unter der Qualität einer ambivalenten Vergleichbarkeit angesprochenen Entwicklungen. Es geht darüber hinaus um Hybridformen, die gewissermaßen selbstverständlich geworden sind und in ihrer Selbstverständlichkeit übersehen lassen, dass sie aus der Verbindung unterschiedlicher Elemente erwachsen sind. Gerade diese Hybridformen gilt es bezüglich der in ihnen verstetigten Handlungsmuster und Nebenfolgen zu analysieren und ggf. abzuwandeln, wofür ihre Zerlegung in die sie konstituierenden Elemente hilfreich erscheint (vgl. hieran anknüpfend den Abschnitt 2.3). Der Hybridbegriff ist darüber hinaus brauchbar zur Kennzeichnung von Subjektformen, in denen sich heterogene kulturelle Codes und Muster überkreuzen und verbinden und die als typisch für die gegenwärtige Subjektkonstitution angesehen werden können (vgl. hierzu die Abschnitte 3.6 und 4.4.2).

2 Mediatisierungsprozesse

2.1 Kultur Medien Kultur

“Vor nicht allzu langer Zeit, als die iranische Regierung Satellitenempfänger wegen der Rolle ausländischer Programme als Teil der westlichen ‘Kulturoffensive’ gegen den Islam verbieten wollte, hat in einem spiegelbildlich exakten Gegenzug der Bürgermeister von Courcouronnes, einem armen Wohnviertel vorwiegend nordafrikanischer Einwanderer südlich von Paris, diese Antennen ebenfalls von den Wohnblocks verbannt, aufgehetzt durch die rechtsextreme Partei ‘Front National’, die sich durch eine Bevölkerung, die zwar physisch in Frankreich wohnt, aber über Satellit in einer Welt des virtuellen Islam lebt, bedroht fühlt.“ (Morley 2002: 64)

Zwischen der Entwicklung und gesellschaftlichen Durchsetzung von Medientechnologien und der kulturellen Entwicklungsdynamik einer Gesellschaft bestehen unweigerlich Wechselbeziehungen. Ich werde im Folgenden versuchen, einige relativ allgemein gehaltene Aspekte zu den Verhältnissen von Medien und Kultur zu reflektieren, um später die Auswirkungen dieser Wechselbeziehungen auf die Orientierungsleistungen des Ästhetischen berücksichtigen zu können. In der Heranziehung unterschiedlicher Gesichtspunkte und Begriffe wird es weniger um eine Schärfung der Begriffe selbst gehen, die sich in ihrer Bedeutung, je nach spezifischem Beobachtungskontext, unterschiedlich gewichten lassen. Im Vordergrund steht vielmehr die Formulierung eines Zusammenhangs. Damit möchte ich nicht generell für eine begriffliche Unschärfe plädieren, sondern lediglich eine an dieser Stelle verfrühte schematisierende begriffliche Fixierung von Phänomenen vermeiden, für deren Beschreibung die adäquaten Begriffe möglicherweise erst zu konstruieren wären.

Mediatisierung betrachte ich hier als einen Begriff, der allgemein auf Phänomene der Vermittlung verweist, die nicht auf direktem Weg der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht erfolgen. Unter dem Begriff lassen sich verschiedene mediale Einzelphänomene im Zusammenhang mit Vermittlungsprozessen zum Zweck ihrer (variablen) Relationierung subsumieren. Für die weitere Thematisierung alltagsweltlich relevanter Mediatisierungsprozesse werde ich im Folgenden zunächst auf den allgemeinen Zusammenhang von Kultur, Kommunikation und Medien eingehen und am Beispiel der ‚Medien des Urbanen‘ eine Auffassung von Medialität verdeutlichen, die sowohl materielle als auch subjektiv konzeptionelle Aspekte mit umfasst. Anschließend wird es um grundlegende gesellschaftliche Transformationsprozesse gehen, die aus dem Wechselverhältnis zwischen den neuen medientechnologischen Entwicklungen und der räumlichen Umstrukturierung vorrangig ökonomischer Handlungszusammenhänge erwachsen. In den beiden letzten Abschnitten des Kapitels werde

ich dann einige Aspekte der Technikphilosophie sowie des aktuellen Mediendiskurses aufgreifen, die den Prozess einer weitgehenden Mediatisierung aller Bereiche der sozialen Praxis näher beleuchten können.

Mediale Formen

Der Begriff Medium, wenngleich er auch im Folgenden nicht vermeidbar ist, verführt leicht zu einer einseitigen Betrachtung medialer Phänomene, die Apparate bzw. Objekte in den Vordergrund stellt und sich weniger auf die Komplexität der mit diesen assoziierten *Relationen technischer, sozialer und kultureller Art* einlässt (vgl. hierzu Hartmann 2003: 106). Für die hier eingenommene Perspektive ist es jedoch erforderlich, die Betrachtung spezifischer Medien in Beziehung zu setzen mit der „generelle[n] Medialität‘ unserer Weltzugänge“ (Seel 1998: 245). Mit Martin Seel gesprochen, stellen Medien zunächst Unterschiede bereit; sie „eröffnen jeweils ein Spektrum von Differenzen, denen im Wahrnehmen, Erkennen und Handeln eine bestimmte Gestalt zugewiesen werden kann.“ (ebd.: 244) Die über bestimmte Medien artikulierten Ansprachen und Zugänge würden ohne das jeweilige Medium nicht existieren. Oder anders ausgedrückt, generieren symbolische Ordnungen und mediale Formen „mediale Milieu(s)“ (Hartmann 2003: 100), die sowohl Voraussetzung von Wahrnehmungen und zur Formung von Gedanken sind als auch das Feld bilden, in dem diese wirksam werden. Soziale und kulturelle Praxis ist gewissermaßen unhintergebar immer mit medialen Formen als „ein Zusammenspiel von technischen und ideologischen Fragen“ (Hartmann 2003: 98) verbunden. Hier deutet sich zugleich an, dass sich jede mittels Medien ermöglichte Unterscheidung immer in einem Raum von bereits erfahrenen Unterscheidungen abspielt (Seel 1998: 247).

Das hier bewusst weit gehaltene Verständnis von Medien kann darauf verweisen, wie sehr wir immer schon in einer ‚multimedialen Welt‘ leben (vgl. Seel 1998: 248). In der Betrachtung des Wandels von sozialen und kulturellen Formen des Handelns lassen sich so die Auswirkungen technologischer Neuerungen in ihren Beziehungen zu älteren und weiterhin eine Rolle spielenden medialen Formen anvisieren.

Die von Niklas Luhmann eingeführte Unterscheidung zwischen Medium und Form erscheint für die hier entwickelte Perspektive hilfreich. Worte können beispielsweise als „Medium‘ eines Vokabulars“ – im Sinne lose miteinander verbundener Elemente einer bestimmten Art – betrachtet werden, die sich zu Sätzen formen lassen. Worte – als Elemente eines Mediums – können wiederum als Formen dienen, in diesem Fall als Formen im Medium von Lauten. Medien eröffnen spezifische Spielräume zur Formbildung (vgl. ebd. 247). Unterschiedliche Medien bieten auf je spezifische und begrenzte Weise Möglichkeiten an, Unterschiede im Wahrnehmen, Handeln und Erkennen festzuhalten. Die durch Medien ermöglichten Formen sind dabei nicht leer, sondern es handelt sich bei ihnen um das, was „im Unterscheiden jeweils fassbar, erkennbar, intendierbar wird“ (ebd.: 248).

Mediale Phänomene können als Resultat sozialer Praktiken aufgefasst werden. Sie sind eingespannt in komplexe Relationen technischer, sozialer und kultureller Art (vgl. Hartmann 2003: 106). Aus der Wahrnehmungsperspektive stellen mediale Unterscheidungen Anlässe

für Wahrnehmungen und Erkenntnisse oder Momente von Handlungen bereit, die auf individuelle Weise hergestellt, aufgenommen und in den persönlichen Erfahrungshorizont integriert werden. Dabei spielen die technischen und ideologischen Voraussetzungen der Elemente medialer Formen, die im Sinne von Dispositionen mitgeführt werden, eine gewichtige Rolle. Zugleich werden die kulturell geprägten subjektiven Filter der Wahrnehmung, die persönlichen Weisen des Handelns und Interpretierens in die mit spezifischen Medien ermöglichten Formbildungen eingebracht. Mediale Formen erwachsen zwischen ihren materiellen bzw. technischen Voraussetzungen und den subjektiven Aspekten ihrer Wahrnehmung bzw. ihres Gebrauchs jeweils situativ neu, wodurch sich Bedeutungen sowohl fortschreiben als auch wandeln. Anders ausgedrückt, bilden die in einer gegebenen Situation über mediale Formen zusammenkommenden Ansprachen eine Matrix der Wahrscheinlichkeiten des Antwortens oder des Umgangs aus, die im konkreten Antworten bzw. Handeln aktualisiert und transformiert wird. Dabei generieren die Elemente eines Mediums in Verbänden mit anderen Medien intermediale Formen.

2.1.1 Medialitäten

Die angesprochene generelle Medialität der Weltzugänge kann auch als ein doppelseitiger Zusammenhang von materiellen Konfigurationen und mentalen Konzeptionen bzw. Haltungen aufgefasst werden. In Anknüpfung an Überlegungen von Christoph Hubig, kann der Zusammenhang hier kurz aufgegriffen werden (vgl. Hubig 2006). Hubig betrachtet Technik nicht „als Inbegriff rational organisierter Handlungsmittel“ (ebd.: 259), sondern visiert ihre medialen Eigenschaften an. Ausgehend von Mittel-Zweckbeziehungen, wie sie für die Technikentwicklung und den Technikeinsatz typisch sind, versucht er zu verdeutlichen, wie Technik als Medium einen Möglichkeitsraum konstituiert, aus dem heraus die Wahl von Mitteln und Zwecken erfolgt. Er führt dafür den Begriff ‚Medialität‘ ein, den er als eine Metapher auffasst, die darauf verweist, dass alle Handlungsvollzüge von vorauslaufenden Bedingungen abhängig sind, über die unsere Beziehungen zu uns selbst und zur Welt erst möglich und vermittelt werden (vgl. ebd.: 230). Diese Bedingungen werden über das Wechselverhältnis von kulturellen und medientechnischen Entwicklung im fortlaufenden gesellschaftlichen Wandlungsprozess ausgebildet. Der Begriff der Medialität ist ein doppelseitiger, der eine innere und eine äußere Dimension umfasst und damit zugleich auf die wechselseitige Konstitution von subjektiven Wahrnehmungs- und Vorstellungsräumen einerseits und materiellen Gegebenheiten und Ausgestaltungen andererseits verweist.

Stark vereinfacht kann äußere Medialität zunächst als relationales Gefüge von materiellen Elementen betrachtet werden, die zu einem Medium bzw. zu einem Mediensystem konfiguriert werden. Sie bilden die Realisierungsmöglichkeiten eines Mediums durch äußere Mittel unter den jeweils relevanten Bedingungen. Innere Medialität bezeichnet die „*Konzeptualisierung* von Möglichkeitsräumen“ (vgl. ebd.: 149), die in der Vorstellung mittels der Wahr-

nehmung, der Sprache und der Logik generiert werden. Es handelt sich hierbei beispielweise um die konzeptionellen Voraussetzungen eines Mediums, wie etwa bestimmte Kenntnisse und Vorstellungen über die Ziele, die über die verwendeten Mittel erreicht werden sollen. Aus der Verbindung der äußeren und der inneren Medialität entfaltet sich der Möglichkeitsraum eines Mediums.

Die Medialität eines Mediums lässt sich also nicht allein aus der Betrachtung der zur Anwendung gebrachten materiellen Mittel erschließen. Vielmehr verraten erst die Spuren, die der Gebrauch der Mittel zur Erzielung bestimmter Zwecke hinterlässt, etwas von ihrer Medialität, und zwar besonders auch über die Aspekte der Realisierung von Zwecken, die in der Konzeptionalisierung der Mittel gar nicht vorgesehen wurden (vgl. ebd.: 259). Die Medialität eines spezifischen Mediums kann nur rückblickend angesichts der Spuren, die der Mittelgebrauch hinterlässt, erschlossen werden.

Die anvisierte Wirkung eines Mediums (bzw. einer Technik), spielt sowohl in der Konfiguration eines Mediums als auch in der betrachtenden Reflexion über dessen Merkmale eine Rolle. Dabei gilt für Hubig allgemein, dass die Bestimmung dessen, was als Medium gefasst wird, immer abhängig ist von der eingenommenen Perspektive des Beobachters (vgl. ebd.: 149), was insbesondere bei dem ‚Universalmedium‘ Computer zu einer Vielzahl von Bestimmungsmöglichkeiten führt.

Der Möglichkeitsraum eines Mediums lässt sich in zwei Ebenen differenzieren: die eine bezieht sich auf die *potentielle Ermöglichung* von etwas, die andere auf die *reale Ermöglichung* der gebotenen Möglichkeiten, die zu den medial vermittelten Ergebnissen führt. Die Elemente, die ein Medium umfasst, und die möglichen Beziehungen zwischen diesen, bilden das jeweilige Mediensystem aus, das in seiner aktuellen Anwendung die mit diesem anvisierten Zwecke realisiert (vgl. Hubig 2006: 149ff. u. Hubig 2007: 232f.). So bilden beispielsweise die materiellen Komponenten der Infrastruktur des Internets (etwa die Server und Telekommunikationsnetze) die Voraussetzung für sehr unterschiedliche Kommunikationsformen. Dabei wird die äußere Medialität durch die mögliche Übertragungsrate der Leitertechniken (potentielle Ermöglichung) und die tatsächlich gebauten Netzinfrastrukturen (reale Ermöglichung) begrenzt. Der Möglichkeitsraum der inneren Medialität und damit zugleich der möglichen Kommunikationsformen wird durch das technische Wissen und Können (potentielle Ermöglichung) sowohl der Entwickler als auch der Anwender sowie durch die Konzeption der Internetangebote (reale Ermöglichung) mitbestimmt.

Mit der fortschreitenden Entwicklung von komplexen Mediensystemen, die vorausgegangene Entwicklungen inkorporieren, wird es für die Anwender immer schwieriger, sich die vorausgesetzten Elemente medialer Konfigurationen vorzustellen und einem verändernden Zugriff zuzuführen (vgl. Hubig 2007: 230ff.); ganz in dem oben bereits mit Latour thematisierten Sinne. Das betrifft sowohl die äußere als auch die innere Dimension der Medialität. Ein Beispiel wäre die Medialität der perspektivischen Darstellungstechniken der Moderne, die als innere Medialität beispielsweise in Form der Abbildungskonzepte und der jeweiligen Wahl eines Wirklichkeitsausschnittes die Strukturierung des wahrnehmbaren dreidimensionalen Raums vorgibt. Die Wahrnehmung des dreidimensionalen Raums ist in der Produktion angewiesen auf technische Hilfsmittel und in der Rezeption auf das vorliegende Ergebnis der

Produktion etwa in Form eines Gemäldes, über das zugleich die Möglichkeit einer perspektivischen Betrachtung ansichtig wird. Mit der Zeit hat sich die perspektivische visuelle Wahrnehmung so verinnerlicht, dass ihre Künstlichkeit nicht mehr hervortritt (vgl. hierzu auch Abschnitt 4.4.1).

Angesichts einer Entwicklung hin zum Verschwinden der Sichtbarkeit der Schnittstellen zwischen Menschen und Technik bzw. Medien, drohen zugleich die Grenzerfahrungen auszubleiben, die erst die Entwicklung einer Kompetenz in der Gestaltung und Veränderung von Grenzen ermöglichen. Die Spuren des Technikgebrauchs, die Rückschlüsse über deren Medialität erlauben, scheinen sich weiter zu verflüchtigen. Hubig sieht hierin die Gefahr, dass die Relevanz des Subjektes in der Technikgestaltung und in der Techniknutzung zunehmend eingeschränkt wird. Er fordert deshalb eine Diskussion und Konzeption der Technik, die sich „auf unsere technisch-medial geprägten Welt- und Selbstverhältnisse richtet bzw. [auf] die Kompetenz, diese zu gestalten.“ (vgl. Hubig 2006: 164f.)

Um die gesellschaftliche Relevanz der von Hubig angesprochenen Perspektive näher verdeutlichen zu können, werde ich im folgenden Abschnitt den grundlegenden Zusammenhang von medialen Formen und kulturellen Verständigungs- und Transformationsprozessen in den Blick nehmen. Anschließend werde ich am Beispiel der ‚Medien des Urbanen‘ aufzuzeigen versuchen, wie sich unter Berücksichtigung innerer und äußerer Dimensionen des Medialen auch kulturelle Phänomene in ihrer Medialität verdeutlichen lassen, die gemeinhin nicht mit Diskussionen um Medien in Verbindung gebracht werden. Eine solche Perspektive richtet den Fokus auf die ‚Künstlichkeit‘ und die Entwicklungsvoraussetzungen kultureller Codes und Muster und versucht, das vermeintlich Selbstverständliche der sozio-medialen Praxis einer Reflexion zuzuführen.

2.1.2 Medien, kulturelle Bestände und Spielräume

Zwischen dem subjektiv Gemeinten und dem Sinn, der im Kommunikationsprozess generiert wird, besteht ein grundlegender Unterschied. In Kommunikationsprozessen werden Meinungen nicht so in Äußerungen übersetzt, dass vollständig sicherzustellen wäre, dass die Äußerungen von einem Gegenüber auch so verstanden werden, wie sie vom Sprechenden gemeint sind. Siegfried J. Schmidt spricht hinsichtlich dieser Differenz von einer „kategoriale[n] Trennung von Kognition und Kommunikation“ (Schmidt 1998: 61). Dennoch gelingt Kommunikation oftmals sehr gut, da Kognition und Kommunikation häufig auf ein gemeinsam verwendbares kollektives Reservoir an Wissen und symbolischen Ordnungen zurückgreifen können. Dieses Reservoir spannt den Horizont auf für die Bildung „kognitiv, emotional und normativ verbindliche[r ...] ,Welt-Anschauung[en]“ (Schmidt 1998: 64) und für sozial verbindliche Interpretationsräume.

Die Zusammenstimmung der symbolischen Ordnungen und des kollektiven Wissens zu einer mehr oder weniger verbindlichen sozialen Wirklichkeit wird durch ‚kulturelle Programme‘ koordiniert, die sich gewissermaßen zwischen Objektivierung und Subjektivierung bewegen.

Den gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang solcher Programme bezeichnet Schmidt als das ‚Programm Kultur‘ einer Gesellschaft. Kultur ist damit für Kommunikation sowie für die Herausbildung gesellschaftlich geteilten Wissens von zentraler Bedeutung. In funktional differenzierten Gesellschaften ist sie allerdings in unterschiedliche Subprogramme ausdifferenziert („Kunstkultur, Sportkultur, Wissenschaftskultur“ usw.), die einen hohen Autonomisierungsgrad erreichen und daher längerfristig für den Zusammenhang des ‚Gesamtprogramms Kultur‘ eine Gefährdung darstellen können (vgl. ebd.: 65). Solche Programme systematisieren und koordinieren die sozialen Interaktionen, die emotionalen Besetzungen, die Prioritätensetzungen und Erwartungen sowie die Ausrichtung der Aufmerksamkeit und die Herstellung von Bedeutung. Auf individueller Ebene werden die symbolischen Ordnungen und das kollektive Wissen wie auch die Programme, die die Beziehungen ihrer Elemente strukturieren, im Laufe der Sozialisation „im Rahmen prototypischer Sprachspiele und Diskurse“ (ebd.: 62) vermittelt und angeeignet.

Kulturelle Programme werden zu einem großen Teil über Medien vermittelt und reproduziert, aber auch variiert. Kulturelle Programme entfalten ihre „Bindungs- und Orientierungsleistungen“, indem sie es erlauben, die individuellen Vorstellungen mit der Kommunikation mit anderen in Beziehung zu setzen. Sie greifen zumeist auf Medienangebote als gemeinsame Bezugsgrößen der Kommunikationsteilnehmer zurück. Die interpretierend erschlossene Bedeutung von Kommunikationsprozessen ist dabei abhängig von den individuellen Lebensgeschichten der Beteiligten und den spezifischen Kommunikationskontexten (vgl. Schmidt 1998: 66).

Kulturelle Programme vollbringen integrative Leistungen, indem sie sowohl der symbolischen Reproduktionen der Gesellschaft als auch der symbolischen Kontrolle ihrer Mitglieder dienen (vgl. ebd.: 64). Und da solche Programme fortwährend auf ‚Anwender‘ angewiesen sind, um sich reproduzieren zu können, ist Kultur in ihrem Entwicklungsprozess zugleich variationsreich und stabil. Kultur verbindet, und das ist ihre innerste Ambivalenz, sowohl ordnende als auch die bestehenden Ordnungen verändernde Eigenschaften; fortwährende Anwendungen des Um-Schreibens reiben sich mit Bewahrung, Kontrolle und Fortschreibung. Es handelt sich dabei um ein Verhältnis, das sich sehr unterschiedlich gewichten, aber nicht aufheben lässt. Im Folgenden werde ich neben ‚kulturellen Programmen‘ auch von ‚kulturellen Mustern‘ sprechen, um anzudeuten, dass es sich bei den ordnungsbildenden Momenten kultureller Praxis auch um Handlungsformen geringer Reichweite handeln kann, die mitunter nur für gewisse Zeit bestehen und die nicht zu einer Ausbildung übergeordneter ‚Einheiten‘ tendieren müssen. Kulturelle Praxis wird heute gerade auch als fragmentarisch und unintegriert erfahren; zwischen den unterschiedlichen Programmen, Mustern und Ebenen muss keine integrative Dynamik bestehen.

Kulturelle Muster werden über die soziale Praxis und über Symbole und Medien⁵ vermittelt. Als Ergebnisse von Handlungen setzen sie Unterscheidungen und bilden Voraussetzungen

⁵ Es kann sich hierbei um Bilder, räumliche Anordnungen und alle für Kommunikationsprozesse relevanten Materialien handeln. Im Grunde können Werkzeuge, Technologien und Artefakte generell als externalisiertes Können, Wissen und Wollen betrachtet werden (vgl. Irrgang 2002), und weisen somit auch mediale Eigenschaften auf. In sozio-

für zukünftiges Handeln (vgl. Fuchs 1998: 140). Es kann sich dabei um ausdrückliche oder um unausgesprochen mitgeführte Muster handeln. Beide Formen sind notwendig für eine die Komplexität der gesellschaftlichen Zusammenhänge entlastende soziale Praxis, führen aber gleichermaßen unweigerlich Distinktionen mit, die bestehende ungleiche Macht- und Verteilungsverhältnisse bestätigen und fortschreiben.

Distinguierende Praktiken können sich wandeln ebenso wie die Funktionen, die sie erfüllen, und die Qualitäten, die sie charakterisieren. Das setzen und markieren von Unterscheidungen selbst ist allerdings notwendig für jegliche Orientierung und so bringen auch alternative Entwicklungsperspektiven zu den bestehenden Verhältnissen Distinktionen hervor, die auf eine Verstetigung durch anschluss- und reproduktionsfähige Programme angewiesen sind. Kulturelle Muster werden, so wird der folgende Abschnitt zeigen, mehr oder weniger ausgeprägt von vielgestaltigen Formen sozialer Praktiken durchzogen, die sich vorrangig im praktischen Handeln selbst zeigen und nur teilweise in artikulierten symbolischen Ordnungen zum Ausdruck bringen. Die Elemente und die Variation ihrer Beziehungen, die über die ordnungsbildenden Muster koordiniert werden, gehen in diesen Mustern nicht auf. Sie sind in ihrer Vielfältigkeit und Mehrdeutigkeit und in der Ausbildung von Beziehungen selbst nicht auf Einheitsbildung angelegt, wengleich sie sich zu Mustern mit Attraktionswert ausbilden können.

Kultur: praktisch

Die Ordnung und Zusammenstimmung unterschiedlicher Wissens-, Handlungs- und Orientierungselemente erfolgt zu einem nicht geringen Maße im Vollzug der sozialen Praxis selbst (vgl. Hörning 2004: 139ff.). Diese ist gekennzeichnet von vielerlei unausgesprochenen Übereinkünften in Form von Routinen, die sich im praktischen Handeln mit der Zeit ausbilden. Ob in Praktiken des privaten Lebens, der Erziehung und der Bildung, der Arbeitszusammenhänge und politischen Kommunikation, weite Teile des Handeln sind durchzogen von Routinen sozialer Interaktionsprozesse. Entsprechend sind auch die Sinn- und Bedeutungssysteme nicht unabhängig von den Praktiken, über die sie sich reproduzieren bzw. abwandeln können. Eine Kulturanalyse, die die Relevanz der sozialen Praxis in der Generierung von Bedeutungen berücksichtigt, beschränkt sich deshalb nicht auf die symbolischen Bedeutungen, Texte und Hervorbringungen, sondern ist bemüht, das Wechselverhältnis von Kultur und Praxisformen näher in den Blick zu nehmen. Dadurch können die in einer „kulturell grundierten Praxis“ (ebd.: 149) inbegriffenen Routinen *und* Zufälligkeiten hervortreten. Kulturelle Programme und Muster und die mit ihnen assoziierten Wert- und Sinnsysteme sind häufig nicht eindeutig und nicht frei von Widersprüchen. Oftmals lassen sie sich auch nicht mit den alltäglichen Erfahrungen in Übereinstimmung bringen und werden deshalb von

technischen Systemen werden Handlungsweisen mehr oder weniger stillschweigend perpetuiert, wodurch sie die erwünschte Handlungsentlastung erbringen, zugleich aber auch unintendierte Nebenfolgen generieren, die auf Dauer untragbare Ausmaße annehmen können. Auch die angesprochenen ‚kulturellen Programme‘ ließen sich als ‚Medien‘ der gesellschaftlichen Reproduktion auffassen, doch dies würde in dem hiesigen Zusammenhang die Unterschiede zwischen ihnen und den Medien, auf die sie für ihre Verstetigung angewiesen sind, eher überdecken.

einigen ironisch konterkariert oder schlichtweg ignoriert und von anderen unreflektiert befürwortet.

Aus einer praxistheoretischen Perspektive interessiert das Zusammenspiel zwischen den tradierten Wissens- und Bedeutungsbeständen einer Gemeinschaft, an denen sich das Handeln des Einzelnen ausrichtet, einerseits und dem praktischen Wissen und dem „interpretativen Können“, das sich in Handlungsprozessen mit der Zeit ausbildet, andererseits. Beide Dimensionen stehen in einem wechselseitigen Zusammenhang, über den ermöglicht wird, dass Akteure von der Kultur ‚Gebrauch machen‘ und umgekehrt, dass Kultur ihre Akteure ‚gebraucht‘. Die jeweiligen Reservoirs an Wissens- und Bedeutungselementen wie auch an praktischem Wissen und Interpretationsmustern sind gleichermaßen handlungsermöglichend und handlungsbegrenzend. Sie können sich im Hinblick auf Altersgruppen und Lebensstile, auf ethnische und religiöse Zugehörigkeit deutlich unterscheiden (vgl. ebd.: 146).

Soziale Praxis vollzieht sich im Rückriff auf die bestehenden Repertoires mehr oder weniger selbstverständlich, ohne dabei große Ansprüche an die Aufmerksamkeit oder das Reflexionsvermögen ihrer Akteure zu stellen. Das ändert sich spätestens dann, wenn etwas Unerwartetes in die Handlungsroutrinen einbricht, wenn es zu Unterbrechungen, Fehlern oder Neuerungen in Handlungsverläufen kommt. In solchen Störfällen, fallen die implizit mitlaufenden Routinen und unhinterfragten Vorannahmen leichter in den Blick und können einer grundlegenden Veränderung unterzogen werden (vgl. ebd.: 148f). Soziale Praxisformen sind allerdings auch generell nicht als statisch aufzufassen, sondern als prozessuale Vollzüge, die sich, wenn auch kontextabhängig in ganz unterschiedlichen Ausprägungen, fortwährend umschreiben:

„Praktiken sind immer beides: Wiederholung *und* Neuerschließung. Wenn eine Handlungsreihe überraschend erfolgreich ist oder ein unvorhergesehener Fehlschlag eintritt, dann ist Nachdenken erforderlich und kreatives Handeln ist gefragt. Praktisches Leben ist eine kontinuierliche Mischung von Routine und Reflexion; alles Handeln ist dann reproduzierend und transformierend. So eröffnen neues Wissen und neue Techniken ständig neue Weisen der Verwicklung mit der Welt.“ (ebd.: 145)

Die oben angerissene Thematik der kulturellen und soziotechnischen Hybridisierungstendenzen weist auf die zunehmende Fraglichkeit tradierter Praxisformen hin. Die üblicherweise mit diesen verbundene Routinisierung von individuellen und gemeinschaftlichen Handlungsvollzügen untersteht zunehmend einer verkürzten Halbwertszeit ihrer Brauchbarkeit, was sich sowohl in der Produktion und Distribution als auch im Konsum von Gütern widerspiegelt (vgl. hierzu auch Abschnitt 2.2.4). Die sozialen Praxisformen stützen sich auf die vorhandenen Praxiserfahrungen der beteiligten Akteure, die diese im „fortlaufenden Handlungsvollzug“ ansammeln. Mit der Pluralisierung der kulturellen Muster und Handlungsräume sind Individuen nicht selten mit situativ sich verändernden Bedingungen und der Irritation ihrer Handlungsroutrinen konfrontiert. Handlungen und Handlungsanforderungen werden somit tendenziell unberechenbarer und weniger erwartbar.

Mit Blick auf das hier angedeutete Wechselverhältnis von kulturellen Programmen, die soziale Praxis formieren, und sozialen Akteuren, deren Handeln transformierend auf die sie leitenden Programme zurückwirken, ist nicht zu übersehen, dass sich bestimmte übergeordnete

Werthorizonte offensichtlich gut auf schnell wechselnde Kontextbedingungen einzustellen vermögen. Sie werden zumeist im Handeln von relativ wenigen gestaltungsmächtigen Akteuren eines Bereichs veranschlagt und weiterentwickelt, erlangen eine relativ dauerhafte Haltbarkeit und Strukturierungsmacht der Möglichkeitshorizonte eines Bereichs oder sogar der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsdynamik. Dadurch, dass sie die grundlegenden ‚Betriebssysteme‘ der sozialen Praxis mit konfigurieren, betreffen sie in ihren Auswirkungen die Möglichkeitsräume aller. Die nach wie vor sich verstärkende Tendenz der Kapitalakkumulation in relativ wenigen Händen dürfte in diesem Zusammenhang Bände sprechen.

Kultur: nicht essentialistisch und reflexiv

Kulturelle Praxis ist durch das spannungsreiche Verhältnis zwischen Dauer und Wandel gekennzeichnet, zwischen dem Erhalt von Ordnungen, die Handeln strukturieren, und der Veränderung der Ordnungen durch dieses Handeln selbst. Kulturelle Praxis vollzieht sich von keinem fixierten Standort aus, vielmehr muss sie diesen aus der Bewegung heraus immer wieder bestimmen, ohne dass es dafür einen unhinterfragbaren Maßstab gäbe. Gleichwohl ist Praxis immer schon in Ordnungen befangen, die aus dem Lauf der Geschichte erwachsen und die zukünftiges Handeln mit bestimmen. Ebenso ist auch kreatives Handeln eingelassen in die Netze der Erfahrungen und strebt zugleich über das Bekannte hinaus. Es vermag im Wechselspiel mit den Erfahrungen anderer und dem Anderen der Kultur immer wieder neue Erfahrungen zu generieren. Vielleicht ließe sich sagen, Wandel vollzieht sich in den Zwischenräumen der ‚Ordnungen‘.

Dieses spannungsreiche Verhältnis durchzieht die Zusammenhänge, die häufig in einem weiten Sinne mit dem Begriff ‚Kultur‘ bezeichnet werden. Es bringt in unterschiedlichen Zeiten, Regionen und situativen Kontexten eigene Ausgestaltungen hervor, die jeweils spezifische Vermittlungsanforderungen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene mit sich führen. Kultur ist jedoch in ihren jeweils dominanten Ausprägungen nicht etwas Einheitliches, sondern sie ist verstrickt in weitreichende Beziehungsgeflechte. In ihren Netzen ist Kultur pluralistisch und fragmentarisch, umstritten und dynamisch, auch wenn sich Erzählungen, Verbildlichungen und Traditionen ausbilden, die die kulturelle Komplexität reduzieren und einheitsstiftende Momente eröffnen, damit zugleich immer auch soziale, lokale und ethnische Differenzen übergehen.

Der mit den vorangegangenen Überlegungen anvisierte Kulturbegriff ist ein sehr weiter, der sich auf die symbolischen Ordnungen und Beschreibungen und die sozialen Praxisformen bezieht, über die in einer Gesellschaft Bedeutungen hergestellt und Erfahrungen reflektiert werden. Dabei ist soziale Praxis in vielerlei Hinsicht durch (trans)kulturelle Beziehungen gekennzeichnet, denen verstetigte oder explizite Ordnungen fehlen. So sind ‚nationale Kulturen‘, die insbesondere in der Formierungsphase der Nationalstaaten als Erzählungen eine wichtige ideologische Folie der Identitätsbildung darstellten, seit jeher weit weniger einheitlich und integriert als es die großen Erzählungen suggerieren mögen. In diesen werden Eigen- und Besonderheiten betont, zugleich aber die vielfältigen Beziehungen zu kulturellen Mustern, die nach den Grenzziehungen im Außen verortet werden, sowie die mitunter grau-

samen Schattenseiten ihrer historischen Ausbildung und ihres Fortbestandes ausgeblendet. Auch regionale Kulturen bestehen nicht unabhängig von den ambivalenten Beziehungsnetzen, über die sie in räumlich weitgreifende Zusammenhänge eingebunden sind. Mit einer stärkeren Berücksichtigung der transkulturellen Austauschbeziehungen und Interdependenzen in der Analyse spezifischer kultureller Muster und Programme steigt zugleich die zu berücksichtigende kulturelle Komplexität (vgl. hierzu Featherstone 2000). Ein nicht-essentialistischer Kulturbegriff geht nicht von einem festschreibbaren Anfangspunkt aus, sondern begreift das ‚Stehen im Nirgendwo‘ (Helmut Plessner) als eine ‚offene Mitte‘, die es sowohl erlaubt als auch einfordert, konstruktiv bespielt zu werden.

Die Kommunikation über die Herstellung von Bedeutungen lässt sich als ein etwas engerer Handlungsbereich auffassen als dies hier bislang mit der Rede von ‚kulturellen Programmen‘ und ‚Mustern‘ getan wurde. Kommunikation über Prozesse der Sinnproduktion schließt eine reflexive Dimension mit ein, was nicht gleichermaßen für kulturelle Programme insgesamt gesagt werden kann, da diese ja auch komplexitätsreduzierende Orientierungen bereitstellen, die – um entlasten zu können – gerade nicht eigens reflektiert werden müssen. Wir bewegen uns in der Kommunikation über die Herstellung von Bedeutung also eher auf derjenigen Seite der oben erwähnten inneren ambivalenten Spannung der Kultur, die danach strebt das Bestehende zu überschreiten bzw. umzuschreiben. Diese Kommunikation kann unterschiedliche Formen annehmen, sie kann z.B. aus sozial- oder geisteswissenschaftlicher Perspektive erfolgen, sie kann sich im Handeln vollziehen, wenn Konsumformen reflektiert werden oder Vorschläge zur Veränderung bestimmter Praxisformen erwachsen, sie kann in journalistischer Berichterstattung erfolgen und sie kann sich im Feld der Künste ausbilden. Die gesellschaftlichen Teilbereiche bilden jeweils eigene Formen dieser reflexiven Kommunikation aus, wenngleich sie auch Formen aus den anderen Bereichen adaptieren können.

In den Künsten und in der Auseinandersetzung mit ihren verdinglichten oder prozessualen Veräußerungen, für die der Begriff ‚Kultur‘ häufig in einem nun noch engeren Sinne verwendet wird, erfolgt die Kommunikation über Sinnbildung auf eigensinnige Weise. Hier ist sie gewissermaßen durch Sinnoffenheit gekennzeichnet und spielt mit unterschiedlichen Erkenntniszugängen, ohne zu einem abschließenden Ende zu gelangen. Wie Franz Koppe hervorhebt, verlangt Kunst nach Deutung, schließt zugleich aber eine definitive Deutung aus (vgl. Koppe 2004: 219). Tendenziell frei von engen Zweckbindungen kann hier die Gestaltung und Medialität von kulturellen Programmen und Ausformungen selbst zum Thema werden (vgl. hierzu auch die Abschnitte 5.1 und 6.2.3).

Der Kulturbegriff kann unter zahlreichen weiteren Gesichtspunkten näher bestimmt werden, für den hier verfolgten Gedankengang mögen die bisher angestellten Überlegungen jedoch ausreichen. Die der Kultur inhärente ambivalente Spannung zwischen Bewahrung und Wandel lässt sich als ein polares Kräftefeld auffassen. Kulturelle Muster benötigen diese Spannung, um nicht entweder haltlos zu zerfließen oder sich derart zu ‚verfestigen‘, dass sie sich gewissermaßen als Selbstläufer ‚blinder Kultur‘ fortschreiben. Sie mögen dann wie Natur erscheinen und verkennen lassen, dass sie aus Verdichtungen von Wissens- und Handlungsformen hervorgegangen und somit auch veränderlich sind.

Im folgenden Abschnitt wird dieses Spannungsverhältnis im Hinblick auf die ‚Medien des Urbanen‘ weiter verfolgt. Es geht mir in der Betrachtung darum, einige der für bestimmte Zeiten und Kontexte als typisch erachteten städtischen kulturellen Qualitäten, als mediale Formen zu kennzeichnen, die nicht auf die materiellen Voraussetzungen, die sie mit hervorbringen, reduziert werden können. Vielmehr werden hier die medialen Formen als solche hervorgehoben, die sich aus den sozialen Praxisformen des Städtischen ausbilden und nur in Verbindung mit diesen mediale Wirkungen entfalten.

2.1.3 Medien des Urbanen⁶

Bereits Lewis Mumford weist im Ausblick seiner Geschichte der Stadt darauf hin, dass sich neben bzw. in der konkreten Stadt eine unsichtbare Stadt entwickelt. Sie ist „Ausdruck der Tatsache, daß die neue Welt, in der wir zu leben begonnen haben, nicht nur an der Oberfläche weit über den sichtbaren Horizont hinaus offen ist, sondern auch inwendig offen, durchdrungen von unsichtbaren Strahlen und Strömungen, sowie Anreizen und Kräften ausgesetzt, die unter der Schwelle normaler Wahrnehmung liegen.“ (Mumford 1977: 658)

Mit der Entwicklung der Telekommunikations- und Netzmedien beginnen sich konkrete und unsichtbare Räume auf bislang unbekannte Weise zu durchdringen. Was sich ausbildet, ist eine ‚elektromagnetische Dimension‘ (Virilio) der Interaktion und Imagination, die sich auf das Verhältnis zwischen dem, was in der Stadt zur Anschauung kommt, und dem, was unsichtbar bleibt, auswirkt. Stadträume werden zunehmend durch medienvermittelte fernräumliche Wirksamkeiten beeinflusst, die an den Orten, an denen sie Folgen zeitigen, weder nachvollziehbar sind, noch legitimiert sein müssen. Die neuerlichen Möglichkeiten der Erweiterung und der fernwirksamen Überbrückung von Räumen fordern dazu auf, die Beziehungen zwischen physischer Stadt und ‚virtuellen‘ Räumen kritisch zu reflektieren.

Die folgenden Überlegungen versuchen, eine Perspektive auf die sich verändernden Wechselbeziehungen zwischen neuen medialen Formen und stadttypischen Wahrnehmungshaltungen und Verhaltensweisen zu entwerfen. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass sich in Städten – jeweils abhängig von historischen und kontextuellen Faktoren – spezifisch urbane Weisen des Wahrnehmens, Erkennens und Handelns ausgebildet haben. Um die Rolle unterschiedlicher Medien in der Entwicklung und Transformation dieser urbanen Qualitäten fassen zu können, wird Stadt hier selbst unter dem Gesichtspunkt ihrer medialen Eigenschaften fokussiert.

Im Anschluss werden drei Aspekte differenziert, die das Verhältnis zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren betreffen und die Bedingungen städtischer Wahrnehmungs- und Handlungsweisen beeinflussen. Der erste Aspekt betrifft das Verhältnis zwischen neuen Medientechnologien und der Transformation konkreter Räume, der zweite Aspekt bezieht

⁶ Teile des folgenden Abschnitts wurden in ähnlicher Form zuerst veröffentlicht in Kittlausz 2008.

sich auf die Bedingungen situativer Wahrnehmung und der dritte auf die subjektiven, sich im Prozess der Sozialisation ausbildenden Wahrnehmungsformen. Es wird schließlich die These formuliert, dass sich ‚urbane‘ Weisen des ‚Sehens‘ und ‚Fragens‘ als ‚Kulturtechniken‘ betrachten lassen, die sich heute allerdings nicht mehr allein in der Stadt, sondern zunehmend in medialen Verbundsystemen ausbilden.

Von Medien des Urbanen zu sprechen, erscheint nur dann sinnvoll, wenn die in der Stadt auf eigenartige Weise zueinander in Beziehung tretenden Elemente Formen ausbilden und dadurch spezifische Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Handlungsqualitäten ermöglichen. In diesem Sinne sind bestimmte Entwicklungen etwa der Renaissance und der Moderne (z.B. Säkularisierung und kapitalistische Wirtschaftsweise) eng an die Möglichkeiten geknüpft, die sich mit der in Städten vollzogenen dichten Zusammenführung ganz unterschiedlicher spezialisierter Geisteshaltungen und Tätigkeitsbereiche entfalten konnten. Dabei bilden sich neue Möglichkeitsräume des Wahrnehmens, des Denkens und des Handelns aus, die durch spezifische Medialitäten gekennzeichnet sind.

Wie oben dargelegt, umfasst die Medialität eines Mediums innerliche und äußerliche Dimensionen. Um ihre Qualitäten in den Blick nehmen zu können, ist es erforderlich, die Spuren zu betrachten, die ihr Gebrauch hinterlässt. Solche Spuren können sich in der verdinglichten Objektwelt niederschlagen, aber auch in den subjektiven Wahrnehmungsweisen und Einstellungen derjenigen, die die Medien gebrauchen. Da es sich bei den Medien des Urbanen nicht um solche Medien handelt, die vollständig am Reissbrett geplant werden könnten, weisen sie von vornherein eine Tendenz auf, über das Geplante und Konzipierte hinauszudeuten auf einen relativ offenen Möglichkeitshorizont. Der inneren Medialität des Urbanen, die sich im Vollzug erst ausbildet und mit der Zeit zu kulturellen Mustern verstetigt, kommt, was zunächst paradox erscheinen mag, gerade deshalb ein besonderes Gewicht zu, weil sie im Unterschied zu medientechnischen Systemen weniger intendiert wurde. Hat sie sich erst einmal ausgebildet, kann sie sich von ihren materiellen Bezugsgrößen lösen und auch in anderen Kontexten Wirkungen entfalten. Mit Blick auf das Relevanzverhältnis von innerer und äußerer Medialität zeichnet sich hier ein schwer einzufangender Umschlagpunkt ab, der die äußere Medialität zugunsten der inneren zurücktreten lässt und der auch für andere Mediensysteme mit besonderer ästhetischer Relevanz (wie etwa Buchdruck, Fotografie oder Film) kennzeichnend sein dürfte (vgl. hierzu auch den Abschnitt 4.4.1).

Urbane Qualitäten

Die Dynamik der Großstädte ist in ihrer historischen Entwicklung durch ausdifferenzierte Arbeitsteilung, Beschleunigung sozialer Prozesse sowie Steigerung der Komplexität ihrer Beziehungen gekennzeichnet. Von Georg Simmel bis Richard Sennett wurde beschrieben, wie die für Großstädte spezifischen Formen sozialer Interaktionen mit der Ausbildung typisch ‚großstädtischer‘ Verhaltensweisen und Geisteshaltungen assoziiert sind. Sicherlich unterscheiden sich Ausprägungen und Zusammenstellung urbaner Qualitäten je nach Stadt bzw. je nach Zone in der Stadt, sei dies in einem Bezirk der Innenstadt oder in einer Vorstadtsiedlung. Sie stellen für unterschiedliche Personen und Gruppen mehr oder weniger wünschenswerte oder ablehnenswerte Lebensqualitäten dar, auch in Abhängigkeit von Lebensphasen und Tagesrhythmen. Weder lässt sich von Urbanität als verallgemeinerbarer städtischer Lebensform sprechen, die allen Stadtbewohnern gleichermaßen eigen oder zugänglich wäre, noch kann die mit dem Begriff anvisierte Lebensweise als allgemein erstrebenswert unterstellt werden. Bei aller berechtigten Kritik am unpräzisen Begriff ‚Urbanität‘ sind mit der Entwicklung der Städte dennoch spezifische Weisen des Wahrnehmens, Handelns und Erkennens verbunden, die hier als mediale Eigenschaften der Stadt thematisiert werden.

Pluralität der Ereignisse und Umgangsformen

Nach Richard Sennett bildet die „Stadt [...] ein Milieu, das die Begegnung einander fremder Menschen wahrscheinlich macht“ (1996: 72). Nicht nur die Begegnung mit Fremden, sondern generell die Konfrontation mit einer Pluralität von Dingen, Tätigkeiten und kulturellen Praktiken kennzeichnen Stadtwahrnehmung auf eine Weise, die (bislang) in keiner anderen medialen Form eine Entsprechung findet; in der Großstadt treffen unüberschaubar viele eigensinnige und informelle Weisen der Verständigung und des unvorhersehbaren Austauschs zusammen.

Für Louis Wirth bilden Größe, Dichte, soziale Heterogenität und die wechselseitige Verflechtung der Tätigkeiten die zentralen Voraussetzungen für die stadttypische Ablösung fest gefügter Beziehungsstrukturen durch ein weites Spektrum sozialer Kontakte. Im Unterschied zu Gemeinschaften, in denen sich jeder kennt, sind in der Vielzahl der Kontakte der Städter immer nur Teilaspekte der jeweils involvierten Personen von Relevanz. Diese Verschiebung der Beziehungsnetze lassen das Individuum zwar abhängig werden von einer Vielzahl anderer Personen und Gruppen, dafür aber tendenziell unabhängiger von einzelnen Personen (Wirth 1974: 52). In der Bewegung unter Vielen werden Reserviertheit und Indifferenz, die situativ umschlagen können in Sympathie und Solidarität, zu geistigen Lebensbedingungen und zum Motor individueller Unabhängigkeit (vgl. Simmel 1995). Es differenziert sich ein variationsreiches Spektrum unterschiedlicher Reaktionsregister von „Sympathien, Gleichgültigkeiten und Aversionen der kürzesten wie der dauerndsten Art“ (ebd.: 123) aus. Die persönliche Freiheit im großstädtischen Leben wird nach Simmel ermöglicht durch die distanzierte Haltung gegenüber der Überzahl an Eindrücken und Ansprüchen. Nicht auf jeden und

jedes im vollen Spektrum des Denkens, Fühlens und Handelns reagieren zu müssen, erlaubt die reflektierte Bespielung eines Zwischenraums, der sich aus der distanzierten Haltung ergibt und so im Äußeren ein Pendant findet zum inneren Potential der Selbstreflexivität.

Möglichkeitsräume im offenen Horizont

Ein zentrales Charakteristikum städtischer Medialität lässt sich in der fortwährend möglichen Hinwendung zu jeweils gegenwärtigen Personen und Dingen betrachten, von denen manche dauerhaft, andere nur flüchtig präsent sind. Dabei bleibt der sich aus einer Situation ergebende Möglichkeitshorizont im Vollzug offen: Weder ist die aus einer Interaktion sich ergebende Geschichte schon geschrieben noch steht fest, welche Personen und Elemente im nächsten Moment eine Rolle spielen werden. Die Unbestimmtheit der Interaktionen kann zu einer Wahrnehmungshaltung führen, in der sich ästhetische Einstellungen, pragmatische Handlungsvollzüge und Erkenntnisprozesse fortwährend ablösen und in ein produktives Wechselverhältnis setzen, oder aber Abschottungen evozieren, die von Rufen nach Überschaubarkeit begleitet werden.

Die präsenten Personen mit ihren jeweiligen individuellen und kulturellen Hintergründen bilden in Wechselbeziehung zu anderen Personen und Dingen stadtspezifische Umgangsformen aus. Für die teilnehmenden Individuen wird eine Vielfalt der Ansprachen anschaulich und in Teilaspekten konkret erfahrbar, wodurch sich eine Referenzfolie aufspannt, in der sich das Mögliche gegenüber dem individuell Denk- und Erfahrbaren immens ausweitet. Es entwickelt sich ein Möglichkeitsraum sozialer Interaktionen und Imagination, in dem die Handelnden zu Elementen im Medium der Stadt werden, wenngleich mit unterschiedlichen Voraussetzungen und Zugangsmöglichkeiten zu ihren unterschiedlichen Bereichen. Die Pluralität der Personen, von denen man wenig oder nichts weiß, wird zur medialen Form, die Offenheit, Unbestimmtheit und Unvorhersehbarkeit der Interaktionsformen mit sich bringt oder Abwehrreaktionen hervorruft.

In seiner historischen Entwicklung ist der Prozess einer „Säkularisierung des Lebens“ eng verbunden mit der in den Großstädten erfahrbaren „Konfrontation divergierender Persönlichkeiten und Lebensformen“, über die sich eine „relativistische Betrachtungsweise“ und ein „Gefühl der Toleranz Unterschieden gegenüber“ (Wirth 1974: 55) ausbilden konnten. In der Stadt wird die „Labilität und Unsicherheit der Welt“ (ebd.: 56) tendenziell zum Normalzustand. Allerdings wird dieser Zustand nicht von allen gleichermaßen begrüßt, sondern auch von Tendenzen zur Errichtung vermeintlich stabiler Ordnungen durch Abschottung innerhalb oder außerhalb der Stadt begleitet. Es zeigt sich, dass die historische Entwicklung, die zu einer Erweiterung des Möglichkeitsraumes für Wahrnehmungs- und Handlungsformen geführt hat, weder automatisch fortgeschrieben wird noch mit dem Bestreben verbunden sein muss, die damit offerierten Möglichkeiten gleichermaßen für alle zugänglich werden zu lassen. Gerade das seit einiger Zeit forcierte Umdenken im Feld der (Stadt-)Politik hin zu einer partiellen internationalen Interkonnektion und Aufwertung bestimmter Räume bei gleichzeitiger Diskonnektion und Abwertung von anderen Zonen vor Ort führt zu neuen

Formen der Segregation, Ausgrenzung und Intoleranz (vgl. Graham/Marvin: 2001 und unten).

Andauernde Vergleichbarkeit und Fragwürdigkeit

Im städtischen Leben erwachsen spezifische Möglichkeiten der Vermittlung von Differenzenerfahrung: Großteils unbewusst werden Erfahrungen von anderen und anderem in das individuelle (autobiografische) Erfahrungsgedächtnis eingearbeitet, das wiederum den Resonanzkörper der Wahrnehmung sowohl der Stadt als auch unterschiedlicher medialer Eindrücke bereitstellt. Vieles wird beiläufig wahrgenommen und auf ambivalente Weise selbstverständlich; auf ambivalente Weise deshalb, weil neben dem Gewöhnlichen auch die (distanzierte) Konfrontation mit dem Fremden ‚selbstverständlich‘ wird. Räumliche Konfigurationen werden zu Medien des individuellen Gedächtnisses und auch zu Medien des kulturellen Gedächtnisses, wenn die Bedeutungsbeimessungen weithin geteilt werden. In der Stadt werden Dauer und Wandel in ein produktives Wechselverhältnis gesetzt.

Städtisches Leben lässt spürbar werden, dass Vertrautes vergänglich und Ungeahntes möglich ist. Damit verbunden ist eine fortwährende Vergleichbarkeit, die Bekanntes und Neues in einen Prozess des Umgestaltens versetzt und dabei sowohl Aufmerksamkeit und Einbildungskraft als auch Gedächtnisfunktionen in Schwung bringt oder abstumpfen lässt. Die Vergleichbarkeit kultureller Muster ist begleitet von einer Fragwürdigkeit des Gegebenen, die Reaktionen zur Öffnung oder Schließung des (Zukunfts-)Horizontes auslösen kann. In der Großstadt wird die Gesellschaft als Aufgabe vor Augen geführt, als Aufgabe eines fortwährenden Umbauens von Bedeutungen in der Konfrontation des Verwirklichten mit dem Möglichen. Es ist die Infragestellung und Verflüssigung vorgängiger Werte, die zu neuen Formen führen: Aus der medialen Form der Wahrnehmung und des ‚Befragens‘ von Differenzen wird ein Medium zur Überschreitung des Gegebenen und zur Bildung neuer kultureller Praktiken und Formen, ein Medium des Um- und Neuformens. Auch diese urbane Eröffnung des Imaginären hat ambivalente Züge: Dem einen ist sie Schrecken, dem anderen die große Leidenschaft.

Intermedium Stadt

Die Vergleichbarkeit von Unterschieden wird in der Stadt zum Regelfall. Handlungen, Gepflogenheiten und kulturelle Muster werden fraglich und zugleich werden die jeweils persönlichen Interessen stimuliert bzw. irritiert. Die Stadt wird damit zu einem Medium des Aufeinanderstoßens und Aushandelns unterschiedlicher Interessen, Ansprüche und Präsentationsformen und bildet einen Möglichkeitsraum sowohl für einen produktiven Streit der Unterschiede als auch für eine Zementierung von Unterdrückung und Ausgrenzung. Bislang finden in den Aushandlungsprozessen weder die Stimmen all derjenigen Gehör, die von den aus diesen resultierenden Entscheidungen betroffen werden, noch erhalten alle Fragen und Themen Einlass in den Verhandlungsraum.

Macht eignet sich mediale Formen an, genauso wie sie solche ausbildet. Im Hinblick auf das kritische Potential der medialen Formen des Städtischen kann ihr Spezifikum darin gesehen werden, dass diese sowohl unterschiedliche Inhalte als auch unterschiedliche mediale Weisen ihrer Präsentation zur Reflexion stellen. Gewissermaßen kann die Stadt als ein Multi- und Intermedium betrachtet werden, da hier ganz unterschiedliche mediale Formen im Raum zusammenkommen und untereinander Beziehungen ausbilden, einander widersprechen und kommentieren. Durch das Hinzutreten weiterer medialer Formen, etwa von Fernsehbildern und Werbeflächen, wird zusätzliches Vergleichs- und Verarbeitungsmaterial angeboten. Dadurch werden die je spezifischen Weisen der einzelnen Medien, Unterschiede zur Erscheinung zu bringen, zugleich anschaulich und relativiert. Einzelne Medien wiederum – beispielsweise stadtsoziologische Studien oder Filme – bieten erforderliche Möglichkeiten für eine kritische Reflexion urbaner ‚Selbstverständlichkeiten‘ und blinder Flecken wie etwa die Verstetigung von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen oder die Produktion von schädlichen Nebenfolgen.

Die Stadt gibt der Wahrnehmung immer nur Fragmente preis, in ihrer Gesamtheit ist sie nicht zu überblicken. Dennoch legt sie einen imaginären Gesamtzusammenhang nahe, in dem die unzähligen Teile zusammenstimmen bzw. widerstreitende Interessen aufeinanderstoßen. Aus der Subjektperspektive blenden sich die mehr oder weniger verbildlichten imaginären Vorstellungen des Gesamtgefüges Stadt und ihrer Aktivitäten mit den Wahrnehmungen der jeweils gegebenen Situationen zusammen und lassen kognitive Karten entstehen, die in Kommunikationsprozessen als Referenzgrößen der Orientierung dienen. Solche imaginären Karten bzw. Bilder, die sich als Melange von fremd- und eigenproduzierten Anteilen mit der Zeit ausformen, bilden einen zentralen Bezugshorizont der Alltagserfahrungen insgesamt. Sie lassen einen Resonanzraum der Erfahrung entstehen, der auch in der Assimilation von anderen medialen Erfahrungen eine wichtige Rolle spielt.

(Un)sichtbare Wirksamkeiten

Wie angedeutet, verändern sich die Bedingungen, unter denen sich urbane Qualitäten über die medialen Eigenschaften der Stadt ausbilden, und die damit verbundenen Verhältnisse zwischen dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren im Zuge der jüngsten medientechnischen Neuerungen erheblich. Im folgenden Abschnitt werden analytisch drei Gesichtspunkte differenziert, in denen sich für die Stadtwahrnehmung relevante Veränderungen abzeichnen.

Der erste Aspekt betrifft die Beziehung zwischen neuen Medientechnologien und der Transformation konkreter Räume. In erster Linie geht es um die materielle Seite medialer Formen, die sich rapide oder schleichend nachhaltig verändert. Der zweite Aspekt betrifft die Bedingungen der situativen Wahrnehmung, die sich durch die Einlagerung von medialen Raumschichten und medienvermittelten Eindrücken in die Räume der kommunikativen Präsenz verändern. Der dritte Aspekt bezieht sich auf die subjektive, sozial vermittelte Seite der Stadtwahrnehmung, denn im Zuge der Veränderungen medienvermittelter Kommunikation werden im Prozess der Sozialisation – vermittelt über unterschiedliche Medien – Erfahrun-

gen assimiliert, die den Hintergrund bilden für die je aktuellen Wahrnehmungen an konkreten Orten. Durch die Pluralisierung räumlicher Fernbeziehungen und damit verbundener Eindrücke anderer Räume und kultureller Praktiken verändern sich die subjektiven Bezugnetze, über die sich Raumvorstellungen und Schemen der Raumwahrnehmung mit der Zeit ausbilden.

Der städtische Raum ist mehr oder weniger sichtbar durchdrungen von den Fernwirkungen der vernetzten Wirtschafts- und Kommunikationsbeziehungen, aus denen für jede Lokalität spezifische Folgen erwachsen. Manuel Castells hat das komplexe Beziehungsgeflecht der telematischen Kommunikations- und Interaktionsräume als Raum der Ströme bezeichnet, der in zunehmendem Maße die Bedingungen des Handelns in lokalen Räumen beeinflusst (vgl. Castells: 1989 und Abschnitt 1.2).

Die Auswirkungen dieser technologisch ermöglichten Wandlungsprozesse auf die Handlungsbedingungen an Orten sind nicht zwangsläufig augenscheinlich ersichtlich. Denn über die Netzwerke werden Orte auf neue Weise miteinander verbunden, so dass die relativen Positionen innerhalb der abstrakten Topologien der elektronischen Netzwerke und Räume tendenziell wichtiger werden als die eigentlichen Positionen in der physischen Geografie der urbanen Systeme.

Das Verhältnis zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem in den konkreten städtischen Räumen verändert sich durch die hier nur angedeuteten Transformationen urbaner und telekommunikativer Räume auf grundlegende Weise. Medientechnisch ermöglicht wird eine weitreichende Entkoppelung der Handelnden von den Kontexten, in denen ihre Handlungen Wirkungen zeigen. Generell hat die immense Streuung von Teilaspekten der Produktion in unterschiedliche Räume zur Folge, dass an der Sichtbarkeit gearbeitet werden muss, um z.B. den Zusammenhang, den ein Produkt von der Herstellung über die Wertschöpfungen bis zum Konsum ausmacht, und die ausgeblendeten Nebenfolgen und Externalisierungskosten anschaulich werden zu lassen.

Neben den hier angesprochenen fernräumlichen Wirkmechanismen wird das Wahrnehmen, Erkennen und Handeln in je konkreten Räumen immer auch durch die in diesen eingelagerten fernzeitlichen ‚Wirkungen‘ mitbestimmt. Diese können als Dispositionen aufgefasst werden, über die sich strukturelle Ungleichheitsverhältnisse verstetigt und ideologische Vermittlungsschichten ‚naturalisiert‘ haben.

Mit den jüngsten (medien)technologischen Neuerungen verschiebt sich das Verhältnis von Sichtbarem und Unsichtbarem auch auf der Ebene individueller Kommunikation und Interaktion. In den konkreten Situationen des Wahrnehmens und Handelns verteilen sich die Raumeindrücke auf unterschiedliche mediale Formen, teils neueren, teils älteren Entstehungsdatums. Es bilden sich zunehmend Möglichkeiten aus, an mehreren Orten zugleich zu sein: Mental in ein Gespräch über das Handy vertieft, während beiläufig ein Bildschirm an der Wand eines Einkaufszentrums und das Treiben auf der Straße verfolgt werden, bewegt sich der Körper durch routinierte Bewegungsabläufe und gezogen von dem nächsten Begehren fast autonom fort.

Räumliche Konfigurationen entstehen, in denen physische Räume mit wirkungsmächtigen Schichten durchdrungen werden, die an komplexe telematische Systeme angeschlossen sind und die mehr oder weniger frei gestaltbare und mehr oder weniger wissentliche Interaktionen ermöglichen. Das Handeln an konkreten Orten frant sich zunehmend aus in fernräumliche Beziehungsgeflechte, die sich nicht offensichtlich nachvollziehen lassen. Zweifellos erwachsen mit der angesprochenen Durchdringung von Raumschichten und mit den Netzen der Fernwirksamkeit neue Vermittlungsanforderungen.

Die in der Stadt der Moderne angelegte Tendenz zur Individualisierung der Kommunikationsräume wird mit der zunehmenden Bedeutung der Netzmedien und der Ausweitung der massenmedialen Programmangebote verstärkt. Das Stadtleben hat historisch zur Ausbildung von Gruppenzugehörigkeiten auf freiwilliger Basis geführt, die sich mit den Netzmedien raumübergreifend auffächern lassen. Unterschiedlichste Teil- und Gegenöffentlichkeiten differenzieren sich aus, die entlang spezifischer Interessen jeweils auf Aspekte des gesellschaftlichen Lebens spezialisiert sind. Dabei entstehen auch neue Formen kritischer Öffentlichkeiten und solidarisch konzertierter Aktionen über weite Entfernungen hinweg. Die elektronischen Medien eröffnen mithin neue Sichtbarkeiten. In gewisser Weise bildet diesbezüglich der imaginäre Zusammenhang der Stadt eine Ebene der Vermittlung mittlerer Reichweite: Hier erscheinen Widersprüche und die Vermittlung von Differenzen konkret genug, um tatsächlich eine bedeutende Rolle im Alltagsleben einnehmen zu können. Zugleich ist die Stadt überkomplex genug, um ein Überschreiten der Grenzen unterschiedlicher Gruppierungen und Problembehandlungen anzuregen.

Auch im Hinblick auf den dritten Aspekt bleiben die neuen Medienentwicklungen nicht ohne Folgen. Wie alle Wahrnehmung bildet sich auch die Wahrnehmung sozial-räumlicher Zusammenhänge sozialisatorisch an historisch gewachsenen kulturellen Bedeutungs- und Praxissystemen aus, über die sich mehr oder weniger stabile und reflektierbare Wahrnehmungsschemen entwickeln. Die Wahrnehmung konkreter Räume wandelt sich über die zunehmende Bedeutung medienvermittelter Eindrücke von fremden Räumen, kulturellen Praktiken und Lebensstilen im Lauf der Sozialisation in noch wenig abschätzbarer Weise. Denn mit der Pluralisierung der Raumbezüge und der damit verbundenen Erweiterung symbolischer Bezugssysteme entstehen veränderte Sozialisationsbedingungen, etwa im Hinblick auf die Ausbildung von Habitusformen und Lebensstilen. Die durch unterschiedliche mediale Konstellationen gesammelten Erfahrungen stehen individuell über das Gedächtnis wahrnehmungsstrukturierend in einem Zusammenhang. Und so bilden auch die in materiellen Räumen gewonnenen Erfahrungen einen Resonanzraum aus, in den sich über andere mediale Formen gewonnene Erfahrungen einbinden. Die über unterschiedliche mediale Formen zugänglichen Erfahrungen verschieben sich dabei wechselseitig. Sie können sich produktiv ergänzen, was ihre jeweiligen Möglichkeiten anbelangt, Differenzen zur Anschauung zu bringen und reflektierbar werden zu lassen. Sie können aber auch die von Wirth für das städtische Leben diagnostizierte Anfälligkeit für „passives Zuschauertum“ (Wirth 1974: 62) verstärken. Welche Tendenz sich stärker realisieren wird, ist sowohl abhängig von der Zugänglichkeit von

Räumen und von medialen Formen zur Erfahrung, Ausbildung und Vermittlung von Differenzen als auch von den individuellen Möglichkeiten zur (informellen) Ausbildung urbaner ‚Sehweisen‘.

Urbanes ‚Sehen‘

Wahrnehmungsweisen wandeln sich historisch in Wechselbeziehung mit medialen Formen und Technologien (vgl. hierzu Abschnitt 3.1). In der Fülle der Ansprachen, die das urbane Leben mit sich bringt, wird eine grundlegende Arbeitsweise der visuellen Wahrnehmung anschaulich, auf die Hans-Georg Soeffner unter dem Begriff des Schnittes hingewiesen hat: Im Sehen wird die Welt zurechtgeschnitten. Allerdings unterliegt das Sehen in der Sozialisation einem fortwährenden Schulungsprozess. „Das Sehen erscheint uns in der ‚natürlichen‘ Einstellung als ein so unmittelbarer Vorgang, daß wir ‚normalerweise‘ weder auf seine sozialisatorische, noch auf seine historische und mediale Formung achten: Aus der natürlichen Künstlichkeit wird unter der Hand eine künstliche Natürlichkeit, der man das Künstliche nicht anmerkt“ (Soeffner 2004: 267). Was sichtbar in Erscheinung tritt und was nicht, ist vom Repertoire zugänglicher medialer Formen wie von den kulturell spezifischen Ordnungen der Blicke, über die sich Sichtweisen ausbilden, abhängig.

„In unseren aktuellen Wahrnehmungen, Erinnerungen und Entwürfen konstituieren wir durch Schnitte ein eigenes, neues – vom stetigen Fluß des Wahrnehmungs- und Bewusstseinsstromes sich abhebendes – Kontinuum“ (ebd.: 269). Dieses Kontinuum der Selbstkonstitution findet in der Bewegung durch den urbanen Raum reichhaltiges Material und einen vielfältigen Schnitt- und Bearbeitungsraum, in dem Montagetechniken unterschiedlicher Personengruppen anschaulich werden. Im angesprochenen Experimentieren im Sehen werden die beteiligten Akteure im Vollzug selbst Teil eines urbanen Mediums. Die eigenen Imaginationen werden in Abgleich gebracht mit den Imaginationen anderer, zugleich werden die jeweiligen Sichtweisen tendenziell wahrnehmbar, reflektierbar und ihre ideologischen Einlassungen kritisierbar. Die Imaginationen treffen auf raum-zeitliche Konfigurationen, die als reale Bezugsgrößen vorgestellt und erfahren werden: Im Medium des Städtischen arbeitet die Imagination an der Realität und umgekehrt auf eine Weise, die den Horizont des Möglichen selbst in fortwährender Bewegung hält. Im Unterschied zu den auf Sendung beschränkten Massenmedien sind die Handlungsverläufe nicht redaktionell vorbestimmt, sondern weitgehend unbestimmt. Diese tendenzielle Unbestimmtheit wird jedoch durch interessegeleitete Versuche zurückgenommen, die sie bestimmten Zwecken der Darstellung oder Bedeutungsgenerierung unterwirft. Zudem präformiert die in der Stadt verkörperte ‚objektive Kultur‘ (Simmel) die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der Interaktionen und materielle wie symbolische Grenzen können ähnliche Funktionen der In- und Exklusion übernehmen wie in den Massenmedien die Redaktionen.

Die in der Stadt in der wechselseitigen Reflexion einer Vielzahl medialer Formen generierten Differenzenerfahrungen assimilieren sich mit der Zeit und lassen spezifisch urbane Weisen des Sehens und des Fragens wahrscheinlich werden. Erfahrungen, die in bestimmten

Lebensphasen in der Stadt gesammelt werden, können die je individuellen Weisen der Weltaneignung und -erzeugung nachhaltig beeinflussen und so gewissermaßen in den Köpfen und verstetigten Geisteshaltungen überdauern, seien diese nun dem Fremden und Anderen gegenüber offen und tolerant eingestellt oder auf Ablendung durch Abschottung aus. Es ist wahrscheinlich, dass sich Weisen des Wahrnehmens, Erkennens und Handelns, die charakteristisch für urbane Interaktionsprozesse sind, über die je individuelle Erfahrungsassimilation zunehmend auch in anderen medialen Formen ohne physische Präsenz der Interaktionselemente fortentwickeln können. Mithin können urbane Qualitäten heute verstärkt im Verbund unterschiedlicher medialer (Zwischen-)Räume erwachsen. ‚Urbanität‘ wandert in die Köpfe der Raumbenutzer, wie Häußermann und Siebel (1997) es ausdrücken, ihre Ausbildung dürfte jedoch weiterhin auf bestimmte sozial-räumliche Voraussetzungen angewiesen bleiben.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Stadterfahrungen als informelle Lernerfahrungen aufgefasst werden können, die über das jeweils aktuelle Handeln in der Stadt hinaus Weltaneignung und -erzeugung beeinflussen. Es bilden sich urbane Weisen des Sehens und Fragens aus, die auch in der Nutzung und Gestaltung der neuen Netzmedien eine wichtige Rolle spielen. Die Befähigung hierzu lässt sich – wie im Falle anderer Weisen der Welterzeugung und -aneignung auch – als das Erlernen einer Kulturtechnik verstehen. Ein solches Sehen bedarf in fernwirksamen Zeiten ergänzender Einblicke in die unsichtbaren Schichten der Stadt, d.h. in Wirkungsketten, die Einfluss nehmen auf städtische Räume, in diesen aber nicht bzw. nicht mehr in Erscheinung treten. Damit erwächst die Aufgabe, die bereits ausgeprägt vorhandenen, aber kaum reflektierten Wechselbeziehungen zwischen physischen Räumen, ‚virtuellen‘ Räumen und anderen medialen Formen zu analysieren und ihre Relevanz für das Handeln an Orten zu berücksichtigen. In der Bearbeitung dieser Aufgabe können sich unterschiedliche mediale Formen zumindest der Möglichkeit nach wechselseitig kritisch beleuchten und ergänzen.

2.2 Räumliche Differenzierungen und Vermittlungen

2.2.1 Flexible Netze und Parzellen

Die im vorangegangenen Abschnitt bereits angesprochene Transformation des konkreten Raums im Zuge der Entwicklung neuer Medientechnologien wird im Folgenden näher in den Blick genommen. Bekanntlich spielen die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien in dem Umstrukturierungsprozess des Kapitalismus, der seit den siebziger Jahren an Schwung gewonnen hat, eine wesentliche Rolle. Sie haben dazu beigetragen, dass die Internationalisierung der Wirtschaft extrem beschleunigt werden konnte. In der in weiter zunehmenden Maße auf Information als Rohstoff basierenden Ökonomie stellt der Zugang zu In-

formations- und Wissensnetzwerken einen grundlegenden Faktor individueller und gesellschaftlicher Konkurrenzfähigkeit dar. Zugleich steigt mit der Globalisierung und den einhergehenden Problemlagen die Komplexität wechselseitiger Abhängigkeiten von Prozessen auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene, wodurch es entsprechend schwieriger wird, adäquate Informationsgrundlagen für deren Bewältigung herzustellen. So finden sich Expertenpositionen in Argumentationszusammenhängen zumeist für sehr unterschiedliche widerstreitende Positionen.

2.2.2 Ein neues technologisches Paradigma

Den Untersuchungen Manuel Castells zufolge hat sich im Zeitraum vom Ende der sechziger bis in die achtziger Jahre aufgrund der Wechselbeziehungen zwischen wissenschaftlichen und technologischen Innovationen ein neues ‚technologisches Paradigma‘ (vgl. Castells 1989, 1996) herausgebildet, dessen wissenschaftlich-technologischer Kern im Bereich der Mikroelektronik zu finden ist. Mit der Entwicklung des Computers wurde die Rechenleistung drastisch erhöht, und zugleich wurden die Kosten der Informationsspeicherung erheblich gesenkt, was zu einer Revolutionierung der Informationsverarbeitung geführt hat. Neue Telekommunikationstechniken haben insbesondere über die Vernetzung von Recheneinheiten zu Informationssystemen wesentlich zu der Verbreitung und Nutzung der neuen Technologien beigetragen. Die in ihren gesellschaftlichen Auswirkungen noch wenig analysierten Entwicklungen im Bereich der Genmanipulation haben die Ausbildung des neuen technologischen Paradigmas forciert und auf den Bereich der lebenden Materie ausgeweitet.

Der grundlegende Innovationsprozess beruht nach Ansicht Castells auf der gesteigerten Fähigkeit, Informationen zu erlangen, zu analysieren und zu speichern. Indem unterschiedlichen Fachgebieten ein gemeinsames Medium zur Informationsverarbeitung und Interaktion bereitsteht, können Entdeckungen und Anwendungen aus einem Bereich leichter mit Entwicklungen in anderen Gebieten in Beziehung gesetzt werden, wodurch sich die Wahrscheinlichkeit synergistischer Effekte erhöht.

Eines der wesentlichen Merkmale der ‚informationstechnischen Revolution‘ besteht für Castells darin, dass sich deren Hauptwirkung eher auf Prozesse als auf Produkte bezieht. Und anders als Produkte dringen Prozesse – quasi unsichtbar – in alle Sphären menschlicher Aktivität ein (vgl. Castells 1989). Dadurch bieten sich wenig offensichtliche Angriffsflächen für eine kritische Reflexion der Wandlungsprozesse, die als Ausgangspunkte für wünschenswerte Gegensteuerungen dienen könnten. Dass solche aber dringend erforderlich sind, macht die hier nur angedeutete Frage nach den Folgen dieser Transformationsprozesse für die Demokratie deutlich.

Eine weitere grundlegende Auswirkung des neuen technologischen Paradigmas auf die gesellschaftliche Organisation ist die Erhöhung der Flexibilität in der Organisationsweise der Bereiche Produktion, Management und Konsum. David Harvey hat in seiner Studie zur ‚Condition of Postmodernity‘ im Zusammenhang mit der Umstrukturierung des Weltwirt-

schaftssysteme seit Ende der 1960er Jahre des vergangenen Jahrhunderts einen Übergang von der fordistischen, auf Massenproduktion und -konsum ausgerichteten Organisationsweise des Kapitalismus hin zu einer flexiblen Akkumulation analysiert. In der Nachkriegszeit hatte sich das amerikanische Wirtschaftsmodell, in dem tayloristische/fordistische Methoden zur Effizienzsteigerung voll zum Einsatz gebracht wurden, auch in Teilen Europas voll entwickelt und zu einer Anpassung zwischen Massenproduktion und Massenkonsum geführt (vgl. Harvey 1990: 135ff.). Kaum installiert, begann der „fordistische Kompromiss“ (Alain Lipietz 1992)⁷ – einer Kombination aus fordistischer Produktionsstruktur und keynesianistischer Wirtschaftspolitik – Anfang der 1970er Jahre im Zuge der sich stark beschleunigten Internationalisierung zu stagnieren.

Im Rahmen des fordistischen Kompromisses hatten Produktivitätssteigerungen auch Lohn-erhöhungen bedeutet, doch die stagnierende Produktivitätssteigerung führte dazu, den Segen in komplexen und kostspieligen Maschinen zu suchen, die einerseits Arbeitskräfte (Reduktion der Kaufkraft) ersetzten und die sich andererseits in der Höhe der Produktkosten niederschlugen. Demzufolge sank die Inlandnachfrage und die Überschussproduktion musste im Ausland vermarktet werden. Mit der Zeit standen alle Industrienationen vor dem gleichen Problem, so dass eine Krise der Nachfrage auf internationaler Ebene sichtbar wurde, die sich zu der Krise des fragmentierten Arbeitsprozesses gesellte. Die kapitalistische Welt befand sich in einem Zustand der *Stagflation*, einem Zustand stagnierender Produktion bei gleichzeitiger inflationärer Preisentwicklung (vgl. Harvey: 145). Letztlich wurde der Wohlfahrtsstaat als solcher und damit auch der fordistische Kompromiss insgesamt in Frage gestellt (vgl. Lipietz 1992: 14-19). An der Oberfläche der Schwierigkeiten, die sich Ende der 1960er Jahre in den fordistischen Ökonomien bemerkbar machten, sieht Harvey Probleme, die mit der Starrheit der Systeme assoziiert werden können. Bezüglich der rezessiven Wirtschaftslage stellten sich die notwendigen hohen Investitionen von Unternehmen in Festkapital, die Arbeitsmärkte und Arbeitsverträge (starke Position der Gewerkschaften) sowie die staatlichen Sicherungssysteme (hohe Ausgaben bei sinkenden Einnahmen) als inflexibel heraus (Vgl. Harvey 1990: 142).

In diesem wirtschaftlichen Umfeld werden die neuen Technologien in die bestehenden industriellen Produktionsformen und Konsummuster integriert und tragen dort sowohl zu deren Transformation als auch zur Steigerung der bestehenden Organisationskapazität bei. Einerseits werden dabei die Strukturen und die organisatorischen Hierarchien bewahrt, die sich mit der Massenproduktion entwickelt haben. Andererseits wird durch die Nutzung der neuen Möglichkeiten versucht, die Starrheit der bestehenden Systeme zu überwinden, um

⁷ Vgl. Lipietz 1992. Der Nachkriegsboom war von einer Reihe von Kompromissen und Neupositionierungen seitens der Hauptakteure im Prozess der kapitalistischen Entwicklung abhängig: Der Staat erhielt eine neue Rolle im Sinne Keynes und musste entsprechende institutionelle Organe entwickeln: Um die Nachfrage relativ stabil zu halten - eine wichtige Voraussetzung zur Absicherung hoher Investitionen im Bereich der Massenproduktion -, sollte der Staat den Wirtschaftszyklus durch geld- und finanzpolitische Maßnahmen bändigen; beispielsweise durch staatliche Investitionen im Bereich des Transportes oder in öffentliche Einrichtungen. Derartige Investitionen sollten sowohl der Entwicklung der Produktions- als auch der Konsumtionsseite entgegen kommen und annähernde Vollbeschäftigung garantieren. Die Geldmenge konnte, unter der Kontrolle der Zentralbanken, an den wirtschaftlichen Bedürfnissen ausgerichtet werden und war nicht mehr an die real existierenden Goldreserven gebunden. Von staatlicher Seite wurden zudem soziale Systeme etabliert (Sozial- u. Gesundheitsversicherung, Bildung, Wohnen etc.) und Einfluss (direkt oder indirekt) auf die Festlegung von Mindestlöhnen und die Rechte der arbeitenden Bevölkerung genommen; sicherlich in unterschiedlicher Ausprägung innerhalb der verschiedenen Nationalstaaten.

eine Anpassung an die sich schnell wandelnden Kontexte (z. B. durch fortschreitende Internationalisierung) zu ermöglichen.

“In this way, the historical opposition between craft production and large scale manufacture, between mass consumption and customised markets, between powerful bureaucracies and innovative enterprises, are dialectically superseded by the new technological medium, which ushers in an era of adaptive organisations in direct relationship with their social environments. By increasing the flexibility of all processes, new information technologies contribute to minimising the distance between economy and society.” (Castells 1989: 17)

Der Übergang von dem industriellen zu dem informationellen Entwicklungsmodus⁸ wird für Castells von Veränderungen der Informationsverarbeitungsstrukturen bestimmt. Im Bereich der Produktion haben die Formierung von Großunternehmen und die Verlagerung der Produktivitätsquellen von Kapital und Arbeitskraft hin zu anderen Faktoren wie Wissenschaft, Management und Technologie einen erheblichen Zuwachs des Bedarfs an Informationsverarbeitung bewirkt. Wissen wird zum strukturierenden Element der gewachsenen Informationsmenge, die nötig ist, um Großunternehmen zu verwalten und die Produktivität zu steigern. Ebenfalls wird mit der Herausbildung von Massenmärkten, der Vergrößerung der Entfernung zwischen Produzenten und Konsumenten und durch die in den 1970er Jahren erfolgende Ausweitung wohlfahrtsstaatlicher Institutionen der Informationsverarbeitungsbedarf gesteigert (vgl. ebd. S. 17f., vgl. auch Stehr 2001).

⁸ Castells unterscheidet analytisch zwischen dem Produktions- und dem Entwicklungsmodus einer Gesellschaft. Der Produktionsmodus betrifft die Prinzipien der gesellschaftlichen Organisation von Produktionsprozessen und die Verwendung bzw. Verteilung des produzierten Überschusses. In kapitalistischen Gesellschaftssystemen basieren diese Prinzipien auf dem privaten Besitz der Produktionsmittel, der Trennung zwischen Produzenten und Produktionsmitteln und auf der Handhabung der Arbeitskraft als Ware. Der Entwicklungsmodus bezieht sich auf die *technologische Infrastruktur der Gesellschaft*, auf die Art der (technologisch vermittelten) Beziehung zwischen der Arbeitskraft und dem Rohmaterial unter Anwendung von *Energie und Wissen*. Entwicklungsmodi sind die *technologischen Arrangements*, über die die Arbeitskräfte auf das Material einwirken, um Produkte herzustellen, und über die letztlich die Produktivität des Arbeitsprozesses bestimmt wird.

Drei Entwicklungsmodi können nach Castells unterschieden werden: landwirtschaftlich, industriell und informationell. Jeder Entwicklungsmodus wird über den Faktor definiert, welcher die Produktivität des Produktionsprozesses grundlegend bestimmt: Maßgeblich für den landwirtschaftlichen Entwicklungsmodus ist die quantitative Arbeitssteigerung und Erhöhung der Ausnutzung von Produktionsmitteln einschließlich Land. Der industrielle Entwicklungsmodus wird über die Einführung neuer Energiequellen und die Qualität der Nutzung derselben bestimmt. Angestrebt wird ökonomisches Wachstum mit größtmöglichem Ertrag. In dem informationellen Entwicklungsmodus liegt die Quelle der Produktivität schließlich in der Qualität des Wissens, dem zweiten in der Beziehung zwischen Arbeitskraft und Produktionsmitteln vermittelnden Glied. Ziel ist technologische Entwicklung und Akkumulation von Wissen. Mehr bzw. besseres Wissen führt zu höherem Ertrag. In allen drei Modi spielt Wissen eine Rolle, doch in letzterem, dessen Entstehung Castells beobachtet, wird Wissen über Wissen vermittelt, um höhere Produktivität zu erlangen. Wissen als Hauptquelle der Produktivität regt über den Einfluss, den es auf andere Aspekte des Produktionsprozesses ausübt, die Erzeugung von neuem Wissen an.

Es wäre irreführend, den informationellen Entwicklungsmodus als die Ablösung des Kapitalismus zu bezeichnen, denn es handelt sich um zwei unterschiedliche analytische Ebenen. Von zentraler Bedeutung ist vielmehr die Interaktion von Produktions- und Entwicklungsmodus. Im Kapitalismus besteht die Tendenz, dass die Logik des Produktionsmodus die zentrale Struktur darstellt um die sich andere Bereiche der Gesellschaft gruppieren. Entwicklungsmodi folgen ihrer eigenen Logik. Sie reagieren nicht mechanisch auf die Anforderungen des Produktionsmodus oder auf gesellschaftliche Instanzen. Da aber der gesellschaftliche Umgang mit Technologien den gesellschaftlichen Produktions-, Erfahrungs-, und Machtbeziehungen untergeordnet ist, tendiert er dazu, in seiner Struktur und Ausrichtung durch Umstrukturierungsprozesse der Gesellschaft geformt zu werden (vgl. Castells 1989: 9ff.).

2.2.3 Raum der Ströme

Nach Einschätzung Castells hat sich mit dem neuen technologischen Paradigma auch eine neue räumliche Logik herausgebildet, die gänzlich anderen Maßgaben folgt als die eher ortsbezogene Logik wie sie für die Industriegesellschaft prägend war. Er spricht vom ‚Raum der Ströme‘ (space of flows), der gegenüber dem Raum der Orte (space of places) an Bedeutung gewinnt. Castells zufolge ermöglicht es der nur punktuell verortete Raum der Ströme denjenigen Organisationen und Institutionen, die über Macht und Mittel verfügen, ihre Ziele unabhängig von den Charakteristiken bestimmter lokaler Schauplätze verfolgen zu können. Unternehmen und Institutionen bilden neue Organisationsstrukturen aus, die die Möglichkeiten zur Reintegration von international an unterschiedlichen Standorten verteilten Funktionen des Produktionsprozesses ausnutzen (vgl. Castells 1989: 348ff.). “The supersession of places by a network of information flows is a fundamental goal of the restructuring process that has been analysed. This is because the ultimate logic of restructuring is based on the avoidance of historically established mechanisms of social, economic, and political control by the power-holding organizations.” (Castells 1989: 349)

Die meisten dieser Kontrollmechanismen sind von territorial verankerten Institutionen der Gesellschaft abhängig, und so wird die Befreiung von der jeweils an einem bestimmten Ort verkörperten sozialen Logik das Mittel, um Unabhängigkeit im Raum der Informationsflüsse zu erlangen. Ortsgebundene Gesellschaften und Kulturen verlieren gegenüber transnationalen Konzernen, die weiterhin die Gesellschaft dominieren, ohne sich an deren Regeln halten zu müssen, an Artikulationskraft. Dies könnte nach Ansicht Castells und anderer AutorInnen zu einer Machtlosigkeit der Demokratien gegenüber den globalen Kapital- und Informationsflüssen führen. Castells argumentiert, dass die Einführung der neuen Informationstechnologien den Kern des gesellschaftlichen Systems grundlegend verändert und somit eine wesentliche Rolle im Wandel der räumlichen Strukturen spielt.

Für Castells ist Technologie keine gesellschaftsbestimmende Macht, sondern ein mächtiges Instrument, in dem Prozess der organisatorischen Umstrukturierung. Die Auswirkungen der neuen Technologien auf die räumlichen Veränderungen werden durch die gesellschaftlichen und ökonomischen Umstrukturierungen vermittelt (vgl. ebd.: 126f.). Hierbei ist die Ausweitung des Dienstleistungssektors, bei gleichzeitigem Rückgang der relativen Beschäftigungszahlen und der Wirtschaftsleistung im Bereich der produzierenden Industrien ein zentraler Faktor. “In a word, what is facilitated by information technologies is the interconnection of activities, providing the basis for the increasing complexity of service industries, which exchange information relentlessly and ubiquitously. [...] There is a shift, in fact, away from the centrality of the organisational unit to the network of information and decision.” (ebd.: 142) Castells schließt aus den angesprochenen Tendenzen, dass der Raum der Informationsflüsse (space of flows) zwischen den zahlreichen, zu Netzwerken verbundenen Einheiten einer Organisation und zwischen organisatorischen Einheiten zu dem wichtigsten Raum für das Funktionieren von Organisationen wird. Das heißt nicht, dass Organisationen unabhängig von Orten bestehen. Jede Einheit der Informationsverarbeitungsstruktur hat seine örtliche Orientierung: Entscheidungsfunktionen befinden sich bevorzugt in den Zentren der

Großstädte, die Bereitstellung der Dienste erfolgt in Entsprechung zu den segmentierten Märkten, die Niederlassungsstruktur von Büros für Bearbeitungstätigkeiten werden von dem Angebot an gebildeten Kräften in suburbanen Regionen mitbestimmt etc. Doch während Organisationen an Orten platziert sind und ihre Einheiten mehr oder weniger ortsgebunden sind, ist die Organisationslogik, die grundlegend von dem space of flows abhängig ist, relativ ortsungebunden. Die Informationsflüsse werden vorrangig von der hierarchischen Struktur einer Organisation bestimmt und sind von den zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Ort gegebenen technologischen Möglichkeiten abhängig. „Die Wissensfundierte Produktion ist von neuen Standortfaktoren abhängig“, schreibt Nico Stehr bezüglich der im Vergleich zur Industriegesellschaft schwindenden Bedeutung von Standorten und ergänzt: „andere Bedingungen dagegen, wie zum Beispiel die vorhandene Dienstleistungs- und Infrastruktur an einem Standort, bleiben in ihrer Bedeutung erhalten. Dennoch hat sich die Zahl der Wahlmöglichkeiten eines Standortes um ein Vielfaches erhöht.“ (Stehr 2001: 318)

Stephen Graham und Simon Marvin (1996) heben hervor, dass Staaten und Firmen in dem Umstrukturierungsprozess versuchen, neue ‚trade offs‘ aus der Reibung zwischen der Fixiertheit der Orte und der Mobilität des elektronischen Raums zu erzielen. In diesem Prozess, der sich als hochgradig komplex darstellt, spielen unzählige individuelle Entscheidungen und bestehende ‚Strukturen‘ gleichermaßen eine Rolle. Über die Netzwerke werden Orte auf neue Weise miteinander verbunden, so dass die relative Position innerhalb der abstrakten Topologien der elektronischen Netzwerke und Räume wichtiger werden können als die eigentliche Position in der physischen Geographie der Städte bzw. der urbanen Systeme.

„Power stems from access to, and control over, both the material spaces of cities and the electronic spaces on telecommunication networks.“ (Graham/Marvin 1996: 119)

Die Konsequenzen hieraus sind weitreichend, denn je mehr Organisationen von Informationsflüssen und -netzwerken abhängig sind, desto unabhängiger werden sie von den sozialen Umfeldern, die mit ihren Standorten assoziiert sind. Der Zugang einer Organisation zu dem Netz der Informationsflüsse nimmt den Analysen Castells zufolge eine Vorrangstellung gegenüber den Erfordernissen der einzelnen Einheiten ein: „the interests of a local business elite, or of a local resident working class, or of a local market, will be constantly subordinated to the need for the organization to be connected simultaneously with the financial markets, the pool of professional labor, the strategic alliance in the world economy, and the ability to install and update the necessary technology, to mention just some of the potentially key internal requirements, all of which are dependent upon interactions in the space of flows.“

(Castells 1989: 170) Die Folge ist eine wachsende Unabhängigkeit der Organisationslogik von der sozialen Logik. Je mehr sich Weltökonomie und Nationalökonomien miteinander verflechten, desto stärker ist der Bedarf an Informationstechnologien, um die Entscheidungsprozesse handhaben zu können und desto weniger ist die Logik globaler Organisationen von regionalen Ausprägungen (kulturellen Werten, persönliche Vorlieben von bestimmten Gruppen) abhängig (vgl. ebd.: 169ff.).

Graham und Marvin zeigen auf, dass zwischen der sozialen Konstruktion urbaner Orte und elektronischer Räume zahlreiche Parallelen bestehen. Dabei tendieren die sozial, ökonomisch und politisch mächtigen Gruppierungen dazu, ihre Vormachtstellung zu erhalten und

auszubauen, indem sie vernetzte Systeme aufbauen, in denen elektronische Räume und städtische Orte aufeinander bezogen werden. Und auch die Kämpfe unterschiedlicher sozialer Akteure um die Konstruktion der städtischen Landschaft finden in der Ausgestaltung der ‚virtuellen Räume‘ im Internet ihren Widerschein. Die angedeuteten sozialen Kämpfe beschränken sich allerdings nicht nur auf materielle Verteilungsaspekte innerhalb einer hochgradig von Ungleichheiten gekennzeichneten kapitalistischen Gesellschaft. Sie beziehen sich auch auf die symbolischen Bedeutungen von konkreten Orten und virtuellen Räumen wie auch auf die Weisen wie Orte und elektronische Räume in die Konstruktion sozialer und kultureller Identitäten einbezogen werden. Mit der zunehmenden Durchdringung der Alltagswelt mit elektronischen Räumen erlangen diese eine immer stärkere Bedeutung in der Strukturierung der Wahrnehmung, der Interaktionen, des Empfindens und in der Sinnkonstruktion. Die Kämpfe um die elektronischen Räume können somit auch als Kämpfe um ‚Landmarken kollektiven Sinns‘ betrachtet werden. Allerdings vollzieht sich die Ausgestaltung elektronischer Räume ‚unsichtbarer‘ als die urbaner Orte.

An der Ausbildung dieser neuen räumlichen Logik sind die Regierungen der wirtschaftsmächtigen Nationen maßgeblich beteiligt. Sich von einer das fordistische Wachstumsmodell begleitenden keynesianistisch ausgerichteten Wirtschaftspolitik entfernend, entwickeln Staat und Unternehmen eine neue Allianz, die dadurch gekennzeichnet ist, dass der Staat vermehrt Regulationsmodi auflockert (z.B. arbeitsrechtliche Bestimmungen) und gleichzeitig Forderungen nachkommt, günstige Standortbedingungen zu schaffen (z.B. Investitionen im Forschungs-, Entwicklungs-, Ausbildungsbereich und in die Infrastruktur). Der Staat ist bestrebt, dafür zu sorgen, dass die in seinem Hoheitsgebiet ‚beheimateten‘ multinationalen Konzerne die Position der ‚nationalen‘ Wirtschaft im Kontext der Globalisierung ausbauen. Die „technisch-wirtschaftliche Autonomie“ eines Landes wird als abhängig von dem Erfolg der vorrangig im eigenen Land verwurzelten Unternehmen in der Weltwirtschaft betrachtet (vgl. Die Gruppe von Lissabon 1997: 102). Staatliche Unabhängigkeit wird verstärkt abhängig von dem erfolgreichen Beherrschen und Vermarkten fortschrittlicher Technologien. Der Staat hat demnach ein Interesse, die Konkurrenzfähigkeit insbesondere ‚seiner‘ Unternehmen zu sichern, und er ist dafür bereit, „massiv öffentliche Ressourcen in den privatwirtschaftlichen Sektor“ (ebd., 106f.) zu transferieren. Solche Allianzen zwischen Staaten und Unternehmen (multinationale Unternehmen müssen meist mehrere solcher Allianzen berücksichtigen) führen – auf globaler Ebene – zu einer zunehmenden Trennung von politischer Legitimation und wirtschaftlicher Macht (vgl. ebd.: 99-108).

Wie Castells in der Schlussfolgerung seiner dreibändigen Studie zum Informationszeitalter feststellt, kommt es im Zuge des Bedeutungszuwachses von netzwerkartigen unternehmerischen Konfigurationen und der Verringerung der Entscheidungsmacht von staatlichen Organen zu einer Veränderung der Machtverhältnisse. Auch wenn sich dabei enthierarchisierende Tendenzen zeigen, verschwindet Macht nicht einfach, sondern schreibt sich auf „fundamentaler Ebene“ in die kulturellen Codes ein, mittels derer Menschen und Institutionen Leben repräsentieren und Entscheidungen – politische eingeschlossen – treffen. Die entscheidenden Machtkämpfe des ‚Informationszeitalters‘ werden nach Ansicht Castells kulturelle Kämpfe sein, die in erster Linie in und durch die Medien geführt werden. Die Medien selbst können

aber nicht als ‚Inhaber der Macht‘ betrachtet werden. Macht verstanden als die Kapazität, Anderen Verhalten aufzudrängen, liege nunmehr primär in den Netzwerken des Informationsaustausches und in der Manipulation von Symbolen. Denn die sozialen Akteure, Institutionen und kulturellen Bewegungen setzten sich in erster Linie über diese Netzwerke unter Anwendung von Symbolen, Mittelsmännern und ‚intellektuellen Verstärkern‘ miteinander in Beziehung (vgl. Castells 1998: 367f.). Castells geht demnach davon aus, dass gesellschaftliche Machtausübung in erster Linie über kulturell symbolische Weise vermittelt wird und auf diese Vermittlungsdimension angewiesen ist, um Kapital akkumulieren zu können. In organisatorischer Hinsicht ist die Fähigkeit, unterschiedliche mitunter global verteilte Prozessmomente steuern zu können, eng mit einer intensiven Nutzung mediatisierender Technologien verbunden, für deren Operieren symbolanalytische und -manipulierende Fähigkeiten von vorrangiger Bedeutung sind, wie dies auch in der Redeweise von der Wissensgesellschaft zum Ausdruck kommt (vgl. z.B. Stehr 2001). „Die symbolischen Ebenen steuern die materiellen, wie das globale Finanzsystem das Schicksal der realen Ökonomie steuert“ (Willke 2002: 250).

2.2.4 Flexibilisierungen

Was die neuen Informationstechnologien für die Organisation von Arbeitsprozessen offerieren ist Flexibilität; eine Flexibilität, die infolge der wirtschaftlichen Stagflation in den 1970er Jahren von wirtschaftlichen Akteuren dringend gesucht wurde. Die Starrheit der fordistischen Organisationsstrukturen sollte durch eine Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, der Arbeitsprozesse, der Produkte und der Konsummuster überwunden werden. Harvey spricht in diesem Zusammenhang von einem neuen Akkumulationsregime, das er als ‚flexible Akkumulation‘ bezeichnet und als das zentrale Moment der sich in dieser Zeit herausbildenden postfordistischen Weise des Wirtschaftens ausmacht.⁹ Gekennzeichnet ist das neue Regime

⁹ Die Pariser Regulationsschule (vgl. hierzu z.B. Lipietz 1992; Hirsch 2002; Fuchs 2002), der Harvey in seinen ökonomischen Analysen folgt, geht sowohl in kritischer Auseinandersetzung mit der staatsinterventionistisch regulierten Wirtschaft im Sinne Keynes als auch in Absetzung von den Modellkonstruktionen der neoklassischen Wirtschaftstheorie davon aus, dass „ökonomische Strukturen und Prozesse durch soziale Beziehungen und Machtverhältnisse geprägt sind“ (Hirsch 2002: 53), und dass die These von der Tendenz zur Ausbildung eines Gleichgewichts innerhalb der Ökonomie ein idealisiertes Konstrukt darstellt. Die Regulationstheorie versucht, die Beziehungen zwischen den gesellschaftlichen Strukturen und dem sozialen Handeln theoretisch zu fassen und in konkreten historischen Kontexten zu analysieren. Dafür hat sie Begriffe wie ‚Entwicklungsmodell‘, ‚Regulationsweise‘ und ‚Akkumulationsregime‘ entwickelt. Ein Entwicklungsmodell beschreibt für Lipietz die grundlegenden Produktionsstrukturen einer Gesellschaft. Es besteht aus drei ‚Säulen‘, die jeweils auch als eigene analytische Perspektiven betrachtet werden können: 1. *Das Modell des Arbeitsprozesses* beschreibt die dominanten Prinzipien sowohl des Arbeitsprozesses innerhalb der Unternehmen als auch der Arbeitsteilung zwischen Unternehmen. 2. *Das Akkumulationsregime* betrifft die parallele Entwicklung (über einen längeren Zeitraum) von Produktionsbedingungen (Grad der Mechanisierung der Arbeit etc.) und den Bedingungen, unter welchen die Produktionen gesellschaftlich angewendet werden (Konsumtion, Investition, Außenhandel usw.). 3. Der *Regulationsmodus* vereint die Mechanismen, durch die konfliktuierende Ansprüche von Individuen gegenüber den kollektiven Prinzipien des Akkumulationsregimes angepasst werden. Dies betrifft einerseits die Bereitschaft der Unternehmer und Arbeiter sich diesen Prinzipien anzupassen und andererseits *institutionalisierte Formen* (staatliche, private sowie *halböffentliche*), wie die sozialen Sicherungssysteme, die Regeln der Marktwirtschaft, finanzielle Netzwerke usw. (vgl. Lipietz 1992). Die Regulationsschule geht nun davon aus, dass die *Bewältigung der in fortgeschrittenen*

durch das Aufkommen neuer Produktionsbereiche, neuer Finanzdienste, neuer Märkte und besonders auch schnellerer Entwicklungsraten kommerzieller, technologischer und organisatorischer Innovationen: das Kapital wird flexibel eingesetzt, das vernetzte Unternehmen produziert flexibel und auch der Arbeitsmarkt und das Konsumverhalten sollen sowohl räumlich als auch zeitlich und finanziell flexibler werden (vgl. Harvey 1990, 141-172).

Der Arbeitsmarkt wird durch eine Erhöhung des Anteils an relativ ungeschützten und nur gering sozial abgesicherten Arbeitsverhältnissen, wie Teilzeit-, und Saisonbeschäftigungen flexibler. Ebenso erhöhen sich die Angestelltenzahlen bei Zeitarbeitsfirmen. Die Anzahl der in den Unternehmen notwendigen Festangestellten sinkt tendenziell und selbst hochgradig qualifizierte Dienste (Design, Finanzwesen, etc.) können von spezialisierten Unternehmen ausgeführt werden. Die ‚Kernangestellten‘ sind meist gut ausgebildet, haben gute Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten und da sie für das Unternehmen langfristig notwendig sind, ist ihr Arbeitsplatz relativ sicher. Aufgrund hoher Arbeitslosigkeit, aber auch durch die Neerschließung vormals wirtschaftlich unbedeutender und gewerkschaftlich wenig durchsetzter Regionen, ist der Flexibilisierungsprozess von einer Schwächung der gewerkschaftlichen Macht (eine der politischen Säulen des Fordismus) begleitet. Die Flexibilitäts- und Mobilitätssteigerungen können von den Arbeitgebern zur besseren Kontrolle der Arbeitskraft ausgenutzt werden. Flexible Akkumulation ist durch hohe strukturelle Arbeitslosigkeit, schnelle Raten der Qualifikationsanpassung, geringe (bis keine) Lohnsteigerungen und eine Politik der Deregulierung gekennzeichnet. Wenn auch gemeinhin Flexibilität positiv konnotiert ist, so ist zu unterscheiden, ob es sich um eine abverlangte oder eine aus freiwilligen Stücken angestrebte handelt (vgl. Sennett 1998).

Flexible Produktionssysteme haben zu einer Beschleunigung der Innovationsrate von Produkten geführt. Umgekehrt hat die Beschleunigung der Innovationsrate die Entwicklung flexibler Produktionssysteme beeinflusst. Beispielsweise betrug der Lebenszyklus eines typischen fordistischen Produktes etwa fünf bis sieben Jahre, während sich der Lebenszyklus vieler Produkte (Textilien und Kleidung u.a.) mittlerweile halbiert oder sogar um ein Vielfaches reduziert hat (Computer-Software). Entsprechend haben sich die Konsummuster dem beschleunigten und ausgeweiteten Warenangebot angepasst. Harvey verweist auf einen möglichen Zusammenhang zwischen dem Bestreben, die Lebensdauer von Produkten zu reduzieren und einer Verlagerung von der Güterproduktion zu einer Produktion von Ereignissen, die in kürzester Zeit ‚verbraucht‘ werden (vgl. Harvey 1990: 157).

R. Reich (1996) lobt im Zusammenhang mit flexibilisierten Wirtschaftsstrukturen das ‚Qualitätsunternehmen‘, das sich durch den gewinnbringenden Umgang mit den flexibilisierten Wirtschaftsstrukturen auszeichnet. Darin ist die hierarchische, pyramidale Organisationsstruktur der fordistischen Unternehmen abgelöst durch Unternehmensnetze, die eher einem Spinnennetz gleichen: im Zentrum liegt die Steuerungszentrale, die zwar über das reibungslose Funktionieren des Netzwerkes wacht, aber auch zahlreiche Querverbindungen zwischen den Einheiten untereinander zulässt, ohne dass diese den Weg über das Zentrum nehmen müssen (vgl. Reich 1996, 100ff). „Eine Werbekampagne wird in Großbritannien erdacht,

wirtschaftlichen Systemen inhärenten Instabilitäten nicht Ergebnis objektiver Gesetzmäßigkeiten ist, sondern durch politisches und kulturelles Handeln erfolgt (vgl. Hirsch 2002: 57).

Filmaufnahmen dazu werden in Kanada gedreht, in Großbritannien synchronisiert und in New York geschnitten. Ein Sportwagen wird von Japan finanziert, in Italien entworfen, im US-Staat Indiana, in Mexiko und Frankreich montiert, wobei moderne elektronische Komponenten Verwendung finden, die im US-Staat New Jersey erfunden und in Japan hergestellt wurden.“ (ebd.: 127)

Flexibilisierung und fortschreitende Internationalisierung wirtschaftlicher Prozesse zeitigen nach Ansicht Richard Sennetts in der Stadt vergleichbare Folgen wie schon seit längerem in der Arbeitsorganisation. So wie flexible Produktionsprozesse zu oberflächlichen und kurzfristigen Beziehungen in der Arbeitswelt führen, bringe der ‚flexible Kapitalismus‘ oberflächliche und losgelöste Beziehungen in den Städten hervor: Mangel an örtlich fixierter Arbeit bedeute schwächere Bindungen an Orte (Sennett 2000). Auch Castells Analyse der räumlichen Auswirkungen der Informations- und Kommunikationstechnologien (IuK) führt zu dem Ergebnis einer Transformation der sozialen Bedeutung des Raums durch die erwähnte Organisationslogik. Die „Globalisierung der Machtströme und die Segmentierung lokaler Gemeinschaften“ sind Elemente eines grundlegenden Prozesses, in dem sich die technologisch-ökonomische Entwicklung zunehmend von den korrespondierenden Mechanismen der sozialen Kontrolle dieser Entwicklung abkoppelt (vgl. Castells 1989: 350).

Eine entscheidende Auswirkung der Umstrukturierung des Kapitalismus unter der Nutzung dieser neuen IuK-Technologien auf städtische Prozesse ist die verstärkte soziale Differenzierung des urbanen Raums bei gleichzeitig steigender Verflechtung der Städte in überregionale sozioökonomische Prozesse (vgl. Castells 1997: 111). Verkürzt dargestellt, befinden sich in den Städten die Schnittstellen zwischen dem globalen Wirtschaftssystem und der lokalen Ökonomie sowie zwischen einer globalen und einer lokalen Kultur. Dabei steigt der Grad der Verflechtung in globale Funktionszusammenhänge mit der Bedeutung einer Stadt/Region in dem globalisierten Wirtschaftssystem. Beziehungen zu und Funktionszusammenhänge mit entfernt liegenden Orten und Kulturen im Rahmen einer Weltwirtschaft sind sicherlich alte Phänomene, doch hat sich die Art der Verflechtung im Zuge der hier nur angedeuteten Transformationsprozesse deutlich gewandelt hin zu einer gesteigerten Komplexität und einer Verstärkung von Fernwirkungen.

2.2.5 Zentrale Orte und abgeblendete Ränder

In der ‚globalisierten‘ Weltwirtschaft sind den Untersuchungen Saskia Sassens und anderer zufolge die informationserzeugenden Einheiten von zentraler Bedeutung und an wenigen exklusiven Orten angesiedelt. Sassen stellt eine Konzentration der Kommandozentralen der globalen Wirtschaft in den ‚Global Cities‘ fest, von deren Steuerungsfunktionen die übrigen, mitunter weit verteilten Arbeitsfunktionen abhängig sind. Sassen spricht in der Thematisierung ihrer Global Cities-These von einer im Zuge der Globalisierung entstandenen „neuen Geographie von Zentralität und Marginalität“ (Sassen 1996: 162), einer vielgestaltigen Geographie, die sich z.B. in der Verteilung von Telekommunikationsanlagen und in Wirtschafts-

und Beschäftigungsstrukturen ausdrückt. Global Cities sind geprägt von sozialer Polarisierung zwischen neuen Professionellen und gering bezahlten Hilfskräften im unteren Produktions- und Dienstleistungsbereich. Diese Polarisierung im Arbeitsmarkt trägt dazu bei, dass sich auch der städtische Raum zunehmend sozialräumlich spaltet (vgl. ebd.). Deutlich wird die soziale Segregation an den verschiedenen Konsummustern und Lebensstilen, die – aufgrund der unterschiedlichen Einkommenserfordernisse und kulturellen Voraussetzungen – untereinander weniger kommunizierbar werden.

Besonders ausgeprägt zeigen sich die sozialräumlichen Spaltungen in den in wirtschaftlicher Hinsicht immer mehr an Bedeutung gewinnenden Megastädten. „Megastädte sind diskontinuierliche Konstellationen räumlicher Fragmente, funktionaler Bruchstücke und sozialer Segmente.“ (Castells 1999: 61) Den Untersuchungen Castells zufolge sind diese unübersichtlichen ineinander geschachtelten Konglomerate dadurch gekennzeichnet, dass sie nach außen mit den internationalen Netzwerken und mit anderen Teilen des jeweiligen Landes verbunden sind, „während sie im Inneren lokale Bevölkerungsgruppen, die entweder funktionell überflüssig oder sozial störend sind, von diesen Netzwerken fernhalten.“ (ebd.: 60)

Die sich in den Megastädten am deutlichsten zeigenden Polarisierungen machen Castells, Sassen u.a. als eine generelle Entwicklungstendenz der ‚Informationsgesellschaft‘ aus. Wer nicht über die Zugänge zu Wissensnetzen und Möglichkeiten und Fähigkeiten fortwährender Aktualisierung seiner berufsspezifischen Kenntnisse bzw. zum Erwerb neuer Fähigkeiten verfügt, dem bleiben nur Betätigungsfelder, die kaum Qualifikationen erfordern und in denen der Einzelne jederzeit ausgetauscht werden kann; oder eine Betätigung im Bereich informeller Ökonomie. Angesichts einer derzeit eher hohen strukturellen Arbeitslosigkeit ist die Aussicht darauf, in einem unsicheren Arbeitsverhältnis zu stehen, auch auf höherem Qualifikationsniveau weit verbreitet. Dass daraus Unsicherheiten im Hinblick auf die Zukunftsplanung erwachsen, dürfte nahe liegen. Mit der fortschreitenden Schwächung von risikoverteilenden Solidarsystemen bei gleichzeitiger Erleichterung zumindest kurzfristig auf quasi selbständigem Niveau in die Wirtschaftsprozesse eingebunden zu sein, verflüchtigt sich die zuvor durch institutionelle wohlfahrtstaatliche Organisationsformen gewährte Distanz zu den Bedingungen der ökonomischen Sphäre. Wie Castells hervorhebt, wird – u.a. durch die zunehmende Bedeutung von Qualifikation für einträgliche Arbeit – ein zunehmender Teil von Arbeitskräften insgesamt für das Wirtschaftssystem uninteressant, und zwar weltweit. Das heißt nicht, dass die nicht benötigten Arbeitskräfte ohne Arbeit wären, wohl aber, dass die Bedingungen der Arbeit für viele Menschen ausgesprochen schlecht sein können, ohne dass das übrige wirtschaftliche System dadurch beeinträchtigt würde.

2.2.6 Homogenisierungen

Innerhalb der separierten Räume besteht die Tendenz zur Herausbildung sozialer Homogenität: Exklusive Wohnbezirke stehen nur Bewohnern mit entsprechenden Einkommen zur Verfügung und werden durch Sicherungsmaßnahmen abgegrenzt. Abgewertete Stadtregionen

werden zu Nischen für informelle Arbeit sowie für überflüssig gewordene Arbeitskräfte, die versuchen sich über Wasser zu halten. Die Segregation reproduziert sich in Bereichen wie Ausbildung und Gesundheitsversorgung, wodurch die Trennungen noch verstärkt werden. Diese verschiedenen sozialen Welten sind durch unterschiedliche Kommunikationsmuster und ungleiche Zugangsmöglichkeiten zu Informationsflüssen geprägt. Die dominierenden kosmopolitischen Professionellen der globalen Wirtschaft verfügen über internationale Bewegungsspielräume und die organisatorischen Mittel die Prozesse zu steuern, die an unterschiedlichen Orten von Ausführenden getragen werden, die u.a. aufgrund der vergleichsweise geringen Verdienste tendenziell ortsgebunden bleiben. Die kosmopolitischen Professionellen sind zwar immer noch auf lokalspezifische soziale und kulturelle Formen der Vergesellschaftung bezogen (vgl. Noller/Ronneberger 1995). Sie bilden aber gewissermaßen parallel eine eigene Gesellschaft heraus, die sich über die Zugehörigkeit zu bestimmten Zirkeln der Symbolanalytiker und -produzenten bestimmt, die die strategischen Positionen in den zentralen Bereichen des internationalisierten Wirtschaftsystems innehalten und die in ihren Selbst- und Weltbezügen zunehmend an Bedeutung gewinnen (vgl. unten).

Während sich in Nordamerika die Mittelklasse meist in suburbanen Zonen niederlässt, ist in den europäischen Städten ein guter Teil der wohlverdienenden Schichten in den geschichts- und kulturträchtigen zentrumsnahen Stadtteilen vertreten. Hier werden Investitionen in Maßnahmen zur Stadtverschönerung und in kulturelle Angebote getätigt. Gentrifizierte zentrumsnahe Quartiere und ästhetisierte Innenstädte gelten als ein Ausdruck des urbanen Lebensstils der Wohlverdienenden im gehobenen Dienstleistungssektor. Im städtischen Raum lässt sich die gesteigerte Bedeutung von Symbol- und Kulturproduktion als ökonomischer Faktor besonders gut beobachten: in der Waren- und Dienstleistungspräsentation, der Gestaltung aufgewerteter Stadträume, den Erlebnisangeboten, der Wohnkultur usw. (vgl. Zukin 1993, 259ff.).

Auf der anderen Seite sind segregierte soziale Netzwerke auf ihre kulturelle Identität als wertvolle Zuflucht zur Verteidigung ihrer Interessen angewiesen. Walter Siebel unterscheidet deshalb in diesem Zusammenhang zwischen freiwilliger und erzwungener Segregation (vgl. Siebel 1999: 83ff.). In der alten und immer noch ungelösten Kontroverse zwischen Befürwortern sozialer Mischung, die den Aspekt des Erlernens von Toleranz im Umgang mit dem Fremden betonen, und Fürsprechern sozialer Segregation, die u.a. auf die identitätsstützenden Einflüsse einer homogenen sozialen Umwelt als Voraussetzung für eine Öffnung gegenüber dem Fremden verweisen, wird selten die selbstgewählte Distanzierung der Wohlhabenden in ihren geschützten Ghettos problematisiert. Und das aus offensichtlichen Gründen, denn die freiwillige Abschottung der Wohlhabenden ist Ausdruck ihrer Möglichkeit, sich die soziale Umwelt aussuchen zu können. Problematisch ist demnach nicht die sozial-räumliche Segregation selbst, wohl aber die Bedingungen ihres Zustandekommens. Im Hinblick auf den gesellschaftlichen Umgang mit Fremden betont Siebel, dass die „Dialektik von gegenseitiger Ausgrenzung und Integration [...] unaufhebbar“ ist. „Sie zu leugnen führt notwendig zu Repression und zu wohlmeinenden Aufrufen zu Toleranz, die dann gerade von jenen praktiziert werden muß, die am wenigsten dazu in der Lage sind. Eine Gesellschaft, die einer Minderheit ihrer Mitglieder nicht ermöglicht, eine stabile Identität innerhalb der

eigenen Kultur auszubilden, wird auch das Problem der Zuwanderung mit Ausgrenzung zu bewältigen versuchen.“ (Siebel 1999: 98f.)

2.2.7 Verkörperte Fragmentierungen

Die Differenzierungs- und Ausgrenzungsprozesse haben mittlerweile in unterschiedlichen Bereichen eine grundlegend verkörperte Dimension erlangt, die erst mit der zunehmenden Erodierung der in den wohlständigen Industrienationen – im Rahmen wohlfahrtsstaatlicher Politik – ausgebildeten Infrastrukturen in den Blick geraten. Es deutet sich an, dass öffentliche Infrastrukturen, wie Wasser, Kanalisation, Straßen, Elektrizität, Telekommunikation etc., nicht mehr für alle Mitglieder der Gesellschaft gleichermaßen zur Verfügung gestellt werden, wie dies Stephen Graham und Simon Marvin (2001) zufolge als ein Ideal in der (stadt)planerischen Moderne noch angestrebt wurde. Durch zunehmende Privatisierung dieser Infrastrukturen hat die Konzentration auf die zahlungskräftigen Regionen Vorrang vor einer allgemeinen Grundversorgung, weshalb die für diese erforderlichen Ausgleichsfinanzierungen auch nicht mehr erbracht werden.

Graham und Marvin zeigen in ihrer umfangreichen Studie zum ‚zersplitternden Urbanismus‘ (splintering urbanism) auf, dass es sich bei der zunehmend ‚fragmentierenden‘ Reorganisation bzw. dem nur segmentären Aufbau unterschiedlicher Infrastrukturen um einen Prozess handelt, der sich in den unterschiedlichen Regionen der Welt in jeweils spezifischer Ausprägung vollzieht. Die Transformation von integrierter öffentlicher Infrastrukturbereitstellung hin zu entbündelter privatisierter, zeitigt Auswirkungen auf die Umgestaltung der sozialen und räumlichen Beziehungen in und zwischen Städten. Allerdings weisen Graham und Marvin auf die Ambivalenz der Ausdifferenzierung von Infrastrukturangeboten für unterschiedliche Zielgruppen hin, denn es war gerade der Nachteil des modernen Ideals, alle Bedürfnisse auf einen gemeinsamen Nenner bringen zu wollen, der spezifische Anforderungen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen und soziokulturellen Ausprägungen hat übersehen lassen. Das heißt wiederum nicht, dass die derzeit sich abzeichnende privatisierende Aufgliederung und Umstrukturierung die einzige Alternative zu dem Ideal der integriert von öffentlicher Seite angebotenen Infrastrukturen darstellen kann. Im Folgenden werde ich einige wenige Aspekte der äußerst interessanten Studie von Graham und Marvin cursorisch aufgreifen, die von zentraler Bedeutung sind für die aktuellen Tendenzen technischer Mediatisierungen des Raums und der damit assoziierten sozialräumlichen Transformationen. Von besonderer Bedeutung sind diese Entwicklungstendenzen auch im Hinblick auf die gesellschaftliche Konstitution von Räumen, die die Möglichkeit bieten, dass sich in ihnen prinzipiell die unterschiedlichsten Gesellschaftsmitglieder treffen könnten.

„Notions of ‘public’ spaces and realms where the mixing of differing social, political and cultural groups is actively encouraged are becoming increasingly problematic. Ideas of the unitary nature or ‘wholeness’ of both cities and urban infrastructure networks are unravelling. [...] When backed by ascendancy of neoliberal policies an infrastructural indi-

vidualism threatens to emerge, bearing all the divisive and polarising hallmarks of wider transformations in 'public' and 'welfare' services." (ebd.: 136)

In Verbindung mit den oben skizzierten ökonomischen und sozialräumlichen Transformationen sowie dem Abbau sozialer Sicherungsnetze addiert sich die Tendenz einer ‚Zersplitterung‘ des Urbanen zu einer allgemeinen Tendenz der Spaltungen, die – ökonomisch bedingt – ästhetisch ausgeformt wird (vgl. unten).

Graham und Marvin entwickeln in Anknüpfung u.a. an die bereits erwähnte Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour und Michel Callon eine Perspektive auf den Zusammenhang zwischen sozialräumlicher Entwicklung und Umstrukturierung der Infrastrukturnetze, die nicht von einer strikten Trennung zwischen dem Bereich des Sozialen und dem der Technologien ausgeht. Aus diesem Blickwinkel vollzieht sich das zeitgenössische Leben in heterogenen Konfigurationen, in denen sowohl soziale als auch technologische ‚Akteure‘ zusammenwirken. Die Konfigurationen erstrecken sich in Raum und Zeit und werden durch Prozesse zusammengebunden, in die menschliches Handeln und technische Aktivitäten gleichermaßen verwickelt sind. Betont wird aus dieser Perspektive die Interdependenz, die wechselseitige Konstitution sowie die Interkonnexion unterschiedlicher Elemente. So zeigen Technologien Auswirkungen nur in der Weise wie sie durch menschliche Handlungen und technologische Aktivität in die spezifischen sozialen Kontexte eingebunden werden. Wie oben bereits angeführt, gesteht Latour den Dingen selbst einen aktiver Handlungsstatus zu, was jedoch nicht die unterschiedliche Qualität des Handelns von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren übersehen lassen sollte. Graham und Marvin betrachten die von ihnen untersuchten Infrastrukturen als soziotechnische Assemblagen, in denen sich die Transformationen der infrastrukturellen Netzwerke relational auf die sozialräumlichen Konfigurationen auswirken. Infrastrukturnetze stellen sich als ‚Kollektive‘ sozialer und technischer Akteure heraus, die als ‚soziotechnische Hybride‘ zusammenwirken und je spezifische, von den kontextuellen Rahmenbedingungen abhängige, räumliche und zeitliche Materialisationen ausbilden. Diese bleiben fortwährenden (Re-)Konstruktionsprozessen unterzogen (vgl. ebd. 184f.).

Im Hinblick auf ausgeprägte Formen der Transformation der Infrastrukturbereitstellung, nämlich der Etablierung paralleler bzw. substituierender privater oder privat-öffentlicher Infrastrukturen, unterscheiden die Autoren drei übergeordnete Typen, die sie als lokale und glokale Bypässe und als Bypässe virtueller Netzwerke bezeichnen. Lokale Bypässe verbinden die wertgeschätzten Regionen und Bewohner einer Stadt untereinander, während sie diejenigen umgehen, die in der geldwerten Beurteilung schlecht abschneiden. Dabei kann es sich um neu installierte Infrastrukturen handeln, die neben den bestehenden Angeboten besondere Leistungen anbieten können, etwa wenn neben der Standardtelekommunikation mobile Telefonsysteme, Satelliten- oder Kabelempfang oder andere Energieversorgungssysteme, besondere Breitbandnetze für Internetdienste oder auch private Straßen, Tunnel oder ‚skywalks‘ eingerichtet werden. Besonders deutlich zeigt sich die hier anvisierte Entwicklung an dem von Graham und Marvin in einigen nordamerikanischen Städten (Atlanta, Houston, Minneapolis, Montreal u.a.) beobachteten Ausbau von den letztgenannten ‚Luftwege-Systemen‘, die Einkaufszentren, Unterhaltungskomplexe und Bürogebäude verbinden,

während sie nicht mehr oder kaum noch mit dem ‚alten‘ öffentlichen Straßensystem verbunden sind. Die Entwicklung von privatfinanzierten Schnellstraßen parallel zu den verstopften öffentlichen (etwa in Hongkong, Kalifornien oder in der Nähe Torontos) gehört genauso zu diesem Phänomen wie der Aufbau abgeschlossener Wasserversorgungs- und Müllentsorgungssysteme (vgl. Graham/Marvin 2001: 167ff.). Eine andere Form lokaler Bypässe machen Graham und Marvin in der segmentären Abspaltung von Teilen bestehender Netzwerke aus, die beispielsweise im Zuge der Sanierung von Vierteln für eine zahlungskräftige Zielgruppe mit anderen Dienstleistungen neu verbündelt werden können. Solche segmentären Umnutzungen können sich auf Straßen oder anderer Infrastrukturen beziehen oder sich zu ‚Absperrungen‘ ganzer Distrikte ausprägen, etwa des Finanzdistrikts in London, der von einem so genannten ‚Ring of Steel‘ zur Kontrolle des Personenverkehrs umgeben ist. Die dritte von Graham und Marvin differenzierte Form der lokalen Bypässe bezieht sich darauf, wie Menschen und Regionen damit umgehen, die von den neuen privaten oder privat-öffentlichen Infrastrukturnetzwerken außen vor gelassen werden. Diesbezüglich unterscheiden die Autoren zwischen Regionen, die noch nicht an Infrastruktursysteme angeschlossen waren, solchen Regionen, die nunmehr mit den kaum noch in Stand gehaltenen öffentlichen Systemen vorlieb nehmen müssen und solchen, die ganz von bestehenden Systemen abgekoppelt werden, weil der Betrieb für diese Regionen und Menschen nicht rentabel genug ist (vgl. ebd.: 170f.).

Häufig eng verbunden mit lokalen Bypässen sind die von Graham und Marvin als globale Bypässe bezeichneten Netzwerke, die ausgerichtet sind, um Interaktionen zwischen lokal wertgeschätzten Nutzern und Orten mit globalen Kreisläufen zu ermöglichen und zu befördern. Das Hauptaugenmerk liegt auf der Verbindung von Segmenten einer Stadt mit anderen wertgeschätzten Segmenten auf dem Globus. Deutlich ausgeprägt ist dies beispielsweise in der Verbindung der führenden Finanzzentren der Welt untereinander (New York, London, Tokio, Frankfurt am Main, Chicago, Zürich u.a.). Wie die lokalen Bypässe auch, kann es sich bei den globalen um neu entwickelte Infrastrukturen handeln oder um solche, die von bestehenden Infrastrukturen segmentweise abgetrennt und ausgebaut werden bzw. um Kombinationen beider Formen. Sie stehen häufig im Zusammenhang mit Planungsstrategien, die eine Verbindung zwischen zwei Dimensionen herstellen: einerseits sollen Orte an die Bedürfnisse des globalen Kapitals und ausländischer Direktinvestitionen angepasst werden und andererseits sollen Infrastrukturnetzwerke bereitgestellt werden, die es erlauben, bestimmte Funktionen in kostengünstige Produktionszonen zu verlagern. Die Infrastrukturinvestitionen, die zur Attraktion von in- und ausländischem Kapital getätigt werden, können dabei mit einer Vernachlässigung von Investitionen in die infrastrukturelle Grundversorgung einhergehen. Graham und Marvin führen unterschiedliche Beispiele aus unterschiedlichen Infrastrukturbereichen an. So werden in touristischen Gebieten Wasserversorgungs- und Müllentsorgungsstrukturen den Standards für ein internationales Publikum angepasst, während wenige hundert Meter weiter eine ausgeprägte Unterversorgung bestehen kann. Im Hinblick auf globale Energieversorgungsstrukturen werden spezielle Zonen für industrielle und kommerzielle Nutzer ausgebaut, die Energie über eigens errichtete Netzwerke importieren, die eine verlässliche Energieversorgung gewähren. Insbesondere die wichtigsten Finanz- und Ge-

schäftsstädte sind über besonders leistungsfähige private Breitbandnetze miteinander verbunden, die sowohl die sichere und reibungslose Datenkommunikation zwischen diesen Zentren garantieren als auch über Querverbindungen zu weniger kostspieligen Standorten zur Abwicklung von Routinefunktionen verfügen. Neben dem Internet werden zunehmend private Nebennetze etabliert, die eine schnelle Bereitstellung von Medien- und E-Commerce-Diensten für ausgewählte wohlständige Märkte erlauben. Zudem werden, wie Saskia Sassen hervorhebt, seit einigen Jahren die Bemühungen seitens privatwirtschaftlicher Interessen verstärkt, das Internet, das zu weiten Teilen in seinem Aufbau durch öffentliche Mittel mitfinanziert wurde, für ihre unternehmerische Datenkommunikation nutzbar zu machen (vgl. Sassen 1997, 2000).

Eine weitere Form globaler Bypässe sehen Graham und Marvin in der Entwicklung äußerst ausfallsicherer (Ersatz-)Infrastrukturen, die in Notfällen, bei Naturkatastrophen oder auch im Falle terroristischer Anschläge den Erhalt wichtiger Daten bzw. den Fortbetrieb der Aktivitäten sicherstellen sollen (vgl. ebd.: 171f.).

Virtuelle Netzwerk-Bypässe als der dritte Typ von ‚Umgehungen‘ des Ideals integrierter Infrastrukturbereitstellung beziehen sich auf die Anwendung neuer Technologien zur Distribution von kundenorientierten Infrastrukturdiensten über ein bestehendes Netzwerk, das selbst aus den Umsetzungen des modernen Ideals resultiert. Die virtuellen Netzwerk-Bypässe unterstützen die Ausbildung von lokalen und globalen Bypässen, indem sie den bestehenden Netzwerken gewissermaßen aufsitzen und eine Segmentierung dieser Infrastrukturen entsprechend den spezifischen ‚Bedürfnissen‘ sehr unterschiedlicher Zielgruppen ermöglichen. Sie eröffnen zudem neuen Marktakteuren den Zugang zu den lukrativsten Nutzergruppen. Graham und Marvin unterscheiden drei subtile Prozesse der virtuellen Netzwerk-Bypässe. Der erste bezieht sich auf die Segmentierung der zuvor als eher homogen betrachteten Infrastrukturmärkte für eine Differenzierung unterschiedlicher Zielgruppen, um die wertvollsten Nutzer und Regionen für eine Versorgung mit neuen Netzwerken und Diensten zu ermitteln. Dabei spielt die im Marketing immens an Bedeutung gewonnene Erstellung von detaillierten Datenprofilen unterschiedlicher Nutzer eine besondere Rolle. Solche Datenprofile werden aus unterschiedlichen Datenquellen zu demographischen Bewegungen, Bildungsgrad, Einkommen, Interessen, Kauf- und Konsumverhalten zusammengestellt. Dass dies nicht selten vorbei an datenschutzrechtlichen Bestimmungen erfolgt, sei hier nur am Rande erwähnt. Die Profile dienen der gezielten Ansprache der Kundenwünsche und der Optimierung der Kundenbindung. Im Einzelhandel werden hierfür beispielsweise gerne Kundenkarten, Punktsammel- und Couponsysteme verwendet, die natürlich auch von den Kunden mitfinanziert werden müssen, die kein Interesse daran haben, ihre Zeit für das Jagen von Vergünstigungen aufzuwenden. Mit den Daten werden detaillierte sozialräumliche Profile erstellt, die in der Infrastrukturplanung herangezogen werden; tendenziell werden hier sozialräumliche Ungleichheiten verstärkt.

Die zweite Form virtueller Bypässe betrifft die Nutzung neuer Technologien für die eigentliche Segmentierung bestehender Infrastrukturen in Elemente, die sich in Wettbewerb zueinander stellen, sei dies im Energie- und Wasserversorgungsbereich, im Telekommunikationssektor oder im Straßensystem. Diese Form des virtuellen Bypasses erlaubt die Regelung

des Zugangs zu komplexen und fragmentierten Netzwerken, die Zahlungsabwicklung in Systemen, welche von verschiedenen Anbietern gemeinsam genutzt werden – etwa im Telekommunikationsbereich – sowie die Steuerung der optimalen Verteilung der Ressourcen innerhalb eines Netzwerkes. Die eingesetzten Technologien erlauben eine nahtlose Bereitstellung von Infrastrukturdiensten, auch wenn die Netzwerke, über die eine Bereitstellung erbracht wird, in unterschiedlichen Händen liegt und aus unterschiedlichen Strecken und Technologien zusammengesetzt ist. Die letzte Form virtueller Bypässe nutzen in erster Linie ‚intelligente Infrastrukturterminals‘, wie zum Beispiel vorbezahlte Karten, die einen vergünstigten Zugang zu Wasser- oder Stromnetzen eröffnen. Solche „smart card prepayment“-Technologien wickeln alle Verbindungen zu einem Netzwerk über eben diese Karten ab, so dass sie auch als Hürde für weniger wertgeschätzte Nutzer verwendet werden können. Diese Nutzergruppen schließen sich gewissermaßen selbst aus, wenn sie die Zugangskarte nicht bezahlen können bzw. müssen sie dann deutlich höhere Gebühren für die Dienste bezahlen. Über entsprechende mediatisierende Technologien zur Abrechnung von in Anspruch genommenen Infrastrukturdiensten, wie etwa auch Straßengebühren, lassen sich wiederum verschiedene Dienste unter einem bestimmten ‚Markennamen‘ gebündelt anbieten. „User simply purchase a brand, which then provides heat, light and movement.“ (ebd.: 175) Die unterschiedlichen Dienste können so virtuell wieder verbunden werden und erscheinen im Verbrauch als seien sie aus einer Hand, die nicht mehr die öffentliche ist, bereitgestellt. Die Möglichkeiten privatwirtschaftlicher Akteure wird so erhöht, den wertgeschätzten Kundenkreisen spezifizierte Dienste anbieten zu können, ohne Infrastrukturen in weniger begünstigten Gebieten querfinanzieren zu müssen. Aus der Nutzerperspektive sind die Fähigkeiten, sowohl die eigene Identität konstruieren als auch die eigenen Interessen artikulieren und verfolgen zu können, eng verbunden mit den Möglichkeiten des Zugangs zu den neuen und im Vergleich zu den alten deutlich verbesserten Infrastrukturen.

Die infrastrukturelle Mediatisierung erlaubt eine Ausweitung des Einflusses über Raum und Zeit und damit verbunden auch der gesellschaftlichen Gestaltungsmacht. Mit der zunehmend ungleichen Bereitstellung grundlegender Infrastrukturen und insbesondere der neuen IuK-Technologien werden somit ungleiche Bedingungen für soziale, ökonomische und kulturelle Entfaltungsmöglichkeiten verstärkt. Verbunden mit der generellen Tendenz weg von einer integrierten Bereitstellung von grundversorgenden Infrastrukturen, wie es in dem modernen Ideal vorgesehen wurde, hin zu einem Stückwerk von entbündelten Infrastrukturangeboten wird die heutige städtische Topologie der Verbindungen und Ausschlüsse komplexer und ungleicher. „Single geographies where networks bind spaces and cities are giving way to multiple, overlaid and customised grids that unevenly connect parts of cities together and to intensifying interactions elsewhere. The fragmenting social and economic geographies of contemporary urban areas are simultaneously being structured by the emergence of multiple, superimposed infrastructure grids whose complex combinations of connections and disconnections constitute a major reconfiguration of the ‘power geometries’ of the city.“ (ebd.: 189)

Graham und Marvin entwickeln in ihren Analysen des städtischen Raums einen relationalen Infrastrukturbegriff, in dem die realen Infrastrukturen immer in Relation zu den sie organi-

sierenden Praktiken gedacht werden. Sie betonen den Konstruktionscharakter der räumlichen Konfigurationen und gleichzeitig die starken sozialräumlichen Auswirkungen der veränderten Weisen der Infrastrukturbereitstellung. Räumliche Nähe zu bestimmten infrastrukturellen Einrichtungen, etwa zu Telekommunikationsnetzen, Flughäfen, Schnellstrassen etc., ist somit nicht selbstverständlich gleichbedeutend mit der Gebrauchsmöglichkeit dieser Einrichtungen. Vielmehr finden sich hochgradig ausgestattete und angeschlossene urbane Zonen in unmittelbarer Nachbarschaft zu solchen, die zunehmend ‚disloziert‘ und ‚abgeschlossen‘ werden, so dass sich eine Geographie der ‚Angelpunkte‘ und ‚Speichen‘ herausbildet, in der die aufgewerteten Regionen über die ‚Tunneleffekte‘ der Flugverbindungen, Telekommunikationsnetzwerke, Satellitenübertragungen und zunehmend auch der Energie- und Wasserversorgung integriert sind, während die Zonen dazwischen den Anschluss verpassen (vgl. ebd.: 213). Infrastrukturell besonders ausgestattete Orte, wie etwa die ‚Zitadellen‘ (Noller/Ronneberger 1995) der Finanzbranche in Frankfurt am Main, verankern die formale Partizipation einer Stadt in die Netze der globalen Ökonomie und bestimmen deren Gesamtimage auf maßgebliche Weise. Ein solches Image muss aktiv aufrechterhalten werden und führt zu einer Fokussierung stadtpolitischer Aufmerksamkeit auf die Bereitstellung entsprechender Infrastrukturen auf Kosten des modernen Ideals einer Infrastrukturversorgung für die Allgemeinheit. Wie Graham und Marvin hervorheben, werden in dem Prozess der infrastrukturellen Transformation des städtischen Raums tendenziell die Prinzipien freier Offenheit und Zirkulation der modernen Stadt untergraben und eine neue urbane Vision artikuliert, die Abgrenzungen und Abschließungen, Privatisierung und Internationalisierung begrüßt und Offenheit und Zirkulationsfreiheit auf bestimmte Nutzergruppen beschränkt. Partielle Interkonnektion in globalem Maßstab und lokale Diskonnektion können nach Graham und Marvin als typische Kennzeichen heutiger urbaner Entwicklungen betrachtet werden.

„It is the subtle, invisible but highly powerful configuration of technologies and social practices of networked infrastructures that allows glocal enclaves to reach out to seamless interconnection with each other, across the polynuclear fields of the metropolis and the wider urbanising world. It is the ‘bypass’ configurations of water, road, rail, airport, power and telecommunications connections that allow the global city enclaves, the cyber districts, the manufacturing spaces, the ‘technopoles’, the back office zones and the logistics enclaves to remove themselves from the surrounding social world of the city with such apparent ease. And it is the erosion, withdrawal or neglect of the infrastructural fabric of peripheral cities and spaces that further undermines the economic prospects of such areas. This is the case even though such spaces may, geographically, be cheek-by-jowl with the gleaming glocal enclaves of the splintering city and the high-quality glocal infrastructure that interconnect such enclaves may actually pass above, through, within or underneath them. Adding the apparently pervasive shift towards private policing, the application of intense electronic surveillance and customised, closed access roads, and a heady cocktail of attempted economic secession and local disconnection emerges.” (Graham/Marvin 2001: 377)

Die Abkapselungsversuche können allerdings immer nur partiell gelingen, da eine jede Enklave angewiesen bleibt auf den Austausch auch mit der direkt an sie grenzenden Umge-

bung, weshalb Beeinträchtigungen durch Interessenskonflikte und Widerstand nicht ganz ausgeschlossen werden.

Sicherlich ist das moderne Ideal einer allgemeinen infrastrukturellen Grundversorgung eben ein Ideal und wohl kaum je vollständig verwirklicht worden. Auch sind sich abspaltende sozioökonomische Enklaven und spezifisch zugeschnittene besondere Infrastrukturen keine neuen Phänomene, sondern können durch die gesamte Geschichte der Stadt beobachtet werden. Und während die hier in aller Kürze skizzierten Prozesse als eine Erneuerung und Stärkung alter Praktiken der Bildung von privilegierten Orten, die über tunnelhafte Fernverbindungen zu anderen Orten verfügen, zugleich aber lokale Verbindungen ausfiltern, betrachtet werden können, so erfolgen sie doch mit deutlich erhöhter Intensität und Reichweite (vgl. ebd.: 387). Die ‚postmoderne‘ Vision einer völligen funktionalen Abgrenzung von Schichten infrastruktureller Netzwerke vom Rest der Welt kann als genauso unreal betrachtet werden, wie ein stilisiertes modernes Ideal einer völligen Gleichheit der Versorgung. Denn selbst die einzelnen Enklaven weisen in sich sehr divergierende Interessen auf und sind jeweils von spezifischen lokalen Merkmalen gekennzeichnet. Auch sind die exklusiven privaten Infrastrukturnetze für ihre eigene Funktionalität weiterhin abhängig von den weiterführenden öffentlichen Infrastrukturnetzen, seien dies die übergeordneten Verkehrsnetze oder Notfalldienste. Beispielsweise hat Jennifer Light für Us-amerikanische gated communities aufgezeigt, dass diese trotz vorhandener Selbstverwaltung und Sicherheitsdienste öffentliche Rechtsausübung und Notfalldienste überproportional in Anspruch nehmen. Zudem regt sich immer wieder Protest gegen bestimmte Überwachungs-, Ausgrenzungs- und soziale Kontrollpraktiken, etwa wenn sich junge Bewohner gegen die Gestaltungs- und Verhaltensregeln von gated communities auflehnen, oder sich Geschäftsinhaber in New York gegen noch höhere Steuern zur Verbesserung der Überwachung ihrer Business Improvement Districts aussprechen (vgl. ebd.: 389).

2.2.8 Exkurs: Spekulationen neben Raum und Zeit¹⁰

„In einer ersten Verallgemeinerung lässt sich sagen, dass systemische Selbstbedrohungen entstehen, wenn die symbolische Codierung der Operationsweise eines Funktionssystems der Gesellschaft selbstreferentiell heißläuft, weil sie nicht mehr hinreichend an die Kandare gesamtgesellschaftlicher Reflexion genommen ist. [...] Exemplarisch dafür ist eine Ökonomie, die für Umweltgüter wie sauberes Wasser oder frische Luft keine Preise in der symbolischen Sprache des Geldes kennt, sie deshalb in ihrer Operationsweise nicht berücksichtigen kann und damit ein systembedrohendes Umweltproblem schafft. Oder ein Finanzsystem, das mit einer unrestringierten Steigerung des Geldcodes eine Verschachtelung und Verknüpfung von Teilrisiken konditionalisierter Zahlungen und Zahlungsverprechen erzeugt, die sich zu nicht mehr beherrschbaren Gesamtrisiken aufschaukeln. [...] Oder ein politisches System, das die Symbolik der Macht, der Machterhaltung und der Selbstlegitimation so überdreht, dass es seine Verankerung in der Ge-

¹⁰ Teile des folgenden Exkurses wurden zuerst veröffentlicht in Kittlausz

sellschaft selbst bedroht, etwa indem Wähler Wahlen einfach ignorieren oder aus Protest nicht wählen.“ (Willke 2002: 248)

Das hier angeführte Zitat von Helmut Willke kann als ein Hinweis gelesen werden auf die zunehmende Schwierigkeit, die gesellschaftlichen Teilprozesse angemessen in den Prozess der Gesellschaft integrieren zu können. Im folgenden Exkurs liegt das Augenmerk auf dem internationalen Finanzsystem, das in seinen Verankerungen bis tief in das Alltagshandeln hineinreicht und dessen weitgehende Intransparenz für den alltagsweltlichen Blick in keinem Verhältnis zu seiner Wirksamkeit steht. Dieser Hinweis kann zudem auf die ‚Komplikation‘ unseres alltagsweltlichen Verstrickseins in übergeordnete Prozesse verweisen, deren Funktionsweisen selbst von den sie maßgeblich stützenden Experten kaum überblickt werden können. Hier zeigen sich einige sicherlich nicht vollständig intendierten, aber gravierende Begleiterscheinungen der im Zuge der Entwicklung der IuK-Technologien transformierten Weltwirtschaft.

Am 27.05.1844 wurde die erste Morsetelegraphenlinie der USA zwischen Washington und Baltimore eröffnet (vgl. Wobring 2005: 145). Die für eine öffentliche Nutzung angelegte Linie wurde mit zahlreichen Seitenarmen über Philadelphia und New York nach Boston verlängert. Für den Bau und Betrieb der Leitungen konnten „ortsansässige Farmer verpflichtet [...] werden], denen dafür Aktien der Telegraphengesellschaften überlassen wurden. Telegraphenunternehmer tourten durch das Land, um dem Publikum die neue Technologie schmackhaft zu machen und ihnen Anteilsscheine zu verkaufen.“ (Hartmann 2006: 52) Bereits damals hatte Morse die Vision eines Vernetzungssystems für die USA, das „alle Menschen zu Nachbarn“ werden lässt, indem sich das Wissen über alle Geschehnisse „mit der Geschwindigkeit des Gedanken“ (Morse zitiert nach ebd.: 51) verbreitet. In jüngster Zeit hat die „endlose Kommunikation ohne Grenzen [...] das Erbe des grenzenlosen Fortschritts ohne Ende“ (Mattelart 2003: 141) angetreten.

Neben militärischen Bestrebungen und dem Ausbau der Eisenbahnnetze waren es unternehmerische Interessen und insbesondere die Interessen der Akteure an den Börsen, die sich für den Ausbau der elektrischen Telegraphie stark machten. Die Börsenkommunikation konnte so zunächst innerhalb Europas und mit der ersten Transatlantikleitung dann zwischen London und New York immens beschleunigt werden und bildet den Möglichkeitsraum für Geschäfte, die sich zeitliche und räumliche Differenzen zu Nutze machen.

Die frühe Kenntnisnahme der Preisbewertungen am anderen Ende der Leitung brachte die erwünschten Handlungsvorteile gegenüber weniger rasch informierten Konkurrenten. Allerdings war die ökonomische Verwertbarkeit solcher Informationsvorsprünge damals noch eng verbunden mit dem realwirtschaftlichen Geschehen, auf das sich die Aktien, Wertpapiere etc. bezogen. An der ersten, 1848 in Chicago gegründeten Terminbörse wurden beispielsweise in erster Linie Termingeschäfte für Getreide und Vieh durchgeführt (vgl. Huffschmid 2002: 53f.). Sie dienten vorrangig der Absicherung gegen Warenpreisschwankungen. Heute machen vielfältigste, so genannte Derivate, die sich von Termingeschäften herleiten und sich somit auf in der Zukunft erwartete Werte beziehen, den „am schnellsten wachsende(n) und hektischste(n) Teil der internationalen Finanzmärkte“ (ebd.: 52) aus. Derivate und andere

Finanzprodukte sind Teil einer in den vergangenen 30 Jahren sich vollziehenden Verlagerung der realwirtschaftlich orientierten Investitionsfinanzierung hin zu einem Finanzinvestment. Auch wenn der Bedarf an Finanzierungsmitteln der Unternehmen seit den 1980er Jahren kaum gestiegen ist, so sind die Finanzmärkte dennoch immens angewachsen, was Jörg Huffschmid und anderen Beobachtern zufolge in erster Linie auf die enorme Zunahme flüssiger Mittel zurückgeführt werden kann, die den Globus nach höchsten Renditen absuchen. Allerdings wächst die Realwirtschaft nicht schnell genug, so dass das Kapital die Flucht nach vorne in die Spekulation über die Vermögenswerte der Zukunft antritt.

Beobachtet wird in diesem Zusammenhang die zunehmende Eigendynamik und Distanzierung der Finanzmärkte von der Realwirtschaft, der sie ursprünglich als Katalysator diente. Es handelt sich hierbei um eine „Abkoppelung der Zeithorizonte zwischen stofflichen Akkumulations- und Produktionsprozessen auf der einen und Kapitalverwertung auf der anderen Seite.“ (ebd.: 22f.) Die Akteure der Finanzmärkte müssen fasziniert sein von dieser beschleunigten Entmaterialisierung der Wirtschaft. Weder Gebrauchswerte noch Lebenswertsteigerungen werden für den Erfolg benötigt, „sondern der schiere Vorsprung in der spekulativen Vermögensbewertung machen den Gewinn.“ (Kitzmüller/Büchele 2004: 168). Die Weltfinanzmärkte haben eine relative Eigengesetzlichkeit ausgebildet, ihre mobile Kommunikation ist dennoch äußerst folgenreich für die realwirtschaftlichen Prozesse. Das unsichtbare Rasen des Geldes um den Globus, in die Zukunft und zurück, beläuft sich mittlerweile auf tägliche Billionenumsätze allein im Devisen- und Derivat Handel (vgl. Huffschmid 2001: 23). „Der Welthandel mit Gütern und Dienstleistungen lag im Jahr 2000 bei knapp 8 Billionen Dollar. Knapp sieben Tage Devisenhandel hätten also genügt, um den gesamten internationalen Handel abzuwickeln.“ (ebd.: 43)

Angeheizt wird die unvorstellbare Mobilität und sprunghafte Dynamik des abstrakten Geldes auf den Finanzmärkten durch das Herdenverhalten ihrer Akteure. Diese sind kaum an Regulierungen gebunden und durchlaufen – katalysiert durch die meist über Telefon vorgenommenen Insider-Absprachen (vgl. Kitzmüller/Büchele 2004: 126) – regelmäßig ‚irrationale‘ Handlungsketten mit sich selbst erfüllenden Prophezeiungen (vgl. Schiller 2000). Das sich abkoppelnde Spiel der Vermögenden bzw. ihrer Verwalter und Vermehrer untereinander wäre weniger problematisch, wenn die Schwankungen, an denen die geschickteren Akteure in beiden Richtungen verdienen, nicht solch weitreichende Auswirkungen auf reale Lebenswelten zeitigten. Die Folgen der durch Spekulation immens forcierten Währungskrisen für die Bevölkerung, etwa 1994 in Mexiko, 1997 in Thailand, Malaysia und Südkorea „waren stets fatal: Wenn die Währung eines Landes binnen Monatsfrist zwei Drittel ihres Wertes verliert, kosten alle importierten Güter, insbesondere auch importierte Nahrungsmittel, schlagartig das Dreifache. Dadurch kommt es unausweichlich zunächst zu einer hohen Inflation, in der Folge zu Produktionsrückgängen und Entlassungen.“ (Klimenta 2001: 179f.) Die den Finanzmärkten innewohnende Logik schaltet allgemein „lebensweltliche Anliegen zu Gunsten der Vermögensvermehrung“ (Kitzmüller/Büchele 2004: 221) aus. Das System selbst eignet sich dabei sehr gut, um das persönliche Handeln zu entkoppeln von Verantwortlichkeiten:

„Als ich 1992 das Pfund leer verkaufte, war die Bank of England mein Gegenspieler, und ich zog das Geld den britischen Steuerzahlern aus der Tasche. Eine Berücksichtigung dieser gesellschaftlichen Konsequenzen hätte meine Kalkulation von Risiko und Ertrag zweifellos verfälscht und meine Ertragschancen verringert. [...]. Hätte ich es mit Menschen anstatt mit Märkten zu tun gehabt, wären moralische Erwägungen unvermeidlich gewesen, und ich hätte nicht so erfolgreich Geld verdienen können. [...] Anonyme Marktteilnehmer bleiben [...] von moralischen Fragen weitgehend verschont, solange sie den Spielregeln folgen. Finanzmärkte sind also nicht unmoralisch, sondern amoralisch. Vollkommen respektable Menschen, die Aktien kaufen oder verkaufen, können dadurch das Schicksal von Menschen in weit entfernten Regionen beeinflussen: Afrikanische Kupferbergleute oder indonesische Bauarbeiter können durch Veränderungen der Weltmarktpreise oder Wechselkurse ihre Existenz verlieren. [...] Die durch Marktschwankungen hervorgerufenen Probleme lassen sich nur durch politische Maßnahmen beheben.“ (George Soros gekürzt zitiert nach Kitzmüller/Büchele 2004: 215f.)

Die Bedeutsamkeit der Finanzmärkte resultiert daraus, dass die überakkumulierten frei beweglichen Kapitalmengen einen Raum gefunden haben, mit der Zukunft zu kommunizieren, sie zu bearbeiten und zu gestalten und Profite über projizierte Werte zu generieren. Hier wirkt die Zukunft auf die Gegenwart zurück und zwar nicht nur mit den positiven Folgen für diejenigen, die sie visionieren und über das mobile Geld verfügen, sondern auch durch den irrationalen Profitmaximierungsdruck, den diese Aufmerksamkeitsausrichtung auf die übrige Gesellschaft insgesamt ausübt und hier zumeist destruktiven Charakter hat (vgl. Kitzmüller/Büchele 2004). Der in der Moderne angeschobene Prozess der Wertverschiebung weg von konkreten Gebrauchs- und Sinnzusammenhängen hin zu abstrakter Arbeit und einer fortschreitenden Selbstbezüglichkeit des Geldes (der Wert besteht darin, mehr von diesem Wert zu akkumulieren) wird hier zu einem vorläufigen Höhepunkt gebracht zu Lasten der Vielzahl, die sich nicht an dem ernstesten Spiel beteiligen können oder wollen wie auch zu Lasten folgender Generationen.

Begleitet war dieser Prozess bereits in seinen Anfängen von einer Abspaltung bestimmter Teilbereiche gesellschaftlich notwendiger Arbeit (vornehmlich Haushalt, Kindererziehung, soziale Arbeiten etc.; vgl. Scholz 2005). Und auch weiterhin kann eine ‚maßlose‘ Steigerung der Gewinne nur über eine immense Externalisierung von Kosten durch Unternehmen erbracht werden. Dass die Logik des rasenden Abgrasens sich weiterhin gegen alle Analysen und Kritiken fortreibt, liegt indessen an der Teilblindheit des Systems und ihrer Hauptakteure selbst. Diese in der räumlichen und diversifizierenden Ausweitung unternehmerischer Aktivitäten angelegte Sehschwäche im Hinblick auf ihre Folgen hat seit dem 19. Jahrhundert einige Schübe der Steigerung durchlaufen. Ein wichtiger Faktor dafür war die Entkopplung der Handelnden von der Verantwortung gegenüber den Handlungsfolgen. Die sich beispielsweise mit den Eisenbahngesellschaften ausdehnenden Unternehmensgrößen gelangten mit der Erfindung ‚virtueller Personen‘ und mit der Durchsetzung der Aktiengesellschaft mit beschränkter Haftung (‚limited liability‘) zu einer geeigneten Rechtsform; die Mobilität der Dampfmaschinen konnte sich mit der Mobilität des Kapitals verbinden.

Zwar sind Aktiengesellschaften älteren Ursprungs, doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlangen sie eine überaus wirkmächtige Form. Zuvor durch wenige Anteilseigner getragen – die jeweils vollständig mit ihrem Vermögen für Fehlschläge der Unterneh-

menstätigkeit haftbar gemacht werden konnten – und in ihren Geschäftstätigkeiten zeitlich und inhaltlich stark reglementiert, bilden sich nach 1850 in den USA und in England Unternehmensformen mit beschränkter Haftung und weitreichenden unternehmerischen Freiheiten aus. Zur Attraktion von Unternehmen entledigten sich in den 1890er Jahren zum Beispiel die Gesetzbücher von New Jersey und Delaware lästiger Restriktionen. Nunmehr konnten Unternehmen in unterschiedlichen Geschäftsbereichen und Lokalitäten wirtschaften, sich leichter mit anderen Firmen zusammenschließen und endlich auch Aktien anderer Unternehmen erwerben. Zu der Ausweitung unternehmerischer Freiheiten zählte die Errungenschaft, die zu einem Unternehmen zusammengeschlossenen Eigentümer von der Verantwortung zu entlasten, die aus den Handlungen ihres durch Manager geführten Unternehmens erwachsen, indem sie die Unternehmen in ‚Personen‘ mit je eigener Rechtsidentität verwandelten. Diese konnten jetzt, wie lebendige Personen auch, Geschäfte im eigenen Namen durchführen, Arbeiter beschäftigen, Güter besitzen, vor Gericht die eigenen Interessen vertreten etc. (vgl. Bakan 2005: 13ff.).

Als ein zentrales Moment im Prozess zunehmender wirtschaftlicher Internationalisierung macht Susan Strange die Veränderungen des internationalen Währungs- und des globalen Finanzsystems aus, die sie unter Berücksichtigung der Frage, welche Umwertungen hierbei in Anschlag gebracht werden, analysiert. Zwei Stichworte dieses Umwertungsprozesses sind Deregulierung und Privatisierung. Die von Regierungen und Märkten mittels dieser ‚Konzepte‘ vorgenommenen Prioritätensetzungen bleiben nicht folgenlos. Nach Einschätzung Stranges forciert das internationale Geld- und Währungssystem das Ungleichgewicht zwischen wirtschaftlich starken und schwachen Ländern ebenso wie das globale Finanzsystem die Unterschiede bezüglich der Chancen und Risiken, Vorteile und Kosten von transnationalen Großkonzernen im Vergleich zu regional agierenden Unternehmen vergrößert. Die Tendenz der Entwicklungen deutet auf eine Verlagerung der Macht vom Staat zum Markt, die einen gewissen Verlust an nationaler Kontrolle über das materielle Leben seiner Bewohner mit sich bringt. Ein Verlust, der sich für kleine, schwache und arme Staaten wesentlich deutlicher bemerkbar macht als für große, reiche und mächtige (vgl.: Strange 1994: 49-62). Die Spannungen der von realwirtschaftlichen Prozessen verselbständigten Profitlogik können sich plötzlich in Form von massiven Wertverschiebungen an unterschiedlichen Orten bzw. in bestimmten Organisationsstrukturen entladen. Zugleich wird dieses Finanzsystem durch die zunehmende Verstrickung individueller Ersparnisse in das Spekulationsgeschehen immer stärker mit der Sphäre der Alltagswelt verschlungen, so dass es letztlich auch von denjenigen mit gestützt wird, die es schädigt.

Wie Strange nachgezeichnet hat, wurden die Devisenmärkte infolge der Aufhebung fester Wechselkurse mit dem Ende des Abkommens von Bretton Woods seit 1971 schwankender, zugleich wurden die Finanzmärkte spekulativer. Die mit den größeren, schwer einzuschätzenden Schwankungen erwachsenden Unsicherheiten ließen ‚eindämmende‘ (hedging) Instrumente entstehen, wie etwa Optionen und Futures, die wiederum das Spekulationsgeschehen anheizten. Strange zufolge wurde im Zuge dieser Entwicklungen der Wert einer Währung stärker von den internationalen Finanzströmen bestimmbar und von der Handelsbilanz

der realen Wirtschaft entkoppelt (vgl. Strange 1994: 58f.). Die Gefahren der zur Risikominimierung eingesetzten Derivate sind kaum einzuschätzen, u.a. auch deshalb, weil selbst die Händler und Aufsichtsbehörden ihre Verfahren und Papiere, zu denen sich immer neue 'Hybridformen' gesellen, nicht gänzlich durchschauen. George Soros, Experte und Meister des Metiers, schätzt sie auch deshalb als eine ‚Bedrohung für die Stabilität‘ ein (vgl. Klimentta 2001: 49). „Da Derivate in der Gegenwart keine Kosten verursachen und nicht bekannt ist, ob sie in Zukunft welche verursachen, tauchen sie nicht in den Bilanzen der Banken auf. Deshalb weiß niemand genau, wie hoch die offenen Positionen der Banken sind. Doch bereits die offiziellen Zahlen der Derivatbestände sind derart groß, dass eine einzige größere Zahlungsunfähigkeit Bankenzusammenbrüche und so Kettenreaktionen auslösen kann.“ (ebd.: 49f.)

Hier zeigt sich das Dilemma, dass immer neue Derivate zur Absicherung gegen die zunehmenden Schwankungen und Unsicherheiten des Treibens auf den Finanzmärkten erdacht werden, diese aber zugleich unbekannte Risikopotentiale bergen. Das Spekulationsgeschehen ist ein ernstes Spiel über nationale Grenzen hinweg, das maßgeblich gespielt wird von relativ wenigen Akteuren mit unverhältnismäßig großer Wirkung, d.h. Macht; ein Spiel, das sich unter derzeitiger Bedingung des Fehlens adäquater übernationaler Regulationsmechanismen fast frei von demokratisch legitimierter Kontrolle vollzieht. In Erscheinung treten die Werte dieses Spiels in der breiten Öffentlichkeit in Form ‚objektiver‘ Berichterstattung durchdrungen mit der Einladung, träumerisch das eigene ‚Wunschkapital‘ an den Lauf des Auf und Ab zu knüpfen. „Der Aktienhandel hat [...] das Zeug zum Star. Die Öffentlichkeit sieht darin eine Art Kasino, den Markt der Global Player, und glaubt, die Börse sei ein Barometer für den Zustand der Nation – alles Empfindungen, die die Medien bedienen können. Finanzmeldungen können zutiefst menschliche Seiten anrühren, wenn es um das Ansammeln und den Schwund großer Vermögen geht.“ (Shiller 2000: 90)

Nicht selten wird die ‚Aktienkultur‘ vermittelt als eine, die nicht nur zu beschleunigter Vermögensbildung, sondern auch zu mehr Mitbestimmung und Gerechtigkeit führt, nämlich über eine zunehmende Verlagerung des Eigentums und der Produktionsmittel in die Hände der Arbeitnehmer. Für eine proklamierte wachsende Mitbestimmung im Reich der AGs durch ‚Aktienkultur‘ ist die Höhe des Anteils der Aktien in den Händen der Arbeitnehmer relevant. Zu beobachten ist allerdings, dass sich trotz der Zunahme der Aktionäre der Einfluss der Privatanleger deutlich verringert hat. Der Trend weist auf eine stärkere Investition des Ersparten in Aktienfonds. Schließlich erwecken diese den Eindruck, hohe Renditen abzuwerfen und mittels Expertenwissen kompetent am Puls des Marktes zu agieren. Allerdings zeigt sich hier ein Haken: mit dem Kapital wird zumeist auch das Stimmrecht (in Form des Depotstimmrechts) an den institutionellen Anleger (Fondgesellschaft, Bank) übertragen. Zudem ist fraglich, ob sich aktienhaltende Arbeitnehmer überhaupt für einen Unternehmenskurs mit Begünstigungen für Mitarbeiter aussprechen würden, wenn dieser Kurs gegen das Shareholder-Value-Prinzip verstieße, was wohl zumeist der Fall wäre (vgl. Labarde/Maris 2001: 151ff.). „Aktienbeteiligungen sind in der Regel nichts mehr als der Versuch, den Interessensgegensatz zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu verschleiern.“ (ebd.: 159) Ähnlich verhält es sich mit Aktienoptionen als Bestandteil des Lohns oder auch als firmenin-

terne Zuwendung zur Altersvorsorge; eine Strategie, die in den letzten Jahren auch hierzu-
lande stärkeres Gewicht erhält.

In den USA teilt eine kleine Minderheit in den oberen Managementetagen den Bärenanteil der Aktienoptionen unter sich auf. Insgesamt verfügen erst etwa acht Prozent der Beschäftigten des privaten Sektors über Aktienoptionen. Das soll sich allerdings ändern, wie Philippe Labarde und Bernard Maris beobachten. Führende Politiker und Unternehmer wollen das „System der Aktienoptionen auf die gesamte Bevölkerung ausweiten“. (ebd.: 148) Labarde und Maris beschreiben den Trend folgendermaßen: „Heute muß [...] der Beschäftigte sich auch in die potenzielle, virtuelle, nicht reale, hypothetische Wirtschaft von morgen integrieren und akzeptieren, dass sein *Gehalt nun auch virtuell ist*. [...] Der Beschäftigte hat seine Arbeit der Flexibilität wegen aufgegeben. Er wird seine Rente aufgeben, um Pensionsfonds zu bekommen.“ (Ebd.: 150f.) Es kann den Fondsgesellschaften nur recht sein, wenn eine zunehmende Substituierung des umlagenfinanzierten Rentensystems staatlich verordnet wird. Schließlich geht es um hohe Milliardenbeträge, die - auf der Suche nach Shareholder-Value - in die rasende Zirkulation der globalen Finanzmärkte eingestreut werden können. Anteile unserer Vorsorge- und Versicherungsbestrebungen im Hinblick auf eine unsichere Zukunft absorbierend, verstärkt die ‚private Rente‘ die Eigenlogik deregulierter Finanzmärkte, eines Systems, dass sich nur in Ausschnitten selbst reflektiert, für die breite Öffentlichkeit aber als ‚zweite Natur‘ – und damit alternativenlos – inszeniert wird. Mit dem alltäglichen Einstimmen auf die Aktienmärkte werden die auf diesem zur Anwendung gebrachten, der bewussten Reflexion zumeist verborgen bleibenden Instrumente und Verfahren indirekt zur Gewohnheit gebracht.

Auch angesichts der heutigen ‚informationstechnischen Revolution‘ lohnt es sich, die Beobachtungen in Erinnerung zu rufen, die Walter Benjamin an den technologischen Errungenschaften des 19. Jahrhunderts entwickelte. Benjamin interpretierend schreibt Buck-Morss: „Zugegeben, die Technik ist von sich aus eigentlich fortschrittlich, denn sie verspricht sozialistische Formen des Lebens und der Kultur. Aber solange ihre Entwicklung den Zwecken des Kapitalismus und des Staates nutzbar gemacht wird, bringt sie nur verdinglichte Traumbilder dieses Versprechens hervor: eine Phantasmagorie der ‚neuen Natur‘. Ebenso bleibt das demokratische Potential der Massenkultur trotz des im Grunde demokratischen Charakters der industriellen Reproduktion künstlerischer und literarischer Formen unverwirklicht, solange die Kultur unter der Warenproduktion nicht als Aufklärung, sondern als Manipulation produziert wird, wodurch sie passiven Konsum statt aktiver Kollaboration fördert.“ (Buck-Morss 2000: 181) Gewendet auf das Aktiengeschehen und die neuen Technologien, bleiben die Traumbilder fortwährend kurz vor ihrer Verdinglichung zurück und fluktuierend, aber zugleich auch präsent genug, um Aufmerksamkeit zu absorbieren. Wie ich am Beispiel der Aktien- und insbesondere der Derivatmärkte hier nur andeuten kann, ist das Finanzmarktgeschehen ein riskantes Spiel mit der Zukunft in Zeiten eines sich verengenden Zukunftshorizonts.

Ermöglichten im ‚Maschinenzeitalter‘ die technischen Errungenschaften, mehr in einer geringeren Zeiteinheit produzieren zu können und damit eine Ökonomisierung der Zeit (vgl. Novotny 1989: 49), so scheinen Aktien-, Derivathandel u.a. eine Ökonomisierung der Zeit

der Zukunft zu erlauben: es wird Neues mehr und in kürzerer Zeit für expandierende Märkte hergestellt worden sein. Es ist die Abkopplung der imaginierten Leistungen der Zukunft vom realwirtschaftlichen Geschehen der Gegenwart, die mittels der kaum regulierten Finanzmarktinstrumente einen Freiraum eröffnet, in welchem diese Leistungen schon jetzt aufgeteilt werden. Diese ‚Voraufteilung‘ ist im Vergleich zum Produktionsbereich mit immens hohen Gewinnen für einige wenige und mit Verlusten für viele verbunden. Die zukünftigen ‚Freiheiten des Handelns‘ werden so schon heute eingeschränkt und zwar nicht durch politische Regularien, sondern durch die Voraufteilung dessen, was nur in Erwartung wirklich, zugleich aber höchst wirksam ist. Zugleich soll der

„offene Horizont [...] bewahrt werden und das Ungedachte denkbar bleiben, doch die positiven wie negativen Auswirkungen sollen ebenso im vornhinein bekannt und kontrollierbar sein. ‚Die Zukunft zu wählen‘, sie zu entscheiden, lautet ein beliebtes politisches Schlagwort; es suggeriert, dass tatsächlich gewählt, entschieden werden könne. Eine solche Aufforderung soll partizipatorische Gestaltungsräume öffnen und Mut machen; die Phantasie wecken, die über dem Einerlei des Alltags und der engmaschiger werdenden Regulierungen innerhalb und zwischen den Institutionen zu erstarren droht. Ein ‚anderer‘ Lebensstil, eine ‚andere‘ Art zu arbeiten, soll propagiert werden. Doch diese Zukunft, die da geschaffen werden soll, findet bereits jetzt statt, wird in der erstreckten Gegenwart entschieden.“ (Ebd.: 53)

2.2.9 Verlust kritischer Distanz?

Mit dem Regime flexibler Akkumulation, dessen pointierteste Ausprägung wohl die internationalen Finanzmärkte darstellen, gehen Anforderungen im Hinblick auf die Bewältigung der Alltagswelt des Einzelnen wie auch der Gesellschaft einher, deren Ursachen und Verstrickungen in komplexe abstrakte Prozesse offensichtlich weder auf der individuellen Erfahrungsebene noch auf der Ebene gesellschaftlicher Reflexion vollständig nachvollzogen werden können. Frederic Jameson hat in seiner Auseinandersetzung mit den kulturellen und ökonomischen Transformationen des Spätkapitalismus von der Ausbildung ‚postmoderner‘ Hyper-Räume gesprochen, die als Ausdruck für „die Unfähigkeit unseres Bewußtseins (zur Zeit jedenfalls)“ gelesen werden können, „das große, globale, multinationale und dezentrierte Kommunikationsgeflecht zu begreifen, in dem wir als individuelle Subjekte gefangen sind.“ (Jameson 1986: 89). Die sozialräumliche Transformation der Gesellschaft ist nach Ansicht Jamesons von der Ausbildung einer gleichermaßen überwältigenden wie desorientierenden Raumerfahrung begleitet, die er paradigmatisch in dem *Bonaventure Hotel* in Los Angeles von John Portman verkörpert sieht.

Mit seiner Umgebung nur über drei eher klein ausfallende Ein- und Ausgänge verbunden, ist der aus fünf verspiegelten Türmen aufgebaute Gebäudekomplex des Hotels eine von der Außenwelt abgekapselte Welt für sich. Wie Jameson beschreibt, möchte der zentrale großvolumig angelegte Atriumbereich, der sich zwischen den fünf symmetrischen Wohntürmen ausbreitet, von aufsteigenden Galerien umgeben ist und eine große Mittelsäule aufweist, um die sich ein Miniatursee schließt, Empfindungen eines Staunens evozieren. Doch ist die

Erfahrung dieses Raums nach Jamesons Empfinden durch einen Verlust jeglicher Distanz gekennzeichnet, die üblicherweise zur Wahrnehmung eines Raumvolumens und eines perspektivischen Blicks erforderlich ist. Weder lassen sich die Ausmaße des Raums erfassen, noch bieten die symmetrisch angeordneten Türme Anhaltspunkte darüber, wo man sich gerade im Raum befindet. Dass diese Desorientierung anscheinend von vielen Gästen empfunden wird, kommt auch in der nachträglichen Installation eines Leitsystems zum Ausdruck, das der Schwierigkeit Abhilfe schaffen soll, mit der sich die Ladenmieter des integrierten Einkaufszentrums durch die Undurchdringlichkeit des Raums konfrontiert sahen: ihre Geschäfte wurden einfach nicht gefunden bzw. wieder gefunden, wenn sie einmal besucht worden waren. Einen weiteren für die Erfahrung des ‚postmodernen Hyperraums‘ wichtigen Gestaltungsaspekt des Hotels macht Jameson in den von Portman als „gigantische kinetische Skulpturen“ bezeichneten Rolltreppen und Fahrstühlen aus, die den Hotelinnenraum zu dominieren scheinen. Sie substituieren die Eigenbewegung der Besucher durch die vorgegebene Bewegung ihrer Mechanik, so dass beispielsweise die Auffahrt an einem der Wohntürme, die nach dem sechsten Stockwerk durch das Glasdach des Atriums führt und den Blick auf das sich unter den Füßen rasant entfernende Los Angeles freigibt, zu einem bewegten Ereignis wird. Anders als im modernen Raum vielfältiger Perspektiven, der durch die Eigenbewegung des Betrachters erschlossen und zu einem Raumgefüge verbunden und vervollständigt wird (vgl. Syring 1999) und anders als im Durchschreiten postmoderner narrativer Inszenierungen, die eine Vervollständigung der Erzählung durch die Betrachter erfordern, wird die Bewegung im Bonaventure Hotel selbst zum Thema der Inszenierung: eine eigen gesteuerte Bewegung durch den Innenraum ist kaum mehr möglich, dagegen dominiert ein Bewegtwerden. „Unsere Gangart in der Form der Erzählung wird betont, symbolisiert, vergegenständlicht und schließlich ersetzt durch eine Transportmaschine, die zum allegorischen Signifikanten der guten alten Promenade wird, der wir selbst nicht mehr nachgehen dürfen.“ (ebd.: 87)

Wie das menschliche Bewusstsein mit den oben skizzierten sozioökonomischen und technologischen Transformationsprozessen kognitiv nicht mithalten kann, so ist die von Jameson beobachtete neue Raumerfahrung durch ein Scheitern des Verortungsmögens gekennzeichnet. Der postmoderne Hyperraum überschreitet „die Fähigkeit des individuellen menschlichen Körpers [...], sich selbst zu lokalisieren, seine unmittelbare Umgebung durch die Wahrnehmung zu strukturieren und kognitiv seine Position in einer vermeßbaren äußeren Welt durch Wahrnehmung und Erkenntnis zu bestimmen.“ (ebd.: 89) Indem der von Jameson am Beispiel des Bonaventure Hotel beschriebene Hyperraum sich wie eine für den oben skizzierten Zersplitterungsprozess des Urbanen typische Enklave vom übrigen Raum distanziert und abkapselt, lässt er zugleich die Distanz schwinden, die eine Ortsbestimmung in dem nicht mehr zu ermessenden Innenraum zulassen würde. So wie die Außenwelt beim Eintritt in das Hotel ausgeschlossen wird und durch das Glas nunmehr als distanzierteres Bild erscheint, das die Wirkmächtigkeit der städtischen Realität gebannt zu haben scheint, führt die weitgehende Abwesenheit von Orientierungsdifferenzen zu einer verwirrenden Raumerfahrung des Eintauchens, in der gewissermaßen die Tiefendimension abhanden kommt.

War die Thematisierung einer aus der Gesamtschau geratenen Welt in der klassischen Moderne noch mit Versuchen verbunden, die Fragmentierungen und Diskontinuitäten des Erfahrungsraums selbst zu thematisieren, wobei z.B. die Collage bzw. die Montage eine Parallelisierung verschiedener Aspekte unterschiedlicher Räume und Zeiten ermöglichte, wird die fragmentarische und diskontinuierliche Erfahrung nach Ansicht Harveys in der Postmoderne selbst angepriesen. Die offene Vielfältigkeit der Differenzen, die als Grundverfassung der Wirklichkeit nach dem Verlust einer verbindlichen Meta-Erzählung ausgemacht wird, bedarf anscheinend keiner distanznehmenden Reflexionen mehr, sondern nur noch vorübergehender und umgrenzter ästhetischer Vermittlungsangebote.

Mit dem Hinweis auf die zentrale Bedeutung und folgenreichen Wirkungen der internationalen Finanzmärkte sowie auf dessen zunehmende mediale Einlagerung in den Horizont der Alltäglichkeit ist ein Aspekt spätkapitalistischer Gesellschaftsentwicklung angesprochen, der als ein Ausdruck von Jamesons Diagnose eines Verlustes kritischer Distanz betrachtet werden kann. Im Zuge der „Transformation der ‚Realität‘ in Fernsehbilder“ wird nach Ansicht Jamesons die Logik des Spätkapitalismus nicht nur einfach reproduziert, sondern vielmehr verstärkt und intensiviert. In den Sog der ‚Deformationen‘ gerät dabei auch der Bereich der Kulturproduktion, in dem linke kulturpolitische Positionen zumindest die Möglichkeiten einer gewissen Distanz zu den ökonomischen Durchdringungstendenzen hochhalten möchten.

In seinem Versuch, die Entwicklung der ‚Kultur im Spätkapitalismus‘ dialektisch zu denken im Sinne einer Katastrophe, die Fortschritt zugleich ist, sieht Jameson mit der „Auflösung eines autonomen Kulturbereichs“ eine weitere Entwicklung verbunden. Denn die Auflösung der Grenze zwischen populärer und hochkultureller Sphäre kann auch betrachtet werden „als ungeheure Expansion der Kultur in alle Lebensbereiche, derart, daß man sagen kann, daß alles in unserem gesellschaftlichen Leben, vom ökonomischen Wertgesetz und der Staatsgewalt bis zu den individuellen Handlungs- und Verhaltensweisen und sogar bis zur psychischen Struktur, auf neuartige und bislang nicht theoretisierte Weise zu ‚Kultur‘ geworden ist.“ (Jameson 1986: 93).

Für Jameson veranschaulicht die oben am Beispiel des Bonaventure Hotels skizzierte postmoderne Raumgestaltung, den ‚Raum der Postmoderne‘ im Allgemeinen, der keine vom eigenen Körper und der eigenen kognitiven Reflexion ausgehende Verortung mehr zulässt. Der Begriff ‚Postmoderne‘ bezeichnet bei Jameson keine stilistische Kategorie, sondern – wie insbesondere in den angloamerikanischen geisteswissenschaftlichen Diskursen üblich geworden – eine historische Periode, die er in Anknüpfung an Ernest Mandels Periodisierung des Kapitalismus, mit dessen Spätphase assoziiert ist. Mandel unterscheidet drei übergeordnete Perioden des Kapitalismus, die jeweils mit der Entwicklung und Diffusion neuer Technologien einsetzen: angefangen bei der Dampfmaschine der ersten Phase über den Dominanzgewinn von Explosions- und Elektromotoren in der zweiten Phase hin zur dritten, die in den 1940er Jahren beginnt und mit den kernspaltenden und elektronischen Technologien verbunden ist. Entscheidend für Jameson ist die oben skizzierte, in den späten 1960er Jahren an Momentum gewinnende Dynamik des wechselseitigen Zusammenhangs zwischen den

neuen IuK-Technologien und der Transformation des Kapitalismus im Zuge beschleunigter Internationalisierung. Die mit diesem Transformationsprozess einhergehende „gewaltige neue Expansion des multinationalen Kapitals“ schickt sich an, selbst die Bereiche Natur und Unbewusstes zu kolonisieren und zu durchdringen, die zuvor noch als letzte Bastionen aufgefasst werden konnten, von denen aus eine Kritik der kapitalistischen Logik denkbar schien. Mit der jüngsten, alle Räume durchdringenden Expansion der Kapitalismus wird deutlich, „daß nicht nur lokal begrenzte, alternative Formen gegenkulturellen Widerstandes und der Guerilla, sondern auch offene politische Interventionen [...] auf irgendeine Weise heimlich entwapfnet und von einem System absorbiert werden, zu dem sie dann letztlich auch gerechnet werden müssen, da sie sich eben nicht von ihm *distanzieren* können.“ (ebd.: 94)

Das zentrale Moment der Postmoderne lässt sich nach Ansicht Jamesons in dem multinationalen und dezentrierten Kommunikationsraum ausmachen, desjenigen Raums, den Castells, wie skizziert, aus einer anderen Perspektive als ‚Raum der Ströme‘ bezeichnet. Es handelt sich um einen Raum, der weder mit dem Verstand noch mit der Imagination ‚begriffen‘ werden kann. Zugleich handelt es sich aber um einen Raum, dessen Konstitution bis in das Alltagshandeln hineinreicht. Anders als die technologischen Neuerungen zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts, wie etwa das Automobil oder generell die Maschine, bieten die technologischen Grundlagen des jüngsten Entwicklungsschubes kaum Möglichkeiten ästhetischer Repräsentation. Jameson spricht diesbezüglich von einer grundlegenden Ambivalenz postmoderner Kulturproduktionen, die nicht mehr versuchen, dieser neuen Grundverfassung der Gesellschaft Ausdruck zu verleihen, weil sie die Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens erkannt haben. Diese Produktionen können einerseits als indirekte Annäherungen an eine ‚Repräsentation‘ der gesellschaftlichen Verfassung im Sinne einer „Mimesis an der Realität“ (ebd.: 95) aufgefasst werden, andererseits lenken sie aber gerade von der Widersprüchlichkeit dieser Realität ab bzw. verschleiern diese.

Angesichts der ‚Maßlosigkeit‘ der netzwerkartigen Verflechtungen der aktuellen globalisierten Wirtschaft muss das menschliche Fassungsvermögen diesen komplexen Prozessen gegenüber ebenso seine ‚Unangemessenheit‘ realisieren wie Kants Einbildungskraft in der Erfahrung des Erhabenen angesichts überwältigender Naturereignisse auf die Grenze ihres Synthesevermögens verwiesen wird. Die Raumerfahrung im Bonaventure Hotel Portmans ist für Jameson entsprechend eine zeitgenössische Form der Erfahrung des Erhabenen. Wahrnehmung und Erkenntnis scheitern gleichermaßen in dem Versuch sich in dem Raum technischer Perfektion und ökonomischer Macht orientieren zu können.

Ausgehend von der Prämisse, dass es keine Rückkehr zu kleineren Systemen der gesellschaftlichen Organisation geben wird, die sich gewissermaßen außerhalb des neuen Weltsystems einrichten könnten, versucht Jameson ein neues kulturelles Modell anzuvizieren, das den potentiell progressiven Aspekten der Entwicklung eines postmodernen Hyperraums förderlich sein könnte.

Von zentraler Bedeutung für seine Überlegungen zu einer Kultur auf der Höhe der Zeit ist die Frage des Raums. Entsprechend fasst er die Ästhetik dieser Kultur hypothetisch als „die eines Kartographierens der Wahrnehmung und der Erkenntnis (*cognitive mapping*)“ (Jame-

son 1986: 96). Jameson knüpft an Beobachtungen Kevin Lynchs an, der in seiner Studie zum ‚Bild der Stadt‘ auf das Problem aufmerksam gemacht hat, dass zwischen dem Gefühl des Entfremdetseins in einer Stadt und der Schwierigkeit, sich in dieser orientieren zu können, ein Zusammenhang besteht, und dass die Orientierungsfähigkeit in der Stadt durch geeignete Gestaltungselemente, wie etwa durch einprägsame Markierungen bzw. Bauten, befördert werden kann. Und da „sich das Vorstellungsbild in einem Prozeß entwickelt, der zwischen Wahrnehmer und Wahrgenommenen abläuft, ist es möglich, die Vorstellung durch Symbole, durch Umschulung des Beschauers oder Umformung der Umgebung zu verstärken.“ (Lynch 1989: 21f.) Nach Ansicht Jamesons ist es für eine „Aufhebung der Ent-Fremdung“ erforderlich, ein Gefühl für den eigenen „Standort und für die Konstruktion und Rekonstruktion von Markierungspunkten“ (Jameson 1986: 96) zurück zu erobern. Während Lynch seine Beobachtungen auf den Bereich der Stadtwahrnehmung und Fragen der Repräsentation beschränkt, schwebt Jameson eine weiter gefasste Kartographie vor, die aber dennoch an der Erfahrung des alltäglichen Lebens anknüpfen soll. Was Lynch angesichts der ‚Unermesslichkeit‘ des städtischen Raums einfordert, nämlich eine Unterstützung des Subjekts in einer „situationsgerechte(n) Repräsentation“ der städtischen Gesamtstruktur mittels ästhetischer Elemente *und* kognitiver ‚Bildung‘, weitet Jameson auf den Bereich einer Kartographie der Wahrnehmung und Erkenntnis aus. Eine solche Kartographie kann aufgefasst werden als eine Koordination der lebensweltlichen Situation von Individuen und Gemeinschaften mit den abstrakten Systembedingungen des postmodernen ‚Weltraums‘.

Auf die Ideologietheorie Althusser zurückgreifend, besteht für Jameson das vorrangige Problem nicht darin, das benötigte Wissen über die abstrakten Prozesse erlangen zu können, die – in historisch je spezifischer Weise – Bedingungen der gesellschaftlichen Entwicklungen darstellen, sondern vielmehr dieses Wissen adäquat repräsentieren zu können.

„Die Theorie Althusser kennzeichnet eine Kluft, einen Riß zwischen existentieller Erfahrung und wissenschaftlicher Erkenntnis. Ideologie hat damit die Funktion, einen Weg zu finden, wie diese beiden getrennten Bereiche sich zueinander und miteinander erklären können. Aus historischer Sicht wäre zu ergänzen, daß eine derartige Koordination mit dem Ziel einer funktionalen und lebendigen Produktivität von Ideologien in verschiedenen historischen Situationen ganz unterschiedlich ausgeprägt ist, vor allem aber, daß es historische Situationen geben kann, in denen dies überhaupt nicht möglich ist. Genau dies scheint unsere Situation in der gegenwärtigen Krise zu sein.“ (Jameson 1986: 99)

Dennoch, Jamesons Ansinnen einer Ästhetik im Sinne einer Kartographie, die für Wahrnehmung und Erkenntnis Orientierungsfunktionen übernehmen kann, versucht gerade Anknüpfstellen hervorzuheben, die eine „neue Handlungs- und Kampfesfähigkeit“ ermöglicht, „die zur Zeit in der herrschenden räumlichen wie gesellschaftlichen Konfusion neutralisiert worden ist.“ (ebd.: 100) Jameson zielt dabei auch auf eine „pädagogisch-politische Kultur“, die Individuen und Gesellschaft darin unterstützt, ihren „Standort im Weltsystem“ reflektieren zu können. Besondere Bedeutung kommt diesbezüglich der Frage nach den Möglichkeiten zu, die erzielbaren Erkenntnisse über das „globale, multinationale und dezentrierte Kommunikationsgeflecht“ im Verhältnis zur alltäglichen Erfahrungswelt vermitteln zu können. Verkompliziert wird diese Vermittlungsproblematik noch dadurch, dass aufgrund des Fehlens

einer ‚wahren Karte‘ das Bezugssystem im Prozess der Vermittlung selbst produziert werden muss, und dass sowohl die Vermittlungsmedien als auch die individuellen Dekodierungen von Repräsentationen ihre spezifischen ‚Eigensinnigkeiten‘ aufweisen. Dafür kann es erforderlich sein, wie Jameson an anderer Stelle anmerkt, zunächst die Problemsituation und den Widerspruch selbst zu rekonstruieren, die in der herrschenden räumlichen wie gesellschaftlichen Konfusion neutralisiert worden sind (vgl. Jameson 2001: 25ff.).

2.2.10 Sozialer Raum

„Menschen leben also noch immer an Orten. Da aber Funktion und Macht unserer Gesellschaften im Raum der Ströme organisiert sind, verändert die strukturelle Dominanz der Logik dieses Raumes die Bedeutung und Dynamik von Orten von Grund auf. Da die menschliche Erfahrung auf Orte bezogen ist, wird sie von der Macht abstrahiert, und Bedeutung wird immer mehr von Wissen abgekoppelt. Daraus ergibt sich eine strukturelle Schizophrenie zwischen zwei räumlichen Logiken, die die Kommunikationskanäle innerhalb einer Gesellschaft zu zerstören droht. Die vorherrschende Tendenz geht in Richtung des vernetzten, ahistorischen Raumes der Ströme, der seine Logik den verstreuten, segmentierten Orten aufzwingen will, die immer weniger in Beziehung miteinander stehen und immer weniger fähig sind, auf gemeinsame kulturelle Codes zurückzugreifen. Wenn nicht *bewusst eine kulturelle und physische Brücke zwischen diesen beiden Formen des Raumes errichtet wird*, dann steuern wir auf ein Leben in parallelen Universen zu, deren Zeiten einander nicht begegnen können, weil sie sich in unterschiedlichen Dimensionen eines sozialen Hyperspace bewegen.“ (Castells 1999: 78f.; H.v.V.K.)

Das hier angeführte Zitat Castells verweist auf ein grundlegendes Vermittlungsproblem zwischen unterschiedlichen Raumformen, das sich mit den oben skizzierten Entwicklungen einer zersplitternden Urbanität in der Dynamik des Spätkapitalismus zu verstärken scheint. Ich möchte im folgenden Abschnitt einen Blick zurückwerfen auf die generelle Problematik einer Vermittlungsanforderung, die sich mit dem zunehmenden Auseinandertreten von Ort und Raum im Prozess der Moderne herausbildet. In diesem Prozess, in dem Fernbeziehungen an Dominanz gewinnen, verliert die ortsgebundene Vergesellschaftung zunehmend an Bedeutung, jedoch verschwindet sie nicht. Gerade die leibgebundene Ortserfahrung mit Anderen – medial durchsetzt – bleibt von zentraler Relevanz (vgl. Müller/Dröge 2005; Tomlinson 1999).

Schon die Einführung der Schrift bringt Möglichkeiten zunehmender Distanzierungen in der Kommunikation mit sich und begünstigt einen Prozess der „Entlokalisierung des Sozialen“ (Dröge 2000: 19). Mit der Ausbildung eines postmodernen ‚Hyperraums‘ ist die Spanne zwischen lokal wirksamen globalen Prozessen und lokaler Repräsentierbarkeit dieser sozial-räumlichen Bedingungsfaktoren derart gestiegen, dass unsere Vermittlungsleistung bezüglich der Differenz zwischen beiden Dimensionen nicht mehr nachkommt. Die Ausweitung kommunikativer Möglichkeiten und Leistungen sind im Zuge ihrer historischen Ausbildung auf eine zunehmende Mediatisierung der Kommunikation durch neu- und weiterentwickelte Speicher- und Verbreitungsmedien angewiesen. Spätestens mit der Ausbreitung elektroni-

scher Massenmedien zerreißt allerdings das Band des Ort-Raum-Kontinuums (vgl. ebd.). Bevor ich näher auf die Frage nach der Vermittlung von Orts- und Raumerfahrungen eingehen werde, möchte ich zunächst die Konstitutionsbedingungen des ‚sozialen Raums‘ erörtern, wie sie in Bereichen der Sozialwissenschaften thematisiert werden.

Im Zuge der Entwicklung der mathematischen Topologie sowie den Entdeckungen Einsteins und anderer hat sich ein relationaler Raumbegriff entwickelt. Auch in der soziologischen Thematisierung des Raums hat sich mittlerweile ein ‚relationales‘ Verständnis des sozialen Raums durchgesetzt. Pierre Bourdieu, der zu einer solchen Perspektivierung beigetragen hat, betrachtet den sozialen Raum als ein mehrdimensionales Gefüge, „dem bestimmte Unterscheidungs- und Verteilungsprinzipien zugrunde liegen“ (Bourdieu 1985: 9). Bekanntlich kennt Bourdieus Gesellschaftstheorie neben dem ökonomischen Kapital (materielles Eigentum) zudem kulturelle und soziale Kapitalformen. Kulturelles Kapital spielt in drei verschiedenen Formen eine Rolle. Die *inkorporierte* Form verweist auf kulturelles Kapital, das zwar auch über Bildungsprozesse verinnerlicht wird, aber gerade in Wissensformen und kulturellen Fertigkeiten an Gewicht gewinnt, die den allgemeinen Bildungsrahmen übersteigen; dazu zählen auch Wahrnehmungs- und Verhaltenkompetenzen, die nur über einen längeren Zeitraum erworben werden können. *Objektives kulturelles Kapital* kann materiell angeeignet werden, zum Beispiel in Form von Kunstwerken, Büchern etc. Bei der dritten Form handelt es sich um eine *institutionalisierte* Form kulturellen Kapitals, die über den Erwerb von Ausbildungstiteln (Abitur, Schlossermeister etc.) verliehen wird und damit eine legitimierte Form des kulturellen Kapitals darstellt.

Mit der sozialen Kapitalform bezieht sich Bourdieu auf die gesellschaftlichen, teilweise institutionalisierten Beziehungen, auf die Zugehörige zu einer bestimmten gesellschaftlichen Sphäre in gegenseitiger Anerkennung zurückgreifen können. Zunächst hatte Bourdieu die soziale Kapitalform auch als symbolisches Kapital bezeichnet, da die Reproduktion der sozialen Netze auf symbolische Formen zurückgreift (vgl. Treibel 1995: 213f.). Symbolisches Kapital steht aber eher in einem komplementären Verhältnis zu allen drei Kapitalformen, die ja bis zu einem gewissen Grad ineinander übersetzt werden können: wer über die entsprechenden Umgangformen verfügt, erhält leichter Zugang zu den sozialen Kreisen, in denen gerade diese Formen eine wichtige Rolle spielen. Dafür kann es wiederum hilfreich sein, das entsprechende ‚Outfit‘ zur Schau zu stellen, das nur über ökonomisches Kapital erworben werden kann. Die Investition kann allerdings lohnen, da das entscheidende Gespräch zu der ersehnten, hoch vergüteten Tätigkeit verhelfen kann usw. Kulturelles, soziales und symbolisches Kapital sind insbesondere für die machtvolle Nutzung von ökonomischem Kapital von grundlegender Bedeutung, aber auch für die Reproduktion sozialer Ungleichheit. Bourdieu versucht in seinen Analysen aufzuzeigen, wie gerade soziale Ungleichheit durch die ungleiche Verteilung von kulturellem und sozialem Kapital mitbegründet wird. Kulturelles Kapital steht darüber hinaus in enger Verbindung mit symbolischer Macht, der auch für Bourdieu eine besondere Rolle in der gesellschaftlichen Legitimationspraxis zukommt. Neben den diskursiven Praktiken sind es demnach gerade auch die symbolischen Praktiken, bei denen es sich um „alltägliche, stillschweigend und unbemerkt stattfindende Vorgänge“ handelt (Schwingel 1995: 114). Wobei hier angemerkt werden kann, dass diese Praktiken – gerade

auch durch ihre weit verbreitete Repräsentation in den unterschiedlichen massenmedialen Formen – durchaus bemerkt, allerdings wohl eher selten auch diskursiv reflektiert werden. Symbolische Macht steht für Bourdieu in einem engen Zusammenhang mit objektiven Kräfteverhältnissen. Mit ihrer Durchsetzung werden zugleich Sinnzusammenhänge und Bedeutungen konfiguriert, über die sich Machtverhältnisse reproduzieren können. Allerdings können diese durch symbolische Subversionen auch transformiert werden; sie werden, so ließe sich sagen, anfällig für kulturell-symbolische Transformationen. Der immense Aufwand, der seitens der Unternehmen in die Erstellung von Kundenprofilen, in die Erhebung von Kundenwünschen und in die Entwicklung von ausgefeilten Systemen der Kundenbindung investiert wird, kann als Hinweis auf diese latente ‚Anfälligkeit‘ gelesen werden.

In Bourdieus Konzeption des sozialen Raums sind die Besitzverteilungen der Kapitalsorten von zentraler Bedeutung. Über sie werden die Bewegungs- und Verfügungsmöglichkeiten innerhalb sozialer Räume maßgeblich mitbestimmt. „So bestimmt der Umfang an kulturellem Kapital (Analoges gilt – *mutatis mutandis* – für ökonomisches Kapital) die Gewinnchancen in den Spielen, in denen kulturelles Kapital wirksam ist, und damit die Stellung innerhalb des sozialen Raums.“ (Bourdieu 1985: 10) Angedeutet ist hiermit, dass sich Bourdieus Blick vorrangig auf die Relationen zwischen Akteuren, die einen sozialen Raum reproduzieren, sowie auf die Relationen zwischen unterschiedlichen sozialen Räumen richtet. Sozialer Raum und physischer Raum sind nun nicht als identisch aufzufassen, vielmehr realisiert sich der soziale Raum „tendenziell und auf mehr oder minder exakte und vollständige Weise“ (Bourdieu 1991: 28) innerhalb des physischen Raums.

„Das erklärt, warum es uns so schwer fällt, ihn als solchen zu reflektieren. Der in bestimmter Weise von uns bewohnte und uns bekannte Raum ist sozial konstruiert und markiert. Der physische Raum läßt sich nur anhand einer Abstraktion (physische Geographie) denken, das heißt unter willentlicher Absehung von allem, was darauf zurückzuführen ist, daß er ein bewohnter und angeeigneter Raum ist, das heißt einen soziale Konstruktion und eine Projektion des sozialen Raumes, eine soziale Struktur in objektiviertem Zustand [...], die Objektivierung und Naturalisierung vergangener und sozialer Verhältnisse.“ (ebd.)

Der soziale Raum ist ein Raum, der aus einem „Ensemble von Subräumen oder Feldern besteht (wirtschaftliches, intellektuelles, künstlerisches, universitäres Feld und so weiter)“ (ebd.) und durch die Verteilung der Kapitalformen strukturiert wird. Der für die unterschiedlichen sozialen Distinktions- und Legitimationsbedürfnisse relevante Wert der verschiedenen Regionen des realisierten sozialen Raumes wird im physischen Raum durch die Verteilung von Gütern, Dienstleistungen usw. sowie durch die Verteilung der in diesem Raum angesiedelten individuellen Akteure und Gruppen bestimmt. Der Aspekt der Relationalität des sozialen Raums weist darauf hin, dass bestimmte an einem Ort im physischen Raum gegebene Güter, etwa ein besonderes Gebäude oder ein Geschäft mit geschätzten Waren, ihren relativen Wert und ihre Bedeutung über ihr Eingebettetsein in ihr soziales Feld erhalten. Das heißt, dass sie mit vergleichbaren Gütern an ganz anderen Orten in Beziehung stehen und sich ihre Bedeutung gerade über diese Beziehung bestimmt. Bekanntlich verdichten sich bestimmte wertgeschätzte bzw. geringgeschätzte Merkmale bzw. Vermögen unterschiedlicher Kapitalformen an bestimmten Orten; die jeweils in ihnen vergegenständlichten akkumu-

lierten Kapitalformen stützen sich gegenseitig bzw. führt ihr Mangel zu ungünstigen Feedbackschleifen. Das in bestimmten Räumen exklusiv gegenwärtige Kapital verstärkt im Sinne des sozialen Kapitals die Beziehungsnetze, dagegen ist der

„Ghetto-Effekt [...] das genaue Gegenteil des Klub-Effekts: Während das Nobelviertel wie ein auf aktiven Ausschluss unerwünschter Personen beruhender Klub funktioniert und jeden seiner Bewohner symbolisch erhöht, indem es ihm erlaubt, am akkumulierten Kapital aller in ihm Wohnenden zu partizipieren, degradiert das Ghetto symbolisch seine Bewohner, indem es in einer Art Reservat Akteure sammelt, die, aller Trümpfe ledig, deren es bedarf, um bei den diversen sozialen Spielen mitmachen zu können, nichts anderes gemeinsam haben als ihre gemeinsame Exkommunikation. Neben der Stigmatisierung führt die räumliche Zusammenfassung an einer im Nichtbesitz homogenen Population noch zu vertiefter Deprivation, zumal im Bereich der Kultur und der kulturellen Praxis (wie sie umgekehrt die kulturelle Praxis der happy few weiter privilegiert).“ (ebd.: 32f.)

Die vom jeweiligen Kapital abhängige Fähigkeit, angeeigneten Raum zu dominieren, kann als Fähigkeit charakterisiert werden, sich Nähe zu erwünschten und gleichermaßen Distanz zu unerwünschten Dingen und Personen bei geringsten (zeitlichen) Aufwendungen zu verschaffen. Neben der physischen Nähe zu erwünschten Gütern und Dienstleistungen ermöglicht Kapital zudem „Allgegenwärtigkeit aufgrund der ökonomischen und symbolischen Herrschaft über die Transport- und Kommunikationsmittel“ (ebd.: 30). Wie es um die Aneignungsmächtigkeit von Raum (und der Eigenverfügbarkeit von Zeit) derjenigen bestellt ist, die über kein Kapital verfügen, drückt Bourdieu prägnant mit folgendem Satz aus: „Mit Kapitallosigkeit kulminiert die Erfahrung der Endlichkeit: an einen Ort gekettet zu sein.“ (ebd.: 30f.)

Der Soziologe Jens S. Dangschat hat in seiner Thematisierung des Raumbezugs sozialer Ungleichheit ebenfalls auf den Zusammenhang zwischen objektiver Ungleichheit und der subjektiven Beurteilung dieser Ungleichheit hingewiesen. Raum, dessen Vereinnahmung und Gestaltung gekennzeichnet ist von Aushandlungsprozessen unterschiedlicher Interessen, ist „’Ressource’ und ‚Constraint’ für jeden Einzelnen und in der Konkurrenz der Einzelnen um einen spezifischen Ort (was sich in Ausstattungen, Bodenpreisen, Mieten, Renten, Images niederschlägt).“ (Dangschat 1996: 105)

Dangschat, der drei verschiedene Raumebenen unterscheidet – Mikro-, Meso- und Makro-Raum – bezieht sich hier darauf, wie sich Raum auf die Wahrnehmung und das Verhalten, die Bewertungen und Einstellungen, auf die Befindlichkeiten und auf das raumbezogene Handeln auswirkt. Er spricht diesbezüglich vom *Mikroraum*, der im Sinne eines gelebten Raums aus der Perspektive des Individuums „als Medium der Entfaltungsmöglichkeiten und des Widerstands empfunden“ (ebd.) wird. Dabei betont er auch die besondere Bedeutung von Rückzugsräumen, die erst ein „psychologisch wenig belastetes Raumhandeln“ ermöglichen. Bekannt ist beispielsweise, dass Kinder, die unter räumlich stark einschränkenden Bedingungen aufwachsen, Entwicklungsstörungen aufweisen, und dass generell das Fehlen einer Privatsphäre zur Ausbildung von Stress führt. „Das bedeutet, daß es für eine menschliche Existenz wichtig ist, über eine Raumsouveränität zu verfügen, um sich Raum zu erschließen, zu Orten freien Zugang zu haben und Orte gestalten zu können.“ (ebd.: 106)

Die *Meso-Ebene* des Raums bezieht sich in Dangschats Konzeption auf die sich durch räumliches Handeln und Einstellungen mit der Zeit ausbildenden sozialräumlichen Milieus. Die Entwicklungen bestimmter Orte, ihre Konkurrenz untereinander und die damit verbundene Auf- und Abwertung von Räumen wird von sozialer Ungleichheit begleitet. Wie Bourdieu sieht Dangschat die ungleichen Aneignungsmöglichkeiten von Raum in Abhängigkeit von der Verfügung über Kapitalformen. Zudem betont er die Bedeutung der Lage und der Struktur des Ortes im Hinblick darauf, ob „ein Ort zur Ressource oder zum Constraint wird“. Diesbezüglich verweist er auf das Zusammenspiel von Ortstrukturierung und Bewertung dieser Strukturierung:

„Erst eine ungleiche Strukturierung des Ortes *und* eine symmetrische, ungleiche soziale Bewertung der einzelnen Orte schafft die Voraussetzung für sozialräumliche Ungleichheiten, insbesondere dann, wenn die räumlichen Muster der Ungleichheit bekannt sind und einheitlich bewertet werden. Individuen, Haushalte und soziale Institutionen wählen entsprechend ihrer Durchsetzungskraft und ihrem Bedürfnis der Darstellung ihrer sozialen Position – unter dem Vorbehalt einschränkender Regulationen (durch Instrumente der Raum- und Stadtplanung) – den ihnen die meisten Vorteile versprechenden Ort.“ (ebd.: 108)

Schließlich bezieht sich Dangschat mit der *Makro-Ebene* des Raums auf die übergeordneten räumlichen Transformationsbedingungen, wie sie auf der Ebene der Nationalstaaten und darüber hinaus auszumachen sind. Insbesondere die oben skizzierten räumlichen Wandlungsprozesse, die mit wirtschaftlicher Globalisierung, internationaler Arbeitsteilung und politischer Deregulierung verbunden sind, haben hier ihre Relevanz.

In Dangschats Konzeption des sozialen Raums sind Überlegungen zum Lebensstildiskurs eingearbeitet, der hier nicht eigens skizziert (vgl. hierzu insbesondere Schwenk 1996 und Dangschat 1994), aber zumindest angesprochen werden kann (in Abschnitt 4.4.4 gehe ich ausführlicher auf Fragen der Lebensstilisierung ein). Dangschat knüpft an Bourdieus Überlegungen zur Sozialstruktur, zum Habitus und zur Praxis an und erweitert beispielsweise dessen Klassenansatz um weitere sozialstrukturierende Aspekte, wie Haushalt, Geschlecht, Kohorte und Alter. Der für die Soziologie Bourdieus so zentrale Begriff des Habitus stellt unter anderem einen Versuch dar, die wenig produktive Gegenüberstellung von Objektivismus und Subjektivismus zu überwinden. Habitus bezeichnet, verkürzt gesagt, die Verhaltensmerkmale eines Menschen, die ihn als zugehörig zu einer Gruppe bzw. Klasse kennzeichnen und in denen die aus dieser Zugehörigkeit herrührenden sozialen Prägungen zum Ausdruck kommen. Diese Prägungen fasst Bourdieu als dauerhafte Dispositionen auf, die durch die Umgebung der Sozialisation strukturiert wurden und selbst wiederum strukturierend wirken.

„Als Vermittlungsglied zwischen der Position oder Stellung innerhalb des sozialen Raumes und spezifischen Praktiken, Vorlieben usw. fungiert das, was ich Habitus nenne, d.h. eine allgemeine Grundhaltung, eine Disposition gegenüber der Welt, die zu systematischen Stellungnahmen führt – die dabei aber, weil sie ein Niederschlag des bisherigen Lebenslaufs ist, relativ unabhängig von der im fraglichen Zeitpunkt eingenommenen Position sein kann. (...Wie) einer spricht, tanzt, lacht, liest, was er liest, was er mag, welche Bekannte und Freunde er hat usw. all das ist eng miteinander verknüpft.“ (Bourdieu zitiert nach Treibel 1995: 211)

Bourdieu sieht in den habituellen Dispositionen zwar eine enge Verbindung zwischen objektiven Bedingungen einer Klasse (Bourdieu spricht lieber von sozialem Raum oder Feld) und dem Verhalten sowie den individuellen Wahrnehmungen. Er distanziert sich aber von einer direkten Übersetzung dieser Bedingungen in das soziale Verhalten. Der Habitus vermittelt zwischen den strukturellen Bedingungen und der Handlungspraxis; bezogen auf den Raum ist es nach Bourdieu der „Habitus, der das Habitat macht.“ (Bourdieu 1991: 32).

Dangschat greift den Habitusbegriff Bourdieus auf, versucht ihn aber zugleich von dessen strukturell determinierenden Tendenz zu lösen, indem er die Beziehung zwischen Struktur und Habitus einerseits und zwischen Habitus und den expressiven und interaktiven Aspekten des Lebensstils andererseits in den Vordergrund stellt (vgl. Dangschat 1994).

Dangschats Konzept des sozialen Raums richtet das Augenmerk auf die Beziehungen zwischen den skizzierten Raumdimensionen (Mikro-, Meso-, Makroraum), sozialen Ungleichheiten und Lebensstilen. Dabei knüpft er an Überlegungen sowohl der sozialökologischen Siedlungssoziologie, die das Verhältnis zwischen sozialer und räumlicher Organisation zum Gegenstand hat, als auch an das Raumkonzept von Dieter Läßle an. Im Hinblick auf das sozial-räumliche Verhalten können demnach vier grundlegende Aspekte differenziert werden, die in wechselseitiger Beziehung zueinander sozial-räumliche Konfigurationen bilden. Die materiell gebaute Umwelt und damit die Morphologie der Stadt mit ihren unterschiedlichen Gebäudetypen und -qualitäten bildet das gesellschaftlich produzierte „*materiell-physische Substrat*“ (1) der Stadt, das aufs engste mit dem „*Zeichen-, Symbol- und Repräsentationssystem*“ (2) in Form der Gestaltungen bzw. der Architektur des Wohnumfeldes und den damit verknüpften ‚Images‘ verbunden ist. Die zuvor angesprochene symbolische Macht findet hier eine subtile Ausdrucksdimension, weil sie sich mittels der gebauten Umwelt in Form „stumme(r) Gebote [...] unmittelbar an den Körper“ (Bourdieu 1991: 29) richtet. Segregierend wirkt diese symbolische Macht, wie angedeutet, insbesondere dann, wenn die symbolischen Codes weitgehend einheitlich interpretiert werden. Dangschat zufolge besteht ein Zusammenhang zwischen der materiellen und symbolischen Ausprägung der Unterschiedlichkeit von Räumen und den sozialen Ungleichheiten, d.h. auch, dass sich große Differenzen der objektiven Qualitäten gebauter Umwelten – und insbesondere der Bewertung dieser Räume – eher auf den städtischen Raum übertragen als kleine (vgl. Dangschat 1996: 119). Im Prozess der „*gesellschaftlichen Praxis*“ (3) wird Raum durch Menschen produziert, genutzt und angeeignet, wobei ein „*institutionalisiertes und normatives Regulationssystem*“ (4) – von rechtlichen Bestimmungen bis hin zu ‚Planungskulturen‘ – als Vermittlungsebene zwischen den materiellen und symbolischen Aspekten und der Produktion, Nutzung und Aneignung fungiert. Die gesellschaftliche Praxis wird von den individuellen Lebensstilen, von den institutionellen und normativen Regelsystemen und von den materiellen und symbolisch repräsentativen Umwelten bestimmt.

Dangschat vertritt die Auffassung, dass in den Distinktionspraktiken in der Konkurrenz um Orte bzw. um die Vormachtstellung in der Aneignung von Raum „Aspekte des Lebensstils und eine aufwendige Ästhetisierung gezielt eingesetzt werden, um Verfügungsmacht über den Raum zu erhalten.“ (Dangschat 1996: 120). Damit ist angedeutet, dass die oben mit Jamesons Kritik der postmodernen Raumgestaltung thematisierte Schwierigkeit der Veror-

tung der eigenen ‚Stellung‘ im Raum in den Raumaneignungspraktiken durchaus ein Pendant findet, insofern hier über lebensstilbezogene ästhetische Ausgestaltungen *Distinktionsmarken* und zumindest vorübergehende ‚Vorortungsmarken‘ angeboten werden. Es werden mittels ästhetischer Formen gewissermaßen zeitweise Vermittlungsangebote zur Überbrückung der Klüfte einer zerrissenen Welterzählung offeriert, die selbst wiederum der Absicherung bzw. dem Ausbau der eigenen sozialen Position und damit zugleich der weiteren Zersplitterung des Sozialen dienlich sind. Mit dem politisch unterstützten einseitigen Ausbau bestimmter städtischer Infrastrukturen insbesondere auch über die Stärkung weicher Standortfaktoren, wie Wohn- und Lebensqualität, Freizeit-, Kultur- und Bildungsangebote, für bestimmte ausgewählte Bevölkerungssegmente – insbesondere für diejenigen, die für das wirtschaftliche Wachstum der Region Erfolg versprechen – werden die wertgeschätzten Stadträume „entöffentlicht“ (ebd.: 123) und vermarktet. Durch symbolische Codes wird die tatsächliche gesellschaftliche Ausgrenzung flankiert. Und durch die Integration von verschönernden Gestaltungsstrategien in die Stadtentwicklungspolitik und -planung werden die dominanten ökonomischen Interessen in der Aneignung aufgewerteter Räume legitimiert. „Damit setzt eine Herrschaft über den Raum ein, bei der die städtischen Entscheidungsträger und die Träger der neuen Lebensstile gemeinsame Interessen verfolgen.“ (ebd.: 122)

Die sozialen Polarisierungstendenzen werden durch Maßnahmen der Schaffung reglementierter Räume, die eigens für kaufkräftige Klientel hergerichtet werden, nicht nur verstärkt, sondern zudem werden die Differenzen selbst noch aus dem Blickfeld geschafft. Ähnlich wie ein verengter Blick, der sich auf die wohlständigen Bereiche ökonomisch ‚fortgeschrittener‘ Gesellschaften konzentriert, sich als Teil einer postindustriellen Gesellschaft wahrnehmen kann, weil er die verlagerten Produktionsstätten in den ‚periphereren‘ Regionen der Welt nicht sieht, kann sich derjenige in einer prosperierenden Welt wähnen, der sich in erster Linie in den hergerichteten Stadtzonen aufhält, während er jene meidet, in die die Modernisierungsverlierer abgedrängt werden. Nicht mehr lediglich Abbild von sozialen Ungleichheiten und Distinktionspraktiken wird Raum dabei zu einer Voraussetzung sozialer Polarisierung. „Wenn in der Gesellschaft soziale Klüfte entstehen, dann sind die sozialen Trennungen in einer sich sozial gebenden Gesellschaft nur über eine räumliche Distanzierung aushaltbar.“ (ebd.: 124)

In Kapitel 4 werde ich den hier angedeuteten Prozess einer auch räumlich verfolgten Abblendung sozialer Fragmentierungsprozesse am Beispiel der vom Disney-Konzern erbauten Stadt ‚Celebration‘ und der älteren Siedlung ‚Pullman-Town‘ verdeutlichen. Die chancen- und ressourcenreichen Lebensstilisierungen, die von den gentrifizierten Stadträumen bedient werden, können nicht einfach als Privatvergnügen sondern müssen im Zusammenhang mit ihren sozialen Folgen betrachtet werden. Denn damit verbunden sind immer auch andere Lebensstile, die vor Ort ihre Geschichte haben und die nun aus ihrer Gegenwart verdrängt werden, weil sie z.B. die mit Gentrifizierungsprozessen einhergehenden Mietsteigerungen nicht erbringen können und so möglicherweise auch um ihre angestrebte Zukunft gebracht werden. Die ästhetischen lebensstilbezogenen symbolischen Angebote dethematisieren ihre materiellen Grundvoraussetzungen und ihre Ausgrenzungstendenzen gleichermaßen. Sie dethematisieren, indem sie weder von den Produktionsbedingungen erzählen, auf die die in

ihnen versammelten Waren und Dienste nach wie vor aufrufen, noch Raum lassen für die ‚Lebensziele‘ der Ausgegrenzten.

Die skizzierte fortschreitende Zergliederung des urbanen Raums im Zuge selektiver, auf spezifische Kundenkreise zugeschnittener Infrastrukturdienste und Raumgestaltungen geht demnach mit ungleichen Möglichkeiten einher, sich Distanz bzw. Nähe zu unerwünschten respektive erwünschten Personen und Gütern verschaffen zu können. Symbolische Macht ist dabei ein integraler, wenn auch aufgrund ihrer Verschlingung in die alltäglichen Dinge und Praktiken leicht zu übersehender ambivalenter Faktor. Ambivalent ist symbolische Macht, weil sie, wie oben bereits angedeutet, zwar die ökonomischen Machtverhältnisse verschleiert bzw. von deren Reflexion ablenkt, zugleich aber die Macht- und Kräfteverhältnisse, in die sie verstrickt ist, anfällig werden lässt für symbolisch-kulturelle Präferenzverschiebungen und das insbesondere in einer Zeit, in der die Zirkulation von Symbolen enorm gesteigert ist. Dass eine solche Anfälligkeit nicht bedeuten muss, dass sich dadurch soziale Ungleichheiten leichter abmildern ließen, dürfte klar sein, denn die Veränderung der symbolischen Ordnung mittels symbolischer Strategien setzt einen zumindest vorübergehenden Bruch mit der Alltagswahrnehmung ebenso voraus wie einen politischen Willen, die Verhältnisse zu verändern. Was sich aber mit einer zunehmenden Realisation der Rolle der symbolischen Macht in der Reproduktion gesellschaftlicher Machtverhältnisse verschiebt, ist das Bewusstsein bezüglich des Konstruktions- und Variabilitätscharakters dieser Verhältnisse. Damit verbunden ist eine indirekte, zu guten Teilen ebenfalls symbolisch vermittelte Einflussnahme auf die Verhältnisse, wie dies beispielsweise in den jüngeren protestbekundenden sozialen Bewegungen oder in dem aufkeimendem verstärktem Konsumbewusstsein als Potential deutlich wird.

2.2.11 Differenzen zwischen Ort und Raum

Die oben skizzierte Spannung zwischen dem ‚space of flows‘ und dem ‚space of places‘ verweist auf eine weiter zurückliegende Entwicklung, die als eine spätestens seit dem Beginn der Moderne zunehmend an Bedeutung gewinnende Ausdifferenzierung zwischen Ort und Raum näher betrachtet werden kann (vgl. Müller/Dröge 2005). Im Zuge dieser Entwicklung kommt der gesellschaftlichen Durchsetzung neuer Medien eine wichtige Rolle zu, sowohl hinsichtlich der Überwindungsmöglichkeiten räumlicher und zeitlicher Distanzen als auch für die Vermittlung der sich ausbildenden Differenzen. Ort kann in diesem Zusammenhang als eine leibgebundene Erfahrungsdimension betrachtet werden, die sich aus der Selbst- und Umweltwahrnehmung speist und im Lebensvollzug über Interaktion und Kommunikation immer wieder neu generiert wird. Kennzeichnend werden Orte dabei auch über Gegenstände (Häuser etc.) und Menschen, aber nicht nur in der Form, dass bestimmte körperliche Objekte langfristig an einem Ort wieder angetroffen werden, sondern auch in Gestalt flüchtiger ‚Ortsmerkmale‘; mithin können Orte wandern. In der Ortsbildung wie auch in der Bildung

von Raumvorstellungen ist Erfahrungswissen wirksam, das, wie oben angedeutet, auch mediale Komponenten aufweist.

Götz Großklaus hat in seiner Studie zur Transformation der Zeit- und Raumwahrnehmung in der Moderne die historische Entwicklung der Wahrnehmungsseite des durch Technologien ermöglichten räumlichen Differenzierungsprozesses folgendermaßen umrissen: „gleichzeitig seit den 30er und 40er Jahren des 19. Jahrhunderts bewirken die neuen Bewegungsmaschinen (Eisenbahn, Dampfschiff) und die neuen Bild- und Kommunikationsmedien (Fotografie, Telegrafie, Phonographie) die Tilgung räumlicher Distanzen und Zwischenräume und die Auslöschung zeitlich-geschichtlicher Intervalle – mit dem doppelten Effekt der zeiträumlichen *Zusammenziehung* zu prägnanten Punkten – oder der *Erweiterung* und *Vernetzung* dieser Punkte zu Zeit- und Raumfeldern.“ (1995: 37) Dabei zeigt sich unter anderem, dass verschiedene Räume an einem Ort nebeneinander (bzw. ineinander verflochten) bestehen, und dass Orte in ihrem Erscheinen über sich hinaus auf ferne Räume verweisen können. Umgekehrt können über die Vermittlung insbesondere der elektronischen Medien und der neuen Netzmedien Erfahrungsräume konstruiert werden, die weit über Orte hinaustreten. Wie Joshua Meyrowitz hervorhebt, hat das, was jemand erfährt und weiß immer weniger damit zu tun, wo sich jemand aufhält (Meyrowitz 1990). Zugleich scheinen sich die Vorstellungen von Orten zunehmend von deren physischen Standorten abzulösen.

In ihrem Buch ‚Die ausgestellte Stadt‘ stellen Michael Müller und Franz Dröge die Differenz von Ort und Raum sowie deren Vermittlungsanforderung in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung zu den Transformationsprozessen des Städtischen. Sie explizieren die These, dass die Stadt aus der Sicht ihrer Bewohner in erster Linie über diese Differenz wahrgenommen wird. Dabei machen sie die Qualität von Urbanität in der besonderen Leistung aus, Differenzen zu vermitteln, die typischerweise in Städten in ökonomischer, sozialer und kultureller Hinsicht konzentriert in Erscheinung treten. Die Differenz von Ort und Raum, die auch als zwei unterschiedliche Typen von Raum aufgefasst werden können, denen jeweils unterschiedliche Weisen sozialer Konfiguration zugrunde liegen, kann Müller und Dröge zufolge als die grundlegende Differenz betrachtet werden, über die Stadtwahrnehmung mit strukturiert wird (vgl. Müller/Dröge 2005).

Für die beiden Autoren erscheint die Stadt aus der Perspektive ihrer Bewohner übergeordnet als ein abstraktes Raumgebilde, in dem sich die unterschiedlichsten Aktivitäten gleichzeitig vollziehen und das aufgrund seiner Überkomplexität nie ganz durchdrungen oder überblickt werden kann (vgl. ebd.: 63ff.). Der individuell wahrgenommene Raum der Stadt setzt sich aus einer eigenen Zusammenstellung von Zonen und Orten zusammen, über die der bzw. die Einzelne Erfahrungen und/oder Kenntnisse erlangt hat. Die Orte weisen jeweils eigene räumliche Organisationsstrukturen konkreter Objekte auf – Art und Anordnung von Gebäuden, Wegen, Grünflächen etc. –, die lebenspraktisch angeeignet und mit Bedeutungen belegt werden und so eine eigene Atmosphäre ausbilden. Ein Ort erlangt darüber, dass er ein Gefüge darstellt, auf das man sich gewohnheitsmäßig körperlich wie kommunikativ bezieht, eine besondere Bedeutung im Erfahrungswissen (Müller/Dröge 2005: 71ff.). Er stellt ein „Ausschnitt eines Objektgefüges“ innerhalb einer größeren räumlichen Struktur dar. Er ist in der

Ausdrucksweise Müllers und Dröges ‚belebt‘, weil er „in ein konsistentes, biographisch bestimmtes *Erfahrungswissen*“ (ebd.: 70) integriert ist.

Die Stadt wird weniger als ein Raum wahrgenommen, sondern vielmehr als ein Geflecht von Raumstücken und -stellen, ähnlich wie dies die Stadtkarten der Situationisten veranschaulichen können.

Räumliche Konfigurationen und deren Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung – zusammengenommen also der soziale Raum – können in bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsphasen, die von einem Wandel der Raumbilder begleitet sind, einschneidenden Veränderungen unterliegen. So schlägt sich die in den 1960er und 1970er Jahren an Bedeutung gewinnende funktionale Raumorganisation beispielsweise deutlich in der räumlichen Sozialisation nieder. Das räumliche Nebeneinander wandelt sich hin zu einer disparaten Verteilung der Funktionen. Straßen werden zu Verbindungsadern zwischen den monofunktionalen Bereichen der Wohnsiedlungen und der Arbeitsplätze sowie den Einkaufs-, Freizeit- und Schulzentren und dienen nunmehr ausschließlich dem Verkehr der mobilisierten Gesellschaft. Das hat Konsequenzen beispielsweise für die Sozialisation von Großstadtkindern, die 1972 zu 80% in den Außenbezirken der Großstädte heranwachsen (vgl. Löw 2001: 82). „Die räumliche Vergesellschaftung ändert sich nun dahin gehend, daß Kinder nicht Raum als etwas einheitlich sie Umgebendes kennenlernen, den sie mit zunehmendem Alter mehr und mehr entdecken, sondern daß Kinder einzelne Räume kennen, die wie Inseln über die Stadt verteilt liegen, und die nur durch die eigene biographische Erfahrung einen Zusammenhang erfahren.“ (ebd.: 83)

Müller und Dröge gehen davon aus, dass menschliches Leben durch eine Präferenz für Ortsfixierungen gekennzeichnet ist. Ohne diese anthropologisch begründen zu wollen, betrachten sie die offensichtliche Bezogenheit auf Orte als eine Folge der Körpergebundenheit von Erfahrungen (vgl. Müller/Dröge 2005: 65ff.). Orte sind aufgrund ihrer Alltäglichkeit durch Erfahrung gesättigt.

Der Raum bildet sich in der Wahrnehmung erst über die Verknüpfung und Anordnung der Orte, die im Alltagsvollzug nach einander eingenommen werden und so die Gleichzeitigkeit aller Geschehnisse im Raum zeitlich und räumlich untergliedern und gewissermaßen in Form von Häppchen unterschiedliche Perspektiven auf diesen Raum offerieren. „Die Ungleichzeitigkeit der Ortsperspektiven reduziert subjektiv die Komplexität des städtischen Raums durch deren Aufgliederung in eine von Präferenzen bestimmte Ordnung. So werden Orte für die Gewohnheiten der Individuen gesichert und in ein ‚subkulturelles‘ System von Erfahrungswissen eingebaut, wie es für einen Nahbereich typisch ist.“ (ebd.: 65.) Egal wie groß der je individuelle Raumhorizont auch sein mag – sei dieser durch die Ortsgrenze einer Kleinstadt bestimmt oder durch ein Netz von Flughäfen und Shuttle-Verbindungen einzelner städtischer Raumstellen –, er untergliedert sich jeweils durch die verschiedenen Orte, die eine Vertrautheit bieten.

Eine solche Ortsauffassung steht trotz einiger Überschneidungen quer zu Marc Augé's Definition der Orte in Differenz zu Nicht-Orten (vgl. unten), da sie stärker von der subjektiven Ortskonstruktion her aufgefasst ist und deshalb auch Raumstellen umfassen kann, die gerade durch die Abwesenheit lokaler Merkmale gekennzeichnet sind. Nach dem bisher Gesagten

stellt sich Raum aus der Bewohnerperspektive als eine Größe dar, die nach Anordnung und Aufteilung der alltagsweltlichen Orte je unterschiedlich strukturiert ist. Die Wahrnehmung des städtischen Raums folgt dieser Gliederung durch Orte und weist somit zugleich eine zeitliche Struktur auf, die mit der Überwindung von Zwischenräumen und den Aufenthalten an Orten verbunden ist.

Der übergeordnete Raum der Stadt ist nur im Hinblick auf die Komplexität all der ihn ausmachenden Prozesse ein abstrakter Raum. Aus alltagsweltlicher Perspektive weist er für Müller und Dröge dagegen zumindest zwei differenzierbare Raumqualitäten auf, ein „Dazwischen“ und ein „Darüberhinaus“. Die Bereiche des *Dazwischen* unterscheiden sich qualitativ von den Orten darüber, dass es ihnen an „Lebensnähe und Lebensfülle“ der Ortserfahrung mangelt, wobei hierbei sicherlich unterschiedliche Grade der Vertrautheit differenziert werden können. Während die Bereiche des Dazwischen noch in die Vorstellungen des räumlichen Netzes der Orte eingefasst sind, verlieren sich die Raumvorstellungen im Hinblick auf das *Darüberhinaus*. Im Raum des Darüberhinaus herrscht Unbestimmtheit. Entsprechend bietet er gute Möglichkeiten, Bedrohliches in ihn hineinzuprojizieren (vgl. ebd. 66f.).

Müller und Dröge messen den Bereichen des Dazwischen besondere Bedeutung im Hinblick auf die alltagsweltliche Wahrnehmung des Raums und auf die Vermittlung von Differenzen bei. Hier erscheinen Differenzen in einer Weise, die eine produktive Bearbeitung erlaubt. Die Autoren knüpfen diesbezüglich an Überlegung von Michel de Certeau zur Differenz von Ort und Raum an. Certeau entwickelt einen ‚sozial-topologischen‘ Begriff des Raums, der sich in erster Linie auf die Handlungen und Prozesse bezieht, aus denen heraus ein Raum erwächst. Als ein „Geflecht von beweglichen Elementen“ entsteht der Raum immer aufs Neue, wenn unterschiedliche Kräfte in der Zeit variable Konfigurationen dieser Elemente bzw. Handlungen ausbilden. Raum „ist gewissermaßen von der Gesamtheit der Bewegungen erfüllt, die sich in ihm entfalten. Er ist also ein Resultat von Aktivitäten, die ihm eine Richtung geben, ihn verzeitlichen und ihn dahin bringen, als eine mehrdeutige Einheit von Konfliktprogrammen und vertraglichen Übereinkünften zu funktionieren. [...] Im Gegensatz zum Ort gibt es also weder eine Eindeutigkeit noch die Stabilität von etwas ‚Eigenem‘.“ (de Certeau 1988: 218)

Für Müllers und Dröges Auffassung der Raumqualität des Dazwischen ist der hier angesprochene Aspekt der Bewegung, über die sich Certeaus Raum fortwährend neu konstituiert, zentral, denn subjektiv gelingt es nicht, diesen Raum des Dazwischen zu fixieren; ihm fehlt die Eindeutigkeit und das Eigene des Ortes (vgl. Müller/Dröge 2005: 66ff.). Aber gerade in der Bewegung im Dazwischen wird die Vermittlung von Orten und der damit verbundenen Differenzen erbracht. Im Unterschied hierzu lassen sich Differenzen im Darüberhinaus nicht lebenspraktisch vermitteln, vielmehr bietet dieses eine diffuse Projektionsfläche für ‚alles und nichts‘; hier können Differenzen nur auf kognitiver Ebene präsent sein. Müller und Dröge unterscheiden deshalb auch zwischen „produktiven Differenzen im Dazwischen“, deren Bearbeitung und Vermittlung ohne gleichzeitige Auflösung die „große kulturelle Leistung der Stadt“ ist, und „Differenzen im Darüberhinaus“ (ebd.: 68), die nur dann alltagsweltlich relevant bearbeitet werden können, wenn sie in den Bereich des Dazwischen überführt werden können. Die oben thematisierten urbanen Qualitäten, die sich insbesondere in der pro-

duktiven Distanziertheit und der dadurch ermöglichten Offenheit dem Fremden gegenüber ausdrücken, können wohl der produktiven Differenzvermittlung im Dazwischen zugerechnet werden.

Raumerfahrung – und die damit verbundene Konstruktion von Raumbildern, denen eine Orientierungsfunktion zugeschrieben werden kann (vgl. unten) – ist zwar immer zurückgebunden an die leibliche Erfahrung, sie weist aber zudem eine kognitive Dimension auf, über die sie auch mit unterschiedlichen Kommunikations- und Speichermedien verbunden werden kann und ist (vgl. ebd.: 68f.). Mit dem Zuwachs verkehrs- und kommunikationstechnischer Möglichkeiten lässt sich eine Verlagerung von der ortsgebundenen leiblichen Erfahrung in die kognitive Dimension beobachten. Die damit assoziierte Zunahme von Fernbeziehungen im Vergleich zu den Nahbeziehungen bringt zugleich auch neue Vermittlungsanforderungen mit sich, die wiederum zu einer Ausbildung hybrider Formen der Kommunikation beigetragen haben. Hiermit soll eben keine Tendenz zu einer völligen Abspaltung des Geistes vom Körper unterstellt werden, sondern eine verlagernde Anpassung an die im Prozess der Moderne gestiegenen individuellen und gemeinschaftlichen Vermittlungsanforderungen. William J. Mitchell findet für die heutige Situation folgende Beschreibung:

„In der Vergangenheit bedeutete ‚präsent‘ sein, daß Ihr Körper da war, an einem bestimmten Ort, und daß Sie mit anderen, die auch da waren, von Angesicht zu Angesicht interagieren konnten. Jetzt ist elektronische Telepräsenz eine zusätzliche Möglichkeit. In Ihrem täglichen Leben müssen Sie dauernd unter verschiedenen Graden an Präsenz wählen und den verschiedenen Eigenschaften und Kosten, die damit verbunden sind. Mit anderen Worten, eine Ökonomie der Präsenz tritt in Erscheinung; innerhalb von ihr treffen Sie Entscheidungen unter verfügbaren Alternativen und teilen Ressourcen auf, um den Anforderungen gerecht zu werden, die an Sie gestellt werden, und um zu erreichen, was Sie wollen.“ (Mitchell 1997: 15)

Die Vermittlung von Differenzen verliert somit ihre Bindungen an unmittelbare Interaktionen im konkreten Raum und wird durch technische Mediatierungen der Kommunikation ergänzt und zum Teil erheblich transformiert. Deutlich hervorzuheben ist allerdings, dass die vorindustriell noch weitgehend vorhandene lebensweltliche Einheit am Ort durch den Prozess der Moderne und der damit einhergehenden Arbeitsteilung schon zerbrochen ist. Zwar nimmt sich der Mensch weiterhin als Mittelpunkt seiner Erfahrungen wahr, doch reichern sich diese nicht mehr an einem zentralen Ort der Lebenswelt an, sondern werden vielmehr im Zuge der Arbeitsteilung über verschiedene, räumlich von einander entfernte Orte verteilt. Bekanntlich wird dieser Verteilungsprozess der Funktionen mit der Charta von Athen zu einem (vorübergehenden) städteplanerischen Ideal erhoben. Orte, die durch eine „Fraglosigkeit lebensweltlicher Vollzüge“ (Müller/Dröge 2005: 71) gekennzeichnet sind, werden kleiner und durch die Dominanz je einzelner Funktionen bestimmt, die Zwischenräume dagegen größer. Zudem werden aber die Orte auch durch die mit zunehmender Arbeitsteilung einhergehende Notwendigkeit der zeitlichen Strukturierung in ihrer Vielschichtigkeit reduziert. Dabei ist die zunehmend aufklaffende Differenz zwischen Ort und Raum grundlegend ambivalent und bringt nicht nur ‚Entfremdungen‘ mit sich, sondern eben auch neue Perspektiven, Erkenntnisse und kommunikative Möglichkeiten.

2.2.12 Vermittlungsbedarf

In der modernen Stadt wird die Differenz von Ort und Raum zur allgemeinen Bedingung; sie muss ertragen werden. Und immer wieder werden Versuche unternommen, die aus ihr erwachsenden Spannungen, Unsicherheiten und Belastungen abzumildern. Müller und Dröge führen mit dem Hinweis auf Le Corbusiers ‚Plan Voison‘ und den Stadtplanungen der Nationalsozialisten einerseits und den heimatideologischen Gemeinschaftsbildungen andererseits exemplarisch zwei „entgegengesetzte Extremformen“ solcher Vermittlungsversuche an. Während Le Corbusier „alle Orte in einer grenzenlos gewordenen Raumgeometrie“ auflöst und „das Einzelne der Lebenswelten unter das Allgemeine einer abstrakten, räumlich aufgespannten, differenzlosen Gesellschaftlichkeit“ unterordnet und die Nationalsozialisten mit ihren axialen neoklassisch gehaltenen Großraumgliederungen die eine Volksgemeinschaft etablieren wollten, in der alle Zwischenbereiche zwischen Individuum und Staat aufgehoben sind, suchte die präfaschistische Heimatbewegung mit dorfartigen Raumkonfigurationen eine „total vergemeinschaftete Lebenswelt“ zu bilden.

„Beide entgegengesetzten Extremformen markieren in jeweils sehr stark konturierten Vorstellungsbildern die Differenz von Ort und Raum. Das geschieht aber nicht, um ihre Grenzen vermittelnd zu überqueren, sondern um sie ohne den Rest eines Dazwischen, den für Vermittlungen notwendigen Bereich, zu beseitigen. In beiden Fällen wird der Freiheitsgewinn der Moderne für das Individuum umstandslos kassiert: im ersten Fall für eine abstrakte Gesellschaftlichkeit standardisierter und maschinierter Bezüge, gewissermaßen die Ankopplung der Wohnzelle an das fordistische Fließband; im zweiten für eine vormoderne Lebensgemeinschaft im Medium perfekter sozialer Kontrolle. In beiden Fällen wird Kultur als symbolischer Vermittlungszusammenhang in der Polarität von Ort und Raum schlicht überflüssig. Im ersten Fall der Totalisierung einer abstrakten Räumlichkeit gibt es nichts mehr zu vermitteln, im zweiten Fall herrscht idealiter völlige Identität. Kultur muss in beiden Fällen auf institutionalisierte Freizeitbeschäftigung abspitzen oder – je nach Perspektive – aufgerüstet werden.“ (Müller/Dröge 2005: 73)

Der Analyse von Müller und Dröge zufolge ist das Auseinandertreten von Ort und Raum sowie die Wahrnehmung der daraus resultierenden Differenz ein wesentlicher Bestandteil der Moderne. Aus dieser ‚Grundverfassung‘ ergibt sich ein nicht aufhebbarer Widerspruch im modernen Leben, denn einerseits bleibt die leibliche Erfahrungsdimension notgedrungen ortsbezogen und ist deshalb auf eine externe Vermittlung der Differenz angewiesen. Da Raum tendenziell die fremde Größe bleibt, die mit Angst besetzt sein kann und deshalb sowohl individuell wie auch gesellschaftlich abgemildert werden muß, können die Vermittlungsversuche zur Auflösung der Grenze zwischen Ort und Raum führen, etwa durch eine immer weitergehende Vereinnahmung fremder Territorien oder durch fiktive Besetzung. Andererseits dehnt sich die ortunabhängige kognitive Erfahrungsdimension immer weiter aus. Um die so erreichten Räume in ‚realistische‘ Orientierungen und in das Erfahrungswissen integrieren zu können, bedarf es der Kennzeichnung und Aufrechterhaltung der Differenz (vgl. ebd.: 77).

Mit der (medialen) Horizonterweiterung dehnt sich der Kenntnisbereich in unterschiedlichen Fasern über die vertrauten Orte hinaus aus, wodurch gewissermaßen auch der Bereich der

Sicherheit ausgedehnt wird. Umgekehrt wird aber auch mehr gesehen, das unbekannt bleibt, so dass die Unsicherheit zugleich in den Nahraum hineingezogen wird, wodurch die Stadt zum ‚Dschungel‘ werden kann. Insgesamt wird das alltagsweltliche Erleben in Einschätzung der räumlichen Bezüge verunsichert (vgl. ebd.: 73ff.). Zudem wird die Vergesellschaftung in stärkerem Maße von Prozessen bestimmt, die aus der subjektiven Wahrnehmung heraus nicht nachvollzogen werden können, da sie sich jenseits der Orte vollziehen und somit unsichtbar und anonym werden.

Um orientierungsfähige Beziehungen (re)stabilisieren zu können, muss die Orts-Raum-Differenz in den jeweiligen lebenspraktischen Erfahrungszusammenhängen interpretierbar vermittelt werden. Solche Vermittlungen können heute in erster Linie nur sekundär, das heißt mediatisiert und nicht in konkreter Kommunikation unter Anwesenden erfolgen, da ja gerade Vermittlungsanforderungen gegeben sind, die sich aus der Ablösung der alltagsweltlichen Erfahrung von der Ortsfixierung ergeben. Aufgrund der Vielzahl spezifischer und jeweils komplexer Zusammenhänge, wie sie funktional ausdifferenzierte moderne Gesellschaften bieten, müssen die Vermittlungsmechanismen vielfältig genug sein, um für unterschiedliche Interpretationen Anschlussmöglichkeiten zu bieten.

Beide ‚Bewegungen‘, Differenzauflösung und Differenzmarkierung, bilden eine ambivalente Grundstruktur, aus der heraus Spannungen erwachsen, die es im alltagsweltlichen Handeln zu bewältigen gilt. Die „strukturell genährte Unfähigkeit vieler Menschen, diese Ambivalenz bewußt auf sich zu nehmen und kreativ zu wenden, bleibt Einfallstor rechtspopulistischer, nationalistischer und gemeinschaftsideologischer Instrumentalisierung.“ (Ebd.: 77) Im Raum der Stadt, in dem sich alle möglichen Differenzen in hoher Zahl im Rahmen der Orts-Raum-Differenz tummeln, bilden sich auch fortwährend subversive Potentiale, die aus der Sicht derjenigen, die ihre begünstige Position im aktuellen System aufrechterhalten wollen, gedämpft werden müssen. Die Differenzen sozialer und kultureller Ungleichheiten werden in den oben skizzierten räumlichen Umstrukturierungsprozessen – etwa in Prozessen der Segregation und Gentrifizierung oder der Abkopplung von peripheren Regionen – über die bestehenden Muster der Ungleichheit hinaus, räumlich materiell verdichtet und leiten so die weiteren sozialen und kulturellen Differenzierungsprozesse mit an.

2.3 Technisch-mediale Vermittlungen

„Alles, was man vom Menschen wissen und was man von ihm sagen kann ist [...] Medien geschuldet; das, was so oft kulturkritisch als Deformierung, Überformung beklagt wird, ist sowohl die Bedingung des Menschen als auch eines Wissens von ihm.“ (Rieger 2001: 42)

2.3.1 Medienrezeption

In der Medientheorie wird immer deutlicher nachvollzogen, dass uns Technologien und Medien nicht einfach als äußere Gegenstände gegenüberstehen, die wir bei Bedarf einsetzen und wieder ablegen können, sondern dass Technologien und Medien integraler Teil unserer Weltaneignung und -interpretation sind (vgl. Rieger 2001). Das befreit sicherlich nicht von der Frage, *wie* diese Welterschließung medienspezifisch je kontextuell und historisch in spezifischer Weise geleistet wird.

Medien können nicht als neutrale Übermittler von Informationen betrachtet werden, sondern entfalten eine Wirkkraft, „welche die Modalitäten unseres Denkens, Wahrnehmens, Erfahrens, Erinnerns und Kommunizierens prägt.“ (Krämer 1998: 14).¹¹ Die unterschiedlichen, für ein einzelnes Medium oder für Konfigurationen von Medien konstitutiven Aspekte können als nichthintergehbare Bedingungen betrachtet werden, die jeder Nutzung vorausliegen und sie mitbestimmen. Zu welchen medialen Ausprägungen technische Voraussetzungen von Medien geformt werden, ist im Prozess der Medienentwicklung und -durchsetzung eingebunden in ein vielschichtiges Gefüge medienbezogener sozialer Handlungen. „Allen Behauptungen vom Tod des Menschen zum Trotz dürfte wohl außer Frage stehen, daß sich zumindest bis heute Medien noch nicht selbst erfinden, durchsetzen und nutzen, sondern daß Menschen Medien geschaffen haben, und zwar zum Gebrauch durch/für Menschen. Medien wirken (individuell und gesellschaftlich) durch Nutzer.“ (Schmidt 2000: 95) Die in Medien verdinglichten Weisen des Selbst- und Weltbezugs werden im Prozess der Sozialisation angeeignet und reproduziert, aber immer auch umgewandelt.

Ich möchte mich der über und in Medien erfolgenden Zirkulation von Angeboten zur Selbst- und Weltreflexion weiter über ein von Stuart Hall im Hinblick auf das Fernsehen entwickeltes Kommunikationsmodell nähern, das auch in der Betrachtung anderer Massenmedien dienlich sein kann (vgl. McQuail/Windahl 1993, 146). Hall begreift den Kommunikationsprozess als eine Struktur, die durch deutlich verschiedene, aber miteinander verbundene Momente – production, circulation, distribution/consumption, reproduction – generiert und aufrechterhalten wird. Jedes dieser Momente ist durch eigene Existenzbedingungen und Praktiken mit spezifischen Modalitäten gekennzeichnet und grenzt sich dadurch von den anderen ab. Gleichzeitig sind die verschiedenen Momente miteinander diskursiv verbunden, um den Kommunikationsprozess zu ermöglichen (vgl. Hall 1993: 91ff.; vgl. auch Kubicek/Schmid/Wagner 1997: 28f.).

¹¹ Hiermit ist auch die Frage nach dem Werkzeug-/Instrumentcharakter im Unterschied zu dem medialen Charakter der neuen Technologien angesprochen. Sybille Krämer zu diesem Unterschied: „Wenn wir ein technisches Instrument einsetzen, so machen wir mit diesem Instrument etwas; ein Instrument wird gebraucht und zurückgelassen, es bleibt der zu bearbeitenden Sache durchaus äußerlich. Wenn wir hingegen eine Botschaft empfangen, so ist diese 'in' einem Medium gegeben. In einem Medium ist etwas eingetaucht und von ihm so durchdrungen, daß es außerhalb des Mediums überhaupt nicht zu existieren vermag. Auf ein Instrument findet man sich verwiesen, seiner bedient man sich; und was mit ihm bearbeitet wird, hat eine vom Werkzeug durchaus ablösbare Existenz. An ein Medium dagegen ist man gebunden, in ihm bewegt man sich; und was in einem Medium vorliegt, kann vielleicht in einem anderen Medium, nicht aber gänzlich ohne Medium gegeben sein.“ (Krämer 1998a: 83f.) Krämer betont, dass die Differenzierung zwischen instrumentalen und medialen Aspekten einer Technik nicht als eine „ontologische Unterscheidung“ mißverstanden werden darf, sondern dass in der Betrachtung technischer Artefakte beide Aspekte mit je unterschiedlicher Gewichtung relevant sind (vgl. ebd.: 84).

Im Moment der *Produktion* wird die Nachricht in Abhängigkeit von den institutionellen Prozeduren und Normen – den Wissenskulturen – konstruiert und enkodiert (*encoding*), d.h. nach bestimmten Codes in Zeichenträger transformiert. Im Moment der *Zirkulation* wird das Produkt ‚Nachricht‘ dann in einen bedeutungsvollen Diskurszusammenhang gebracht, der die Nachricht erst konsumierbar werden lässt, z.B. durch ihre Einbindung in einen Programmzusammenhang oder durch Verweise auf das Produkt in einer Programmzeitschrift. Hier bestehen relativ autonom zur Nachrichtenproduktion Möglichkeiten verschiedener Bedeutungszuweisungen, die auch eine Abstimmung auf unterschiedliche Zielgruppen erlauben. Wie die Nachricht letztlich aufgenommen und interpretiert wird, ist abhängig von den auf der Seite des Rezipienten herrschenden Wissenskulturen und Produktionsverhältnissen sowie der dort vorhandenen technischen Infrastruktur. Derartige Bedingungen bestimmen mit, wie das Produkt dekodiert wird (*decoding*), das heißt welche Bedeutungsstrukturen im Prozess der *Reproduktion* zur Anwendung kommen. Erst wenn die Nachricht aus dem Diskurs heraus in soziale Praxis übersetzt werden kann, schließt sich der Kreislauf. In diesem Prozess können Verzerrungen auftreten, die einerseits durch die strukturellen Unterschiede zwischen Sendern und Empfängern (soziale Milieus, Bildung etc.) und andererseits durch die Verschiedenheit der zur Anwendung gebrachten Codes bedingt sind. Dekodierungen können relativ einhellig erfolgen, in dem Sinne, dass in der Kodierung wie in der Rezeption auf tendenziell selbstverständliche Wissenskulturen Bezug genommen wird. Es können je nach Kodierung bzw. Zirkulation aber auch sehr unterschiedliche Interpretationen der Nachrichten erfolgen, etwa wenn die intendierte Sprache von vielen verstanden wird, für bestimmte Gruppen aber unter Anwendung alternativer Bezugsrahmen dekodiert wird. Die in sozialen Kreisen dominanten Wissens- und Kommunikationskulturen spielen in der Rezeption medialer Inhalte, so ließe sich zusammenfassend sagen, eine zentrale Rolle und zwar abhängig davon in welcher medialen Form sie rezipiert werden (vgl. Hall 1993: 91 ff.).

Im Hinblick auf die Medienwirkungen lassen sich weitere Aspekte differenzieren (vgl. Schmidt 2000: 96ff.). Schmidt weist darauf hin, dass die Wirkungen der Medienangebote und -diskurse zu unterscheiden sind, sowohl von der über McLuhans Schriften prominent gewordenen These der ‚Eigenwirksamkeit‘ von Medientechnologien, durch die sich die Selbst- und Weltbezüge grundlegend ändern, als auch von den institutionellen Aspekten der Mediensysteme. Schmidt greift hier auf eine Differenzierung von M. Berghaus zurück, nach der sich die Wirkungen der Medien in drei Dimensionen gliedern lassen. Die erste und wirkungsmächtigste Dimension bildet das *soziale Umfeld* (Kommunikationsverhältnisse, Familie, Sozialisation, Gruppenbeziehungen), das als *zentrale Instanz der Steuerung des Mediengebrauchs und der Beurteilung der Medienbotschaften* aufgefasst werden kann. „Auf dieser allgemeinsten Ebene konkurrieren die Einflußmöglichkeiten des sozialen Umfelds mit denen der Massenmedien.“ (ebd.: 97, 99) Gerade diese wichtigste Dimension der Medienwirkung lässt sich zugleich am schwierigsten untersuchen. Angemerkt werden kann hier, dass sich die Sozialisation in Richtung Mediensozialisation wandelt (vgl. ebd.: 276), wodurch sich zugleich die Weisen des Selbst- und Weltbezuges wandeln.

In der zweiten Dimension wirken Medien als Kontext, der über die je spezifischen technischen Aspekte eines Mediums mit bestimmt ist. Medien als Wirkungskontexte liegen der

Wirkung der Inhalte voraus und bestimmen so deren Rezeptionsweisen mit. Die dritte Dimension, die nach Berghaus zugleich in ihrer Wirksamkeit als schwächste Ebene betrachtet werden kann, tummeln sich sowohl die Inhalte, die immer auch die Aufmerksamkeit ausrichten (vgl. unten) als auch die über Medienbotschaften vermittelten Einstellungen und Meinungen (vgl. ebd.: 97f.).

In Überschneidung mit der These einer Veränderung des Weltbezuges durch Medientechnologien, lassen sich Wirkungen von Medien insbesondere darin ausmachen, dass sie in Form selbstverständlicher Kontexte des Lebens die Weisen der Kommunikation und sozialer Bezugnahmen sowie die „Beobachtungsverhältnisse“ der Gesellschaft verändern. Dadurch disponieren sie – zumeist ohne eigens bewusst reflektiert zu werden – die Handlungsweisen unterschiedlicher Akteure in Bezug auf bestimmte „Optionen und Inszenierungsstile“ (ebd.: 97). Durch Medien in der Gesellschaft, das wurde oben bereits angesprochen, verändern sich die Raum-, Zeit- und Körpererfahrungen, die Formen der Kontaktaufnahme und der Vergesellschaftung sowie die Möglichkeiten der Kommunikation.

Relationaler Mediengebrauch

Mike Sandbothe weist in seiner Grundlegung einer ‚pragmatischen Medienphilosophie‘ (2001: 159ff.) darauf hin, dass differente Eigenschaften unterschiedlicher Medien immer in Relation zu anderen Medien zu betrachten sind. Nutzungsformen eines Mediums bilden sich so unter anderem über den Umgang mit anderen Medien aus. Die Nutzung vieler Angebote des Internets ist zum Beispiel von der Lesekompetenz und den Lesegewohnheiten abhängig (vgl. z.B. Schön 1998). Medien werden durch Mediengebrauch in Relation zum Gebrauch anderer Medien mit hervorgebracht. Mit Blick auf McLuhan schreibt Sandbothe: „Medien sind aus dieser gebrauchorientierten Sicht nicht als wahrnehmungstechnische Erweiterungen von Sinnesorganen, sondern vielmehr als soziale Konstruktionen zu verstehen. Die Konstruktionen können dann ihrerseits wiederum in bestimmten Relationen zu denjenigen sozial habitualisierten Wahrnehmungsgewohnheiten stehen, die das definieren, was wir als unsere ‚Sinne‘ zu bezeichnen gewohnt sind.“ (Ebd.: 163)

2.3.2 Wandel der kommunikativen Umwelt

Die derzeitige Entwicklung medialer Umwelten ist durch eine Zunahme kommunikativer Angebote gekennzeichnet (vgl. Krotz 1998). Verbunden ist diese Entwicklung gleichzeitig mit einer „neuen Gestaltbarkeit der kommunikativen Umwelt“ (ebd.: 42) und einer Zunahme der Informationsvielfalt. Aus der Nutzerperspektive entwickelt sich die Gesamtheit der neuen und alten audiovisuellen Medien mittelfristig zu einem (globalen) elektronisch mediatisierten Kommunikationsraum. Mit dem Zusammenwachsen bislang getrennter Kommunikationskanäle und den sich hieraus ergebenden Entwicklungen entstehen einerseits neue Kommunikationsmöglichkeiten, andererseits auch erhebliche Orientierungsprobleme. Es erwächst insbesondere das Problem, die Relevanz der Informationen einschätzen zu können,

und das kann allgemein zu einem Glaubwürdigkeitsproblem führen. Tendenziell wird die Glaubwürdigkeit der Informationen durch eine zunehmende Ökonomisierung der kommunikativen Angebote und durch eine Funktionalisierung der Nutzer zu „Empfängern von Werbebotschaften“ (Krotz 1998: 47) noch weiter geschwächt.

Darüber hinaus zeichnet sich eine zunehmende Vermischung von Kommunikationsformen und Inhalten ab, und damit auch deren Loslösung aus ihren jeweiligen Kontexten. So zeigt etwa die Kommunikationsform in den Foren des Internet dialogische Aspekte, zugleich ist sie durch zeitliche Versetztheit der Beiträge gekennzeichnet, das heißt, Rückfragen sind zwar möglich, aber sie sind im Vergleich zur Kommunikation unter Anwesenden aus der zeitlichen Kontinuität herausgenommen.

Die Entwicklung und Ausgestaltung der digitalisierten Kommunikation vollzieht sich im Kontext gesamtgesellschaftlicher Entwicklungen, die gerne unter dem Begriff 'Individualisierung' zusammengefasst werden. Individualisierung wird häufig als ein Prozess der „Entzauberung“ (Krotz 1998: 49) und Freisetzung von Traditionen, Normen und Werten aufgefasst, als ein Prozess der Aufweichung von Orientierungsmustern. Dieser Prozess korrespondiert allerdings auch mit einem gesteigerten Bedarf an neuen Ordnungsschemata; eine bunte Palette von Lifestyleangeboten bietet diesbezüglich – medial vermittelt – vielfältige Anschlussmöglichkeiten. Verbunden mit der Zirkulation immenser Informationsmengen zu unterschiedlichsten Lebensfragen wandeln sich damit auch generelle Anforderungsprofile an den Einzelnen. Nicht selten enthalten die Informationsmengen sehr widersprüchliche Aussagen zu den jeweiligen Themen. Auf der Nutzerseite wird zunehmend Expertentum verlangt; so auch durch das Eindringen immenser Informationsmengen in die Dinge, mit denen wir leben. Der Einzelne erfährt mitunter einen Entscheidungsdruck, dessen produktive Bewältigung verstärkt Fähigkeiten erfordert, in unterschiedlichen Lebenslagen eigenständig Antworten zu finden.

Der Prozess der Entwicklung und Einführung neuer Medien kann in der Anfangsphase als relativ offen betrachtet werden. „Technik wird nicht als reine Technik konsumiert,“ schreibt Friedrich Krotz, „ihre Konsumtion entwickelt sich vielmehr in einem Prozeß der Institutionalisierung und Domestizierung, die an den vorherigen gesellschaftlichen Bedingungen und alltäglichen Lebensbedingungen ansetzt.“ (Krotz 1998: 44) Im Zusammenhang mit der derzeitigen fortschreitenden Diffusion der neuen Medien sind es die Großakteure der Wirtschaft und insbesondere der Medien- und Unterhaltungsindustrien, die über immense Vorteile verfügen, die neu entstehenden Potenziale auszuschöpfen, etwa durch Vernetzung unterschiedlicher Informationsbestände. Aus diesen Vorteilen leitet sich ihre derzeit dominante Stellung in der Mediengestaltung ab, wodurch auch die sozialen und kulturellen Potenziale der neuen Medien zumindest vorgeformt werden. Der Mensch ist gefordert, sich auf diese neuen Bedingungen einzustellen.

Die zukünftigen Transformationen der Medien durch lernende Menschen lassen sich aus der Betrachtung der frühen Phasen des Einführungsprozesses neuer Medien nicht sicher voraussagen. In Ermangelung eigenständiger inhaltlich-kultureller Anwendungsprofile orientieren sich die Umgangsformen mit neuen Medientechnologien häufig zunächst an den Nutzungsweisen älterer Medien. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang die erheb-

lichen Unterschiede der (möglichen) Nutzungsweisen der neuen Medien im Vergleich zu denen der älteren. Und es zeichnet sich ab, dass es vielen Nutzern – und vermutlich auch potentiellen Nutzern – Schwierigkeiten bereitet, von den in erster Linie konsumtiven Nutzungsroutinen, die sich im Umgang mit den traditionellen Medien ausgebildet haben, auf die neuen aktiveren Nutzungsformen umzustellen und diese in ihr Medienhandeln integrieren zu können. Junge Nutzerinnen und Nutzer scheinen sich dagegen fast problemlos beispielsweise an die neuen Kommunikationsformen zu gewöhnen. Die zur Nutzung vieler Internet-Dienste erforderliche Kompetenz, aktiv in der Informationsvielfalt zu recherchieren, Angebote zu bewerten, bestimmte Informationen auszuwählen und zudem die neuen Medien für selbstbestimmte Ausdrucksmöglichkeiten nutzen zu können, ist im Vergleich zur passiven Rezeption gelieferter Inhalte alles andere als eine triviale Nutzungsanforderung. Angesichts der hohen Geschwindigkeit der Entwicklungen, der grundsätzlich andersartigen Nutzungsanforderungen und der intensiven Kommerzialisierungsbestrebungen seitens der Wirtschaft (vgl. z.B. Schiller 1998) zeichnet sich tendenziell ab, dass sich die Möglichkeiten zur Weiterentwicklung und Ausweitung kommunikativer Potenziale für eine breitere gesellschaftliche, nicht-kommerzielle Nutzung verengen. Es zeichnet sich zudem ab, dass sich für eine breite Öffentlichkeit wiederum vorrangig nur stark verallgemeinerbare Medienangebote und Nutzungsweisen durchsetzen, wenn nicht verstärkt Möglichkeiten – zumindest Rahmenbedingungen – für (selbstgesteuerte) Medienaneignungen und Gestaltungen geschaffen werden.

Die Etablierung der neuen Medien erfolgt zusammen mit einer „Globalisierung der Angebote und Angebotsstrukturen“ (Krotz 1998: 48), d.h. viele Produkte werden auf internationale, sich weiter ausdifferenzierende und spezialisierende Publika ausgerichtet und in internationaler Konkurrenz bzw. Kooperation produziert. Damit einher geht tendenziell eine Abkehr von den Bedingungen nationaler Märkte und von traditionellen kulturellen Fragestellungen. Zugleich sind für Nutzer nach wie vor auch lokale Informationen von besonderem Interesse, und es ist anzunehmen, dass diese auch in der digitalisierten Kommunikation eine bedeutende Rolle spielen werden. Aus der Weitläufigkeit der Informationsangebote und der medialen Möglichkeiten erwächst die Anforderung einer kontinuierlichen Vermittlungsleistung zwischen Informationen über Fernes und lokalen Belangen.

Die hier nur gestreiften gesamtgesellschaftlichen Entwicklungstendenzen bringen neue Bedürfnisse hinsichtlich mediatisierter Informations- und Kommunikationsangebote mit sich, etwa einen sich langfristig erhöhenden Bedarf an (vor-)strukturierten Informationen, einen Bedarf, die erhöhte Komplexität zu reduzieren sowie einen Bedarf, unter den „reduzierenden Lebens- und Arbeitsbedingungen“ (Krotz 1998: 49) Kontakte zu knüpfen und zu erhalten, aber auch einen Bedarf an identitätsstützender Zuordnung zu Gruppen, die durch die gesteigerte Vielfalt immer speziellere Fokussierungen aufweisen.

Als Konsumenten bzw. Nutzer der Vielzahl der zu Gebote stehenden Möglichkeiten sind wir zugleich auch stärker mit der Frage nach dem richtigen Gebrauch dieser Möglichkeiten konfrontiert. In Prozessen ästhetischer Selbstvergewisserung experimentieren wir mit Werten des Anders- und Wünschen des Gemeinsamseins. Auch weiterhin dürfte sich dabei das Problem einer Kluft zwischen imaginiertes Eigenständigkeit und den tatsächlichen ökonomischen Zwängen beschreiben lassen. Eine solche Kluft wird mit der Diversifizierung der ‚Standardi-

sierung von Individualitäten' nicht verringert. Sie erfährt über die sich immer schneller und weiter ausdehnende Erfassung kultureller Formen zu Zwecken ökonomischer Wertschöpfung eine Ausweitung in der Sphäre der Selbstwahrnehmung. Zugleich scheint sich aber auch die Wahrscheinlichkeit der Ausbildung von Aneignungsweisen der Möglichkeitsräume, die nicht mit den Strömen ‚pluraler mainstreams' konform gehen, zu erhöhen; ausgeprägt etwa in den eigenwilligen Aneignungen des Internets.

Für die Reflexion der individuellen und gemeinschaftlichen Welt- und Selbstbezüge und -interpretationen ist noch kaum zu ermessen wie sich die spezifischen Qualitäten des Zeichengebrauchs mittels digitaler Medien im Unterschied zu nichtdigitaler Zeichenverwendung mittelfristig auswirken werden. Die besonderen Eigenschaften dieses Zeichengebrauchs liegt nach Ansicht Sandbothes weniger in ihrer Neuheit, als vielmehr darin, dass sie „Sachverhalte explizit und bewusst werden lassen, die im alltäglichen Zeichengebrauch implizit und unbewusst geschehen.“ (Sandbothe 2001: 192) So wird für Sandbothe bei einer Online-Bestellung eines Buches über Amazon.com im Unterschied zu einer Bestellung per Briefpost aufgrund der Unmittelbarkeit der Antwort die „pragmatische Dimension“ des Zeichengebrauchs sichtbar.

Übergeordnet kann die relationale Verweisstruktur von ‚Zeichen auf Zeichen auf Zeichen' an der hypertextuellen (und ‚hyperpiktuellen') Vernetzung der Informationen im Internet deutlich nachvollzogen werden. Weitgreifende Folgen dürfte auch die individuelle und/oder gemeinschaftliche Konstruktion von medialen Umgebungen zeitigen, etwa in Form virtueller Welten wie ‚Second Life', in denen imaginierte Welten oder auch ‚Wissensräume' für unterschiedlichste Zusammenhänge kreiert, fortwährend transformiert, ausgebaut und gleichzeitig permanent und unabhängig von räumlichen Distanzen abrufbar gehalten werden können. Personenkreise mit gemeinsamen Interessen unterschiedlichster Couleur arbeiten in dem Medium an der Gestaltung kommunikativer Umwelten. Würden die physikalischen Lokalitäten der Nutzer, die zu einem bestimmten Zeitpunkt gleichzeitig an einen Wissens- oder Imaginationsraum angeschlossen sind sichtbar gemacht, ließe sich dieser Aspekt der kommunikativen Revolution der digitalen Medien sicherlich leicht erahnen.

Die Medialität eines Mediums ist, wie angedeutet, nicht unabhängig vom Gebrauch anderer Medien zu sehen. Die Wahrnehmung der Differenzen spezifischer Medialitäten ist potentiell verbunden mit einer Erweiterung der Reflexionsmöglichkeiten des jeweiligen Mediengebrauchs. Es bleibt abzuwarten, welche Handlungsperspektiven sich hierdurch entwickeln werden im Unterschied zu der an den ‚traditionellen' Massenmedien ausgebildeten, eher passiven Rezeptionshaltung, die die Welt als eine Wirklichkeit erscheinen lässt, die abgebildet und präsentiert, die zur Kenntnis genommen, aber nicht handeln verändert werden kann. Götz Großklaus sieht in den Möglichkeiten, mit den digitalen Medien das simulatorische Vermögen zu technisieren, sogar eine Chance, auf der Wahrnehmungsebene mit der gestiegenen Komplexität und Abstraktion der gesellschaftlichen Umwelt mithalten zu können.

„Mit dem jüngsten technologischen Siegeszug des simulatorischen Prinzips setzt sich erstmals auch alltagsweltlich die maschinell-visuelle Erzeugung von Wirklichkeiten durch gegenüber der mimetischen Repräsentation, setzt sich das Modell durch gegenüber der Widerspiegelung, wird der Möglichkeitssinn tendenziell wichtiger als der Wirklichkeitssinn. Was entsteht, ist eine neue Realität des Möglichen. Wie das mimetische Ver-

mögen jahrhundertlang zur Erkenntnis der *Wirklichkeit* beigetragen hat – könnte das simulatorische Vermögen jetzt – unser Überleben sichernd – zur Erkenntnis des *Möglichen* beitragen.“ (Großklaus 1995: 142)

Insbesondere mit den kommunikativen, kreativen und simulatorischen Möglichkeiten der digitalen Medien werden Differenzwahrnehmungen auf andere Weise medial bearbeitet als dies bislang der Fall war. Die hiermit verbundenen Reflexionsmöglichkeiten und Nebenfolgen müssen vermittelt und in das alltagweltliche Erfahrungswissen integriert werden. Es erscheint diesbezüglich erforderlich, an den (medialen) Möglichkeiten anzuknüpfen, die aus dem Verbund unterschiedlicher – in unterschiedlichen Zeiten und Kontexten Anwendung findender – Medien erwachsen sowie kognitive und ästhetisch-hermeneutische Reflexionsaspekte miteinander in Wechselbeziehung treten zu lassen. Angesprochen ist hier der Bereich des reflexiv strukturierten Alltagsbewusstseins, in dem kontext- und medienspezifisch mit unterschiedlichen Auffassungen von der Wirklichkeit experimentiert wird.

Für die Ausbildung einer reflektierenden Urteilskraft im Hinblick auf die medialen Räume sind die Programmgestalter sicherlich in einer verantwortungsvollen Position. So macht es für die Rezeption und Reflexion – beispielsweise von journalistischen Medienangeboten – einen Unterschied, ob diese ihre Methoden, Quellen und Verfahrensweise aufzeigen, Hintergrundinformationen über weiter verfolgbare Informationsnetze mitthematisieren oder in erster Linie spektakulär inszenierte Realitätssplinter in schneller Abfolge ins Format setzen. Auch bezüglich der inhaltlichen Ebene der medialen Angebote spielt die intertextuelle Vernetzung einzelner Informationssegmente eine wichtige Rolle, so dass durch neue Relativierungen ganze Bedeutungszuschreibungen verschoben werden können. Das geschieht z.B. immer dann, wenn irgendein Skandal einer prominenten Persönlichkeit an das Licht kommt und die zuvor verdichteten charakterlichen Attributionen plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheinen.

2.3.3 Informative Unterhaltung

In den Massenmedien, die ohnehin durch eine stetig fortschreitende Expansion des Unterhaltungssektors gekennzeichnet sind, werden zunehmend auch politische und andere Informationsangebote unterhaltend inszeniert (vgl. z.B. Dörner 2001). Sie werden eingebettet in ästhetisch ansprechende Gestaltungen und mit Elementen einer „Spannungsdramaturgie“ (ebd.: 58) versehen. Informationen zu unterschiedlichen Themenzusammenhängen werden zugleich aber auch in die verschiedenen Formate fiktionaler Erzählungen, von Lindenstrasse über Arztserien zu ‚Reality-TV‘, eingearbeitet. Unterhaltende Programmangebote – die übrigens von der Produktionsseite her betrachtet häufig daneben treffen (vgl. ebd.: 100) – sind nach Andreas Dörner dadurch charakterisiert, dass sie „Als-ob-Welten“, also fiktionale Szenarien präsentieren, die aber von der Wirklichkeit des Alltags abgeleitet sind und auf dessen Logik bezogen bleiben. Sie sind freigestellt aus zweckgebundenen Handlungszusammen-

hängen und bieten mit den Möglichkeiten zur Identifikation mit den Darstellern Brücken zwischen der fiktiven Welt und der eigenen Erfahrung, über die es auch zur Vermittlung von Informationsaspekten kommt.

Unterhaltungsangebote sind zumeist durch eine Reduktion alltagsweltlicher Komplexität gekennzeichnet und somit zugleich „orientierungsfreundlich“. Deshalb spielen sie als „Politikbilder, Deutungsmuster, Wahrnehmungsfolien der Unterhaltungskultur“ auch eine so wichtige Rolle in der Politikvermittlung. Sie bieten im Kontext von Situationen, die aus der Alltagsbelastung freigestellt sind, „Materialien zur Wahrnehmung, Deutung und Sinngebung von politischer Realität“ (ebd.: 62). Im Zentrum der Bemühungen der Produzenten von entsprechenden Angeboten des „Politainment“ (Dörner), steht die Ansprache des emotionalen Empfindens der Mediennutzer; was zählt ist die positive Stimmung. Die Attraktivität der Unterhaltungsangebote rührt daher, dass sie in ausgezeichneter Weise den Bezug zur alltagsweltlichen Erfahrung aufrechterhalten und zugleich eine ‚verbesserte‘ Version der Wirklichkeit anzubieten haben. „Unterhaltende Als-ob-Welten sind utopisch – und zwar weniger in der Weise, daß sie uns Modelle einer besser organisierten Gesellschaft präsentieren, sondern indem sie eine Emotion des Utopischen, ein Gefühl der besseren (politischen) Wirklichkeit vermitteln.“ (ebd.: 63) Dörner trifft dementsprechend eine analytische Unterscheidung zwischen *repräsentierenden Zeichen*, die z.B. eine im Vergleich zur Alltagserfahrung klare Persönlichkeitsstruktur zeichnen oder eine vereinfachte Lösbarkeit von Konflikten suggerieren, und *nichtrepräsentierenden Zeichen* (wie etwa die musikalische Untermalung der Szenen, die atmosphärische Ausstattung, den Bildaufbau), die auf eine Ansprache der Emotionen zielen. Die Attraktivität der Unterhaltungsangebote bemisst sich auch über die relative Übereinstimmung der dargebotenen Gefühlsqualitäten mit den realweltlichen Problemlagen und Verfasstheiten des Publikums. „Unterhaltung als politische Kommunikation bedeutet also, daß das Politische im Modus orientierungsfreundlicher Als-ob-Welten erfahren und verarbeitet wird. Diesen Welten eignet zugleich das Potential eines utopischen Emotionsmanagements, das uns fühlen läßt: Die politische Welt kann auch anders sein, nämlich intensiv, energiegeladen, transparent und gemeinschaftlich.“ (ebd. 66)

Die zunehmende Einbettung politischer Inhalte in Inszenierungsschemen der Unterhaltung sowie die Integration von lebensweltlichen Informationen in Fernsehserien, Quiz-Shows etc. können hier als Hinweise auf allgemeine Tendenzen einer Ästhetisierung der Information und einer Informatisierung des Ästhetischen gelesen werden. Das heißt auch, dass ästhetische Wahrnehmung und ästhetisches Bewusstsein eine nicht unerhebliche Rolle in der kognitiven Reflexion von uns selbst und der Welt spielen, und umgekehrt, dass ästhetische Gestaltungen Wissen über Dinge, Menschen und deren Beziehungen beinhalten, an dem wir uns, wenn auch nicht unbedingt explizit, orientieren und das auch in der bewusste Reflexion von Sachlagen ein Rolle spielt. Deutlich wird, dass ästhetisch-hermeneutische und kognitive Formen der Reflexion und ihre wechselseitigen Bezüge in der Vermittlung einer Vielzahl von Differenzwahrnehmungen gleichermaßen veranschlagt werden. Dass die Medien aufgrund ihrer strukturellen Verfassung diese Funktionen derzeit sicherlich nicht hinreichend erfüllen, ist nicht verwunderlich, ebenso wenig wie die Beliebtheit von Unterhaltungsformaten.

Die Alltagsbewältigung ist bei Zunahme des Abstraktionsgrades der Systeme, in die sie eingelassen ist, auf eine Vielzahl von einfach nachvollziehbaren informativen Hilfestellungen angewiesen, für die die Massenmedien Vermittlungsfunktionen übernehmen. Dabei lassen sich die Medien für unterschiedliche Vermittlungszusammenhänge instrumentalisieren. Letztlich sind die Produzenten und Konsumenten aber gemeinsam an der Konstruktion der medialen Wirklichkeit beteiligt, wenn auch mit unterschiedlich zu gewichtenden Gestaltungsmöglichkeiten. Ein grundlegendes Problem kann darin ausgemacht werden, dass die Gewöhnung an bestimmte mediale Formate, die dann vielfältig und längerfristig reproduziert werden, nicht zugleich die informativen Bedürfnisse abdecken müssen, um angenommen zu werden. In ihrer dominanten Perpetuierung verstellen sie den Raum für möglicherweise im Hinblick auf die Bearbeitung dringlicher Problemlagen angemessene alternative Angebote. Die Vielzahl der Angebote begünstigt nicht zugleich die Auswahl von solchen Angeboten, die den situativen informativen und emotionalen Bedürfnissen im Sinne einer nachdrücklicheren Selbst- und Weltreflexion dienlich sein könnten. Bestimmte Muster perpetuieren sich, auch wenn sie längerfristig betrachtet schädlich für den Gesellschaftsprozess sein können. Auch hier besteht die Schwierigkeit eine kritische Distanz zu den medialen Reproduktionsprozessen aufzubauen und eventuell ungünstigen Entwicklungen gegenzusteuern. Im Zuge der derzeitigen Tendenz einer Ausweitung der Unterhaltungsangebote drohen die Informationsfunktionen der Massenmedien zu kurz zu kommen. In den USA, der vermeintlich an Informationen reichsten Nation, ist beispielsweise der Anteil der Nachrichten über ausländische Angelegenheiten im Zeitraum von 1988 bis 1996 um etwa 42 Prozent zurückgegangen, und dass, obwohl auch die Us-amerikanischen Belange im Zuge der Globalisierung immer stärker von internationalen Verflechtungen mitbestimmt werden (vgl. Tomlinson 1999: 171).

Filme und erfolgreiche Serien sind an der Setzung der Themen von breitem öffentlichem Interesse beteiligt. Aufgrund der starken Abhängigkeit der Medien von Marktmechanismen darf die begrenzte Ressource Aufmerksamkeit aus der Angebotsperspektive nicht zu lange von bestimmten Angeboten vereinnahmt werden, da diese sonst zu ausgedehnteren Reflexionen führen könnten und die Aufmerksamkeit somit nicht mehr offen stünde für die dicht nachfolgenden Angebote; hier ist Virilios Rede von einem ‚rasenden Stillstand‘ sicherlich treffend. Damit einher geht ein grundlegendes Problem bezüglich der Möglichkeiten, die Kommunikation grundlegender gesellschaftlicher Problemlagen zu verstetigen und so auch einer Kontinuierung ihrer Bearbeitung zuzuarbeiten. Die Angebotsfülle ist begleitet von einer notwendig beschleunigten Vergessensrate; hier bieten die digitalen Netzmedien neue Möglichkeiten, Angebote auch kontinuierlich zur bearbeiten und zu aktualisieren und zugleich dauerhaft bereitzuhalten und zudem die medialen Prozess der Informationsbearbeitung mit aufzuzeichnen. Wenn die Unterhaltungshaltung zu starke Dominanz gewinnt, was derzeit offensichtlich für nicht geringe Teile der Bevölkerung bereits der Fall ist, kann sich auch das Bewusstsein von der Notwendigkeit der Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Belange und Probleme selbst mehr und mehr verflüchtigen. Andererseits leisten die unterschiedlichen Medien, auch in ihrer Unterhaltung wichtige gesellschaftliche Funktionen. Auch lassen sich die Medien, das zeigen gerade die frühen und alternativen Gestaltungen

und Anwendungen der Netzmedien, für eine Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen nutzen, doch hierfür sind erhebliche Anstrengungen erforderlich, die breiterer gesellschaftlicher Unterstützung bedürften.

Mit Blick auf die oben angesprochene Differenz zwischen Ort und Raum und den damit erwachsenden Vermittlungsbedarfen führt die steigende Durchsetzung des gebauten Raums mit anderen Medien – ob durch Monitore in privaten und in öffentlichen Bereichen oder durch mobile Telekommunikation – wird die Zahl der Ansprachen in der Raumwahrnehmung potentiell erhöht. Dadurch werden Räume auch vor Ort weiter zerfranst, d.h. die alltäglich vertrauten Orte werden medial durchsetzt, was nicht unbedingt heißen muss, dass sie unvertrauter würden, denn ein in der Bahnhofsvorhalle platzierter Bildschirm kann selbst vertrauensbildend sein, weil er als mediale Form vertrauter Bestandteil der Alltagsumgebung ist. Sicherlich wird der konkrete Raum dadurch aber anders wahrgenommen.

Im Zusammenhang mit dem Zuwachs der Ansprachen durch unterschiedliche Bild- und Schriftmedien werden die Kenntnisse von anderen Orten und Räumen – und damit verbunden – die Differenzbildung und -wahrnehmung immens gesteigert. Unsere Bilder von Räumen im Kopf speisen sich aus den unterschiedlichsten medialen Quellen und der Anteil derjenigen, die wir durch leibliche Präsenz gewonnen haben, ist mit der tendenziellen Zunahme der Gesamtzeit, die wir für Mediengebrauch aufwenden, im Rückgang begriffen. Dadurch wird aber auch ein mehr oder weniger stark reflektiertes Differenzbewusstsein ausgebildet. Die vielen medialen Ansprachen sind verbunden mit einem Bedarf, die Differenzen in der subjektiven Weltkonstruktion in eine kohärente Erzählung zu bringen, d.h. die Differenzen zu vermitteln, ohne sie zugleich aufzulösen. Zur Bewältigung dieser Aufgabe bieten sich wiederum Medien an, wobei – das wurde mit dem ‚relationalen Medienbegriff‘ angedeutet – diesbezüglich Kombinationen unterschiedlicher Medien veranschlagt werden. Hinweise dafür bieten nicht nur die individuellen Medienaneignungsstrategien, in denen persönliche Interessen und Bedürfnisse zumeist unter Rückgriff auf unterschiedliche Medien befriedigt werden, etwa in Form einer Kombination von Büchern, Magazinen, Websites oder Newsgroups zu einem spezifischen Thema oder Themenkomplex. Auch die Werbestrategien von entsprechend finanzkräftigen Unternehmen, die von den vermeintlichen Experten in Sachen Aufmerksamkeitsattraktion und Schaffung angenehmer Erzählungen durchgeführt werden, bedienen sich einem Mix unterschiedlichster Medien. Damit eine Vermittlungsfunktion medial gelingen kann, muss sie für die je subjektiven Konstruktionen, in denen sich Vermittlung letztlich erst erfüllen kann, geeignete Ansprachen und Möglichkeiten bieten, differente Aspekte aufeinander beziehen zu können. Das kann durchaus auch über weitere Differenzsetzungen erfolgen.

2.3.4 Abstrakte Systeme – alltagsweltliche Erfahrungen

Die erste und für den Umgang von Menschen mit ihrer Welt grundlegendste Vermittlung, die Möglichkeit zur Distanznahme in zeitlicher und räumlicher Hinsicht, erfolgt mit und in der Sprache, die uns aus der Unmittelbarkeit ‚natürlicher‘ Reproduktionsprozesse herausnimmt und Zeit und Raum für Reflexivität eröffnet. Im Zusammenhang mit der Differenz von Ort und Raum habe ich auf die analytische Unterscheidung zwischen leiblicher und kognitiver Dimension in der Raumkonstitution hingewiesen, wobei letztere gewissermaßen als Scharnier für die Einbindung unterschiedlicher Kommunikations- und Speichermedien in die Erfahrung betrachtet werden kann. Das alltagsweltliche Erfahrungswissen wird im Verlauf des Modernisierungsprozesses zunehmend mit medialen Elementen durchzogen, die sowohl die raumzeitlichen Erfahrungshorizonte erweitern als auch den Vermittlungsbedarf im Hinblick auf die Integration des medial Erfahrenen in das leibgebundene Alltagshandeln an Orten erhöhen. Die Orts-Raum-Differenz, die sich hierbei immer weiter aufspannt, so dass sie nicht mehr vollständig in der lebenspraktischen Erfahrung vermittelt werden kann, spiegelt sich in einer vergleichbar zunehmenden Differenz zwischen abstrakten (technischen) Systemen und alltagsweltlicher Erfahrung. Giddens versucht diesen Prozess über zwei Entbettungsmechanismen, die für die Entwicklung von modernen Institutionen wesentlich sind – die „Schaffung *symbolischer Zeichen*“ und die „Installierung von *Expertensystemen*“ – näher zu fassen (vgl. Giddens 1996a: 34ff.).

Unter symbolischen Zeichen möchte Giddens in diesem Zusammenhang solche Medien des Austausches verstehen, die in gesellschaftlichen Prozessen zirkulieren können, ohne dass die Merkmale von Gruppen und Individuen, die mit ihnen umgehen, berücksichtigt werden müssten, wie etwa das Geld oder Formen politischer Legitimation. Als Expertensysteme bezeichnet Giddens die unterschiedlichen Systeme, in denen sich professionelle Sachkenntnisse und technische Leistungen verdichten und die in weiten Bereichen der Gesellschaft eine prägende Rolle spielen. Gemeint sind beispielsweise die Expertisen von Ärzten, Ingenieuren, Rechtsanwälten, Bürokraten usw. sowie die Wissens- und Kommunikationsnetze und die technischen und sachlichen Zusammenhänge, in die diese eingebunden sind.

Auch wenn Individuen und Gruppen nur sporadisch direkt auf einzelne Experten Bezug nehmen, wirkt sich das in den Expertensystemen eingelagerte Wissen auf viele alltägliche Handlungsbereiche fortwährend aus (vgl. ebd.: 40f.).

„Schon allein dadurch, daß ich jetzt in meinem Haus sitze, bin ich in ein Expertensystem oder in eine Reihe von Expertensystemen verstrickt, auf die ich mich verlasse. Ich habe keine sonderliche Angst davor, in meiner Wohnung die Treppe zu benutzen, obwohl ich weiß, daß ein Zusammenstürzen des Gebäudes grundsätzlich möglich ist. Über die vom Architekten und vom Bauunternehmer bei Entwurf und Bauausführung benutzten Wissensbestände bin ich kaum informiert, aber dennoch ‚glaube ich an‘ das, was sie ausgeführt haben.“ (ebd.: 41)

Angedeutet wird hier von Giddens, dass die zentrale Bedeutung der Expertensysteme für das Alltagsleben zumeist weder mit einer näheren Kenntnis noch mit einer Überprüfbarkeit dieser Systeme durch ihre Anwender einhergeht, sondern dass wir den Systemen gegenüber Vertrauen aufbringen müssen; gerade hierdurch kann die über sie angestrebte Entlastung

erzielt werden. Moderne Institutionen sind grundlegend mit „*Mechanismen des Vertrauens in abstrakte Systeme*“ (ebd.: 107) verbunden. Die Möglichkeiten raumzeitlicher Abstandsvergrößerung ruhen auf solchen institutionalisierten Beziehungen des Vertrauens auf. Und gerade darüber, dass dieses Vertrauen in Form von unpersönlichen Bindungen besteht, kann der Glaube über die Leistungsfähigkeit von Systemen gestärkt werden, von denen der Einzelne kaum Kenntnisse hat (vgl. ebd.: 112). Dabei muss das Vertrauen in gesellschaftlichen Beziehungen, die nicht mehr über feste Traditionsbestände reproduziert werden, zunächst aktiv erbracht und wach gehalten werden. Das gilt zunehmend auch für die Beziehungen innerhalb von Expertensystemen, die durch interne Differenzen und hohe Anforderungen von außen zur Ausbildung divergierender Einschätzungen neigen und so ebenfalls auf die parallele Ausbildung von Mechanismen aktiven Vertrauens angewiesen sind (vgl. Giddens 1996b: 321).

Abstraktionen verfeinern und „radikalisieren“ sich im Verlauf der Geschichte der Modernisierung. Es bilden sich zunehmend „sprachliche Abstraktionen, technische Abstraktionen und solche vom eigenen Selbst, das heißt in erster Linie vom leiblichen Empfinden wie von den eigenen Gefühlen.“ (Hasse 2000: 18) Dieser Prozess einer Differenzvergrößerung zwischen der „Expansion des Abstrakten und der Reduktion des Konkreten“ (ebd.: 20) ist begleitet von Brüchen und Spannungen, die entsprechender Vermittlungsmechanismen bedürfen, wobei Mechanismen des aktiven Vertrauens mit Giddens eine besondere Bedeutung beigemessen werden können. Zugleich bleiben aber viele Spannungen unvermittelt und zirkulieren in Form von Risiken für Einzelne, für Regionen und Gruppierungen durch die spätmoderne Welt, zumal wenn das Vertrauen von manchen Interessen propagiert und von anderen nicht geteilt wird, wie im Fall der Kernkraft.

2.3.5 Technisierung des Alltags

Günter Anders entwickelt seinen Begriff der ‚prometheischen Scham‘ in Anbetracht der immer weiter voranschreitenden Expertisen des Menschen, technische Artefakte herstellen zu können, gegenüber denen er sich dann selbst als minderwertig empfindet. „Es ist eine ‚Scham vor der beschämend hohen Qualität der selbstgemachten Dinge‘, die gar so weit gehen kann, daß Menschen sich davor schämen, ‚geworden statt gemacht zu sein‘.“ (Kramer 1998: 147) Die mit der technologischen Entwicklung entstandene Differenz zwischen Mensch und Artefakt, die Anders als ‚prometheisches Gefälle‘ bezeichnet, „besteht letztlich in einem innermenschlichen Riß, der immer größer werdenden Diskrepanz zwischen den menschlichen Fähigkeiten des Denkens, Wissens und Herstellens einerseits und den Vermögen des Vorstellens, Fühlens und Verantwortens andererseits, die weit hinter den technologisch-prometheischen Konstruktionen und Aufbauten zurückbleiben.“ (ebd.) Nach Ansicht Anders konzentriert sich der Mensch angesichts dieses Gefälles nicht auf seine spezifisch menschlichen Fähigkeiten der Imagination, des Gefühls und der Verantwortung, sondern gleicht sich vielmehr immer mehr den Mechanismen der Maschinen an: der Mensch wird

‚transhuman‘, was sich insbesondere im Bereich der ‚Körperbearbeitung‘ zeigt. Die Artefakte erhalten den Status des Wirklichen, während der Mensch versucht, sich selbst zu verdinglichen. Dabei erfolgt, so Wolfgang Kramer in seiner Studie zu Günther Anders und Jean Baudrillard, „die Integration des Menschen in die von ihm hergestellte technokratische Welt“ (ebd.: 149) auch über die Welt der Medien, die letztlich auf eine Gleichschaltung der Individuen im Massenkonsum von Waren, aber auch von Gefühlen und Meinungen zielt. Dabei droht, die für eine Kommunikation erforderliche Mindestdistanz zwischen den Menschen verloren zu gehen und sich ein Zustand der Sprachlosigkeit einzustellen.

Die im Prozess der Gleichschaltung von Menschen und Artefakten erfolgende Verdinglichung vollzieht sich für Anders auf einer Basis der Freiwilligkeit. Zunehmend wird die Alltagswelt zu einer, in der die Beziehungen zwischen Menschen und Apparaten im Vordergrund stehen, die zu anderen Menschen wird dabei sekundär. Die Welt ist nicht mehr eine der Menschen, in der es Apparate gibt, sondern vielmehr eine der Dinge, in der es auch Menschen gibt. Anders hatte deshalb auch schon in den 1950er Jahren eine „Dingpsychologie“ gefordert (vgl. ebd.: 153).

Die fortschreitende Technisierung der Alltagswelt hat mittlerweile in ausgeprägtem Maße die Bedeutung der Beziehungen zwischen den Dingen selbst anwachsen lassen, etwa in großtechnischen Systemen, die weitestgehend autonomen Steuerungsmechanismen unterliegen. Im Unterschied zu beispielsweise Adorno, der nicht in der Technik selbst das Verhängnisvolle ausmacht, sondern in deren Weisen der Verschlingung in die gesellschaftlichen Verhältnisse, fällt Anders Diagnose düsterer aus, wenn er die Menschen nur noch als Anhängsel der technischen Maschinerie erkennen kann, die ihm nicht mehr emanzipatorisch dient, sondern als „Subjekt der Geschichte“ (ebd.: 205) selbst Teil der Herrschaftsverhältnisse geworden ist. Maschinen sind nicht mehr wie Geräte als Erweiterungen der menschlichen Kompetenzen aufzufassen, sondern führen zu einer „Inversion“, die uns in die Hand der Maschinen bringt. Im Unterschied zu den Erweiterungs- und Steigerungsthesen der Technik fasst Anders Maschinenteknik als „Medium der Entmaterialisierung“ (ebd.: 207) auf, das nicht mehr als eine Produktivkraft, sondern als eine Destruktivkraft zu bezeichnen ist.

Mit der kurzen Skizze einiger Grundgedanken von Anders Technikkritik möchte ich hier nicht in Entfremdungsthesen einstimmen, sondern auf zwei meines Erachtens in handlungstheoretisch orientierten Diagnosen des eigensinnigen Umgangs mit Technik und Medien bisweilen zu kurz kommende Aspekte hinweisen: zum einen auf die Eigendynamik der Technikentwicklung, die ihre eigenen Ansprüche im Hinblick auf die Entwicklung weiterer Technik hervorbringt und verbunden damit auf eine immer größer werdende Komplexität der technischen Systeme und der Verflechtung der Elemente innerhalb von Systemen. Diesbezüglich wird es selbst für Experten schwierig, die gesellschaftliche Bedeutung der Technik, geschweige denn die Folgen neuer Techniken adäquat einschätzen zu können, was bei den derzeitigen Problemlagen (nicht nur) im Bereich der Ökologie aber dringend erforderlich wäre. Zum anderen weist Anders Kritik auf die abzuleitende Notwendigkeit hin, immer wieder zumindest kurzfristig Distanznahmen gegenüber den von den Ansprüchen technischer Systeme erzeugten ‚Sachzwängen‘ zu erarbeiten, um einen Raum für gesellschaftliche Reflexion der Entwicklungen zu eröffnen. Eine solche Distanznahme wird zu berücksichtigen

haben, dass die Verschlingungen von Technik und alltäglicher Erfahrung tiefgreifend sind und dass deshalb besondere Anstrengungen erforderlich sind, um Reflexions- und Gestaltungsmöglichkeiten überhaupt herausstellen zu können.

Es ist in dieser Hinsicht wenig hilfreich, Technik einseitig mit dem Bild einer fortschreitenden Erfahrungsarmut zu verbinden, zumal dabei sowohl die durch diese erst eröffneten Weisen der Selbst- und Weltbezüge und Erfahrungsmöglichkeiten übersehen werden, durch die hindurch wir wiederum die Bedeutung und Rolle der Technik beurteilen. Übersehen wird aus solcher Perspektive auch, „daß es eine in der Erfahrung fungierende Technik gibt, vergleichbar der Natur, die innerhalb der Kultur fungiert. [...] Die Technik gehört zur Infrastruktur der Erfahrung, bevor sie eine explizite techno-logische Form annimmt. Sie greift in die Erfahrung ein, bevor sie als solche begriffen wird.“ (Waldenfels 2002: 375)

Auch wenn die Verdinglichung von menschlicher Leistungsfähigkeit in den digitalen Technologien besonders augenfällig wird, so können schon einfachere Maschinen mit Max Weber als ‚geronnener Geist‘ betrachtet werden. „Dies bedeutet, daß Mensch und Technik sich wechselseitig interpretieren, das eine jeweils durch das andere System: Artefaktibilisierung des Menschen und Humanisierung der Technik.“ (Gamm 2000: 291) Im Unterschied zu einer gesellschaftlichen Tradierung von „Können, Wissen und Wollen“ (Irrgang 2002: 145) über soziale Kommunikationsprozesse von Mensch zu Mensch im alltäglichen Handeln, bedeutet eine zunehmende Technisierung des Alltags, dass dem Einzelnen diese Kompetenzen und Perspektivierungen in verallgemeinerter und überindividueller Form über technische Vergegenständlichungen verfügbar werden. Auch dieses verdinglichte Können, Wissen und Wollen muss im Umgang mit den Dingen und Prozessen angeeignet werden, was immer auch von kreativen Umgangsweisen mit Technik begleitet sein kann. Wird Können und Wissen aber durch technische „Sachsysteme“ im Gebrauch vermittelt, dann lassen sich diese Sachsysteme als „Medien technischer Sozialisation“ betrachten, wie Bernhard Irrgang hervorhebt. „Man hat dann im technischen Alltagshandeln verfestigten Erwartungen mit ganz bestimmten Handlungsmustern Rechnung zu tragen.“ (ebd.) Wie ich im Hinblick auf mediale Kommunikationssysteme oben bereits skizziert habe, sind Technologien eingebettet in institutionelle und soziale Organisationsprozesse und Regularien. Und weil spezifische Techniken auch bestimmte Zusammenhänge ihrer Verwendung nahe legen, kann von einer tendenziell handlungsnormierenden Wirkung der Technik gesprochen werden; Artefakte sind mit einer „eingebaute(n) Politik“ ausgestattet (ebd.: 147).

Der wechselseitigen Durchdringung und Verflechtung von sozialen und technischen Prozessen wird in der jüngeren Techniksoziologie und -philosophie mit dem Begriff ‚soziotechnischer Systeme‘ Rechnung getragen (vgl. Gamm 2000: 292f.). Mit der zunehmenden Vernetzung und Durchdringung sozialer Zusammenhänge mit Technologien werden die soziotechnischen Systeme immer komplexer, und zugleich flexibler, anpassungsfähiger. „Sie sehen sich wie die sozialen Beziehungen der Gesellschaft insgesamt einer rapiden Kontingenzerhöhung ausgesetzt.“ (ebd.: 295)

Wie Gerhard Gamm feststellt, ist Technik aufgrund ihrer doppelten Unbestimmtheit „zum universalen Medium des Austausches“ (ebd.: 283) geworden. Zum einen leitet sie sich nicht von vorgegebenen Ordnungen her, sondern ist seit der Neuzeit gerade dadurch gekennzeich-

net, dass sie selbst ‚Schöpfung‘ ist, also die Welt als etwas Neues betritt. Die Möglichkeiten der Umnutzung machen sich insbesondere im Bereich der digitalen Technologien rasant bemerkbar und spornen zugleich die Entwicklung immer neuer Funktionen an, die wiederum die Bestimmtheit der daraus resultierenden Technik unterwandern. Die Grenzen zwischen Produktion und Konsum von Technologie verwischen sich.

Im Hinblick auf die Technikfolgen ist der Horizont ebenfalls durch Unbestimmtheit gekennzeichnet, auch wenn sich bisweilen Folgehochrechnungen einen Weg in die Sphäre bewusster Reflexion bahnen und so gegensteuernde Maßnahmen ergriffen werden können. Die Unbestimmtheit der Folgen betrifft große soziotechnische Systeme wie auch die scheinbar vertraute Technik des Alltagshandelns. Beobachten lässt sich, mit Gamm gesprochen, eine „*Differenz von Funktion und Gebrauch, Funktion und Folgen*“ (ebd.: 296). Gamm hält es in diesem Zusammenhang für erforderlich, Technik generell – also nicht nur die neuen Technologien – unter ihren medialen Gesichtspunkten zu betrachten.

„Technik ist Medium geworden, das heißt, sie hat sich in ein Etwas verwandelt, in das sich (nahezu) alles übersetzen läßt oder in dem anderes zirkulieren kann. [...] Technik ist Medium oder die unsichtbare Mitte als Beziehungsform, über die in postindustriellen Gesellschaften die soziale Kommunikation, der Nachrichtenfluß und der Austausch von Erfahrung ebenso laufen wie die Versorgung mit Elektrizität und Wasser, Nahrung und Gesundheit. Man kann das vielleicht überzeugendste Argument für die mediale Natur der Technik darin sehen, daß uns im täglichen Umgang mit den Gegenständen deren technische Wirklichkeit nicht zu Bewußtsein kommt, wir aber in dieser Abstraktion leben wie Fische im Wasser.“ (ebd.: 283, 284)

In dem Begriff der Technologie deutet sich an, dass in Technik menschliche Können und intersubjektive Beziehungen verdinglicht sind, dass sich Logos und soziale wie kulturelle Handlungsmuster in ihr vermischt und verfestigt haben. Technik wird durch diese Speicher- und Verstetigungsfunktion von Wissen und alltagsweltlicher Organisation zu einem wichtigen „*Medium der Selbst- und Welterschließung*“ und das nicht nur in einem instrumentellen und weltaneignenden Sinn, sondern gerade auch im Sinne eines ‚Horizonts‘, aus dem heraus wir die auf uns zukommende Welt konstruierend erschließen. Über das Medium Technik, über die zweite von ihm geschaffene Natur, erfährt der Mensch etwas über seine eigene „Artefaktibilität“ (Gamm 2000: 285).

Technik ist Handlungsstruktur – sie orientiert und normiert Handlungen – und zugleich Medium subjektiver Deutungsmuster, das heißt, Technik wird in der individuellen Aneignung in der Selbst- und Welterschließung in Anschlag gebracht. Das technische Objekt behält einen Status der Selbständigkeit gegenüber dem Handeln, ja die meisten Apparaturen zeichnen sich unter Produktionsbedingungen fortgeschrittener Automatisierung dadurch aus, dass sie kaum des steuernden Zugriffs durch Menschen bedürfen, um effektiv zu operieren. Im Bereich der Software wird die Fragmentierung und Substitution des Handelns durch Technologie ebenfalls augenfällig, etwa wenn die Autokorrektur des Textprogramms, das wir anwenden, aktiviert ist. Bestimmte Handlungsanteile werden von Technik ‚selbsttätig‘ durchgeführt und gerade darin kann ihre Leistung für das Alltagshandeln gesehen werden, das ja auch immer mit der „Herstellung von Handlungssicherheit“ und der routinenhaften „Durchführung bewährter Handlungsentwürfe“ (Irrgang 2002: 154) assoziiert ist. Technik wird im

Alltagshandeln eingesetzt, um über vergegenständlichte Routineprozesse das Handeln zu entproblematisieren.

Hierbei muss gegenüber den technischen Systemen von Seiten der Anwender in weiten Bereichen des Alltagslebens, das wurde oben mit Giddens hervorgehoben, Vertrauen aufgebaut werden. Die Übernahme des in der Technik objektivierten handlungsentlastenden Wissens und der damit zumeist verbundene Verzicht, die innere Konstitution und die äußeren Bedingungen der Technik zu berücksichtigen, geht zugleich einher mit einer gesteigerten Abhängigkeit von Experten. Allgemein kann man sagen, dass die technisch vermittelte Entlastung des Handelns sich u.a. gerade dadurch auszeichnet, dass die Bedingungen und Folgen der Anwendung von Technik im Gebrauch der Technik selbst nicht reflektiert werden müssen. Dadurch dass wir uns in der Organisation des Alltagshandelns in fast allen Lebensbereichen auf technische Objekte oder Systeme beziehen, „reproduzieren [...] nicht-intendierte Handlungsfolgen, die aber wiederum uneingestandene Bedingungen“ (ebd.: 155) des alltäglichen Umgangs mit Technik sind.

Eine solche Reproduktion von nicht-intendierten Handlungsfolgen ergibt sich gerade auch im Zusammenhang mit großtechnischen Systemen, wie dies z.B. der im Verhältnis zur Umweltverkraftbarkeit zu hohe Einsatz von fossilen Brennstoffen verdeutlichen kann. In der Anwendung all derjenigen Artefakte, die auf diese Energieformen angewiesen sind, werden die ungewollten Folgen weiter perpetuiert und können offensichtlich nicht einfach durch besseres Wissen, etwa bezüglich der Möglichkeiten alternativer Energiequellen, abgefangen werden, sondern bedürfen einer kontinuierlichen Bearbeitung der dominierenden Interessen der ‚Systemprotagonisten‘, die selbst unter Kenntnis der Folgen, diese bewusst noch verschleiern; mithin wohl auch vor sich selbst.

Technik ist ambivalent gerade weil sich in ihr „der gesellschaftlich-geschichtliche Handlungszusammenhang verkörpert und verfestigt [...]. Sie ist vergegenständlichte Arbeit, geronnene Geschichte, Möglichkeit zur Fortsetzung von Handlung.“ (Gamm 2000: 286) Zugleich sind Prozesse der Technisierung von Verdrängungsprozessen begleitet. So werden beispielsweise in dem Transfer von Technologien in andere soziale und kulturelle Kontexte die dortigen Handlungsmuster mit verdinglichten Prozessroutinen überlagert, auch wenn diese begrenzt umgenutzt werden können (vgl. Blumenberg 1999: 49f.). Verdrängt wird aber im Gebrauch der Technik auch der Schatten ihrer Unbestimmtheit. Das zeigt sich insbesondere bei den neuen Bio- und Computertechnologien, die aufgrund ihrer weitreichenden Einsatzmöglichkeiten zu Projektionen von Faszination, Wunschvorstellungen und Schreckensvisionen gleichermaßen einladen.

Ähnlich wie dies in dem oben angeführten Zitat von Waldenfels angedeutet ist, geht auch Gamm davon aus, dass Technik als Medium unseres Selbst- und Weltbezuges in einen unausdeutbaren Horizont der modernen Welt eingelassen ist, in dem das Technische aber auch immer mit Nicht-Technischem einhergeht. Als Hintergrund bleibt das Technische zwar unterbestimmt – es lässt sich selten ermessen, wo es anfängt und aufhört – zugleich bietet oder ermöglicht es aber eine „Struktur oder Ordnung“. Gamm bezeichnet diesen medialen Charakter der Technik mit dem paradoxen Ausdruck einer „unbestimmten Bestimmtheit“, die er umschreibend auf folgende Weise näher fasst:

„Der *Kontext* hilft uns trotz seiner definitiven Unabschließbarkeit, den Text zu verstehen; die *Figur*, einmal ins Auge gefaßt, läßt uns den Grund oder Hintergrund vergessen, ohne den sie gleichwohl nicht wäre, dessen konstitutiver Anteil sie erst zu dem macht, was sie ist. Wir können, sooft wir wollen, um die Erde herumgehen, den *Horizont* erreichen wir nie, um gleichzeitig zu bemerken, wie allererst seine (abgeschattete) Präsenz, die Permanenz seiner unaufdringlichen (imaginären) Schließungen alle bestimmten Gestalten oder Gegenstände aus sich entläßt und die Möglichkeit bietet, ihn zu übersteigen. Das Unbestimmbare, das Unausdeutbare selbst entfaltet eine bestimmende Kraft.“ (ebd.: 297)

Angedeutet ist hierin, dass wir im Hinblick auf unsere ‚zweite (technische) Natur‘ mit Unbestimmtem rechnen müssen, dass Technik auch als ein „Medium im Sinne eines unbestimmt bestimmenden Hintergrunds unserer Weltverhältnisse“ in unsere Erfahrung einspielt, so wie die Natur auf ihre Weise in uns wirksam ist. Die Technik, die – im prometheischen Motiv – immer auch mit einer Überwindung der ersten Natur assoziiert ist, versagt aber die „Orientierungssicherheit“ (ebd.: 300) der ersten. Die geschaffene ‚Natur‘ hält nichts vor, dass sich fraglos als Orientierung anböte, auch gibt sie keine *Gründe* für die Zwecke des Lebens an, außer vielleicht den der Selbsterhaltung, der, wie Gamm treffend anmerkt, im Grunde inhaltsleer ist.

Mit Blick auf das informationstechnische Paradigma einer Reduktion von Kommunikation auf Informationsverarbeitung macht Gamm eine denkbare unintendierte Nebenfolge der Informationstechnologien aus, die er als „*Entparadoxierung des Selbst- und Weltbezugs*“ bezeichnet. „Anders gesagt, die technisch realisierte Welterschließung könnte dazu führen, daß um einer maschinellen Modellierung willen der Selbst- und Weltbezug des Menschen genau um das gebracht wird, was für ‚Sprache‘, ‚Intelligenz‘, ‚Verstehen‘, für den ‚Geist‘ wie für die ‚Moral‘ bezeichnend ist: ihre antinomische Verfassung.“ (ebd.: 303). Gamm verdeutlicht die gemeinte antinomische Verfassung an der Sprache als dem „Medium des Geistes“, die dadurch charakterisiert ist, dass sie unhintergebar mit der Welt verschränkt ist: in der Sprache, die jedes Individuelle übersteigt, spricht das Individuum das Allgemeine individuell aus. Sie führt immer etwas mit sich, das schon zuvor bestimmt ist und dennoch nie gänzlich trifft, was im Sprechen gemeint ist.

Gamm kommt es auf den paradoxalen Charakter des Weltbezugs mittels Sprache an, der in den informationstechnischen Modellen, aufgrund der Notwendigkeit der Formalisierung und damit der Konstruktion identischer Regelabfolgen, einer ‚entparadoxierenden Kur‘ unterzogen wird. Diese Entparadoxierung ist, so wäre Gamm zu relativieren, nur im Hinblick auf bestimmte Beschreibungsschichten digitaler soziotechnischer Systeme in Anschlag zu bringen; zum Beispiel auf der Ebene der eindeutigen Zuweisung von Steuerungsskripten und technischem Apparat, der die festgelegten Regelsätze eindeutig und wiederholbar abarbeitet. Im Gebrauch bestimmter Anwendungen, seien dies Text- oder Bildbearbeitungsprogramme, die auf den technischen Regelsystemen aufsetzen ist dagegen ebenfalls von einer paradoxen Struktur des technisch-medial vermittelten Weltbezugs auszugehen, die sich auch in den beschriebenen Möglichkeiten des Umnutzens zum Ausdruck bringen.

Mit seinen technikphilosophischen Überlegungen wendet sich Gamm gegen eine im Zusammenhang von Systemen künstlicher Intelligenz, aber auch in der jüngeren Ethikdiskussion verbreitete und höchst fragwürdige Vorstellung. Darin werden Moral und Verantwortung

als etwas aufgefasst, das darin besteht, bestimmte kognitive und praktische Fähigkeiten aktivieren und unter Anwendung von Schemata zur Beurteilung von Situationen im Hinblick auf ihre moralische Bedeutung anwenden zu können. Die Beurteilung der moralischen Wertigkeit einer Handlung kann nach dieser Vorstellung durch instrumentelle Anwendung von bestimmten Regeln auf bestimmte Situationen erfolgen. Gamm wendet dagegen ein, dass Moralität uns gerade erst dann zu Bewusstsein kommt, wenn die Versuche, eine soziale Situation kognitiv zu durchdringen, auf eine Grenze stoßen bzw. wenn die Widersprüchlichkeit einer Situation zu einer Veränderung der Perspektive oder Einstellung führt und damit der „Schritt von der Theorie zur ethischen Praxis, vom Erkennen zum Anerkennen, gebahnt wird.“ (ebd.: 306)

Die Ignoranz, die gegenüber der Notwendigkeit und Fähigkeit des Menschen, Handlungen und Kontexte situativ ‚improvisierend‘ zu beurteilen und zu deuten, mitunter vorgebracht wird, leistet einem technizistischen und theoretizistischen ‚Denken ohne Menschen‘ Vorschub, das gerade die möglichen und notwendigen Anknüpfstellen einer kritischen Reflexion der Technisierung verstellt. Und nicht nur das, sie leistet zugleich einer Ökonomisierung auch solcher Perpetuierungen von in technischen Medien verdinglichten Handlungsmustern Vorschub, die sich mittelfristig als äußerst zerstörerisch herausstellen könnten. „Nur weil man den Sinn der Moral der (durch die Unausdeutbarkeit des Anderen) überdeterminierten Situation nicht gleichsam objektiv ablesen kann wie das Prädikat ‚rot‘ der Rose oder die eindeutig richtige Verhaltensantwort nicht a priori in der intersubjektiv veranlagten Realität bereitliegt – nicht solange bis sie gegeben, d. h. erfunden wird –, nur deshalb können wir überhaupt etwas verantworten.“ (ebd.) Die im folgenden Kapitel mit Helmut Plessner angesprochene ‚natürliche Künstlichkeit‘ und Unbestimmtheit menschlicher Akteure neigt offensichtlich zu einer Anfälligkeit für metaphorische Besetzungen, die auch heute – neben dem Ästhetischen – gerne von technischen Modellen und Metaphern eingenommen wird. Wie Gamm, ebenfalls mit Bezug auf Plessners „exzentrische Mitte der Subjektivität“, hervorhebt, schlägt sich der paradoxe Selbst- und Weltbezug in den soziotechnischen Systemen nieder, die somit nicht als ein „bloße(s) Gegenüber der anthropologischen Form des absoluten Unterschieds, der leeren Mitte des Selbst“ betrachtet werden kann, sondern als „eine ihrer Manifestationen“. Die Antinomie zeigt sich an den technischen Systemen „als Freiheit *und* Beherrschwertwerden, als Souveränität, die mit der Angst synthetisiert ist, als selbstbewußte Aneignung der Gottesprädikate *und* Zurücksinken in bloßen Naturzwang.“ (ebd.: 307).

Die notwendige Verallgemeinerung und Abstraktion, wie sie in Techniken vollzogen wird, um eine handlungsentlastende Verdinglichung von Routinen leisten zu können, verfährt auf eine immer gleiche Weise. Unterschiede können sich je nach Art der Technologie im Gebrauch des verkörperten Könnens, Wissens und Wollens zwar ergeben. Sie sind aber, und das macht den entlastenden Aspekt der Technik mit aus, nicht in dem Maße für technisches Handeln kennzeichnend wie für nicht technisch vermitteltes soziales Handeln. „Die Überschüsse des Ungleichen werden technisch bei der Herstellung von Maschinen und auch praktisch im Umgang mit ihnen ausgeschieden. Von einem Briefmarkenautomaten oder von einem Computer erwarten wir keine originelle, sondern eine berechnete Antwort, selbst wenn uns das Resultat der Berechnung überraschen mag.“ (Waldenfels 2002: 385) Die Funktiona-

lisierung und Übertragung von Handlungsmustern auf soziotechnische Systeme wird dann problematisch, wie Waldenfels fortführt, „wenn der Überschuß des Ungleichen vergessen oder verdrängt wird.“ Durch Technik würde sonst gerade das ‚Nicht-Festgestelltsein‘ des Menschen verstellt, wo sie doch der Möglichkeit nach gerade ganz neue Weisen und Räume des Selbst- und Weltbezugs bereitstellt. Gerade die unbestimmt bleibende offene Mitte, die doch auch eine lose Bestimmung hergibt, kann als ein Ort aufgefasst werden, an dem die Verschlingung von Selbst- und Weltbezügen deutlich wird, und an dem zugleich die Differenz des Technischen aufbricht. Das schließt ein, dass die ‚Wucht‘ des Technischen uns gegenüber, das Gefälle, das Anders mit der Formel der prometheischen Scham zu fassen versucht, gerade den Spalt eröffnen kann, durch den das Fremde, Unvertraute in die Reflexion eintritt. Eine der zentralen Fragen, vor die wir uns im Hinblick auf die Allgegenwart und ‚Mächtigkeit‘ soziotechnischer Systeme gestellt sehen, ist, wie wir auf deren Ansprachen antworten können, um die im technischen Handeln reproduzierten nicht-intendierten Folgen einer kritischen Reflexion zu unterziehen.

Der Technik selbst, so lässt sich zusammenfassend sagen, wohnt eine ambivalente Logik inne: in ihr werden frühere (praktische) Erkenntnisse und Handlungsentscheidungen verdinglicht und verstetigt, wodurch einerseits Aufmerksamkeit freigesetzt und die erwünschte Handlungsentlastung erbracht werden kann. Andererseits bringt Technik neue Anforderungen und Möglichkeiten sowie nicht selten auch unintendierte und lange Zeit unbemerkt bleibende Nebenfolgen mit sich, die wiederum Aufmerksamkeit binden bzw. erfordern. Indem sie ihre ‚Handlungen‘ möglichst aus dem Blick und Weg räumen erfordern technikgestützte Produktions-, Handels- und Kommunikationssysteme auf gesellschaftlicher Ebene reflexive Instrumente (etwa Menschen-, Verbraucher- und Umweltschutz), die bislang nur unzureichend mit ausgebildet wurden. Deshalb wird auch ein nicht unerheblicher Teil neuer Techniken entwickelt, um die Folgen vorangegangener Techniken abzufedern.

Dringend erforderliche ‚reflexive Responsivität‘ im Hinblick auf das ‚blinde Tun‘ verfehlen aber ihre Objekte, wenn sie sich nicht dem Dialog mit einem Zukunftshorizont öffnen, der weiter reicht als Wahlperioden oder die immens verkürzten Halbwertszeiten von Produkten. Gesteigerte Komplexität gesellschaftlicher Prozesse und Sachzwänge sind keine Argumente für eine Vermeidung eben dieser Anforderungen, sondern gerade ein Hauptgrund für die Entwicklung von Verantwortungstechniken. Die gerne mit dem Hinweis auf das Fehlen eindeutiger Beweise für die Nebenwirkungen angeführten Vermeidungsstrategien gegenüber den allzu lange schon tolerierten Externalisierungen wollen zumeist Bedeutungs- und Wertfragen, Fragen nach Sinn und Zielen wie instrumentelle Fragen beantwortet wissen; aufgrund einer solchen Unmöglichkeit scheinen die Fragen selbst aus dem Horizont der Aufmerksamkeit zu fallen.

Vielleicht lohnt es an die Worte Norbert Wieners zu erinnern: „Und wenn wir uns einfach der Meinung des Wissenschaftlers anschließen, daß unvollständiges Wissen über die Welt und über uns selbst besser ist als gar kein Wissen, so können wir doch keinesfalls die naive Annahme verteidigen, daß es umso besser sei, je schneller wir daran gehen, die neuen Kräfte, die sich uns anbieten, in Gang zu setzen. Wir müssen stets unsere ganze Vorstellungskraft

aufwenden, um zu überprüfen, wohin uns der volle Gebrauch unserer neuen Möglichkeiten führen kann.“ (Wiener zitiert nach Mumford 1977: 552; H.v.V.K.) Eine solche Mobilität in der Kommunikation und im Dialog mit der Zukunft scheint angesichts der heutigen Möglichkeiten offener Weltgestaltung und der damit erwachsenen Verantwortung unumgänglich.

2.4 Aufmerksamkeiten

2.4.1 Verteilte Aufmerksamkeiten

„Mit der Informatisierung der Berufswelt, dem Ausufern der Werbung und dem massenmedialen Kampf um die Aufmerksamkeit haben die Zeiten ein Ende gefunden, in denen das Leben mit überdosierter Information nur wenige Spezialisten betraf. Von nun an gehört die ständige Überforderung des Achtgebens zur Normalität. Weil Not erfinderisch macht und weil sich die Menschen an fast alles gewöhnen, lernen sie es, auch im Trommelfeuer der Attacken auf ihre Aufmerksamkeit zu leben. Fortan ist es nun die Beschaulichkeit, die eine Sache nur noch für Spezialisten ist.“ (Franck 1998: 64)

Aufmerksamkeit ist auch für den Großstadtbewohner zu Beginn des 20. Jahrhunderts schon ein knappes und überlebensnotwendiges Gut. Denn in der Großstadt befindet sich der Mensch in einer „betonten Lebensgefahr“, wie Walter Benjamin feststellt. Während es gesteigerter Geistesgegenwart, die nach Benjamin im Kino eintrainiert werden kann, bedarf, um mit der Reizfülle des städtischen Lebens zurechtzukommen, ist es insbesondere für den Neuankömmling von grundlegender Bedeutung, sich von seinen vertrauten Bindungen zu lösen und ein ‚Städter‘ zu werden, an dem keine Aufmerksamkeit haften bleibt:

„Trenne dich von deinen Kameraden auf dem Bahnhof
Gehe am Morgen in die Stadt mit zugeknöpfter Jacke
Suche dir Quartier und wenn dein Kamerad anklopft:
Öffne, o öffne die Tür nicht
Sondern
Verwisch die Spuren!

Wenn du deinen Eltern begegnest in der Stadt Hamburg
oder sonstwo
Gehe an ihnen fremd vorbei, biege um die Ecke, erkenne sie nicht
Zieh den Hut ins Gesicht, den sie dir schenkten
Zeige, oh zeige dein Gesicht nicht
Sondern
Verwisch die Spuren!“ (Aus B. Brechts ‚Aus einem Lesebuch für Städtebewohner‘)

In Brechts Lesebuch für Stadtbewohner wird dieser aufgefordert seine Aufmerksamkeit aus den Bindungen seiner Geschichte zu befreien, um sie gewissermaßen ganz auf die Anforderungen der städtischen ‚Performanz‘ richten zu können.

In der heutigen Bewältigung der medialen Informationsströme machen sich nach Ansicht Aleida Assmanns Anzeichen bemerkbar, die sie von einem Zerreißen des Bandes zwischen Aufmerken und Merken sprechen lassen. Denn in Zeiten gesteigerter und beschleunigter Informationsströme steht es schlecht darum, die Aufmerksamkeit in Richtung Gedächtnis ausbauen zu können. Von vorrangiger Bedeutung wird „die Technik des blitzschnellen und gezielten Zugriffs auf Informationen, das augenblickliche Reagieren auf punktuelle Reize im Prozess des Sich-Durchklickens durch Datenkonfigurationen.“ (Assmann 2003) Das Konzept der Aufmerksamkeit ist Assmann zufolge für ein Erfassen der neuen Medien besser geeignet als das des Gedächtnisses. „Aufmerksamkeit ist der Auftakt im Aufbau des Gedächtnisses, durch Disziplinierung kann sie auf eine ‚höhere Ebene der Konzentration‘ gehoben werden und die Form einer ‚willentlichen und langfristigen Ausrichtung‘ annehmen.“ (ebd.) Im augenblicklichen Reagieren auf die punktuellen Reize des Datenstroms gehen allerdings die Anknüpfstellen verloren, die den Aufbau eines Gedächtnisses erlaubten. Andererseits spricht nach Ansicht Peter Matusseks nichts dagegen, dass auch in den Aneignungs- und Umgangsweisen mit den digitalen Medien sowohl Möglichkeiten des „Selbstvergessens“ als auch der „Selbstbesinnung“ gegeben sind, ähnlich wie sich von RTL nach ARTE umschalten lasse (vgl. Matussek 2001).

Aufmerksamkeit kann im Zusammenhang mit der Jagd der Medien auf unsere Augen und Ohren als ein knappes Gut aufgefasst werden, das nur verteilt, aber nicht vermehrt werden kann. Bei steigendem Medienangebot erhöht sich deshalb tendenziell der Konkurrenzkampf um diese begrenzte Ressource. Schon „bei der Auswahl und Konstruktion der Themen und Themenaspekte [werden] strukturelle Präferenzen bestimmend: die Bevorzugung des Neuen und Überraschenden, die Überbetonung von Konflikten und spektakulär abweichenden Fällen (z.B. von Kriminalität)“ (Neidhardt u.a. 1994: 18). Unter diesen Bedingungen erstaunt es kaum, dass Thematisierungen grundlegender gesellschaftlicher Problemlagen und Ausblendungen (selbst bei steigender Diversifizierung der Angebotspalette) strukturell bedingt keinen dauerhaften Ort im Medienraum der breiten Öffentlichkeit erhalten (vgl. unten). Auch wenn sich „sowohl die Themenfokussierung als auch die Meinungsbildung in der Bevölkerung von öffentlichen Meinungsbildungsprozessen in einem erheblichen Maß abgekoppelt und verselbständigt hat“ (ebd.: 29), spielen die Kommunikationsprozesse via Medien eine wichtige Rolle in der Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Themen (vgl. ebd.: 31).

Wie der oben im Exkurs zum Aktienhandel angeführte Hinweis auf Shillers Untersuchungen zur Rolle der Informationsmedien im Börsengeschehen verdeutlicht, bleibt die Aufmerksamkeitsattraktion in den Massenmedien nicht ohne Folgen für die gesellschaftlichen Prozesse. Vielmehr können, um im Beispiel zu bleiben, Berichterstattungen über die Aktienbewegungen entsprechende Spekulationsblasen aufblähen, selbst wenn dafür keine rationalen Gründe angeführt werden können. Sie wirken eher indirekt (dennoch durchaus kraftvoll), indem sie zunächst an der Gestaltung der öffentlichen Aufmerksamkeit aktiv mitwirken, zur Bildung der gerade gängigen Beurteilungskriterien beitragen und eine Bühne zur Darstellung der Aktienhandlung bieten. Indem sie das Interesse ihrer Nachrichten auf schon zuvor in der Öffentlichkeit wahrgenommene Kursbewegungen richten, wird die Aufmerksamkeit auf

eben diese Bewegungen verstärkt. „So erzeugen die Medien mitunter ein kräftiges Feedback in einer Abwärts- oder Aufwärtsspirale sowie eine Abfolge von Blickverschiebungen“ (Shiller 2000: 115).

Nicht nur die Nachrichtensendungen, bei denen die Informationsfunktion noch Vorrang vor den Unterhaltungsfunktionen hat, spielen eine wichtige Rolle bei der Aufmerksamkeitsausrichtung, sondern gerade auch Filme und erfolgreiche Fernsehserien. Sie „wirken an der Setzung von öffentlichen Themen und damit am gesellschaftlichen ‚Agenda setting‘ mit.“ (Dörner 2001: 99) Wie Georg Franck meines Erachtens treffend beobachtet, reichert sich Aufmerksamkeit, die sich in Bekanntheit, Reputation, Prestige, Prominenz, Ruhm etc. in Personen und Institutionen akkumuliert, gerade auch indirekt über Kommunikationsprozesse an, in denen über Dritte gesprochen wird.

„Wie in der materiellen, so kann man auch in der Ökonomie der Aufmerksamkeit nicht mit der eigenen ‚Hände‘ Arbeit reich werden. Man muß andere für sich arbeiten lassen. In der Tauschökonomie der Aufmerksamkeit arbeiten andere für einen, indem sie über einen reden. Wenn man nur die Beachtung findet, die man direkt für eigene eintauscht, bleibt man arm. [...] Wirklicher Reichtum entsteht erst, wenn eine Art Kettenreaktion einsetzt: Das Aufsehen muß die Kreise, in denen über einen geredet wird, vergrößern, und diese Vergrößerung muß ihrerseits Aufsehen erregen.“ (Franck 1998: 123)

Ähnliches gilt, das wäre hier zu ergänzen, für die Akkumulation von Aufmerksamkeit, die Dingen und Sachlagen entgegengebracht wird; das mediale Präsentieren von und das Reden über bestimmte Sehenswürdigkeiten, Problemlagen oder Wunschvorstellungen erhöht deren Aufmerksamkeitswert. Die Massenmedien, mit deren Aufkommen und Ausweitung das Geschäft mit der Aufmerksamkeit seine ‚Industrialisierungsschübe‘ durchlaufen hat, fungieren in der Aufmerksamkeits Theorie von Franck als ‚Banken‘ der Aufmerksamkeitsökonomie, wobei in diesen die eingenommene Aufmerksamkeit in Proportion zum Geldeinkommen steht. Über die erwartbaren Einschaltquoten und Auflagenhöhen lassen sich Plätze der Aufmerksamkeitsattraktion vermarkten. „Was aus Publikationsmedien Massenmedien gemacht hat, das war die Geschäftsidee, dem Publikum Informationen anzubieten, um an seine Aufmerksamkeit zu kommen.“ (Franck 1998: 147f.)

Die Reproduktionstechniken erlauben es durch die vielfältige Streuung einer ‚Botschaft‘ die lebendige Aufmerksamkeit von Massen einzustreichen. Allerdings schauen diese nur hin, wenn ihr Geschmack (zumindest einigermaßen) getroffen wird. Auf der Produktionsseite erfordert die Ausrichtung der Angebote auf ein möglichst breites Publikum (auch wenn es sich nur um ein Spartenpublikum handelt), dass die Bindung der Darstellung zu Zwecken der Aufmerksamkeitsattraktion von dem gelockert wird, was die darstellenden Personen selbst wertschätzen, um so eine offene Identifikationsfolie für möglichst viele Rezipienten zu bieten.

Die unterschiedlichen Bereiche der Gesellschaft sind auf die Vermittlungsfunktion der Medien angewiesen, und alles, was in diesen erscheinen möchte, um Aufmerksamkeit zu erlangen, muss sich mediengerecht zurechtstutzen lassen. Medien bestimmen maßgeblich mit, was die öffentliche Aufmerksamkeit erreichen kann, und das deckt sich in vielerlei Hinsicht nicht mit den gesellschaftlich zu bearbeitenden Problemlagen. Damit verbunden ist ein Sog,

dem die neuen Techniken der Simulation des Möglichen zuspitzen und der darin auszumachen ist, dass ein zunehmender und maßgeblicher Teil der sozial wahrgenommenen Wirklichkeit eigens „zur Attraktion von Aufmerksamkeit“ (Franck 2000: 112) synthetisiert und herausgegeben wird. Und hier zeigt sich, was auch für andere, die Selbst- und Weltwahrnehmung strukturierende Bilder veranschlagt werden kann, nämlich dass die Quantität der Aufmerksamkeit, die eine Person bzw. ein Objekt einsammelt in Proportion zur subjektiven Wirklichkeitszuschreibung steht. „Der subjektive Eindruck wird soziologisch objektiv, sobald er sich in beträchtlichen Anzahlen von Subjekten manifestiert und zwischen diesen kommuniziert wird.“ (Franck 1998: 173)

Die Herstellung attraktiver Angebote rechnet, das hat sie längst von der Kunst gelernt, mit der Eigenkonstruktivität der Rezipienten und steuert deshalb bevorzugt die Empfindungsschichten und Wunschvorstellungen an, über die die Aufmerksamkeit die aufgenommenen Reize je individuell strukturiert. Die subjektiven Einsätze verobjektivieren sich, wenn sie in Massen auf eine unter hohem technischen Einsatz gezielt hergestellte Projektionsfläche treffen.

Siegfried J. Schmidt weist im Hinblick auf die Entwicklung der Werbung in den letzten zwei Jahrzehnten darauf hin, dass sich dort ein Zusammenhang bemerkbar macht, der schon für die Entwicklung der Kunst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts charakterisierend ist, „nämlich der sich offenbar selbst steuernde Zusammenhang von Innovation, Beschleunigung und Abnutzung (Normalisierung).“ (Schmidt 2000: 265, ; vgl. hierzu auch Groys 1999) Im Unterschied zur Kunst wird allerdings die Innovation in der Werbung allein schon dadurch rapide abgenutzt, dass sie immerfort wiederholt und von den Konkurrenten umgehend adaptiert wird, die ja ansonsten einen entscheidenden geldwerten Trend verpassen könnten. Die Innovation verliert so immer schneller ihre Funktion und die Aufmerksamkeitsattraktion kann mit ihr nicht lange erzielt werden. Allerdings, darauf werde ich unten noch zu sprechen kommen, ist es eben nicht nur das Neue, sondern, je nach Kontext gerade auch die Wiederholung des Vertrauten, was die Aufmerksamkeit zu binden vermag.

Der hohe Stellenwert der Aufmerksamkeit im weitestgehend von Werbung abhängigen Mediensystem bringt es mit sich, dass ihrer Herstellung zu einer „medienpraktischen Zentralaufgabe“ (ebd.: 261) avanciert ist. Die Werbung hat die Funktion Aufmerksamkeiten so anzuziehen, dass daraus Folgen erwachsen. Produkte sollen gekauft, Personen unterstützt und Botschaften zur Sinnproduktion angenommen werden. Wie Schmidt an der Entwicklung der Werbung seit den 1980er Jahren verdeutlicht, führt der Erfolg der Werbewirtschaft in der Attraktion von Aufmerksamkeit zu deren Verknappung und damit zugleich zu einer Vermarktung der Aufmerksamkeit selbst. In dieser sich aus der Ressourcenbeschränktheit der Aufmerksamkeit ergebenden Dynamik verlagert sich die Konzentration verstärkt auf eine Ästhetisierung der Werbeangebote. Werbungen als zunehmend eigenständige ästhetische Inszenierungen erlangen mitunter selbst den Status von Kunstwerken, lösen so aber zugleich die Bindung an das beworbene Produkt immer weiter.

Ebenfalls seit den 1980er Jahren ist eine weitere Tendenz der Entwicklung der Werbung zu beobachten, die Schmidt zufolge für das Mediensystem insgesamt zutrifft. Werbung und Mediensystem werden zunehmend reflexiv, sie referieren auf die eigenen Angebote und

schaffen so neue Angebote. Sie beobachten sich also zunehmend selbst und koppeln sich dabei verstärkt von ihren Umwelten ab, wobei die dabei konstruierten Medienwelten bezüglich ihrer Konsensfähigkeit Einbrüche hinnehmen müssen. Von den Nutzern werden diese aber „zunehmend als dominante Informations- und Inspirationsquelle für ihre eigenen Wirklichkeitskonstruktionen genutzt“ (ebd.: 272).

Dadurch ist das Mediensystem – und die Werbung in ihm – nach Ansicht Schmidts längst zum integralen Bestandteil der Wirklichkeitskonstruktionen geworden, in denen nicht mehr klar zwischen Medien- und ‚realer‘ Realität unterschieden werden könne. Schmidt formuliert die hier angedeutete Entwicklung als eines der von ihm diagnostizierten Paradoxe der Mediengesellschaft folgendermaßen:

„Je umfangreicher der Realitätsanspruch der Medien eingelöst wird, desto stärker werden die Inhalte durch Abkoppelung von lebensweltlichen Geltungsdeckungen virtualisiert. Die Aufmerksamkeitsökonomie der Medien macht die Inhalte zur Funktion der Aufmerksamkeitsstrategien aller am Medienprozeß Beteiligten. Wirklichkeitskonstruktion wandelt sich zunehmend zum Sampling von Medienbestandteilen.“ (ebd.: 273)

Im Zuge der Ausdifferenzierung der Medienangebote und der Individualisierung der Nutzungen stellt sich auch die öffentliche Sphäre als vielfältig aufgegliedert dar. Angesichts dieses Befundes dürfte es allerdings immer noch erforderlich und berechtigt sein, heuristisch zwischen medialen Inszenierungen und der Bewältigung von Alltagsanforderungen zu unterscheiden, nicht zuletzt um mögliche Anknüpfstellen für Prioritätensetzungen auch dafür herauszustellen, was und wie in dieser Sphäre medial vermittelt und reflektiert wird.

2.4.2 Massenmediale Blickausrichtungen

In den massenmedialen Verallgemeinerungsprozessen sind die wirtschaftlichen Interessen der Medienunternehmen involviert. Und da diese Interessen „organisch mit der privatwirtschaftlichen Eigentumsordnung der Gesamtgesellschaft verbunden“ sind (Dröge/Kopper 1991: 161), besteht gewissermaßen eine Tabuzone für die kritische Thematisierung von Interessen, die an den Fundamenten rütteln könnten.

Mit Franz Dröge und Gerd Kopper kann die Einbindung der Massenmedien in die Gesellschaft als eine solche betrachtet werden, die durch eine strukturelle Ausklammerung von wichtigen Problemlagen gekennzeichnet ist. Während effektive Interessenartikulation nur entsprechend organisierten Gruppierungen vorbehalten bleibt, kann die Tatsache, dass die prinzipielle Gleichberechtigung aller Individuen grundrechtlich zugesichert ist, den Blick gerade für strukturell bedingte Ausgrenzungsmechanismen verschleiern (vgl. ebd.: 189). Die über die Massenmedien angebotene (verallgemeinerte) Realitätskonstruktion ist allerdings, wie oben hervorgehoben, nicht ungebrochen. Quer zu ihnen stehen subjektive Realitätskonstruktionen, die sich über Kommunikationsprozesse zwischen Kollegen und Freunden innerhalb des individuellen Lebensbereichs herausbilden. Durch ihre selektierende, ausgrenzende

Struktur stellen die Medien eine „wichtige Widerspruchsebene im Bewußtsein vieler ihrer Konsumenten, welche ihrer sozialisierenden Wirkung parallel läuft“ (ebd.: 167), bereit. Ausselektierte Interessen verschwinden allerdings nicht einfach. Sie können die Grundlage zur Entwicklung alternativer Bestrebungen bilden (vgl. ebd.: 224), die gesellschaftlich ausgeblendete Zusammenhänge aufgreifen, um diese in einer breiteren Öffentlichkeit zur Geltung zu bringen. Die Artikulationen können im Rahmen von Teilöffentlichkeiten ihren Ausgang nehmen. Sie sind allerdings auf eine Vermittlung über die Massenmedien angewiesen, um ihre Reichweite erhöhen zu können. Tendenziell werden die in Alternativbewegungen zum Ausdruck kommenden Konfliktpotentiale bzw. Alternativvorschläge von den etablierten Strukturen der Themenverarbeitung in den Medien derart integriert, dass ihre irritierenden Potentiale abgeschwächt und die angesprochenen Themen ‚medienfähig‘ und damit auch gesellschaftsfähig werden, ohne dass die grundlegende Dynamik der gesellschaftlichen Prozesse in Frage gestellt wird (vgl. ebd.: 221f.).

Die medialen Angebote werden, wie dies oben allgemein für die Rezeption von Medienbotschaften schon angeführt wurde, von den Zuschauern in ihre Alltagskommunikation integriert und dabei transformiert und als Material zur Konstruktion der eigenen Weltbezüge verwendet. Die eigene und mit anderen geteilte Geschichte ist dabei ebenso wichtig wie die aktuelle Lebenssituation und die individuellen Kommunikationsnetze. Die Angebote dürfen aber auch nicht zu beliebig erscheinen und weisen deshalb zumeist auch genügend ‚kulturelle Selbstverständlichkeiten‘ auf (vgl. Dörner 2001: 84).

Die Unterhaltungsangebote übernehmen wichtige Funktionen für die Vergemeinschaftung, etwa bezüglich des geteilten Verständigungshorizontes z.B. dadurch, dass über die Programmangebote immer auch gesehen wird, was andere sehen. Populäre Unterhaltungsangebote bieten Material für konsensbildende Kommunikationen und zur Ausbildung von Identität.

„Unterhaltungsöffentlichkeit eröffnet gemeinsame Kommunikationsräume, steuert und bündelt Aufmerksamkeiten, bietet Schnittstellen für gemeinsame Anschlußkommunikation, stiftet orientierungsfreundliche öffentliche Meinung, stellt politisch-kulturelle Traditionsbestände auf Dauer und bietet Modelle von individueller und kollektiver politischer Identität an. Medienunterhaltung stellt für die Gesellschaft einen Raum zur Verfügung, in dem Bestände von kollektiv geteilten Vorstellungen, Werten, operativen Normen und Sinnentwürfen immer wieder neu inszeniert und beglaubigt werden.“ (Dörner 2001: 108)

Derart fungieren die Medienangebote zum einen als Befestigung des sozialen und kulturellen Status Quo und zum anderen bieten sie – über die Potentiale der Ausrichtung der Aufmerksamkeiten auf bestimmte Themen – Möglichkeiten, gesellschaftliche Wandlungsprozesse informativ und emotional zu begleiten und zu verstärken. Wenn beispielsweise Bourdieu (1998) zu einer grundlegenden Kritik am Fernsehen ausholt, dann geht es ihm in erster Linie um eine Kritik am Status Quo der Weise *wie* diese Funktionen übernommen werden, um eine Kritik, die auf die Defizite der aktuellen Perpetuierung und Verstärkung von sozialen und kulturellen Mustern im Fernsehen hinweist. In Anbetracht der oben skizzierten derzeitigen strukturellen Defizite der massenmedialen Landschaft käme es ja gerade darauf an, die

produktiven Möglichkeiten der Massenmedien zur Selbstreflexion der Gesellschaft zu entfalten.

Die Ausrichtung der Aufmerksamkeit ist aufgrund ihrer Fundierung in Kommunikationsprozessen aufs engste verbunden mit den sozialen und kulturellen Selbst- und Weltbezügen in sozialen Umfeldern. Der Mensch ist, wie Florian Rötzer schreibt, „verwoben in Aufmerksamkeitsnetzen.“ (Rötzer 1999: 52) Allerdings scheint es eher eine verzerrende Zuspitzung, wenn Rötzer fortführt: „*Was nicht in die Aufmerksamkeit fällt oder gefallen ist, gibt es nicht*, weil es weder wahrgenommen noch erinnert oder bewusst wird.“ (ebd.)

Unterschiedlichste Akteure sozialer Bewegungen – von Amnesty International, ATTAC, über BUND, Climate Action Network (CAN), Greenpeace bis hin zu Indymedia und zum APC-Network – die sich ausgegrenzter bzw. dethematisierter Belange annehmen, um sie einer breiteren Aufmerksamkeit zuzuführen, fungieren in diesem Zusammenhang, so ließe sich sagen, als unverzichtbare intermediäre Instanzen. Sie stehen vor dem grundlegenden Problem, dass sich bislang kaum Strukturen ausgebildet haben, die eine adäquate, den Problemlagen angemessene und *kontinuierliche* Thematisierung grundlegender gesellschaftlicher Problemlagen erlaubten und kommunikative Anschlussmöglichkeiten verstetigten. So wird beispielsweise die Expertise von Nicht-Regierungs-Organisationen (NRO) u.a. in von den Vereinten Nationen ausgerichteter internationaler Konferenzen angefragt, doch bleiben die Organisationen bei den politischen Entscheidungsprozessen weitgehend außen vor. Die ihnen zukommende Aufmerksamkeit bleibt temporär und bietet daher wenig kontinuierliche Reflexionsmöglichkeiten (vgl. hierzu z.B. die Beiträge in Altvater 1997). So geht etwa Peter Wahl davon aus, dass sich ein Nachlassen des Interesses der Medien an den ‚Aktionen‘ der Nicht-Regierungs-Organisationen auf deren Einflussmöglichkeiten auf politische Entscheidungen auswirkt, d.h., wenn es diesen nicht gelingt Öffentlichkeit herzustellen, sinkt auch das Interesse der Regierungen an ihren Belangen (vgl. Wahl 1997: 305).

Sozialen Bewegungsakteure, die sich solidarisch den unterschiedlichsten Problemlagen und ausgegrenzten Interessen annehmen und über Zugang zu Kommunikationsmitteln und Wissensnetzen verfügen, können als wesentliche Akteure einer aktuellen ‚gegenöffentlichen‘ Sphäre betrachtet werden, die zumindest zur teilweisen Kompensation dieser Defizite entscheidend beitragen. Den sozialen Bewegungen kommt eine hohe Bedeutung für die Selbstreflexion heutiger Gesellschaften zu und gerade weil sie in erster Linie Resultate selbstorganisatorischer Hervorbringung sind, sind sie auf die Entwicklung von Rahmenbedingungen angewiesen, um gesellschaftliche Relevanz zu erlangen. Auch in alternativen Kommunikationsprozessen deutet sich ein erhöhter Bedarf an medialer symbolischer Vermittlung an, insbesondere wenn es um die Verankerung der Bewältigung globaler Problemlagen in lokalen Kontexten geht.

Wie oben bereits dargelegt, sind die heutigen Massenmedien, besonders die elektronischen, durch ausgeprägte Unterhaltungsfunktionen gekennzeichnet, während gebrauchorientierte Funktionen wie Informationsversorgung in den Hintergrund treten. Sie richten ihre Angebote in erster Linie an ein allgemeines Publikum. Sie repräsentieren mithin eine (breite) Öffentlichkeit, allerdings eine Öffentlichkeit, die über die Selektionsmechanismen der Massenmedien und deren Einbindung in die sozialen Strukturen transformiert ist. Daneben entstehen

spezialisierte Medien wie Fachmagazine, Spartenkanäle etc., die jeweils nur von einem begrenzten Teil der Bevölkerung zu vorrangig operativen Zwecken genutzt werden. Hierdurch wird das unbestreitbar vorhandene Informationsungleichgewicht in der Gesellschaft forciert (vgl. Dröge/Kopper 1991: 99, 124f., u. 244f.).

Innovative Wiederholungen

Als Attraktor für Aufmerksamkeit bietet sich seit jeher das Neue und das Innovative an, das allerdings nur in seiner Wiederholung wahrgenommen werden kann: „Das singulär Neue [...] bliebe so unauffällig wie eine repetitive Endlosschleife langweilig. Beidem wird keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt. [...] Um aufmerksam zu machen, braucht das Neue eine Folie des Vertrauten und die Redundanz benötigt variierende Abweichung“ (Werber 1999/2000: 143). Deshalb erscheinen die Neuigkeiten des Tages jeden Tag aufs Neue in den gleichen Formaten. Die Flüchtigkeit der präsentierten scheinbar in der Realität so anfallenden Neuigkeiten wird durch Redundanz der Formate aufgefangen, die als Schablonen im Unterschied zu ihren Inhalten im Gedächtnis bleiben.

In den Massenmedien wird zumeist nicht mit gesendet, dass es sich bei den in ihnen präsentierten Realitäten um Konstruktionen handelt. Anders ist dies, wie Werber hervorhebt, bei der Kunst. Hier ist immer schon bekannt und wird entsprechend reflektiert, dass es sich sowohl bei den Inhalten als auch bei den Formen um Schöpfungen handelt. Thematisch werden in der Kunst beide Aspekte der nach Ansicht Werbers in der Aufmerksamkeit wirksamen Differenz von Innovation und Redundanz. Die Redundanz in der Kunst ist durch wiederholte Rezeptionsmöglichkeiten, Verweise auf andere Werke der Kunst und Stilelemente gegeben. „Moderne Kunst [...] führt offensiv genau das vor, was die Massenmedien meisterhaft zu verbergen verstehen: das Primat der Form über den Inhalt, der Mitteilungsart über den Informationswert.“ (ebd.: 147) Die Kunst akkumuliert mit der Zeit Aufmerksamkeitswert. Sie führt die Aufmerksamkeit des Rezipienten in sich hinein und verlangt Zeit, die sie zumeist auch gibt. Dagegen zielt die Aufmerksamkeit der Massenmedien auf den Moment und ist schon wieder vorbei (vgl. ebd.: 147). Da für Kunst (wie für die Religion) Staunen grundlegend ist, ist sie auf Aufmerksamkeitsattraktion angewiesen. Im Zuge der allgemeinen Ästhetisierung der Lebenswelt und der Information ist sie aber auf eine legitimierende ‚Rahmenerzählung‘ angewiesen, um als solche wahrgenommen werden zu können.

2.4.3 Weisen des Aufmerkens

Veränderungen der Blickausrichtung sind nicht selten gerade mit dem Auftreten von Unerwartetem, von Neuem und Fremdem assoziiert. Ein solches Aufmerken gegenüber dem Unerwarteten kann auf zwei Dimensionen von Aufmerksamkeit verweisen, die Georg Franck in seinem Aufmerksamkeitsbegriff unterscheidet. Franck bezieht sich dabei auf die im Englischen bestehende Differenzierung zwischen ‚awareness‘ und ‚attention‘ und betont so die Differenz zwischen Zuständen einer „wachen Achtsamkeit“ und einem „gezielten Achtgeben“ (vgl. Franck 1998: 28ff.). Die wache Achtsamkeit ist ein intransitiver Zustand des „Daseins, in dem überhaupt ein Merken, Spüren, Empfinden da ist und nicht vielmehr nichts.“ (ebd.: 29) Eine solche Achtsamkeit ist gleichbedeutend mit bewusster Präsenz, denn in ihr überschneiden sich für Franck Bezugsbereiche der Begriffe ‚Bewusstsein‘ und ‚Aufmerksamkeit‘. Im gezielten Achtgeben ist die Aufmerksamkeit dagegen deutlich auf einen Gegenstand fokussiert und blendet andere Wahrnehmungen und Gedanken ab. Beide Zustandsqualitäten sind in der alltäglichen Aufmerksamkeit mit je unterschiedlicher Gewichtung verbunden. Der Begriff des Bewusstseins ist für Franck dennoch nicht wesentlich von dem der Aufmerksamkeit unterschieden, vielmehr setzt er andere Akzente, etwa darin, dass er häufig mit der Rede vom ‚Ich‘ oder mit begrifflicher Reflexion assoziiert ist, während Aufmerksamkeit eher mit Selbstbezüglichkeit oder mit kontemplativen Zuständen des „Bei-sich-Seins“ verbunden wird (vgl. ebd.: 30f.).

Walter Benjamin setzt sich in seinem Aufsatz „Das Kunstwerk im Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit“ u.a. mit der „tiefgreifenden Veränderung des Apperzeptionsapparates“ (Benjamin 1963: 39) auseinander, die aus den Anforderungen der Reizfülle des großstädtischen Lebens erwachsen. Der Großstädter sieht sich einem derart schnellen und vollen Strom von Sinnesreizen ausgesetzt, dass er jederzeit Gefahr läuft, ‚daneben zu treten‘. Was er benötigt, um seine subjektive Wahrnehmung an die objektiven Anforderungen der Zeit anzupassen, bietet ihm das Kino. „Der Film ist die der gesteigerten Lebensgefahr, der die Heutigen ins Auge zu sehen haben, entsprechende Kunstform.“ (ebd.; Fußnote 29) Im Film ist der Betrachter durch das unaufhaltsame Fortschreiten der Bilder daran gehindert seinem eigenen Assoziationsablauf zu folgen, dieser wird stets durch die unaufhaltsamen Folgebilder unterbrochen. In diesem fortlaufenden Strom der Bilder liegt für Benjamin die Schockwirkung des Films begründet und „wie jede Chockwirkung“ will diese durch „gesteigerte Geistesgegenwart aufgefangen sein.“ (ebd.) In den im Film durch Großaufnahmen, Zeitlupenansichten, Schnittmöglichkeiten etc. eröffneten neuen Perspektiven sieht Benjamin eine Schule des Apperzeptionsapparates für die Anforderungen der Zeit, sowie ein „Mittel im Kampf gegen die heutige Gesellschaftsordnung“, womit zugleich die wichtige Leistung des Films für die Zeit benannt ist. „Denn: *Die Aufgaben, welche in geschichtlichen Wendezzeiten dem menschlichen Wahrnehmungsapparat gestellt werden, sind auf dem Wege der bloßen Optik, also der Kontemplation, gar nicht zu lösen. Sie werden allmählich nach Anleitung der taktilen Rezep-*

tion, durch Gewöhnung, bewältigt.“ (Benjamin 1963: 41) Im Film ist der Betrachter im Zustand einer begutachtenden und zugleich zerstreuten Wahrnehmungshaltung. Er muss nicht aufmerksam im Sinne einer konzentrierten Wahrnehmungsfokussierung sein, sondern beobachtet den Strom der Bilder in „gesteigerter Geistesgegenwart“. Er ist auf besondere Weise im Zustand wacher Achtsamkeit ohne sein Achtgeben zugleich auf Einzelnes richten zu müssen. Der Apperzeptionsapparat des ‚Examimators‘ lernt dabei gerade nicht durch Ausweitung der Kontrolle über alle Aspekte des alltäglichen Ereignisstroms, sondern indirekt durch Gewöhnung an die Reize, durch eher unbewusst verlaufende Selektionsmechanismen, die die im Alltagsvollzug erforderliche Geistesgegenwart stützen können.¹²

Benjamin verweist in diesem Zusammenhang auf zwei Weisen der Rezeption von Architektur, auf eine taktile im Gebrauch und auf eine optische in der Wahrnehmung, wie sie etwa in der bewussten kunsthistorischen Betrachtung vorherrscht. Anders als die optisch-kontemplative Haltung erfolgt die taktile Rezeption nicht im Modus eines „gespannten Aufmerken“, vielmehr in einem „beiläufigem Bemerken“. Die taktile Rezeption ruht auf Gewöhnung auf, die einen Umgang mit der gebauten Umwelt in zerstreuter Haltung erlaubt und man könnte ergänzen, die erst den Blick eröffnet für die sozialen und kommunikativen Geschehnisse im Raum. Sie könnte als Teil dessen betrachtet werden, was der Neurobiologe und Philosoph Gerhard Roth als eine Art „Hintergrundbewusstsein“ bezeichnet vor dem sich „das stetig wechselnde *Aktualbewusstsein*“ abspielt (vgl. hierzu auch Abschnitt 3.3). Die in der Raumsozialisation angeeignete Gewohnheit der taktilen Wahrnehmung der gebauten Umwelt kann als eine Kompetenz der Orientierung in der Zerstreuung betrachtet werden, die im Alltagshandeln den Spielraum für eine Selektion und ungebundene Reflexion der Umweltgeschehnisse und Differenzwahrnehmungen sowie ein spontanes Eingehen auf die Anforderungen eröffnet.

Auch mit dem Film verbindet Benjamin zwei Wahrnehmungshaltungen, die begutachtende, über die ganz neue Einblicke in das „Optisch-Unbewußte“ erlangt werden und eine zerstreute, über die ohne gezielte Ausrichtung des Achtgebens dennoch eine Gewöhnung der Wahrnehmung erfolgen kann. Letzteres mutet zunächst paradox an, lässt sich aber darüber auflösen, dass die beiden Haltungen gleichsam fast unbemerkt in der Wahrnehmung des nicht stillstehenden Bilderstroms sich (mitunter in schneller Abfolge) abwechseln können. In der begutachtenden Haltung ist der Betrachter sicherlich weniger zerstreut als in der Wahrnehmungssituation, in der ein schneller Bildwechsel auch kaum Ansätze einer begutachtenden Haltung erlaubt. Entscheidend scheint für Benjamin aber zu sein, dass die begutachtende Haltung nicht von Aufmerksamkeit begleitet sein muss, wobei hier eigentlich nur die Aufmerksamkeit eines gezielten Achtgebens gemeint sein kann, denn die gesteigerte Geistesgegenwart, die für Benjamin die Filmwahrnehmung kennzeichnet, kann nach der oben mit

¹² Es ließe sich hier eine kritische Betrachtung der Wahrnehmungshaltung heutiger Filmbetrachter anfügen, denen das filmische Moment schon derart zur Gewohnheit geworden ist, dass Filmbetrachtung und Assoziationsablauf zumindest phasenweise durchaus parallel verlaufen können. Unter MTV-Bedingungen ist der Trainingseffekt wohl noch einmal um ein mehrfaches gesteigert. Auch müsste hier angefügt werden, wie sich die zerstreute Wahrnehmungshaltung in Beziehung zur aufmerksamen verhält, die sich im Verlauf der Zeit abwechseln, die Hand reichen und ergänzen müssen, um auf Anforderungen adäquat reagieren bzw. handeln zu können.

Franck eingeführten Differenzierung der Aufmerksamkeit als der Aspekt einer ‚wachen Achtsamkeit‘ betrachtet werden.

Aleida Assmann (2001) macht den Vorschlag, zwei grundlegende „Wurzeln von Aufmerksamkeit“ zu differenzieren, aus denen sich dann andere Formen ableiten lassen. Die erste Form steht als *Strategische Aufmerksamkeit* im Zusammenhang mit der alltagspraktischen Lebensbewältigung, der „Sicherung und Geltung der Person“, während die zweite Form als *transzendierende Aufmerksamkeit* nach Sinndeutung und neuen Erkenntnissen, nach Wahrnehmungssteigerung und Bedeutung strebt. Assmann vertritt die These, dass die Spaltung der Aufmerksamkeit in diese beiden Formen grundlegend für das menschliche Dasein ist, und dass sich keine der beiden Formen der anderen unterordnen lässt. „Die *strategische* Form der Aufmerksamkeit wird aktiviert, wo immer es um Gefahr und Gewinn, um Macht und Erfolg geht, sei es in der Savanne der Jäger und Sammler, sei es im Dschungel der Medienkonkurrenz.“ (ebd.: 21) Sie wird dabei selbst wiederum von zwei Bedürfnissen, dem nach Sicherheit und dem nach Sichtbarkeit, gezogen. In ihr kommen Wachsamkeit („Vigilanz“) und Inszenierung zusammen. Sie richtet sich auf „Techniken der Selbstermächtigung, sei es durch Risikobewältigung oder Selbstdarstellung.“ Wenn die *transzendierende* Aufmerksamkeit sich dem offenen Horizont des Fremden und Anderen öffnet, setzt dies die geleistete Arbeit der strategischen Aufmerksamkeit, d.h. einen geschützten Rahmen, voraus. In ihrer philosophischen Form staunt sie über die Dinge und führt, intellektuell angetrieben, zu Erkenntnis und Wissen, zu Kritik und Skepsis. Sie ist als solche aber immer nur ein vorübergehender Zustand. Verstetigt wird das Staunen erst in der religiösen Ausprägung der transzendierenden Aufmerksamkeit und zwar über „Techniken der Andacht“ (ebd.: 22) und der meditativen Versenkung. Zu dieser religiösen Form zählt auch die „Observanz“ als Regelbefolgung und Ritenpraktik.

Aus den Grundformen der Aufmerksamkeit lassen sich Assmann zufolge jüngere Formen, die ethische und die ästhetische Aufmerksamkeit, ableiten. In der ethischen Aufmerksamkeit kehrt sich das Sehnen nach Beachtung der strategischen Aufmerksamkeit in eine Hinwendung zu anderen um. Die ästhetische Aufmerksamkeit leitet sich Assmann zufolge aus der religiösen Andacht her. Wie die religiöse Aufmerksamkeit beruht ihre „transzendierende Kraft [...] auf einer Umschaltkompetenz, die die Wahrnehmung vom Alltäglichen aufs Außeralltägliche und vom Sinnlichen aufs Geistige bzw. vom Abstrakten aufs Sinnliche, vom Gewöhnlichen aufs Ungewöhnliche und vom Zweckmäßigen aufs Bedeutungsvolle umzulenken vermag.“ (ebd.: 22) Dabei ist die ästhetische Aufmerksamkeit mit der strategischen insofern assoziiert, als sie sich neben Entfremdungsverfahren auch Formen der Inszenierung bedient; während erstere eine „Erneuerung der Wahrnehmung“ unterstützen, tragen letztere zur „Steigerung von Sichtbarkeit“ (ebd.) bei. Die von Assmann hervorgehobene ästhetische Aufmerksamkeit kann als ein subjektives Vermögen betrachtet werden, das von den Anforderungen des Alltagshandelns gewissermaßen eingefordert wird. In Kapitel 6 werde ich auf diese Überlegungen zurückkommen.

3 Subjektpositionen

„Wir haben die Tendenz, uns das Wahrnehmen als einen äußeren Vorgang vorzustellen, in dem wir selbst als Teil, als Rand des Wahrgenommenen zugegen sind, diese Wahrnehmung aber nur abrufen oder abtasten, und übersehen dabei leicht, dass dieses Wahrnehmen, als Synthese von Nervenreizungen, hinter unserer Stirn stattfindet. Wir bewegen uns in unserem Kopf und zugleich in dem, was sich uns darin als Wirklichkeit darstellt.“ (Schwarte 2000: 262)

Bernard Waldenfels hat in seinen Untersuchungen zur ‚Phänomenologie des Fremden‘ wiederholt darauf hingewiesen, dass das Subjekt nicht anders zu konzipieren ist als in seiner grundlegenden Bezogenheit auf die Anderen bzw. auf das Andere, das bereits auf der Ebene der Wahrnehmung auftritt: „die Wahrnehmungswelt ist nicht meine Privatwelt. Schon die Dinge verweisen auf Andere, und ein wahrnehmendes Wesen, das sich in der Welt befindet und in ihr wirkt, ist immer schon durch die gemeinsame Bezugnahme auf die Dinge mitgeprägt.“ (Waldenfels 2000: 299) Unsere Bezugnahme zur Welt ist grundlegend mit Anderem vermittelt; aus dem Blick des Anderen folgt, „daß wir einer Wirkung unterliegen, die unserem eigenem Zugriff immer schon zuvorkommt“ (ebd.: 298). Dieser Vermitteltheit der Selbst- und Weltbezüge werde ich mich im Folgenden zunächst mit Bezug auf Helmut Plessners Konzeption der exzentrischen Positionalität des menschlichen Daseins nähern. Plessners Auffassung einer ‚conditio humana‘ kann, vorausgesetzt sie wird als historisch variable aufgefasst, verdeutlichen, dass unsere Selbst- und Weltbezüge grundlegend durchkreuzt sind, dass wir in der Welt sind in Form eines Mit-Seins und dass daraus die Möglichkeit wie auch die Notwendigkeit erwächst, das eigene Konstruieren und Veräußern zu reflektieren.

In den nachfolgenden Abschnitten wird es dann darum gehen, inwieweit wir uns überhaupt die Möglichkeit eines eigenen Sprechens und selbstbestimmten Handelns vorstellen können, denn es geht in der Betrachtung von Subjektpositionen immer auch um die kulturellen Programme bzw. Codes, über die Subjekte erst hervorgebracht werden und sich selbst hervorbringen. In einem Exkurs werde ich den Blick zunächst auf den Diskurs zu Fragen nach der Freiheit des Willens richten. In diesem Diskurs äußern sich Stimmen, die in ungerechtfertigter Verallgemeinerung und Übertragung von Ergebnissen der Hirnforschung auf den Bereich sozialer Praxis die Möglichkeit freier Entschlüsse und Handlungen in Frage stellen. Anschließend werde ich kurz auf die frühe Subjektkonzeption von Foucault eingehen, aus der sich der Handlungsspielraum der Subjekte ebenfalls verflüchtigt hat. Die anschließenden Überlegungen werden jedoch zeigen, dass es nach wie vor Sinn macht, die über Subjektkonzeptionen gefassten Formen der Selbst- und Weltbezüge als solche aufzufassen, die den Individuen Wahrnehmungs-, Reflexions- und Handlungsspielräume eröffnen. Nach einigen Überlegungen zur Entwicklung moderner Subjektkonzeptionen und Subjektkulturen werde

ich dann Gedanken des späten Foucault zur ‚Lebenskunst‘ aufgegriffen, die die Reflexion über Prozesse der Subjektivierung erweitert haben.

3.1 Exzentrische Positionalitäten

„ ‚Ich bin, aber ich habe mich nicht‘, charakterisiert die menschliche Situation in ihrem leibhaften Dasein. Sprechen, Handeln, variables Gestalten schließen die Beherrschung des eigenen Körpers ein, die erlernt werden mußte und ständige Kontrolle verlangt. Dieser Abstand in mir und zu mir gibt mir erst die Möglichkeit, ihn zu überwinden.“ (Plessner 1961: 68)

In der philosophischen Anthropologie Helmuth Plessners¹³ wird das menschliche Dasein als eines charakterisiert, das der ‚natürlichen‘ Welt (die er als eine ‚offene Pluralität‘ auffasst) distanznehmend entgegentritt. Zwar bleiben wir dieser natürlichen Welt körperlich zugehörig, doch zugleich halten wir eine ‚Sonderstellung‘ dadurch inne, dass wir zu ihr in einem Verhältnis ‚vermittelter Unmittelbarkeit‘ stehen. Prägnant zusammengefasst hat Plessner diese Verortung des menschlichen Daseins in folgender Passage über die Sprache aus seinem Aufsatz ‚Conditio Humana‘:

„Sprache wahrt als Ausdruck vermittelter Unmittelbarkeit die Mitte zwischen der zupackenden, greifenden und gestaltenden Hand, dem Organ der Distanz und ihrer Überbrückung, und dem Auge als dem Organ unmittelbarer Vergegenwärtigung. Sprache steht aber nicht etwa nur zwischen diesen Funktionen, sondern verschmilzt sie auf eine neue, in ihnen beiden nicht vorgegebene Weise. Ihr packender Zugriff macht sichtbar und evident, ist Hand und Auge in einem. Die Metapher selbst ist ihre spezifische Leistung: Sprache überträgt, schiebt sich an die Stelle von etwas, ist das repräsentierende Zwischenmedium in dem labil-ambivalenten Verhältnis zwischen Mensch und Welt. Dem Menschen wächst in ihr ein virtuelles Organ zu, dessen Gebrauch den Gebrauch der physischen Organe zwar nicht entbehrlich macht, aber entlastet. Wie das Werkzeug spezielle Funktionen übernimmt, so übernimmt die Sprache den menschlichen Weltkontakt. Sie bekommt ihn in den Griff, indem sie ihn virtualisiert. [...] Wie beim Gehen befinden wir uns beim Sprechen in einem labilen Gleichgewicht, das uns wie durch unseren physischen Körper, so durch den Körper einer Sprache zwar ermöglicht, aber nicht garantiert ist. Sprechend bin ich wie ein anderer, gegen ihn austauschbar, weil in die Reziprozität der Perspektiven eines Sprachgefüges von vornherein eingetaucht. Ihm ist das Füreinander der Sprechenden strukturelle Bedingung.“ (Plessner 1961: 60f.)

¹³ Die philosophische Anthropologie steht in einem schlechten Ruf, weil sie in mancher Ausprägung gekennzeichnet ist von naturalistischen Fehlschlüssen oder unterstellten anthropologischen Konstanten. Auch Plessner hat nach einer „gegen alle Deutungen invarianten Daseinsweise“ (Plessner 1961: 81) Ausschau gehalten, doch ist gerade der Aufweis der geschichtlichen Prägung fast aller Aspekte der ‚Conditio humana‘ charakteristisch für sein skeptisches Philosophieren. Den Aspekt, den er als Invariante hervorhebt, die ‚exzentrische Position‘ menschlicher Akteure in der Welt, eignet sich jedoch kaum für ideologische Anheftungen (vgl. Brede 1995: 690f.; Redecker 1997 u. Plessner 1966).

Um Missverständnissen vorzubeugen: wenn Plessner hier von einer unmittelbaren Vergewärtigung mittels des Auges spricht, dann ist damit kein unmittelbarer Zugang zur Welt gemeint, über den diese intern abgebildet würde, sondern ein unmittelbares Affizieren des Sehsinns. Plessner geht von einer grundlegenden Vermitteltheit menschlicher Weltwahrnehmung aus, denn menschliches Dasein ist durch „'Unergründlichkeit' als letzte ‚Grundlosigkeit‘“ gekennzeichnet (vgl. Redecker 1993: 74). Menschen vermögen es, das unmittelbare Reagieren auf Reize zumindest vorübergehend zu suspendieren und in ein reflektierendes Verhältnis zu sich und Anderem zu treten. Und ohne dadurch von diesen unabhängig geworden zu sein, sind sie doch in der Position, sich selbst eine Orientierung geben zu müssen. Im Unterschied zur stärkeren Umweltfixiertheit der Tiere beziehen sich Menschen für Plessner in einer ‚offenen‘ Weise auf die Welt. Die Offenheit dieses Weltbezugs ergibt sich aus der exzentrischen Position des menschlichen Daseins, doch ist sie nicht unbegrenzt, sondern immer vermittelt. Die Welt ist in Erscheinungen gegeben, in denen das Gegebene durch unsere Wahrnehmung wie durch unser Handeln gebrochen erscheint. Aber auch wenn das menschliche Weltverhältnis grundlegend durch Gebrochenheit und Indirektheit gekennzeichnet ist, so büßen die Erscheinungen in ihrer Vermittlung jedoch nicht die „unmittelbare Manifestationskraft ihrer Wirklichkeit“ (Plessner 1961: 67) ein. Das bedeutet für Plessner, dass die im Alltagsverständnis übliche Unterstellung der Eigensinnigkeit der Welt durchaus plausibel, unsere Erkenntnis über diese allerdings begrenzt ist. Aufgrund des Zwangs, die offene Wirklichkeit und ihre Unvorhersehbarkeit in den ‚Griff‘ zu bekommen, wird eben diese Offenheit des Weltbezugs durch eine künstliche Horizontverengung begrenzt. Die Begrenzung wie auch die Exponiertheit der Menschen in der Welt geben „einer ambivalenten Lage Ausdruck“, die Plessner als menschliche Grundverfassungen betrachtet und „die bald in Überlegenheit, bald in Schwäche und Unsicherheit manifestiert wird. Unbehaustheit und planend-gestalterisches Können, das die Dinge im Griff hat, begegnet auf Schritt und Tritt der Chance einer übermächtigen Drohung, den Dingen ausgeliefert zu sein, ihnen zu erliegen.“ (ebd.: 83)

Weder über eine ‚natürlich‘ fest geprägte Identität noch über eine feststellbare Mitte verfügend, können und müssen Menschen zu sich selbst Stellung beziehen. Das macht für Plessner die nicht-metaphysische Sonderstellung der Menschen in der Welt aus, die sie zugleich in die Verantwortung zieht gegenüber den Möglichkeiten, in denen sie sich verstehen und realisieren können. Exzentrische Position bedeutet, dass wir über keinen unmittelbaren Bezug zu uns selbst verfügen. Ähnlich wie die Existenzialphilosophie und die Phänomenologie geht Plessner von einer Doppelaspektivität des Welt- und Selbstbezugs der Menschen aus. Das heißt, Menschen stehen vor jeder Möglichkeit der Unterscheidung in einem doppelten Verhältnis zu sich selbst aber auch zu Anderem; sie erfahren sich als eine „Einheit in zwei Aspekten“ (Redecker 1993: 86), indem sie sich selbst nur im eigenen Bewusstsein betrachten können. Menschliches Dasein empfindet sich als ‚Ich‘ und ‚Bewusstsein‘ gewissermaßen im Bewusstsein eingeschlossen, auch gegenüber der Außenwelt. „Um sich als ‚Ich‘ erfahren, manifestieren zu können, muß der Mensch bereits die Verdopplung innerhalb des eigenen Bewußtseins vollzogen haben, auf Grund derer er erst zu seiner eigenen Identität (Ich=Ich) gelangen kann.“ (ebd.) Das Ich steht in der Polarität ‚aus mir selbst‘ und ‚zu mir selbst‘ und

erst wenn es zu einer Fundamentalisierung des Bewußtseins kommt, etwa bei Descartes, stellen sich Subjekt und Objekt in einen Gegensatz zueinander. Das doppelte Verhältnis zu sich und der Welt liegt vor der Trennung in Innenwelt und Außenwelt, es ist zunächst neutral gegenüber den Dichotomien, „mit denen das menschliche Denken ringt“ (ebd.: 88).

Dieses doppelte Verhältnis spiegelt sich in den Aspekten Körper und Leib: aufgrund des exzentrischen Blickwinkels haben Menschen einen Körper als sei dieser ein Objekt unter anderen, das sich jeweils an einer bestimmten Stelle im Raum-Zeit-Kontinuum verorten lässt. Der Einzelne ist aber zugleich sein Körper als ‚Leib‘. Durch die exzentrische Position „außerhalb seiner selbst und zu sich hin“ (ebd.: 151) wird die scharfe Trennung zwischen innen und außen aufgehoben, auch wenn gerade diese Trennung für die alltägliche Wahrnehmung unserer selbst in der Welt häufig so kennzeichnend ist.

In der phänomenologischen Leibauffassung von Merleau-Ponty und – im Anschluss an diesen – auch von Bernhard Waldenfels, gilt der Leib, im Unterschied zum Körper, als Gesichtspunkt zur Welt, den wir nicht umgehen können. Wie in der von Plessner thematisierten Doppelaspektivität erfolgt im Leib eine Vermittlung zwischen innen und außen. Der Leib, der zugleich wahrnehmbares Äußeres und wahrnehmbares Inneres ist, fungiert hier als „unser allgemeines Medium eine Welt zu haben“ (Becker 1998: 277). Er hat sowohl einen Doppelcharakter als auch eine Zwischenstellung, über die unsere Beziehung zur Welt wie auch unser persönliches Erleben gewährleistet sind.

„Ich sage nämlich nicht: meinem Körper ist etwas zugestoßen oder mein Körper befindet sich irgendwo, sondern ich sage: mir ist etwas zugestoßen bzw. ich befinde mich irgendwo. Was sich in diesem Sprachgebrauch offenbart, ist das besondere Verhältnis, das der Mensch zu seinem Leib hat. Dieses äußert sich schon darin, daß der Leib immer da ist, daß man sich nie von ihm entfernen kann. Zudem ist der Leib fähig, ein Phänomen doppelt wahrzunehmen: In der Berührung meiner Hand ertaste ich diese als externes Objekt, als Körperding; gleichzeitig aber spüre ich die Berührung selbst, die Hand ist Teil meines Leibes.“ (ebd.: 276f.)

Jede Erfahrung, auch die der eigenen Leiblichkeit, erfolgt vermittelt über den Leib. Das von Plessner allgemein für die Grundverfassung des menschlichen Daseins geltend gemachte doppelte Verhältnis zu sich und der Welt können wir am eigenen Leib wohl am deutlichsten erfahren. Unsere Leiberfahrung ist eine, die uns kontinuierlich begleitet, sie ist gewissermaßen ein präreflexiver Ort des Bezugs unserer Welterfahrung, auch wenn wir unseren Leib in unterschiedlichen Kontexten je verschieden erfahren können. „Überall wird das bewußte Verhalten gestützt, getragen, angeregt von leiblichen Impulsen, die einen Sinn anbieten und in denen das Ich bereits lebt, anstatt sie bloß instrumental zu gebrauchen [...]. Es geht in meinem Verhalten mehr von mir aus, als bewusst durch mich gesetzt wird, da ich mich bereits in mein Verhalten eingesetzt finde“ (Waldenfels 1980: 42).

Das leibliche In-der-Welt-Sein prägt unsere sinnliche Wahrnehmung der Welt, die den ersten Zugang zu ihr bildet und über den alle weiteren Erkenntnisse über sie abgeleitet werden müssen. Wie wir uns die Welt erklären, die Weisen wie wir dies sprachlich kulturell vermittelt tun, ist eingebunden in das Feld der Welt, in dem wir uns vor jeglicher Reflexion immer schon bewegen. Unsere Erfahrung der Welt ist vielfältig präreflexiv in der Fülle der uns

fortwährend begleitenden sinnlichen Wahrnehmungen. „Jede Form von Erkenntnis ohne den Rückbezug auf diesen leiblichen Ursprung unserer Welterfahrung bleibt eigentümlich leer – ihre Sinnhaftigkeit auf den Wahrheitsgehalt prädikativer Ausdrücke zu beschränken hieße, sie ihrer lebendigen Verwurzelung, der ursprünglichen Vertrautheit des Menschen mit der Welt zu berauben.“ (Becker 1998: 281) Die Erfahrung des In-der-Welt-Seins mit dem Leib verdeutlicht zudem die Begrenztheit des eigenen Standpunktes und der Möglichkeiten des Zugriffs auf die Welt, gleichermaßen aber die Möglichkeit, einen anderen Blickwinkel einnehmen zu können. Während wir einen äußeren Gegenstand aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten können, gelingt uns dies gegenüber unserem Leib nicht in gleicher Weise, denn im sinnlichen Wahrnehmen gehören wir selbst zum Wahrnehmbaren: der Leib hat wie das Auge einen blinden Fleck, den wir im Sehen nicht selbst sehen. Sehen und Wahrnehmen insgesamt bedeutet immer zugleich auch Nicht-Sehen bzw. Nicht-Wahrnehmen: „im und durch das Sehen wird Bestimmtes ausgeschlossen; diese Grenze kann lediglich verschoben werden durch Umorganisation des Blickfeldes, läßt sich jedoch nicht grundsätzlich überwinden.“ (Waldenfels 1987: 201, hier zitiert nach Becker 1998: 285) Auch wenn wir den Dingen gegenüber in ein Distanzverhältnis treten können, „leben wir in der Welt und nicht vor der Welt“ (Becker 1998: 285). Wir erfahren deshalb selbst die Leere, von der oben mit Pascal gesprochen wurde, begleitet von einer präreflexiven Fülle der Wahrnehmungen. Und wenn wir in einen Zustand des Lebensüberdrusses gleiten sollten, der, wie Bürger hervorhebt, eher als ein Zustand des Nicht-Subjekts beschrieben werden kann, so ist auch ein solches Empfinden eingelassen in ein leibliches In-der-Welt-Sein.

Doch lässt sich aus dem Gesagten nicht auf einen letzten Grund des Weltbezugs schließen. Vielmehr steht die präreflexive Erfahrung in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis mit dem, was sie fundiert, nämlich die Reflexion der Welterfahrung. Von einer Ursprünglichkeit der Erfahrung kann nicht gesprochen werden, weil sich das Denken auf die Wahrnehmungen zurückbezieht, mit diesen gewissermaßen oszillierend zugleich ist. Wir nehmen die Welt im Zusammenhang mit unseren Erkenntnissen wahr. „Jeder leibliche Weltbezug ist somit in seiner Spezifität immer durch Sprache und Kultur geprägt, also eingebettet in das Feld geschichtlicher und kultureller Prozesse.“ (ebd.: 287)

Das leibliche In-der-Welt-Sein kann nicht auf eine reine Bewusstseins-Erfahrung reduziert werden, wie auch Waldenfels hervorhebt, denn sonst ließe sich die Verwobenheit von Selbst- und Fremdbezug schwerlich erklären. Die leibliche Existenz geht im Bewusstsein von der leiblichen Erfahrung nicht auf, auch wenn sie nicht anders als über diese vermittelt reflektiert werden kann: „die Wahrnehmungswelt ist nicht meine Privatwelt.“ Waldenfels betont in seinen Studien zum Fremden das „Zwischengeschehen“ zwischen Menschen, zwischen eigen und fremd. Empfinden, auch leibliches, stellt sich als ein Mitempfinden dar. Gefühle werden so aufgefasst als „die Art und Weise, sich auf die Dinge zu beziehen, und daran sind die Anderen von vornherein elementar beteiligt. Die Freude ist nicht ein Zustand, in dem ich mich befinde oder den ich herbeiführe, sondern ein Sichbefinden mit den Anderen in der Welt.“ (Waldenfels 2000: 289)

Wenn Leben für Plessner durch ‚Mit-Relationen‘ charakterisiert ist, so wird dieses Mit-Sein für das exzentrische Dasein des Menschen entscheidend:

„Daß ein jeder ist, aber sich nicht hat; genauer gesagt, sich nur im Umweg über andere hat und anderes als ein Jemand hat, gibt der menschlichen Existenz in Gruppen ihren institutionellen Charakter. Mitverhältnisse tragen alles, was lebt. [...] Nur dem Menschen ist es, in Korrespondenz zu seinen ungerichteten und schwachen Instinkten, vorbehalten, Mitverhältnisse zu gestalten und sie als eine immer anders strukturierte, nie ganz stabilisierte, nie allen Wechselfällen, die sie selber heraufbeschwört, gewachsene Mitwelt zu behandeln. Sie stellt sich nicht nur in den überkuppelnden Großformen des Staates, der Wirtschaft und Gesellschaft dar. Sie besteht vielmehr überall, privat wie öffentlich, ein Geflecht aus Person und Sache, eine Welt des Wir, in der jeder zu jedem in der ersten, zweiten, dritten Person Rückbezüglichkeit und Gegenseitigkeit seiner Verhältnisse zu beachten hat.“ (Plessner 1961: 71)

Durch ihre exzentrische Position im Hier und Jetzt und in Distanz zur eigenen Persönlichkeit stehen Menschen in einer Welt des Wir, die ihrem Erkunden und Kreieren, ihren Werten und Meinungen voraus liegt. In dem doppelten Verhältnis der exzentrischen Position sind Menschen ‚von Natur aus‘ künstlich. Gleichsam ohne Ort, müssen sie ihren Ort ‚herstellen‘. Mit ihrer Fähigkeit, den eigenen Körper instrumentalisieren zu können, kommt zugleich zum Ausdruck, dass sie sich selbst zur Bedrohung werden können. Mit Blick auf die Unvorstellbarkeit des Grauens, zu dem Menschen gegenüber Menschen fähig sind, mit Blick auf den Nazismus (vor dem Plessner selbst fliehen musste), verweist Plessner nachdrücklich darauf, dass weder eine Rückkehr zur Natur noch eine Idealisierung des Geistigen – das ja gerade durch seine Schöpfungen das Lebendige bedroht – die grundlegende Ambivalenz der Menschen beheben kann. Bei aller konstitutionellen Überlastung, unter der Menschen durch den fortwährenden Entscheidungsdruck stehen, der aus ihrer exzentrischen Position erwächst, bleibt ihnen nur der Weg die Spannung innerhalb der Exzentrizität auszuhalten und zu vermitteln (vgl. Redecker 1993: 157).

Menschliches Dasein ist deshalb gerade seinen Möglichkeiten gegenüber verantwortlich; und erst der Abstand in und zu sich selbst eröffnet die Möglichkeit, ihn zu überwinden. Für Plessner zeigt sich diese Grundverfassung des menschlichen Daseins insbesondere in dem, was Menschen selbst schaffen, das ihnen wiederum gegenübertritt als Kultur, als Geschichte, als Werke des Geistes, die auf die „konstitutive Unausgewogenheit und Unvollendetheit“ (ebd.: 156) der Menschen antworten. Es ist für Plessner dann auch weniger der Mangel als vielmehr die Expressivität der Menschen, die sie zu immer neuer Verwirklichung treiben, und die den Grund für ihre Unruhe und Variabilität wie auch ihre Zerrissenheit ausmachen. Besonderes Augenmerk hat Plessner in diesem Zusammenhang dem Begriff der ‚Rolle‘ gewidmet, in dem sich das doppelte Verhältnis spiegelt.

„Selbstdeutung und Selbsterfahrung gehen über andere und anderes. Der Weg nach Innen bedarf des Außenhalts. Wie er gegangen wird, ob über die Toten, den Traum, das Spiegelbild, durch magische Praxis oder reflektierende Versenkung, entspricht stets der Auffassung der Außenwelt und der sozialen Verfassung. Daß er gegangen werden mußte und muß, liegt jedoch in der menschlichen Personalität als Zwang und Chance begründet, die sich dem direkten Zugriff nur öffnet, wenn sie vollzogen wird.“ (Plessner 1961: 72f.)

Plessner verbindet mit dem Rollenbegriff die Auffassung, dass Menschen in der Gesellschaft in Rollen auftreten, und dass sie dieses Rollenverhalten brauchen, um sich in der „Leistungs-

gesellschaft“ zurechtfinden zu können: „neben einer mehr oder weniger nebelhaften Privatexistenz macht jeder, so gut er kann, eine öffentliche Figur.“ (ebd.: 76). Rollenträger und soziale Rolle fallen weder gänzlich ineinander, noch lassen sich Menschen völlig abgelöst von sozialen Rollen betrachten. Es sind gerade die Rollen, die eine Privatexistenz und Intimsphäre und damit ein eigenes Selbst ermöglichen. „Nur an dem anderen seiner selbst hat er – sich.“ (ebd.: 77) In der Struktur des Doppelgängertums als Verbindung aus Rollenträger und Rollenfigur macht Plessner eine wesentliche Voraussetzung für generelle Vergesellschaftungsprozesse aus. Sie ist, wie oben bereits geäußert, diejenige Struktur, die Selbstauffassung ermöglicht. Keiner der beiden Aspekte kann grundsätzlich als einer betrachtet werden, der ‚von Natur aus‘ besser wäre; nur der Doppelgänger kann sie dazu erklären.

Die historisch insbesondere in der „lutherischen Frömmigkeit“ postulierte Gleichsetzung von „Innerlichkeit und Eigentlichkeit, Öffentlichkeit und Uneigentlichkeit“ (ebd.:) betrachtet Plessner als eine sowohl für die Moral als auch für die Erkenntnis „verhängnisvolle Deutung“ und er sieht sie in der Entfremdungsthese fortleben. Entgegen Theoremen, die die Verfassung des modernen Menschen in einer zunehmenden Entfremdung ausmachen, entwickelt er den Gedanken des Doppelgängertums, der auf die Notwendigkeit der Veräußerlichung verweist. Ein Mensch holt sich demnach nie ein, weil er sich ‚verkörpern‘ muss.

„Entäußerung bedeutet keine Entfremdung seiner selbst, sondern – auch unter den heutigen Bedingungen einer hochdifferenzierten Arbeitswelt – die Chance, ganz er selbst zu sein. Nichts ist der Mensch ‚als‘ Mensch von sich aus, wenn er, wie in den Gesellschaften modernen Gepräges, fähig und willens ist, diese Rolle und damit die Rolle des Mitmenschen zu spielen: nicht blutgebunden, nicht traditionsgebunden, nicht einmal von Natur frei. Er ist nur, wozu er sich macht und versteht. Als seine Möglichkeit gibt er sich erst sein Wesen kraft der Verdopplung in einer Rollenfigur, mit der er sich zu identifizieren versucht. Diese mögliche Identifikation eines jeden mit etwas, was keiner von sich aus ist, bewährt sich als die einzige Konstante in dem Grundverhältnis von sozialer Rolle und menschlicher Natur.“ (ebd.: 78)

Man braucht nicht die „mögliche Identifikation“ als eine „Konstante in dem Grundverhältnis von sozialer Rolle und menschlicher Natur“ zu betrachten, um dem Rollenbegriff Plessners produktive Anschlussmöglichkeiten für die Analyse des Sozialen zu entnehmen. Richard Sennett hat dies in seinem viel beachteten Buch ‚Die Tyrannei der Intimität‘ dann auch vorgeführt. Plessners Auffassung der Verdopplung in der Rollenfigur verzichtet im Unterschied zu Entfremdungsthesen auf einen Standort, der gewissermaßen von außen auf den Prozess der Entfremdung schaut und so mein, die Distanzbildung beurteilen zu können. Der Gedanke der Verdopplung setzt die ‚Einheit der Spaltung‘ selbst an den Ausgangspunkt der Betrachtung und kann so in (un)gewisser Weise das doppelte Verhältnis des Selbst- und des Fremdbezugs nur von innen heraus verfolgen: da kein festes Maß vorliegt, verändert sich der Punkt des Abgleiches im historischen Prozess immer selbst. Der Standort wird jeweils mitkonstruiert und ist deshalb, so kann ergänzt werden, anfällig für Einschreibungspraktiken, die von dominanten Interessen tendenziell stärker gesteuert werden können; insgesamt bleibt er aber labil. Die „mögliche Identifikation eines jeden mit etwas, was keiner von sich aus ist“, verweist eben auch auf ein unruhiges Wollen als ein Aspekt der exzentrischen Position, die zwar Identifikationsprozesse erst ermöglicht, zugleich aber auch fordert und somit in der

Außenwelt nach Antworten sucht. Der Mensch hält, mit Plessner gesprochen, einen „utopischen Standort“, einen Standort der ‚Bodenlosigkeit‘ inne, an dem er der Frage nach dem Sein ausgeliefert ist.

Aufgrund der Bodenlosigkeit dieser Frage neigen wir zur Religion und, wenn diese an Überzeugungskraft eingebüßt hat, so suchen wir dennoch nach Gründen und Zielen. Wir sind gewissermaßen konstitutionell anfällig für Verheißungen, die unser Wünschen und Wollen anziehen. Die Möglichkeit der Verdopplung in Rollenfiguren, mit denen wir uns zu identifizieren versuchen, zeigt den Raum an, in dem die Versuchung und Erfüllung des Wünschens gleichermaßen anzusiedeln wären und aus dem heraus, gewissermaßen im Akt temporärer Selbstdistanzierung zweiten Grades, die ‚Wunschkonfigurationen‘ reflektiert und moduliert werden können. Ich greife in diesen noch unklaren Andeutungen einem Thema vorweg, das ich im sechsten Kapitel weiter verfolgen werde.

Mit Plessners Begriff der exzentrischen Position des Menschen lässt sich auf den Konstruktionscharakter einer jeden Rede verweisen. Zugleich ruft der Aspekt der Unergründlichkeit den (unverfügbaren) ‚Rest‘ bzw. die Intransparenz der Gedanken, in denen wir denken, in Erinnerung. Impliziert ist zugleich eine Subjektkonzeption, die die ‚Leerstelle‘ oder den ‚ortlosen Ort‘ und die damit verbundene Bewegung des Selbstbezugs über den Fremdbezug anzeigen kann, ohne zugleich eine völlige Subjektauflösung in Gang zu setzen. Vielmehr verweist die exzentrische Position auf die Einheit der Polarität von ‚aus mir selbst‘ und ‚zu mir selbst‘, die sich immer schon im Mit-Sein mit anderen bewegt. Anders als die unerträgliche Leere Pascals, die der Mensch nur über Tätigsein ertragen kann, ist der leere Ort bei Plessner, so ließe sich sagen, zugleich von einer Fülle gekennzeichnet, die zwar immer da ist, aber nur in der indirekten Vermittlung diskursiv bedeutsam werden kann. Die exzentrische Grundsituation markiert zudem eine Stelle in einem Feld von Mit-Relationen, die sich in ihrer Unruhe hervorragend anbietet für Bestzungen durch die gemeinsamen Konstruktionen von Werten, Normen, Wünschen und Verheißungen.

Der Verweis auf die ‚exzentrische Grundverfassung‘ des menschlichen In-der-Welt-Seins kann daran erinnern, dass eine vermittelte Unmittelbarkeit gerade als ein Kennzeichen des humanen ‚Standortes‘ aufgefasst werden kann. Die Vermittlung der Selbst- und Weltbezüge vollzieht sich demnach im Menschen selbst und zugleich mit Anderem. Sie erwächst nicht erst, wie dies etwa der Begriff des Posthumanen andeutet, über die Vermitteltheit von menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren. Damit verknüpft ist, dass Menschen in ihrem doppelten Bezugsverhältnis auch angesichts der Übermacht soziotechnischer Systeme nicht aus ihrer Verantwortlichkeit heraustreten können.

Mit den technologischen Entwicklungen wird häufig ein Potential zur Überwindung der aufgelaufenen gesellschaftlichen Probleme verbunden, in ihnen wird nicht selten eine Neutralität ausgemacht, die ihre soziokulturelle Prägung leicht übersehen lässt. Der Gedanke der exzentrischen Position verweist auch darauf, das wurde mit Plessners Gegenposition zu Entfremdungsthesen angedeutet, dass sich Technologien nicht zwischen eine vermeintlich unvermittelte Natur und die unmittelbare Erfahrung dieser Natur schieben, sondern das ohnehin doppelte Verhältnis des Bezugs *verschieben*. Technik und Medien erscheinen so nicht als verstellende Objekte, sondern als anders stellende. Das heißt gerade nicht, dass es keine

Unterschiede zwischen einem Aufenthalt in einer Landschaft und der Betrachtung einer Fotografie dieser Landschaft gäbe, sondern verweist darauf, dass die Verhältnisse insgesamt konstruiert sind, ohne dass damit alles Konstruktion wäre.

3.2 Exkurs zur Freiheit: die Frage des Willens – zum Wollen und Erinnern

„Die physische Konstitution einer Person ist explanatorisch irrelevant für die zu erklärende Intention dieser Person (mein Armstrecken kann als gymnastische Übung oder als Abstimmungszeichen intendiert sein). Besonders interessant ist [Lynne] Bakers Hinweis auf die großen Bereiche der nichtpsychologischen Intentionalität (wozu sie auch Artefakte rechnet). Ein überzeugter kausaltheoretischer Naturalist des Mentalen hätte demnach die absurde Aufgabe, die unzähligen praktischen Kausalerklärungen in der Ökonomie, im Recht, in der Politik auf solche der Mikrophysik oder der Neurobiologie zu reduzieren.“ (Trettin 1998: 312)

Der folgende Exkurs zu Fragen der Willensfreiheit rückt Aspekte der Hintergrundbeleuchtung der im weiteren Verlauf dieser Untersuchung thematisierten subjektiven Reflexions- und Handlungsspielräume in den Blick. Zugleich kann er gewissermaßen als Stichprobe gelesen werden für die eingangs angesprochene Beobachtung, dass wir unter dem Primat der technisch-wissenschaftlichen Vernunft tendenziell nur diejenigen Aspekte der Phänomene in den Blick nehmen, die bereits als relativ sicheres Wissen objektivierbar sind und dass wir dazu tendieren, die Reichweite der Aussagen eben dieses Wissens ungebührlich auszudehnen und dadurch Bereiche des Nicht-Wissens abzublenden. Da auch Phänomene, über die wir wenig oder nichts wissen, in unser Wahrnehmen, Handeln und Wollen hineinspielen, erwachsen dadurch bedenkliche Schieflagen in der Selbst- und Weltreflexion wie auch in der Ausrichtung des Handelns.

Mit den Worten Bernhard Waldenfels lässt sich hier ein Zwischenresümee vorwegnehmen:

„Der [...] evolutionäre Monismus schließt die Möglichkeit ein, jemanden als spezifisches, höher organisiertes Etwas anzusehen – doch eben dieser Monismus gerät spätestens dann an seine Grenze, wenn der Biotechniker sich vor Gericht wegen Mords, fahrlässiger Tötung oder Beihilfe zur Tötung zu verantworten hat. Der praktische Dualismus holt ihn ein, und er holt selbst den hartgesottensten Materialisten ein, sobald die theoretische Leugnung der Personalität sich in Taten umsetzt. Da geht es ihm nicht besser als dem Leugner der Willensfreiheit, der unabhängig davon, wie er seine Handlungen einschätzt, zur Rechenschaft gezogen wird. Ihm bliebe nur der traurige Triumph, die Verurteilung ebenfalls als determiniertes Geschehen zu betrachten.“ (Waldenfels 2002: 434)

So spannend und zutreffend neuere Befunde und Erkenntnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften sind, so gerne werden sie zur Konstruktion von ‚neuen‘ Menschenbildern überstrapaziert. Am Beispiel einiger zusammenfassender Feststellungen des Philosophen und Neurobiologen Gerhard Roth möchte ich auf die Schwierigkeiten verweisen, die auftreten, wenn im Prozess sprachlicher Verfestigung laborwissenschaftlicher Ergebnisse Verschiebungen von Bedeutungsfeldern bzw. Ausweitungen der Reichweite von kontextgebunden Aussagen vollzogen werden. Im Fall der Frage nach der Willensfreiheit des Menschen können solche Übertragungen mit erheblichen Folgen für die Bestimmung des sozialen Zusammenlebens behaftet sein.

Der Neurophysiologe Benjamin Libet, der in den 1980er Jahren die wohl spektakulärsten Aussagen zur Freiheit des Willens vorgetragen hat, war sich solcher Probleme wohl deutlicher bewusst als viele, die sich auf die Ergebnisse seiner Versuche beziehen: „Da das Thema der Willensfreiheit so fundamental ist für unser Selbstverständnis, sollten wir die Behauptung, es handle sich hier um eine Illusion, nur aufgrund gesicherter Beweise aufstellen. Und solche Beweise gibt es nicht.“ (Libet zitiert nach Mechsner 2003: 78) Libet wollte herausfinden, wann der bewusste Wille eines Menschen in den Handlungsvollzug eingreift und untersuchte deshalb das messbare Bereitschaftspotential des Gehirns. Von einem „unbedingt freien“ Willen könne nur dann gesprochen werden, wenn dieser in der Lage wäre, die Entstehung des Bereitschaftspotentials frei zu steuern. Um dies herauszufinden, sollten sich Versuchspersonen über das Ablesen einer Uhr den Zeitpunkt merken, an dem sie sich des Beschlusses bewusst werden, ihre Hand zu bewegen. Libet stellte fest, dass die Nervenzellen für die Handbewegung bereits 0,3 Sekunden vor einem bewussten Entschluss beginnen aktiv zu werden. „Offenbar beschließt das Gehirn, die Handlung zu beginnen, noch bevor ein subjektives Bewußtsein von einem Entschluß da ist.“ (Schulte 2000: 157) Libets Versuche, die nahelegen, dass das subjektive Bewusstsein von einer vermeintlichen Willensentscheidung erst nachträglich auftritt, sind heiß diskutiert worden. Ähnliche Versuche konnten dessen Ergebnisse verfeinern und bestätigen und werden von manchen Autoren ebenfalls gerne als deutlicher Hinweis für die Unfreiheit des Willens angeführt (vgl. Roth 2001).

Ein sehr ernst zunehmender Einwand im Hinblick auf die Aussagekraft solcher Untersuchungen bezieht sich auf die Differenz zwischen der Linearität unseres bewussten Denkens und der grundlegenden Parallelverarbeitung der unzähligen Daten im Gehirn. Detlef Linke versucht über diese Diskrepanz, Phänomene der Zeitverschiebung, wie sie z.B. auch beim Phänomen der Weckträume auftauchen, zu erklären. Der Inhalt eines Wecktraums kann z.B. darin bestehen, dass ein Träumender von einer schussähnlichen Fehlzündung eines Mopeds auf der Strasse geweckt wird, während er im Traum glaubt, von jemandem mit einer Pistole bedroht zu werden, aus der sich dann schließlich ein Schuss löst (vgl. Schulte 2000: 160).

Die paradoxe Situation, dass hier eine Traumsequenz einen Inhalt aufweist, der dem wachen Bewusstsein so erscheint, als hätte er sich vor seiner Verursachung – das Geräusch der Fehlzündung – schon vollzogen, kann Linke zufolge nur unter Berücksichtigung der Parallelverarbeitung im Gehirn aufgelöst werden. Diese erfolge durch Verteilung von zwei Arbeitsgängen auf beide Hemisphären, wobei der lineare Strom des Bewusstseins sich jeweils nur um eine von beiden kümmern kann. Die linear verlaufende Aufmerksamkeit des Bewusst-

seinstroms gilt zunächst der Traumsequenz, die in der einen Hemisphäre konstruiert wird, und richtet sich erst dann auf die in der anderen Hemisphäre verarbeitete Ereignissequenz des Knalls der Fehlzündung, die bis dahin nicht von Bewusstsein begleitet war, die aber aufgezeichnet wurde. Die parallele Verarbeitung, Traumsequenz hier, Wahrnehmung des Knalls dort, wird zum Zeitpunkt des Knalls zu einer linearen Geschichte verknüpft (vgl. ebd.). Das Erklärungsmodell Linkes berücksichtigt andere, hier nicht weiter interessierende Erklärungsversuche, etwa die von Libet selbst oder von Eccles, die beide die Freiheit des Willens angesichts der Zeitverschiebung durch Übertragung auf eine andere Ebene retten wollen. Im Hinblick auf solche Rettungsversuche schreibt Linke:

„Dies ist ein löbliches Unterfangen, schlägt aber in sein Gegenteil um, wenn die Idee der Freiheit dabei der Lächerlichkeit preisgegeben wird, wenn Freiheit einen objektiven Ort in einem objektiven Modell bekommt und der Aufrechterhaltung der Funktion eines ansonsten maschinenhaft gedachten Organismus dient, wenn sie, die zu gewissen Zeiten als Göttin apostrophiert wurde, für die zeitliche Einordnung eines jeden Fingerkitzels und der Inangasetzung einer jeden Rührung des kleinen Fingers herbeizitiert wird. [...] Haben wir so sehr verlernt, unsere subjektive Freiheit zu denken, daß wir sie nun in der objektiven Welt technologischer Modelle unterbringen müssen? [...] Freiheit, die aber nicht als Zufall verstanden wird, sondern als strenge Bindung an Gesetzmäßigkeit, ist mit dem Aufbau gelernter kybernetischer Regelsysteme durchaus verträglich.“ (Linke/Kurthen zitiert nach Schulte 2000: 160f.)

Mit dem Hinweis auf andere Interpretationsmöglichkeiten von Versuchsergebnissen, die einen Aspekt der neurobiologischen Bedingungen unseres Bewusstseins beleuchten können, kann hier natürlich keine Diskussion auf fachwissenschaftlicher Ebene erfolgen. Dieser Hinweis kann aber die Spannbreite der Interpretationen von Informationen verdeutlichen, die sich im Übersetzungsprozess ihrer Bedeutung für das individuelle wie gesellschaftliche Leben aufspannt und damit auch zu sehr unterschiedlichen Schlussfolgerungen bezüglich des sozialen Handelns führen kann. Die Interpretationen müssen die Lücken des Wissens schließen, um handlungsorientierende Aussagekraft zu erbringen; ein Prozess der nicht selten bei vorschnellen Festschreibungen von Interpretationen halt macht. Die Wirkmächtigkeit der unter dem Hoheitsrecht naturwissenschaftlicher Exaktheit ‚gleitenden‘ Begriffe und Erkenntnisse wird höher, je weniger andere Untersuchungen, interpretierende Argumentationen, Deutungsansätze etc. sich zu diesen in Kontrast stellen. Umgekehrt erhöht eine Vielzahl von Deutungen ein und desselben Phänomens, die Tendenz zur Anrufung von Schiedsrichtersfunktionen, für die sich wiederum Wissenschaftlichkeit eignet, aber bekanntlich auch missbraucht wird.

3.2.1 Freies Vermögen: Nein

„Es geht einfach darum, daß es mein Tun ist, wenn ich den glänzenden statt den verfaulten Apfel nehme – und dafür

*bleibt in einer externen Darstellung des Ereignisses kein Raum, unabhängig davon, ob sie deterministisch ist oder nicht. Das wirkliche Problem entspringt aus dem Konflikt, der zwischen der Betrachtung einer Handlung aus der Innenperspektive und schlechterdings jeder Betrachtung aus der Außenperspektive besteht. Jede externe Auffassung von einer Handlung als einem Geschehnis – mag es nun durch kausale Antezedenzen verursacht worden sein oder nicht – scheint das Vollziehen der Handlung zu übergehen.“
(Nagel 1980: 103f.; zitiert nach Ritzenhoff 2000: 116)*

Libet konnte in anderen Versuchen zeigen, dass wir zumindest in der Lage sind, eine durch ein Bereitschaftspotential vorbereitete Bewegung gewissermaßen im letzten Moment zu stoppen. Eine solche ‚schwächere‘ als die ‚unbedingte‘ Freiheit des bewussten Willens entspricht Libet zufolge durchaus unserer Alltagsvorstellung. Sie würde ausreichen, um verantwortliches Handeln zu begründen, denn dabei gehe es darum, eine gewisse Distanz zu unseren Impulsen und Wünschen zu gewinnen, eben um diese reflektieren zu können. Mit der Frage nach der Freiheit des Willens ist die Frage verbunden, was unter ‚freiem Willen‘ überhaupt verstanden werden kann. Sich auf die Arbeiten des Philosophen Peter Bieri beziehend, schreibt der Neurobiologe Franz Mechsner:

„Ein unbeeinflusster Wille aber kann niemandem zugehören. Denn insofern er der Wille einer bestimmten Person wäre, wäre er von dieser beeinflusst. Ein derart losgelöster Wille wäre auch vollkommen zufällig – nicht beeinflusst von Gewohnheiten, Überlegungen, Abläufen im Gehirn oder was auch immer. Ein unbedingt freier Wille wäre unbegründet, da Gründe Faktoren der Beeinflussung sind. Er wäre auch unbelehrbar, denn Belehrbarkeit bedeutet Beeinflussbarkeit. Und schließlich wäre ein solcher Wille unkontrollierbar, denn auch Kontrolle bedeutet Beeinflussung.“ (Mechsner 2003: 78).

Der Psychiater und Philosoph Henrik Walter geht von drei Kriterien zur Bestimmung von Willensfreiheit aus, die bereits von Kant benannt wurden. Eine Person kann dann als frei handelnd betrachtet werden, wenn sie sich als Urheber ihrer Handlung versteht, wenn sie nach Gründen handelt und schließlich anders hätte handeln können. Walter unterscheidet zwischen einer ‚starken‘ und einer ‚schwachen‘ Lesart dieser drei Aspekte und kommt damit, wie Peter Bieri auch, zu einer Unterscheidung zwischen bedingter und unbedingter Willensfreiheit:

„So bedeutet ‚Urheber sein‘ im starken Sinne, eine natürliche Wirkungskette autonom in Gang bringen und lenken zu können, im schwachen Sinne aber vielleicht nur, sich selber als Akteur zu empfinden und sich eine Handlung zuzuschreiben. ‚Nach Gründen handeln‘ im starken Sinne besagt, dass ein autonomer Wille Gründen folgen kann, ohne von ihnen oder ihrer neuronalen Basis kausal bestimmt zu sein; im schwachen Sinne aber vielleicht nur, dass wir Entschlüsse zu Aktionen gewöhnlich – notfalls nachträglich – zu begründen wissen. ‚Anders können‘ im starken Sinne meint das Vermögen, sich gemäß eines freien Entschlusses über die Naturkausalität hinwegzusetzen, im schwachen Sinne aber vielleicht nur die allgemeine Fähigkeit, verschiedene Alternativen zu erwägen und zwischen ihnen zu wählen.“ (Mechsner 2003: 81)

Ein angemessener und praktischer Begriff der Willensfreiheit ist Walter zufolge am ehesten im Bereich zwischen der starken und der schwachen Lesart zu suchen, denn nach erster ist ein freier Wille eher unwahrscheinlich und nach letzter selbstverständlich. Im Alltagsvollzug scheint es uns eher unerklärlich, dass an einer bewussten Entscheidung, einen Arm zu heben, die wir bei einer nicht unter äußerem Zwang erfolgenden Lektüre von Texten zur Frage der Willensfreiheit meinen treffen zu können, nicht in irgendeiner Form die Bezugsgröße beteiligt sein soll, die wir gewöhnlich mit ‚Ich‘ bezeichnen. Auch Heraklit, der Philosoph der Bewegung, scheint es so ergangen zu sein, als er seinem hartnäckigen Gegner Zenon von Elea, der die Möglichkeit von Veränderung und Bewegung abstritt, dadurch begegnete, dass er ganz einfach aufstand und wegging als jener seine Argumente vorzutragen begann (vgl. Eisenhardt/Kurth/Stiehl 1995: 276).

Um eine Anknüpfstelle zur Reflexion der ‚Freiheit‘ des Handelns herauszuschälen, die sowohl das Verständnis, das wir uns im Alltag davon bilden, als auch Ergebnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften berücksichtigt, scheint es lohnend genauer auf den Aspekt des Handelns in der Zeit zu schauen. Ausgehend von neueren Erkenntnissen der Neuro- und Kognitionswissenschaften, kann Gerhard Roth unter anderem aufzeigen, dass Vernunft und Verstand nicht losgelöst von affektiven und emotionalen Funktionen eingesetzt werden können, wie dies in Descartes‘cher Tradition nahe gelegt wurde. Die für affektive und emotionale Funktionen zuständigen Hirnregionen des limbischen Systems bilden sich nicht nur viel früher aus als die für bewusste Prozesse zuständigen corticalen Zentren, sie bilden auch das Feld innerhalb dessen Grenzen sich Bewusstsein bewegen kann, so Roth. „Das limbische System bewertet alles, was wir tun, nach gut oder lustvoll und damit erstrebenswert bzw. nach schlecht, schmerzhaft oder nachteilig und damit zu vermeiden und speichert die Ergebnisse dieser Bewertung im emotionalen Erfahrungsgedächtnis ab. Bewusstsein und Einsicht können nur mit ‚Zustimmung‘ des limbischen Systems in Handeln umgesetzt werden.“ (Roth 2001: 451f.).

Roth weist auch darauf hin, dass die für das Verhältnis des Menschen zu sich selbst und zur Umwelt maßgeblichen Strukturen zu etwa fünfzig Prozent schon durch genetische Faktoren und vorgeburtliche Einflüsse bestimmt werden. Weitere Formungen der Verhaltensstrukturen, die wir gemeinhin mit der Persönlichkeit oder dem Charakter eines Menschen bezeichnen, erfolgen kurz nach der Geburt bis in die ersten drei bis fünf Lebensjahre hinein. Von besonderer Bedeutung sind hierbei die Interaktionen mit den nächsten Bezugspersonen. Gegen sozial- und geisteswissenschaftlich geprägte Vorstellungen von der ‚gesellschaftlichen Natur‘ des Menschen gerichtet, macht Roth diese frühe Prägungsphase und andere biologische Determinanten menschlichen Verhaltens geltend, wie etwa die Tatsache, dass die Bestimmungen unseres Gefühlslebens immer auch von neuroaktiven Substanzen (Transmitter, Neuropeptide, Neurohormone etc.) vermittelt werden. „Die Geburt und die Erlebnisse der ersten Stunden, Tage, Wochen und Monate danach wirken als Umweltreize zutiefst auf diese Konditionierungsebene [– das limbische System –] ein und formen dadurch das Grundgerüst unserer Persönlichkeit.“ (ebd.: 456) Die Bereiche des Gehirns, die maßgeblich für die Steuerung des sozialen gesellschaftlichen Handelns, für den Umgang mit Anderen in Gemeinschaft, für die Fähigkeit zur Folgenabschätzung des eigenen Verhaltens und für ethisch mo-

ralisches Reflektieren verantwortlich sind, entwickeln sich teilweise erst in der Phase der Pubertät oder danach und ruhen den „Persönlichkeitsstrukturen“ auf. Die späteren Verhaltensausbildungen ändern zwar nicht mehr die Grundstrukturen der Persönlichkeit, aber in ihnen lernen wir unsere Antriebe und Motivationen, Bedürfnisse und Wünsche, Pläne und Hoffnungen an die gesellschaftliche Umwelt anzupassen, derart, dass wir unsere Vorhaben möglichst konfliktarm verwirklichen können.

Roth zufolge ist die Persönlichkeitsstruktur nur durch Erfahrungen sehr starker positiver oder negativer emotionaler Erlebnisse, aber nicht aus eigener Kraft heraus wandelbar. Wir können allerdings lernen, auch wenn dies, wie Roth meint, mit dieser grundlegenden Persönlichkeitsstruktur wenig zu tun hat: neue Eigenschaften und Fähigkeiten, Verhalten und Reflexionsmöglichkeiten treten durch Lernen hinzu, die Persönlichkeitsstruktur bleibt. „Wir verändern uns in unserer Persönlichkeit nicht dadurch, dass wir mit fünfzig Jahren noch einen neuen Beruf und mit siebzig Jahren noch eine Fremdsprache lernen, sondern die Tatsache, dass wir dies tun, resultiert aus einer bestimmten Persönlichkeitsstruktur.“ (ebd.: 457) Der, nach Ansicht Roths, für die Sozial- und Geisteswissenschaften „eigentliche Mensch“, der handelnde Mensch der sozialen Interaktion und Kommunikation, wird hier als eingenäht in ein früh geschneidertes Korsett der Persönlichkeitsstruktur vorgestellt.

Das Ich, das bekanntlich insbesondere im letzten Jahrhundert von unterschiedlichen Seiten kritisiert wurde, um es von seinen imaginären Selbstzuschreibungen durch weitestgehende Auflösung zu befreien, entwickelt sich aus Roths Perspektive der Neurobiologie zu unterschiedlichen ‚Ich-Formen‘; und zwar zunächst in enger Verbindung mit vorgeburtlichen und frühkindlichen Reifungsprozessen des Gehirns. Auch wenn Ich und Bewusstsein funktional in engem Zusammenhang miteinander stehen, so können sie nicht als identisch betrachtet werden (vgl. ebd.: 325f.). Bewusstsein tritt ebenfalls in unterschiedlichen Formen auf. Roth unterscheidet, darauf wurde bereits hingewiesen, zwischen solchen Bewusstseinszuständen, die als eine Art „Hintergrundbewusstsein“ betrachtet werden können und solchen, die vor diesem Hintergrund „das stetig wechselnde Aktualbewusstsein“ ausmachen. Zu erstem zählt er u.a. das Erleben der eigenen Identität und Kontinuität sowie des eigenen Körpers, das Empfinden, Autor und Lenker der eigenen Handlungen und mentalen Akte zu sein, die Verortung von Körper und Selbst in Raum und Zeit sowie das Bewusstsein vom Realitätscharakter des Erlebten und von der Differenz zwischen Vorstellung und Realität. Im Aktualbewusstsein verbinden sich Bewusstseinszustände – wie die Wahrnehmung von Ereignissen in der Umwelt und Empfindungen im eigenen Körper – ‚Denken, Vorstellen und Erinnern sowie Emotionen, Affekte und Bedürfnisse. Die Zustände des Hintergrundbewusstseins bilden zusammen mit denen des Aktualbewusstseins den für unser Wahrnehmen so charakteristischen „Strom des Bewusstseins“ (vgl. Roth 2001: 193; Roth 2001a). Gemeinsam ist den verschiedenartigen Bewusstseinszuständen – die aus sich teilweise überlappenden unterschiedlichen Teilbereichen des Gehirns hervorgehen und dann in die einzige bewusstseinsfähige Aktivität der Großhirnrinde einmünden –, „dass sie bewusst erlebt und sprachlich berichtet werden können.“ (Roth 2001: 193). In Entsprechung zu diesen Bewusstseinszuständen können unterschiedliche Zustände des Ich differenziert werden:

„(1) das Körper-Ich, d.h. das Gefühl, dass dasjenige, in dem ich 'stecke' und das ich tatsächlich oder scheinbar beherrsche, mein Körper ist; (2) das Verortungs-Ich, d.h. das Bewusstsein, dass ich mich gerade an diesem Ort und nicht woanders oder sogar gleichzeitig an zwei Orten befinde; (3) das perspektivische Ich, d.h. der Eindruck, dass ich den Mittelpunkt der von mir erfahrbaren Welt bilde; (4) das Ich als Erlebnis-Subjekt, d.h. das Gefühl, ich habe diese Wahrnehmungen, Ideen, Gefühle, und nicht etwa ein anderer; (5) das Autorschafts- und Kontroll-Ich, d.h. das Gefühl, dass ich Verursacher und Kontrolleur meiner Gedanken und Handlungen bin; (6) das autobiographische Ich, d.h. die Überzeugung, dass ich derjenige bin, der ich gestern war, und das ich eine Kontinuität in meinen verschiedenen Empfindungen erlebe (hierbei spielt das Reden über mich selbst eine wichtige Rolle); (7) das selbst-reflexive Ich, d.h. die Möglichkeit des Nachdenkens über mich selbst (auch hier spielt die Sprache eine wichtige Rolle); und schließlich (8) das ethische Ich oder Gewissen, also das Gefühl, es gebe eine Instanz in mir, die mir sagt oder befiehlt, was ich zu tun und zu lassen habe.“ (Roth 2001: 326)

In der Alltagswahrnehmung erleben wir die unterschiedlichen Zustände zumeist in Form eines einheitlichen Ich. Die Unterscheidung dieser verschiedenen Bewusstseins- bzw. Ich-Zustände resultiert aus der Beobachtung, dass diese bei Verletzungen oder Erkrankungen unabhängig voneinander beeinträchtigt sein können. Und auch in der kontinuierlichen Variabilität der alltäglichen Selbstempfindung deutet sich an, dass die unterschiedlichen Zustände, die in unterschiedlichen, miteinander verbundenen Gehirnregionen lokalisiert sind, je aktuell verschieden zusammenwirken können und so den „Strom der Ich-Empfindung“ bilden. Allerdings bleibt das Zusammenspiel der verschiedenen ‚Ich-Formen‘ bislang genauso schleierhaft wie das der verschiedenen Bewusstseinszustände (vgl. ebd.: 327). Zudem kann, wie Freud dies verfolgt, von unbewussten Ich-Zuständen ausgegangen werden. Allerdings entwickeln sich Bewusstsein und Ich, Roth zufolge, weitgehend parallel und in Verbindung miteinander. Zwischen bewussten und unbewussten Zuständen kann mittlerweile – auch bezüglich der beteiligten Hirnregionen – recht deutlich differenziert werden.

Mit Blick auf unterschiedliche Versuchsergebnisse, die relevante Gehirnaktivitäten vor dem Bewusstwerden von Wahlentscheidungen nachweisen, stellt Roth fest, dass bewusste Entscheidungen unbewusst vorbereitet werden (vgl. ebd.: 206). Dabei wirken die „unbewussten Vorgänge in unserem Gehirn [...] stärker auf die bewussten ein als umgekehrt.“ Das selbstreflektierende Ich, das zumeist mit Ich-Vorstellungen verbunden wird, und das wesentlich von Sprache und damit zugleich von der Gesellschaft geprägt ist, weiß nur in begrenztem Umfang von den „eigentlichen“ Antrieben hinter seinem Verhalten, liefert aber dennoch konsistente Erklärungen eben dieses Verhaltens. Es fühlt sich genötigt, sich und Anderen das eigene Handeln zu erklären und zu rechtfertigen, kann aber, so Roth, die tiefer liegenden, weil in der Entwicklung früh festgelegten, emotionalen Verhaltensstrukturen nicht durch „Einsicht oder Willensentschluss“ ändern, sondern nur über „emotional ‚bewegende‘ Interaktionen“ (ebd.: 453). Auch wenn wir uns unser Handeln, Denken und Fühlen zumeist auch zuschreiben, sind wir bekanntlich nicht der einzige ‚Herr‘ im Haus. Das Ich ist vielmehr „ein virtueller Akteur in einer von unserem Gehirn konstruierten Welt, die wir als unsere Erlebniswelt erfahren.“ (ebd.: 452)

‚Ich‘ hatte oben schon auf unterschiedliche Auffassungen darüber hingewiesen, was unter dem Begriff des freien Willens verstanden werden kann. Von Beobachtern wie Roth werden

die Versuche Libets u.a. dahingehend interpretiert, dass das Gefühl, eine freie Entscheidung getroffen zu haben, eine Illusion ist, und dass ein solcher Willensakt nicht ursächlich die folgende Tat bedingen könne. Während hierbei die Freiheit des Willens als ein momentanes Wollen aufgefasst wird, lässt sich Willensfreiheit auch auf die Freiheit, Handlungen zu beabsichtigen und zu planen beziehen. Wie Roth anmerkt, handelt es sich hierbei um ein Entscheidungsgeschehen, das sich auf „viel komplexerem Niveau“ bewegt, als solche Willensakte, die mit Versuchen der Art Libets erreichbar sind, und dass es schwierig sein wird, diese Frage auf experimentellem Wege zu überprüfen! (vgl. ebd.: 444). Dennoch könne, so Roth, auch hier nicht von freien Entscheidungen gesprochen werden.

„Die Entscheidung, ob jemand einem Verletzten hilft oder – aus welchen Gründen auch immer – an ihm vorbeigeht (aus Desinteresse, Schadenfreude oder Angst, es könne sich um einen Trick handeln), geht in aller Regel auf Faktoren zurück, die zum Teil weit in das frühere Leben dieser Person zurückreichen. Sie haben etwas mit Charakter und Persönlichkeit zu tun. Von diesen haben wir aber gehört, dass sie sich in ihren Grundzügen sehr früh ausbilden, nämlich zu einer Zeit, in der es ein frei entscheidendes und abwägendes Ich noch gar nicht gab.“ (Roth 2001: 444)

Roth argumentiert in seinem Versuch den ‚freien Willen‘ auf Willen zu reduzieren, dass sich ein Mensch im Zuge seiner Persönlichkeitsentwicklung irgendwann frei für oder gegen einen Charakterzug entscheiden können müsse, um im Sinne freier Handlungsplanung als frei gelten zu können. Eine solche Entscheidungsfreiheit bezüglich der Ausbildung von Charakterzügen wird aber gerade durch die von ihm interpretierten Versuchsergebnisse in Frage gestellt. „Die Merkmale unserer Persönlichkeit sind nicht das Ergebnis freier Entscheidung, sondern unsere Persönlichkeitsmerkmale bedingen unsere Entscheidungen.“ (ebd.)

Zunächst ist festzustellen, dass Roth in seiner Argumentation für die Verneinung der Möglichkeit von Spielräumen in längerfristigen Handlungsabsichten und -planungen, dasselbe Argument geltend macht, das er auch gegen die Freiheit momentaner Willensakte formuliert. Denn die Frage nach der Entscheidungsmöglichkeit für oder gegen einen Charakterzug impliziert ja, man müsse sich in einer bestimmten Lebenssituation für den einen oder anderen Sozialisationskontext entscheiden können. Handlungsabsichten und vorausschauendes Planen sind dagegen aber eher durch ein vorbereitendes Handeln im Hinblick auf ein späteres Tun oder auf Bedingungen, die man zu einem späteren Zeitpunkt vorzufinden wünscht, gekennzeichnet. Die Vorstellung von diesem Später, mit all ihren ‚Prägungen‘ durch vergangenes und gegenwärtiges Verflochtensein mit der Welt, ist variabel und bleibt dies bis zur Realisation auch, ohne dass sicher gesagt werden könnte, wie das Resultat ausfallen wird. Roth selbst weist darauf hin, dass in der Vorbereitung und Planung von Handlungen sowie in der Ausbildung von Absichten und Wünschen grundsätzlich unbewusste Faktoren und solche, die potentiell bewusst sind, zusammenwirken. Die Zusammenarbeit soll gewährleisten, „dass alles, was wir bewusst oder unbewusst beabsichtigen und schließlich auch tun, stets im Einklang mit unserer unbewussten kognitiven und emotionalen Erfahrung stattfindet.“ (ebd.: 426) Daraus folgt aber nicht ein völliges Fehlen von Entscheidungsspielräumen, deren ‚Wahrnehmung‘ durchaus als ‚frei‘ betrachtet und mit verantwortbaren Konsequenzen assoziiert werden kann. Die Vorstellungen, die wir uns z.B. von dem machen, was wir in der

Zukunft einmal tun wollen, können sicher nicht als unbedingt frei betrachtet werden, was wäre darunter auch vorzustellen?, aber doch wohl als ‚frei‘ in dem Sinne, dass wir aufgrund unseres Vermögens zur Reflektion eine Distanz zu den unterschiedlichen Impulsen, Empfindungen, Wünschen und Vorstellungen aufbauen und so einen Einfluss auf diese ausüben können. Diese Inhibitions- und Reflektionsmöglichkeiten, mit denen wir – sofern die Lebensbedingungen in den vorgeburtlichen bis kleinkindlichen Entwicklungsphasen einigermaßen günstig verlaufen sind – im Alltagsvollzug handeln, diese ‚Freiheitsgrade‘ und Entscheidungsspielräume gälte es mit den kognitionswissenschaftlichen Erkenntnissen abzugleichen.

Was Roth überhaupt nicht in den Blick nimmt, ist die Frage, inwieweit die Fähigkeiten zur symbolvermittelten Interaktion im sozialen Handeln – für deren Ausbildung insbesondere auch die Phase der Pubertät und danach maßgeblich ist – auf den ‚Umgang‘ mit den früher erfolgten Prägungen im aktuellen Vollzug zurückwirkt. Zwar zeigen die von Roth angeführten Untersuchungen deutlich, dass Handeln, Fühlen und Denken an den affektiven und emotionalen Strukturen, die im limbischen System früh geprägt werden, nicht vorbei kommen. Es ist aber alles andere als gesichert geklärt, inwieweit die Variabilität dieser Strukturen unter sich verändernden äußeren Bedingungen auch anders ausfallen könnte. Offensichtlich sind über positive wie negative, höchst intensive emotionale Erlebnisse ‚Umkodierungen‘ zu bewirken. Auch ist noch gänzlich rätselhaft wie die unterschiedlichen Bewusstseins- und Ich-Typen, die sich in uns zusammenbinden (vgl. unten), auf das Verhältnis von sozialen Kommunikationsfähigkeiten und limbisch festgelegten Persönlichkeitsstrukturen einwirken. Wie oben angeführt, lassen die Untersuchungen vom Typ Libet nicht nur eine Erklärung zu. Die Möglichkeit von Entscheidungsspielräumen auch im aktuellen Handeln – betrachtet man diese nicht als absolut unabhängig und unbedingt, wie dies Roth anscheinend als Gegenpol zu seiner Darlegung im Sinn hat – ist somit nicht ausgeschlossen. Davon abgesehen scheint Roth offensichtlich die immensen Erklärungsnoté auszublenden, in die wir schon angesichts ganz alltäglicher Phänomene gerieten, läge er mit seiner Interpretation richtig. Wäre die Entscheidungsfreiheit gänzlich illusionär, wer stoppt mein Tun, wenn ich eine zuvor in der Vorstellung intendierte Handlung vor ihrer Ausführung unterbinde? Wer ist für das intendierte Unterbrechen einer zuvor intendierten Handlung verantwortlich? Und aus welchem Grund sollte diese unbekannte Instanz intervenieren, wenn es um Handlungen geht, die erst aufgrund unserer exzentrischen Position, also durch unsere relative Unabhängigkeit von äußeren Naturbedingungen erzielt werden konnten? Warum sollte sich jemand für die Formulierung von Sätzen entscheiden, die gerade diejenigen Anknüpfstellen abblenden, deren Wahrnehmung zum Begrenzen der Folgen menschlichen Handelns dringlich erforderlich wären? Hiermit sei lediglich angedeutet, dass Roth die (bislang wenig untersuchte und aufgrund der Komplexität des Zusammenspiels unterschiedlicher Faktoren auch schwierig zu untersuchende) umgekehrte Beeinflussungsrichtung des Reflektionsvermögens auf unser Handeln offensichtlich vernachlässigt. Gezeigt wird uns vielmehr wie stark wir – bei aller eingebildeten Freiheit – von Körper und Hirn bedingte Wesen sind, nicht aber wie sich das Vermögen der Selbst- und Fremdrelexion auf uns als körperliche Wesen zurückbiegt. So wichtig und

konstruktiv diese Kritik unbedingter Freiheitsphantasien ist, so einseitig zielt diese auf das, was der vermeintliche Mensch an Möglichkeiten nicht hat.

Roth betont die frühe Festschreibung der Persönlichkeitsstruktur und die notwendige ‚Durchschleifung‘ von späteren Verhaltens- und Empfindungsweisen durch diese konditionierten Strukturen. Der weite Bereich individueller und gemeinschaftlicher Gestaltungs- und Ausdrucksformen ist dann, so scheint es in seiner Interpretation der Hirnprozesse, nur noch Beiwerk von zu vernachlässigender Bedeutung. Sprachliche Kommunikation wird weitgehend auf die Funktion ‚der Legitimation des überwiegend unbewusst gesteuerten Verhaltens vor uns selbst und vor anderen‘ (Roth 2001: 452) reduziert. Und bezüglich des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft werden die vorgestellten Erkenntnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften als ein ‚eindeutiges Plädoyer für einen Individualismus‘ gedeutet, ‚d.h. für die Sicht, dass es eher die Menschen mit ihren in früher Jugend erworbenen Persönlichkeitsstrukturen sind, welche die Gesellschaft bestimmen, und weniger die gesellschaftlichen Strukturen, welche die Persönlichkeit des Menschen bestimmen, die in ihr leben.‘ (ebd.: 457) Die für die Gestaltung des Gesellschaftsprozesses ebenfalls entscheidende Dimension der auf Sprachfähigkeit gründenden symbolvermittelnden Interaktionsprozesse, zu deren Befähigung, die Zeit während und nach der Pubertät entscheidend ist, wird hier außen vor gelassen.

Roth scheint es vorzuziehen, mit seinen Interpretationen vorliegender Befunde der Neuro- und Kognitionswissenschaften auf die Einschränkung der menschlichen Entscheidungsspielräume zu zielen, um dann die ‚große Frage‘ nach einem neuen Menschenbild stellen zu können. Dabei sind auch seine vermeintlichen Gegner, die er in erster Linie in den Reihen der Sozial- und Geisteswissenschaftler auszumachen scheint, seit den Geburtsstunden des ‚modernen Subjekts‘ nicht untätig gewesen. Auch sie haben die Vermitteltheit des Menschen reflektiert, die Grenzen der Vernunft immer wieder neu umgearbeitet, die imaginären Selbstzuschreibungspraktiken durchleuchtet. Roth benutzt seine intellektuellen ‚Freiräume‘ anscheinend in dem Versuch, diese anderen ausreden zu wollen. Und das auf dem Wege von Interpretationen, die die offensichtlich vorhandenen großen Lücken des Nicht-Wissens abblenden.

Zwar benennt Roth als konstruktivistischer Denker an anderer Stelle die Grenzen der Reichweite von Erkenntnissen, so folgendermaßen: ‚Wenn alle meine geistigen Leistungen, zum Beispiel wissenschaftliche Erkenntnis, Leistungen meines Gehirns sind, dann unterliegen diese zweifellos den biologischen Konstruktions- und Funktionsbedingungen meines Gehirns und können per se keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben.‘ (Roth 1996: 20f.) Doch sprechen seine Zusammenstellungen von Untersuchungsergebnisse und das Resümee des Referierten dann doch eher eine Sprache, die von der eindeutigen Richtigkeit der eigenen Interpretation überzeugt ist und solch verallgemeinernde Aussagen hervorbringt wie: ‚Die subjektiv empfundene Freiheit des Wünschens, Planens und Wollens sowie des aktuellen Willensaktes ist eine Illusion‘, oder einige Sätze weiter: ‚Das Gefühl des freien Willensaktes entsteht, nachdem limbische Strukturen und Funktionen bereits festgelegt haben, was zu tun ist‘ (Roth 2001: 453). Zwar konnte zuvor geklärt werden, dass es keine Vernunftent-

scheidungen ohne Beteiligung des limbischen Systems gibt, nicht aber wie das Wechselverhältnis zwischen Bewusstseinsstrom, Gedanken und affektiven und emotionalen Persönlichkeitsstrukturen im Einzelnen integriert vor sich geht. Es lässt sich fragen, warum im Hinblick auf die große Bedeutung, die den frühen Entwicklungsabschnitten für die Persönlichkeitsstruktur zukommt, keine Anknüpfstellen thematisiert werden für gesellschaftlich zu führende Diskussionen darüber, wie hier die Bedingungen verbessert werden könnten, so dass die zwangsläufig stattfindenden frühen Prägungen tendenziell begünstigende sind? Weil wir unsere Aufmerksamkeit ohnehin – determiniert wie wir sind – nicht auf solche Herausforderungen lenken können?

Sicherlich ist die weite Kenntnis und Reflexion neurobiologischer Mechanismen für das Verständnis von Handeln, Fühlen und Denken ‚unabdingbar‘ (vgl. Roth 2001: 455), aber hilfreich für eine solche Reflexion ist auch die Entscheidung, diese noch lückenhaften Kenntnisse über die Grenzen und Möglichkeiten menschlichen Handelns weniger vorentschieden zu verhandeln und nach den Anknüpfstellen zu fahnden, die ein gesellschaftliches Antworten auf diese Kenntnisse befördern könnten. Dass sich das ‚Bild vom Menschen‘, dass sich die Vorstellungen bezüglich seiner Unfreiheit und Unverantwortlichkeit bei verändertem Kenntnisstand wieder wandeln könnte, das räumt Roth selbst ein, z.B. wenn „bisher unbekannte physikalische Vorgänge (z.B. im Bereich der Quantenphysik)“ entdeckt werden könnten. Roth folgert daraus auch zutreffend, dass „Hirnforscher [...] dann ihre Thesen sehr viel vorsichtiger formulieren [müssten], als sie es jetzt tun.“ (Roth 2001: 190)

So wichtig es ist, die Erkenntnisse der Psychoanalyse, der Neuro- und Kognitionswissenschaften auf breiter gesellschaftlicher Basis zu reflektieren und soziale Handlungszusammenhänge gegebenenfalls entsprechend der daraus erfolgenden Bedeutungskonstruktionen ebenfalls zu überdenken, so entschieden ist einer verallgemeinernden und Differenzen abblenden Übertragungstendenz von Erkenntnissen, die unter bestimmten (konstruierten) Bedingungen gewonnen wurden, in andere gesellschaftliche Bereiche, mit ganz anderen konstruierten Bedingungen, zu begegnen. Nicht selten wird das proklamierte Wissen unter Verschweigung dessen, was noch nicht gewusst wird, dargeboten. Die so erzielte Kohärenz hat handlungsorientierende Qualitäten und ist somit auch wirkmächtig. Sie lässt leicht eine gebührende Berücksichtigung der Lücken im Flickenteppich des Wissens und die Folgen einer ‚Festschreibung‘ des Gewussten für die Handlungszusammenhänge, in die ein solches ‚Bild‘ übertragen wird, zu kurz kommen. Die Verschiebungen von Bedeutungsfeldern sind dabei nicht selten mit gravierenden Folgeaussagen für die Konstruktion von Menschen- und Gemeinschaftsbildern behaftet, deren Legitimation – im Sinne eines immer wieder neu zu führenden Aushandlungsprozesses – so durch ‚wissenschaftliche Autorität‘ ausgebremst wird.

Nach diesem Exkurs durch Regionen der ‚(Un)Freiheit‘ des Willens möchte ich als Kontrastprogramm Möglichkeiten zur Entwicklung eines positiven Willensbegriff streifen, die einen wichtigen Horizont für die weiteren Überlegungen aufspannen können.

3.3 Von dem Aktionspotential in die/der Welt

Steffan Ritzenhoff hat in seinem Versuch einen positiven Willensbegriff zu erarbeiten, der auf Reflexionen selbstorganisatorischer emergenter Phänomene im Verhältnis von Gehirn und Mentalem zurückgreift, auf das enge Wechselverhältnis von Wille und Ich hingewiesen. Dabei wendet sich Ritzenhoff zunächst gegen einen letztgültigen Begründungsanspruch naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in Fragen der Willensfreiheit des Menschen. „Wille und Freiheit zeichnen sich ja gerade dadurch aus, daß sie sich einer deskriptiven Bestimmung, wie sie in den Naturwissenschaften erfolgreich ist, entziehen. Als emergente Eigenschaften des komplexen Systems Mensch verweigern sie sich dem Zugriff sowohl durch den methodologischen als auch durch den ontologischen Reduktionismus.“ (Ritzenhoff 2000: 123) Im Hinblick auf einen deterministischen Willensbegriff, wie er auch von Roth vertreten wird, wendet Ritzenhoff ein:

„Die Anwendung deterministischer Modelle sagt mehr über uns, als über eine objektivistisch betrachtete Natur aus. Das deterministische Modell versagt für die Vorhersage komplexer Systemen ebenso wie für die Beschreibung emergenter Eigenschaften (Die Ordnung eines Gesamtsystems ist aus den Teilsystemen nicht verstehbar, Mentales ist aus Neuronalem nicht abzuleiten). Der Determinismus ist weder wahr noch wahrheitsfähig (da nicht verifizierbar), sondern ein Modell unter anderen. Die Erkenntnis unserer Willensfreiheit aus der Introspektion hat die gleichen Rechte wie die Einschätzung der Konsistenz unseres Verhaltens aus der Perspektive des Beobachters, weil die Beurteilung unseres Willens sich immer aus mindestens zwei Perspektiven zusammensetzen muß. „Die Erfahrungen, die für den Willen von Bedeutung sind, haben die Menschen nicht nur mit, sondern auch *in* sich selbst.“ (ebd.: 126f.)

Ein positiver Begriff eines freien Willens fasst diesen nicht nur als *Freiheit von* etwas auf, sondern auch als *Freiheit zu* etwas. Willensfreiheit wird hier als eine sozial eingebundene und zugeschriebene Eigenschaft gefasst, die freie Wahlentscheidungen oder Setzungen „weder als zufälliges noch als festgelegtes Ereignis konstatiert [...], sondern als die Tat eines Menschen; etwas, das von jemandem ausgeht, das nicht einfach passiert.“ (ebd.: 142) Eine solche Zuschreibungspraxis von Freiheit und Verantwortung impliziert nicht, dass wissenschaftliche Methoden nicht Einblicke verschaffen könnten über die Umstände einer Handlung. Die Zuschreibung erfolgt aus dem Fehlen einer letztgültigen Instanz, die berufen wäre, die überkomplexen Kausalitätsketten aufzuzeigen, die einer Handlung zugrunde liegen mögen. Sie ist motiviert, gelingende wechselseitige Beziehungen denken zu können. Dazu „bedarf es der Annahme, daß der Andere grundsätzlich über die gleiche Freiheit verfügt, die ich für mich selbst in Anspruch nehme.“ (ebd.: 143)

Wollen und Ich können so auch als eine Weise des „*Sichzusichverhaltens*“ betrachtet werden, über das sich das ‚Ich‘ seiner Selbst über die Zeit vergewissert. Für Hannah Arendt antizipiert das Wollen, das Ich-will ein Ich-kann; in dem Plan des Willens, in dem Vorwegnehmen der Tat wird das Gegebene überschritten. Das „wollende Ich hat seine Freude an sich selbst“ (Arendt 1998: 276), es erschafft sich im Wollen sukzessive selbst angesichts eines offenen Horizonts von Möglichkeiten, allerdings nie frei von den vorgefundenen Randbedingungen und nicht ohne Ungeduld und Sorge.

„Jeder Willensakt ist zwar eine geistige Tätigkeit, aber er bezieht sich auf die Welt der Erscheinungen, in der der Plan verwirklicht werden soll [...]. Jeder Willensakt betrifft nicht nur Einzeldinge, sondern – und das ist von großer Bedeutung – hat sein eigenes Ende vor sich, wenn das Etwas-Wollen in das Es-Tun übergegangen ist. Mit anderen Worten, die gewöhnliche Stimmung des wollenden Ich ist Ungeduld, Unruhe und Sorge, nicht nur, weil die Seele auf die Zukunft mit Furcht und Hoffnung reagiert, sondern auch, weil der Plan des Willens ein Ich-kann voraussetzt, das keineswegs gewährleistet ist. Die sorgende Unruhe des Willens kann nur gestillt werden durch das Ich-kann-und-ich-tue-es, das heißt, durch ein Aufhören seiner eigenen Tätigkeit und die Aufgabe seiner Vorherrschaft über den Geist.“ (ebd.: 275)

Arendt betrachtet das wollende Ich als eines, das vorwärts blickt und sich mit Dingen beschäftigt, die zwar in unserer Reichweite im Sinne von Umsetzbarkeit stehen, aber deren Erfolg keineswegs gewiss ist. Daraus ergibt sich eine Anspannung, die mit „Problemlösen“ einhergehen kann, die aber unerträglich wird, wenn Wollen und Können nicht zusammenfallen. Überwunden werden kann die Anspannung nur durch Handeln, das zugleich die geistige Tätigkeit vorübergehend aussetzt (vgl. ebd.: 276). Dabei sind es die Widerstände, die den Willen herausfordern und es ist das Innehalten bzw. die Reflexion darüber, „ob wir das, was wir tun, auch tun wollen“, das uns erst die Möglichkeit eröffnet, uns „den tätigen Willen“ ins Bewusstsein zu rufen, „um ihn zu unserem zu machen und uns auf ihn zu konzentrieren. [...] Das Ich aktualisiert sich und wird aktualisiert durch die immer neue Selbstübernahme des Willens, so daß wir hier auch von der ‚allmählichen Verfertigung des Ich beim Wollen‘ sprechen könnten.“ (Ritzenhoff 2000: 162)

Der angesprochene Widerstand, an dem der Wille sich anregt, weil er ein ‚Prinzip des Wandels‘ ist, wird andererseits erst über das Wollen zu einem solchen, an dem sich der Wille hin zum Handeln verdichten kann; ein Zustand wird erst zu einem Widerstand, an dem sich der Wille reibt, wenn er aus seiner ‚Neutralität‘ heraustritt, wenn ich auf ihn aufmerksam werde (vgl. ebd.: 166). Meine Aufmerksamkeit muss sich auf etwas richten, damit sich *mein* Wille formieren kann. In einem solchen Prozess wird die Welt durch meinen Willen vermittelt, wie umgekehrt mein Wille in der Welt der Gemeinschaft vermittelt ist; die Welt, die vor mir liegt, wird zu meiner Welt und bekommt so eine besondere Perspektive.

„In dieser Konstellation formiert sich mein Wille von einem Moment auf den nächsten. In dem Augenblick, in dem Unentschlossenheit und Indifferenz zur Entscheidung werden, wird der Rubikon überschritten. Der Wille macht eine der *möglichen* Entscheidungen zu *seiner* Entscheidung, ohne daß ich im gleichen Moment schon sagen könnte warum. Von diesem Punkt an gibt es kein Zurück mehr, sondern nur die Möglichkeit, in einem weiteren Prozeß einen ‚neuen‘ Rubikon zu überschreiten.“ (ebd.: 136)

Wird der Wille nicht auf den Aspekt des Willensaktes verengt, sondern, wie hier vorgestellt, als ein Prozess verstanden, bekommt auch die Frage nach der Willensfreiheit eine andere Färbung. Wille wird hier als Lust und Last zugleich sichtbar, als Prozess, in dem sich Wollen und Ich gegenseitig erneuern und verstärken, sich aber auch unablässig vor neue Herausforderungen gestellt sehen. „Wir können nicht nicht-wollen“ (ebd.: 166) und müssen uns mit unserem Wollen stets neu ausrichten. Der Wille kann als verändernde und identitätsbildende Aktualisierung des Ich aufgefasst werden, wobei eine Veränderung des Ich nur eine Verbin-

dung mit dessen Identität aufweisen kann, wenn wir Veränderung als aus uns herrührend und zugleich auf uns zukommend betrachten, als „persönlichkeitsgeladen“ und „persönlichkeits-schaffend“ gleichermaßen (vgl. ebd.: 167).

„Das ständige auseinander Hervorgehen, das auf diese Weise entsteht, weist aber nicht nur auf die innere Geschlossenheit hin, sondern auch auf das immer wieder neue Ausgreifen des Willens auf die Anderen. Ohne die Verflechtung mit einer Gemeinschaft und der zugehörigen Lebensteilung könnte der zyklische Prozeß von Wille und Ich nicht aufrecht erhalten werden. [...] Die Zyklizität von Identität und Veränderung löste sich auf, weil Ich und Wille ohne die Eingebundenheit in eine Gemeinschaft und die damit verbundenen Interaktionen keine sinnvollen Begriffe mehr wären.“ (ebd.: 168)

Es ist durchaus denkbar und aus alltagsweltlicher Perspektive auch nicht unwahrscheinlich, dass die Bereitschafts- und Aktivitätspotentiale des Gehirns, die uns die Möglichkeit bieten, uns zu uns selbst verhalten zu können, vom so ‚freigestellten‘ Wechselverhältnis von Ich und Wollen wiederum affiziert werden können, also dass unser emergierend hervorgebrachtes mentales Vermögen auf die es produzierende Materie zurückwirken kann, auch wenn dies, bislang weder bewiesen noch widerlegt werden konnte (vgl. Trettin 1998). Für unser alltägliches Zusammensein stellt der Umgang mit diesem Raum menschlicher Möglichkeiten, mit der Offenheit des Horizonts und der Exzentrizität unserer Position eine wichtige Anknüpfstelle für soziale Kommunikation und soziales Handeln dar.

3.4 Machtpraktiken

Michel Foucault arbeitet in seinen subjekttheoretischen Studien das historische Gewordensein der Subjektivität heraus und weist auf das plurale Netz der Praktiken hin, in deren Rahmen Subjektivität produziert wird. Er lehnt die Vorstellung von einem autonomen Subjekt ab und hebt die Rolle gesellschaftlicher Unterwerfungsprozesse für die Ausbildung von Subjektformen hervor. Wie Lemke herausstellt, hat dies Folgen für die „Analyse von Widerstandspotentialen“ und es muss eigentlich verwundern, dass ein politischer Kämpfer wie Foucault, in seiner ‚Genealogie der Macht‘ wenig Anknüpfungspunkte herausstellt, die einen Ausweg aus dem Dilemma einer Subjektivität bieten könnten, die sich als produziert und unterdrückt zugleich darstellt (vgl. Lemke 1997: 110ff.). Mit Blick auf einen möglichen Ausweg aus diesem Dilemma erscheint es zunächst sinnvoll, Foucaults Analyse der Machtpraktiken, über die sich Subjektformen ausbilden, kurz zu skizzieren, um im Weiteren zu einer Subjektkonzeption zu gelangen, die sowohl die sozialen Abhängigkeiten des Subjekts als auch seine Reflexions- und Handlungsspielräume mit umfasst.

In ‚Überwachen und Strafen‘ legt Foucault sein Augenmerk auf die gesellschaftlichen Disziplinierungsmechanismen, um der Frage nach der Funktionsweise von Macht nachzugehen, und um in diesem Zuge die Defizite einer Reduktion von Machtpraktiken auf körperliche

Repression und Manipulation der Vorstellungswelt zu überwinden.¹⁴ Insbesondere an der Institution Gefängnis kann er exemplarisch aufzeigen, dass Disziplinierungsmaßnahmen eine eigene ‚Produktivität‘ aufweisen, die mit den in der politischen Theorie vorherrschenden Konzepten der Repression und Manipulation nicht zu erfassen sind. Theorien, die auf die Mechanismen körperlicher Repression zielen, implizieren für Foucault, dass ein vermeintlich ‚natürlicher‘ Körper jenseits von Machtwirkungen bestünde und ein kritisches Potential berge, und genau diese Vorstellung lasse die eigentliche Funktionsweise von Repressionstechniken übersehen, die mit einer Verkörperung von Machtverhältnissen einhergehen. Gegenüber theoretischen Positionen, die von einer Gegenüberstellung von Ideologie und Wissenschaft ausgehen, wobei letztere erstere gewissermaßen zu korrigieren vermag, wendet er ein, dass diese verkennen lassen, wie die institutionelle Anwendung vermeintlich richtigen Wissens selbst eine Praktik der Machtausübung darstellt. Die angenommene Vorrangstellung des Bewusstseins lässt übersehen, wie Machpraktiken über die Schnittstelle ‚Bewusstsein‘ ebenfalls auf eine Verkörperung von Machtstrukturen zielen. Über die Vorstellung, dass sich Macht Verschleierungstechniken bedient, kann nicht gesehen werden, wie der Glaube an die Willensfreiheit und die besondere Auszeichnung des Bewusstseins selbst Teil von machtleitenden Vergesellschaftungsstrategien sind.

Dabei geht es Foucault offensichtlich nicht darum, die historische Tatsache dieser ‚Techniken‘ als Mittel der Politik zu bestreiten, vielmehr sollen die Beschränkungen dieser Perspektiven aufgezeigt werden. Er entwickelt hierfür das Konzept des Macht-Wissens, das zwar von einer instrumentellen Verbindung von Macht und Wissen ausgeht, die historisch je spezifische Ausprägungen annimmt, aber das Augenmerk auf die immanente Verbindung von Machtprozessen und Wissensformen richtet. Foucault kritisiert sowohl die Vorstellung, Macht könne Wissen einfach anwenden, als auch die Annahme, dass Macht auf bestimmte Wissensformen zu reduzieren sei. In seiner Machanalyse stellt er das Aufkommen dieser Qualität der Macht-Wissen-Beziehung heraus, wie sie sich im 19. Jh. im Zuge der zunehmenden Trennung zwischen Hand- und Kopfarbeit und der Institutionalisierung der Humanwissenschaften konfiguriert. Thomas Lemke schreibt hierzu in seiner Foucault-Studie ‚Kritik der politischen Vernunft‘:

„Die Diskurse von LehrerInnen, RichterInnen, SozialarbeiterInnen, ÄrztInnen und PsychiaterInnen sind Machtprozessen nicht mehr äußerlich, sie stellen kein Wissen bereit, das dann instrumentalisiert werden könnte, sondern dieses Wissen hat eine direkt normalisierende Funktion: Er formuliert und definiert Normen, die eine Scheidung in normal und anormal erlauben und in sozialen und institutionellen Praktiken operieren. [...] Die Konstitution von Wissensfeldern erfolgt auf dem Boden von Machtverhältnissen, die sie als mögliche Objekte ‚installieren‘; umgekehrt können diese nur deshalb zur Zielscheibe von Machtprozessen werden, weil sie zuvor kognitiv hervorgebracht worden sind“ (Lemke 1997: 96f.).

Wie Lemke hervorhebt, weicht Foucault in der Frage, wie Widerstand möglich ist, von seinem relationalen Machtbegriff, bei dem es kein ‚absolutes‘ Außen der Macht gibt, ab und

¹⁴ Ich beziehe mich in der folgenden Skizze einiger Gedanken von Foucaults Machtanalytik in erster Linie auf die Studie von Thomas Lemke: „Eine Kritik der politischen Vernunft“ (1997).

sucht nach „Zwischenräumen der Macht“ (ebd.: 119). Dabei bleibt er mit dem Hinweis darauf, dass es in Individuen („in den Körpern und Seelen“) und Gesellschaft immer etwas gibt, das sich zumindest teilweise den Machtbeziehungen entzieht, eher vage. Lemke sieht bei Foucault hier ein Problem darin, dass dieser „seinen eigenen Ansatz der Immanenz und Relationalität von Machtbeziehungen nicht konsequent zu Ende führe. Aus der richtigen Annahme, dass Kämpfe den Machtverhältnissen nicht äußerlich sind, zieht er die falsche Konsequenz, die Kämpfe an die Macht zu assimilieren. Dabei bestünde die theoretische Herausforderung gerade darin, die Spannung zwischen Macht und Widerstand aufrechtzuerhalten, um zu fragen, wie Widerstandspotentiale innerhalb von Machtbeziehungen generiert werden.“ (ebd.: 120) Foucault hat seine Machtanalysen in seinen späteren Schriften nach ‚Überwachen und Strafen‘ für Formen der Subjektivität geöffnet, die Ansatzpunkte für ein Widerstandspotential deutlicher formulieren.

Problematisch ist es sicherlich, wenn die Vorstellung der Möglichkeit tiefgreifender Selbsterkenntnis bzw. Selbstdurchsichtigkeit selbst zur Verdunklung des Blicks führt bzw. Strukturen repressiver Macht perpetuiert. Die Kritik an einer anthropozentrischen Subjektivitätsvorstellung, die der Illusion bzw. Ideologie völliger Selbsttransparenz verhaftet ist, muß allerdings nicht einhergehen mit einer Preisgabe der Perspektive einer ‚Arbeit am Selbst‘ (vgl. unten). Genauso wenig wie eine völlige Selbsttransparenz zu erreichen ist, erscheint eine völlige Auflösung eines wie auch immer vervielfältigt und durchkreuzt vorgestellten Ichs erstrebenswert.

Aus der Erkenntnis der historischen und kulturellen Variabilität der Selbst-Schematisierungen folgt sicherlich nicht ein gänzlich ‚Verschwinden des Subjekts‘. Wahrscheinlicher und der paradox anmutenden Struktur von Selbstbezügen angemessener erscheint vielmehr die von Peter Bürger hervorgehobene Zusammengehörigkeit von Selbstsetzung und Selbstauflösung des Ichs.

Ich möchte Subjektivität hier vorläufig als ein „Schema des Selbstverständnisses“ (Bürger 2000: 53) und der Selbstbezüge verstehen, das historisch kulturellen und sozialisatorischen Bedingungen unterliegt. Subjektformen lassen sich so als variable Kräftekonstellationen auffassen, als hybride Subjekte (vgl. unten), die eher durch ‚Kohärenz‘ als durch Identität gekennzeichnet sind (vgl. Schmid 1998 u. Abschnitt 6.2.7).

3.5 Selbstbezüge

Die Selbstsetzung des Ichs ist notwendig begleitet vom Setzen eines Nicht-Ich, das dann vom Ich einzuholen versucht wird. Die kantische Beobachtung eines Ichs, das als ein „empirisches Subjekt“ ein Objekt unter anderen ist, das als erkennendes Subjekt zugleich aber die Welt, in der es ist, hervorbringt, zeigt eine unter (selbst-)erkenntnistheoretischem Gesichtspunkt ambivalente Struktur unseres Weltverhältnisses an, die wir wohl auch weiterhin kaum zu überwinden vermögen. Wie wir uns als in die Welt geworfene Objekte immer schon vorfinden, nutzen wir unsere Fähigkeit der Selbstreflexion doch immer auch, um uns dieses

‚Dasein‘ zu erklären. Der Versuch des Erschließens der vorgegeben Konfigurationen des In-der-Welt-Seins ist allerdings gekennzeichnet von der Erfahrung, dass sich uns ‚exterritoriale Bereiche‘ hartnäckig verweigern: weder unser Leib, noch unsere Sprache, noch unsere Bedürfnisstrukturen, noch unser alltagspraktisches Handeln zeigen sich vollständig durchsichtig.

Peter Bürger hat in seiner Auseinandersetzung mit der postmodernen Kritik am modernen Subjektbegriff darauf hingewiesen, dass schon Pascal, der Zeitgenosse Descartes, dessen Subjektbegriff ‚dekonstruierte‘, indem er auf ein einfach nachzuvollziehendes Phänomen verwies. Pascal genügt eine „einfache Versuchsanordnung [...], um zu zeigen, daß das seiner selbst gewisse und sich selbst beherrschende Verstandes-Ich nicht einmal die kleinste Probe besteht: Der Mensch kann nicht ruhig in einem Zimmer sitzen, weil er dann unweigerlich seiner eigenen Verlassenheit und Leere inne wird und ihn der Lebensekel überfällt.“ (Bürger 2000: 57) Zwar wollte Pascal, der ein Apologet des Christentums war, mit seiner Rede den vom Glauben abgewandten Menschen des 17. Jahrhunderts zur Besinnung aufrufen, seine Argumentation ist aber nach wie vor bestechend und hat, wie Bürger hervorhebt, Heideggers Begriff der Angst als Grunderfahrung einer Leere inspiriert (vgl. ebd.: 57).

Betrachtet man das ‚moderne Subjekt‘ aus der Perspektive Pascals, dann lässt sich ein Wunsch nach dem Verschwinden des Subjekts vielleicht nachvollziehen, wie Bürger ergänzt, denn aus Pascals Sicht wird jegliches innerweltliche Tun zur Zerstreuung „als Flucht vor der eigenen Leere.“ Pascal hat in seiner Beobachtung die Angst als Grunderfahrung des „modernen, gottverlassenen Individuums“ (ebd.) entdeckt. Nimmt man Descartes Konzeption hinzu, dann schwankt das moderne Subjekt, zwischen Selbstgewissheit, die sich über die Herrschaft der äußeren Natur aktualisiert, und einer Ohnmächtigkeit aus Angst.

Die von Foucault in seinem Spätwerk eingeschlagene Suche nach einem neuen Selbstverhältnis blickt zurück in die Antike, um dort einen Typus des Selbstbezugs aufzuspüren, der nicht über eine Verinnerlichung läuft, wie er sie an dem modernen Subjekt und dessen Vorläufer herausgestellt hat. Foucault hatte die Entstehung der Individualisierung zuvor mit der Pastormacht der Kirche des Mittelalters in Verbindung gebracht, die sich um jeden einzelnen Menschen kümmerte, indem sie dessen Seele erforschte und lenkte. Für diese Einflussnahme war eine innerliche Instanz erforderlich, das Gewissen, das so durch die Pastormacht zugleich erschaffen und gesteuert wurde. Mit dem Bedeutungsverlust der Religion im 18. Jahrhundert wanderte diese Macht, Foucault zufolge, in die Institutionen der Staates und blieb seither auf die Innerlichkeit bzw. das Gewissen des Subjekts bezogen (vgl. Bürger 2000: 58).

Suchte Foucault ein Entkommen aus diesen Formen zunächst über den Weg einer Entsubjektivierung, denkt er in seinem späteren Hinweis auf die Selbstsorge einen Selbstbezug, der die Innerlichkeit zu umgehen sucht. Mit der Selbstsorge konzipiert Foucault eine Bezugnahme auf das Selbst, die nicht mehr fragt: „Wer bin ich?, sondern: Welche Lebensweise bekommt mir?“ (ebd.: 59) Bürger schätzt diese Blickverschiebung durchaus als hilfreich ein, allerdings hält er es für unwahrscheinlich, dass sich die „zweitausendjährige Prägung durch die christliche Kultur der Innerlichkeit mittels eines individuellen oder kollektiven Willensakts aushe-

beln lässt.“ (ebd.) Das heißt für Bürger nicht, dass sich die Weise des Selbstbezuges nicht ändern könnte, doch könne dies nicht willentlich hervorgebracht werden.

Bürger hat noch eine weitere Vorstellung bezüglich der Subjektkonstruktion im Sinn, die er in Beschreibungen der Befindlichkeit eines Lebensüberdrusses (ennui) von „Frauen der Aufklärung“ ausmacht; z.B. Madame du Deffands oder Henriette (vgl. ebd.: 57). Aus den Beschreibungen geht hervor, „daß ihnen die Sinnproduktion des modernen Subjekts fremd ist. Sie erfahren die eigene Leere und Verlassenheit nicht als Anstoß, um daraus etwas zu machen, sondern erleiden sie. Anders formuliert: Sie erfahren sich als Nicht-Subjekte. (Dem widerspricht nicht, daß Frauen, wenn die gesellschaftlichen Bedingungen es zulassen, die Position des Subjekts einnehmen können.) [...] Während das moderne Subjekt immer nach der Zukunft greift (sogar nach seinem Tod), verharrt das weibliche Nicht-Subjekt in der Gegenwart.“ (ebd.)

Anders als es die Utopie vom Verschwinden des Subjekts vorstellt, kann für Bürger die Verständigung zwischen dem Subjekt und dem Nicht-Subjekt eine Perspektive bieten, die es erst noch zu erschließen gälte. Diese Perspektive soll hier zwar nicht weiter verfolgt werden, ich möchte jedoch zumindest andeuten, dass die Gegenüberstellung von Subjekt und Nicht-Subjekt nicht unbedingt, wie dies Bürger vorzuschweben scheint, personifiziert im Sinne einer Zuordnung zu einer männlichen und einer weiblichen Subjektvorstellung vorgestellt werden muss. Vielmehr ließen sich unterschiedliche ‚Subjektverfassungen‘ quer zu solchen Dichotomien auch als Abfolgen in einer Person, die in der Zeit durchlebt werden, denken. Wir müssten dann nicht von einer Konstruktion in der Art ‚ein Subjekt ist‘ ausgehen, sondern könnten den der Alltagserfahrung viel näher liegenden Wandel unterschiedlicher Weisen des Selbst- und Weltbezugs, die sich im praktischen Lebensvollzug die Hand reichen, in den Blick nehmen. Unterschiedliche Subjektverfassungen und Selbstbezüge können als komplementäre bzw. auch widerstreitende Aspekte einer Person aufgefasst werden, die sich im Lauf der Zeit wie auch im Wandern durch unterschiedliche Kontexte fortwährend verschieben, aber dennoch bestimmte Fokussierungen aufweisen, die uns gewöhnlich von der Erfahrung einer Selbstidentität sprechen lassen, wobei ich mit Wilhelm Schmid die Vorstellung von einer Kohärenz des Subjekts vorziehe.

Das Subjekt weist demnach eine Stabilität auf im Sinne eines Gefüges, „das die vielen Aspekte des Ichs in einem vielfarbigem Selbst in einen wechselseitigen Zusammenhang bringt.“ (Schmid 1998: 252) Die Konzeption der Subjektform im Sinne eines kohärenten Gefüges trägt sowohl der relativen Stabilität und Kontinuität der Selbsterfahrung wie auch dem kontinuierlichen Wandel des Subjekts in der Auseinandersetzung mit variierenden Kontexten Rechnung (vgl. ebd.: 250ff. und Abschnitt 6.2.7). In der erinnernden Konstruktion der eigenen Biografie wie in den Selbstentwürfen hinein in die Zukunft zeigen sich Spielräume, die darauf verweisen, dass Ich immer auch anders sein könnte.

3.6 Selbstgesteuerte Praktiken

Foucaults Überlegungen in seinen späten Studien zum Subjekt zielen auf selbstgesteuerte Aspekte der Subjektivierung, mit denen er Widerstandspotentiale verbindet. Unter der Bezeichnung ‚Technologien des Selbst‘ rückt er das zuvor wenig thematisierte Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst in den Blick. Dabei fasst er die Möglichkeiten der Selbsttransformation und der eigenen Lebensführung als relativ autonom auf, allerdings nicht derart, dass sie außerhalb von Machtbeziehungen stünden. Die gesellschaftlichen Disziplintechniken und Diskurse schreiben sich in das Subjekt als leiblich-körperliches Wesen ein und prägen die Weise, wie die Eigentätigkeit des Körpers bzw. des Leibes innerhalb des sozialen Machtgefüges wahrgenommen und interpretiert wird. Allerdings wird das Subjekt nicht durchgängig von diskursiven Machtstrukturen konstituiert, sondern verfügt über Spielräume des Wahrnehmens und Handelns. Wie Christine Hauskeller hervorhebt, fordert Foucault „ein Moment des nicht-diskursiven, leibhaften Erlebens ein[...], aufgrund dessen das Subjekt nicht im Zugriff und den produktiven Effekten der Macht aufgeht, sondern sich ihnen zu widersetzen vermag – spätestens wenn es gewahr ist, daß die Kräfteverhältnisse an den Körpern und Lüssen ansetzen, auch die, die er selbst nutzt.“ (Hauskeller 2000: 265)

Anders als zahlreiche Kritiker Foucaults, die in dessen späten Schriften eine Aufgabe der Machtanalyse und eine Hinwendung zur Frage nach individuellen Lebensentwürfen ausmachen, sieht Lemke in Foucaults Ansatz zu einer eigenständigen Analyse von Selbsttechniken den Versuch, die zuvor erbrachten machtanalytischen Erträge aus einer erweiterten Perspektive zu ergänzen. Hatte Foucault in seinen früheren Studien eine enge Kopplung zwischen Herrschaftstechniken und Selbsttechniken angenommen, so musste er diese enge Kopplung nun lockern, um die Wechselwirkungen zwischen ihnen in den Blick zu bekommen (vgl. Lemke 1997: 255ff.). „Man muss die Punkte analysieren, an denen die Herrschaftstechniken über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muss man jene Punkte betrachten, in denen die Selbsttechnologien in Zwangs- oder Herrschaftsstrukturen integriert werden.“ (Foucault zitiert nach Lemke 1997: 264). Diese Erweiterung der Machtanalyse führt Foucault zu einem Subjektverständnis, in dem das Subjekt als Resultat von Praktiken und den darüber sich ausbildenden Erfahrungen vorgestellt wird. Nicht das Subjekt geht der Erfahrung voraus, sondern diese führt zur Konstitution von Subjektivität. Dabei bilden Wissen, Macht und Subjektivität je eigene Dimensionen von Erfahrung. Sie können aber nur in ihrem Verhältnis zueinander definiert werden. In der Erfahrung kommen subjektive Aspekte und objektive Macht- und Wissenspraktiken zusammen (vgl. ebd.: 265).

„Zwar sind die Subjekte bei Foucault nicht selbstbestimmt, sondern von vielfältigen heteronomen Machtstrukturen geformt und durchzogen; doch als nicht nur diskursive sondern leibhafte Subjekte sind sie zugleich in der Lage, sich und ihre Interessen gegen einzelne, bestimmte gesellschaftliche Prozesse abzugrenzen und konkrete Gegenpositionen zu besetzen. Da die Macht vielfältig und überall ist, sind stets verschiedene Angriffspunkte möglich; die Affirmation einer Machtforderung kann Widerstand gegen eine andere sein. Freilich bleibt der individuelle Widerstand durch diese Pluralität von Kräfteverhältnissen zugleich lokal und begrenzt und in seiner Wirkung auf das gesellschaftli-

che Machtgefüge als ganzes nicht vorhersehbar. Doch der Widerstand ist in dem Sinne echter Widerstand, daß er nicht Folge oder Ausdruck der Veränderung des Machtgefüges sein muß, weil die Subjekte als Selbst echte Gegenpositionen aufbauen können und eigene Machtzentren sind.“ (Hauskeller 2000: 254)

Foucault hat im Zusammenhang mit seiner Untersuchung zur Sexualität und der christlichen Pastoralmacht darauf hingewiesen, dass eine wissenschaftliche Begründung von Widerstand bzw. Protest eine abzulehnende Reduktion darstelle, die den ethisch-politischen Problemen nicht gerecht werden könne. Denn eine Gründung des Ethischen auf wissenschaftliches Wissen, das eine bestimmbare vermeintlich wahre Subjektivität erst begründet hat, führe dazu, eben diesem Charakter der Subjektivität keinen Widerstand entgegen bringen zu können. Die von Foucault in ‚Der Gebrauch der Lüste‘ und ‚Die Sorge um sich‘ umkreiste ‚Ästhetik der Existenz‘, die das menschliche Leben als ‚Kunstwerk‘ auffasst, kann nach Lemke als ein Gegenentwurf aufgefasst werden zu einer ‚Wissenschaft des Lebens‘, die versucht, das ‚Leben an das natürliche Sein zu assimilieren‘ (ebd.: 299, vgl. Lemke 1997: 296ff.).

„Mir fällt auf, dass Kunst in unserer Gesellschaft zu etwas geworden ist, das nur Gegenstände, nicht aber Individuen oder das Leben betrifft. Dass Kunst etwas Gesondertes ist, das von Experten, nämlich Künstlern gemacht wird. Aber könnte nicht das Leben ein Kunstwerk werden? [...] Aus der Idee, dass uns das Selbst nicht gegeben ist, kann meines Erachtens nur eine praktische Konsequenz gezogen werden: Wir müssen uns selbst als ein Kunstwerk schaffen.“ (Foucault zitiert nach Lemke 1997: 300; Fußnote 41)

Mit diesem Ansinnen versucht Foucault die menschliche Existenz aus dem ‚universellen Geltungsanspruch‘ der Humanwissenschaften zu befreien und auf den Konstruktionsaspekt des menschlichen Lebens und der Subjektivität zu verweisen. Subjektivität wird als Konstruktionsgegenstand der ‚Technologien des Selbst‘ aufgefasst, die in ein Zusammenspiel von Wissens- und Machtpraktiken eingebunden sind (vgl. Lemke 1997). Ian Hacking hebt folgenden Aspekt der Beziehung von Wissen, Macht und Subjektivität bei Foucault hervor.

„Das Macht-Wissen-Thema ist ausführlich in Foucaults Büchern beschrieben worden, aber das waren von außen gesteuerte Geschichten – was wir über andere sagen, was wir anderen sagen, was uns von anderen gesagt wird, was wir anderen tun oder was uns von anderen angetan wird. Sie lassen den inneren Monolog aus: was ich mir selbst sage. Sie lassen die Selbstdisziplin aus: was ich mir selbst antue. Deshalb fehlt ihnen das ständige Kernland der Subjektivität. Es ist selten der Zwang, der uns geradeaus gehen lässt, es ist das Gewissen [...]. Das zu sagen, bedeutet keine Rückkehr zu Subjektivität. An diesem Gebrauch von erworbenen Worten und praktischen Techniken ist nichts Privates: Die List des Gewissens und der Selbsterkenntnis besteht gerade darin, es uns als etwas Privates *empfinden* zu lassen.“ (Ian Hacking zitiert nach Lemke 1997: 297f.; Fußnote 38)

Es geht in der hier angeschnittenen Thematisierung des Subjekts bei Foucault um nichts Geringeres als um die Frage, wie wir uns mit uns und der Welt in Beziehung setzen können. Wie und an was können wir uns orientieren, wenn sich letztlich noch die ‚aufgeklärteste‘ Rede als verstrickt in diskursive Machtpraktiken erweist? Sollten wir uns resigniert zurücklehnen in dem Wissen um unsere Unfreiheit in der Bezugnahme sowohl auf uns selbst wie auf andere, wie dies bestimmte Vertreter der Kognitionsforschung zu suggerieren scheinen? Oder sollten wir uns etwa befreit fühlen von der Last der Verantwortung, da unser Handeln

ohnehin entweder biologischen, tiefenpsychologischen, strukturellen oder neurobiologisch determinierten Impulsen folgt? Ich ziehe es hier vor, einen Weg einzuschlagen, der auf eine Annäherung an ein Konzept der Selbstbezüge und selbstgesteuerten Praktiken zielt, das deren Fremdbezüglichkeit umfasst, um so die Position der eigenen Rede wie auch die Frage nach den Bedingungen von Selbst- und Weltverhältnissen einbeziehen zu können.

3.7 Subjektformen – Subjektkulturen

In der Reflexion von Plessners Konzeption einer exzentrischen Positionalität wurde bereits hervorgehoben, dass sich Subjektformen nicht festschreiben lassen, sondern als historisch und kulturell variable aufzufassen sind. Die Arten und Weisen, wie die ‚offene Mitte‘ im Subjekt bespielt wird, sind vielfältig und können sich aus unterschiedlichen variablen Elementen zusammensetzen. Andreas Reckwitz hat in einer umfassenden Studie zur Genese und zum Wandel moderner Subjektformen aufgezeigt, dass sich für die Moderne eine Abfolge unterschiedlicher hegemonialer Subjektformen nachzeichnen lässt, von dem bürgerlichen Subjekt über das Angestelltensubjekt zum ‚postmodernen Kreativsubjekt‘ (vgl. Reckwitz 2006, 2008). Das Subjekt fasst er als eine soziokulturelle Form auf, als eine Verbindung von „kulturellen Codes“, die sich in Körper und Geist einschreibt und zu einer „Subjektivierung mit bestimmten charakteristischen Kompetenzen, Affektstrukturen, Sinnhorizonten etc.“ (Reckwitz 2008: 100) führt. Codes versteht er als Unterscheidungssysteme, über die sich die Dinge und der Umgang mit diesen mehr oder weniger bewusst vollziehen, ähnlich wie dies oben bereits mit dem Begriff der kulturellen Programme bzw. Muster angesprochen wurde (vgl. Abschnitt 2.1). Die Codes sind Teil der sozialen Praktiken und gehen über diese in die Subjektivierung ein.

Subjektformen bilden sich über soziale Praktiken aus, die wiederum verbunden sind mit Diskursen, in denen sie repräsentiert und gesellschaftlich bereitgestellt werden. Dabei lassen sich verschiedene „Subjektivierungseffekte“ ausmachen, von der Körpersprache, den Bewegungen, dem Umgang mit Sprache und mit anderen Zeichen über das handlungsorientierende, verinnerlichte praktische Wissen und die Interpretationsschemen des Deutungswissens und des Selbstverstehens bis zur Strukturierung der Sinneswahrnehmung und der affektiven Reaktionsweisen. Verknüpft sind die sozialen Praktiken und ihre Subjektivierungseffekte mit Aspekten der materiellen Kultur, wie beispielsweise die jeweils bestimmenden sozio-technischen Systeme, verfügbaren medialen Formen und Konsummöglichkeiten, über die sich die Möglichkeitsräume der sozialen Praktiken mit konstituieren (vgl. ebd.: 136ff.).

Die Abfolge der drei dominanten Subjektformen ist nicht als einfache Ablösung zu verstehen, sondern eher als spannungsreiche Abstoßung, in der Sinnelemente älterer Subjektformen mit neuen Elementen verbunden werden. Das bürgerliche Subjekt setzt sich beispielsweise deutlich von dem ‚parasitären‘ Lebensstil der aristokratischen Subjektkultur ab, der durch Künstelung und Exzessivität gekennzeichnet ist, orientiert sich aber zugleich an dessen Souveränitätsanspruch (vgl. ebd.: 107). Neben den jeweils dominanten Subjektkulturen

bestehen verschiedene andere, die ältere Sinnelemente oder Sinnelemente aus anderen parallel bestehenden Subjektformen aufgreifen oder ausdrücklich ablehnen. Diese können sich als alternative Subjektkulturen präsentieren und mittelfristig zu einer Transformation der bestehenden Verteilungen und Konstitution der Subjektformen führen. Kennzeichnend für Subjektkulturen ist die Markierung der Differenz zu den anderen Subjektformen und dabei ist es häufig jeweils die dominante Form, die zur Angriffsfläche der sich neu ausbildenden Formen wird.

In seiner Rekonstruktion der modernen Subjektkulturen hebt Reckwitz drei Felder hervor, über die sich Subjektivierungsprozesse maßgeblich vollziehen: den Bereich der Arbeit, die Intimsphäre und die ‚Selbsttechniken‘. So definiert sich das moderne Subjekt als ein arbeitendes, mit spezifischen Kompetenzen ausgestattetes Subjekt. Zur veräußerten Arbeitskraft gesellt sich die Privatsphäre, in der das Subjekt intime Beziehungen der Familie, der Geschlechter und der Freundschaften unterhält, die es formen. Das moderne Subjekt entwickelt zudem Techniken, über die es ein Verhältnis zu sich selbst ausbildet. Reckwitz macht diese insbesondere in den Praktiken im Umgang mit medialen Formen (Schriftkultur, Massenmedien etc.) und mit der Konsumwelt aus. In den einzelnen Feldern müssen die Subjektpositionen über spezifische Diskurse vermittelt werden, welche die Codes liefern, die „in den Praktiken implizit vorhanden sind“, zum Beispiel über Repräsentationen bestimmter Verhaltenstypen in den Massenmedien, über Ratgeberliteratur oder Lifestylmagazine.

Die Subjektivierungsprozesse in den drei Feldern weisen über bestimmte Codes, wie beispielsweise über Moralvorstellungen, Ausdrucksformen und Haltungen, untereinander aber auch Querverbindungen auf. „Es stellt sich [...] heraus, dass bestimmte Subjektcodes zwischen diesen scheinbar separierten Feldern flottieren, sie diese über die purifizierenden Sinnengrenzen hinweg kontaminieren.“ (ebd.: 102) Auch wenn Reckwitz die besondere Relevanz dieser Felder der sozialen Praxis für die je spezifische Ausbildung der dominanten Subjektkulturen hervorhebt, so spielen dennoch auch andere Einflussgrößen der Subjektivierung, wie zum Beispiel die institutionalisierte Bildung, eine Rolle.

Die bürgerliche Subjektkultur bildet sich im 18. Jahrhundert wie angedeutet in der Absetzung von der höfischen Gesellschaft aus. Der aristokratische Lebensstil wird verworfen, die in diesem zum Ausdruck kommende Souveränität jedoch imitiert. Beide Momente verbinden sich in einer verstärkten Bedeutung der Orientierung nach innen. Diese Innenorientierung drückt sich einerseits in einer Selbstdisziplinierung nach moralischen Maßstäben aus, die rational begründbar und allgemeingültig sein sollen. Andererseits ist sie mit einem Streben nach Selbstbestimmung und nach demonstrativer Unabhängigkeit von äußeren Regeln verbunden. In der Arbeitswelt entwickelt das bürgerliche Subjekt einen Berufsethos und spezialisierte Kompetenzen sowie einen Sinn für die Eigeninteressen. In der Intimsphäre der bürgerlichen Familie und der freundschaftlichen Beziehungen legt es Wert auf Sensibilität und Selbstkontrolle. Insbesondere über die Schriftkultur, die Künste und im Konsum bildet es eine Beziehung zu sich selbst aus und treibt „eine moralische und empfindsame Innenwelt“ (ebd.: 107) hervor. Die Subjektkultur des Bürgertums stellt sich als in sich heterogen heraus.

Sie weist ambivalente Spannungsmomente auf, wie beispielsweise zwischen den auf Allgemeinheit zielenden moralischen Ansprüchen und dem Wunsch nach selbstgesteuertem Handeln (etwa im Bereich des Ökonomischen), zwischen rationellem Handeln und individueller Empfindsamkeit.

In den 1910er und 1920er Jahren beginnen sich in den westlichen Industrienationen soziale Praktiken auszubilden, die zu einer neuen hegemonialen Subjektform führen, die Reckwitz im Anschluss an Kracauer als Angestelltensubjekt bezeichnet. Dieses grenzt sich sowohl von bürgerlichen wie auch von expressiven Subjektformen ab, ist insgesamt aber extrovertierter. Das Angestelltensubjekt orientiert sich zum einen an den sozialen Aspekten einer Gemeinschaft, für die es sich einsetzt. Zum anderen findet es seinen Ausdruck aber auch in einer neuen ästhetischen und hedonistischen Ausrichtung „im Sinne einer Ästhetik der perfekten, attraktiven Oberflächen [...], die sich vor allem in der Konsumorientierung, der Sexualisierung und der Orientierung an den audiovisuellen Medien manifestiert.“ (ebd.: 109) Zwischen den sozialen Ambitionen und der ästhetisch hedonistischen Ausrichtung bilden sich Spannungspotentiale aus.

Die Entwicklung des Angestelltensubjekts steht in Verbindung mit dem Relevanzgewinn von Großunternehmen und -organisationen. Es ist in größeren Dimensionen strukturierend und effizienzsteigernd tätig und zeichnet sich unter anderem in der Wertschätzung organisatorischer und technischer Ordnungen aus, in denen es entsprechende Kompetenzen entwickelt. In der Privatsphäre verliert das mittlerweile viktorianische Familienmodell des bürgerlichen Subjekts an Bedeutung und wird nach und nach von einem nordamerikanisch geprägten Typus abgelöst, der in den Lebensformen der neu entstehenden Vorstädte seinen Ausdruck findet. Die Angestelltenkultur ist verbunden mit einer stärkeren Einbindung der Frauen in das Berufsleben und damit auch mit einer Relativierung des bürgerlichen Rollenverständnisses der Geschlechter. Neue Selbsttechniken, die sich stärker nach außen richten, entstehen mit den neuen audiovisuellen Medien und den sich ausweitenden Konsummöglichkeiten, die zunehmend durch ihren symbolischen Mehrwert attraktiv werden (vgl. hierzu auch Abschnitt 4.2.2).

Wie Reckwitz hervorhebt, bilden sich neben der Angestelltenkultur der westlichen Industrieländer im Faschismus und im Staatssozialismus eigene Subjektkulturen aus, deren Beziehungen und Austauschverhältnisse zur Angestelltenkultur näher zu untersuchen wären.

Die dritte hegemoniale Subjektform bildet sich seit den 1970er Jahren in Absetzung von der Angestelltenkultur aus, die nun als zu wenig expressiv und sozial überreguliert wahrgenommen wird. Sie wird von Reckwitz als „konsumatorisches Kreativsubjekt“ (ebd.: 110) bezeichnet und rekrutiert sich stark aus der an Bedeutung gewinnenden „*new creative class*“, der Medienindustrie und Unterhaltung, der gehobenen Dienstleistungen, Forschung und Entwicklung etc. In ihr verbindet sich eine individualistische, auf abwechslungsreiches Erleben ausgerichtete Grundhaltung mit einer generellen Orientierung an der durch Wahloptionen gekennzeichneten ökonomischen Sphäre. Aus dieser Verbindung erwächst wiederum eine für diese Subjektform kennzeichnende potentielle Spannung. In den genannten Arbeitsbereichen entwickeln sich neue Arbeitsformen in der Verbindung aus Kreativitätsbetonung und unternehmerischer Selbstständigkeit. Im Bereich der Beziehungen erfolgt eine Distan-

zierung von der für die Angestelltenkultur typischen sozialen Regulierung und indirekten Kontrolle. Auf Dauer angelegte Paarbeziehungen werden tendenziell ersetzt durch zeitlich begrenzte Partnerschaften, in denen die persönliche Entwicklung der Einzelnen an Relevanz gewinnt. Neue Formen der Selbsttechniken entwickeln sich durch Körperpraktiken im Sport, durch die neuen Kommunikationsformen der neuen Medien und durch Konsumformen, die die individuellen Stilisierungswünsche befriedigen. Zu ergänzen wären in diesem Bereich die breitgefächerten Angebote zu kreativen Betätigungen und zur Selbsterkundung, etwa im Sinne der ‚New Age-Bewegungen‘.

Die drei dominanten modernen Subjektformen stehen zueinander in Wechselverhältnissen der Distanzbildung und gleichzeitigen Übernahme von Sinnelementen. Sie werden von Reckwitz als hybride Formen gekennzeichnet, in denen sich unterschiedliche Codes untereinander und mit subdominanten Subjektkulturen austauschen, kombinieren und überlagern, zum Teil ergänzen und zum Teil widersprechen. Es zeigt sich, dass die Subjektkulturen fragil bleiben und für ihren Fortbestand auf stabilisierende Diskurse angewiesen sind, die verstärkt über die Medien geleistet werden, die aber, das wurde oben bereits ausgeführt, selbst wiederum zu einer Relativierung der in ihnen zirkulierenden Sinnangebote tendieren.

Die zentralen Impulse zur Transformation der Subjektkulturen macht Reckwitz vornehmlich in drei „Sinngeneratoren“ (ebd.: 111) aus: in den humanwissenschaftlichen Diskursen, in der materiellen Kultur und in kulturellen Bewegungen. In den verschiedenen sich ausbildenden Disziplinen, sei dies in der Psychologie oder in der Politischen Theorie, in der Medizin oder der Soziologie werden, so Reckwitz mit Foucault, seit dem 18. Jahrhundert verstärkt Versuche unternommen, zu bestimmen, was das ‚Menschliche‘ am Menschen ausmacht. Sie werden zu diskursiven Sinnressourcen für die Konstitution der jeweiligen Subjektkulturen.

Aus den Entwicklungen im Bereich der materiellen Kultur ergeben sich Bestimmungsfaktoren für die jeweils möglichen sozialen Praktiken, über die sich spezifische Subjektivierungsformen entwickeln. Die erwähnte Relevanz der Buchkultur für das bürgerliche Subjekt oder der audiovisuellen Medien für das Angestelltensubjekt sind hierfür Beispiele. Die materielle Kultur bildet darüber hinaus auch die Basis für die Entwicklung komplexer soziotechnischer Organisationsformen als Voraussetzungen für die Entstehung zunächst der Angestelltenkultur und später der Kultur des konsumatorischen Kreativsubjekts.

Eine wichtige Rolle spielen schließlich auch die kulturellen Bewegungen, die im Unterschied zu den sozialen Bewegungen nicht von Fragen der Emanzipation ausgehen, sondern Fragen der Identität in den Vordergrund stellen und entsprechende Sinnelemente hervorbringen. In den kulturellen Bewegungen werden Versuche unternommen, Möglichkeiten der Subjektbildung auszutariieren, die sich von den dominanten Formen, die als defizitär empfunden werden, absetzen. Neben den religiösen, nationalen und ethnischen kulturellen Bewegungen sind es für Reckwitz insbesondere die ästhetischen Bewegungen, von der romantischen Bewegung, über die klassischen Avantgarden bis hin zu den Counter Cultures, die Sinnelemente für eine Transformation bestehender Subjektkulturen bereitstellen. „Ästhetische Subjektivität ist damit in der Moderne gerade nicht lediglich eine Angelegenheit der Kunst, sie versucht vielmehr über kulturelle Bewegungen die dominanten Subjektformen selbst zu transformieren.“ (ebd.: 114)

In Absetzung zum bürgerlichen Sozialcharakter richtet sich der Fokus in der Romantik auf das innere Erleben, auf die Einzigartigkeit eines jeden und auf den Ausdruck des Inneren. Momente dieser Bewegung aufgreifend, suchen die Avantgarden nach einer Überführung der in der Kunst verorteten Erfahrungsqualitäten in die Lebenspraxis und bedienen sich dabei häufig Mittel der Irritation und des Schocks, um die Wahrnehmungsmöglichkeiten auszuweiten. Die Counter Cultures überschreiten die bestehenden Konventionen und erproben neue hedonistische Möglichkeiten und einen spielerischen Umgang mit Repräsentationen, die als Projektionsflächen für die individuellen Wünsche angeeignet werden. „Die kulturell-ästhetischen Bewegungen lassen sich durchgängig als ein Mikrokosmos von neuen Praktikenformaten entziffern, welche sowohl Technologien des Selbst als auch persönliche Beziehungen und den Bereich der Arbeit betreffen“ (ebd.: 115)

Auch wenn, wie Reckwitz anmerkt, weitergehende Studien näher aufzeigen müssten, wie sich die Wechselbezüge zwischen den unterschiedlichen Sinngeneratoren, den Subjektkulturen und Subjektivierungsprozessen gestalten, so zeigt sich doch deutlich, dass die Entwicklung moderner Subjektformen nicht linear unter Maßgabe eines Faktors, wie etwa zunehmender Rationalisierung, Individualisierung oder Disziplinierung, zu fassen sein wird. Subjektivierungsprozesse sind durch Performativität und Wandelbarkeit, durch Hybridität und Fragilität und auch verstärkt durch den Bedeutungszuwachs ästhetischer Momente der Subjektformen gekennzeichnet. Sie weisen Überschneidungen auf mit den Aspekten der Subjektivierung, wie sie mit Konzepten zur Lebensstilisierung anvisiert werden.

Der für Reckwitz grundlegend hybride Charakter der modernen Subjektkulturen zeigt an, dass es sich bei der Subjektconstitution und der damit verbundenen Identitätsbildung um offene Aushandlungsprozesse handelt, in denen es auch biografisch immer wieder zu Umschreibungen und Neuausrichtungen kommt. Effekte der Hybridisierung unterschiedlicher Sinnelemente in der Subjektbildung zeigen sich deutlicher in Phasen des Übergangs bzw. an Personen, die sich gleichermaßen in mehreren kulturellen Kontexten bewegen. In einer umfassenden Studie hat bspw. Kerstin Hein eine Gruppe junger Erwachsener mit Migrationshintergrund aus einem deutsch-chilenischen Raum in Chile befragt. Die Ergebnisse ihrer Studie liefern Hinweise auf unterschiedliche Ebenen, über die sich in der sozialen Praxis hybride Formen der Identitätsbildung als zentrales Element von Subjektivierungsprozessen vollziehen (vgl. Hein 2006).

Auf der diskursiven Ebene werden Sinnelemente der Identitätskonstruktion über Erzählungen verhandelt, über die sich Individuen in den vorhandenen sozialen Kontexten verorten. Es geht hier um die eher kognitiven und symbolischen Verhandlungen der eigenen Identität. Die befragten jungen Erwachsenen aus dem deutsch-chilenischen Raum greifen in diesem Zusammenhang auf Unterscheidungen zwischen „Wir und die Anderen“ zurück, über die sich ein Bezugsrahmen für die Orientierung in den sozialen Beziehungen aufspannt. Im Unterschied zu einer klaren Zuordnung der Differenzen wie dies für Personen ohne Migrationshintergrund typisch sei, bewegen sich hybride kulturelle Identitäten, so die Beobachtungen von Hein, zwischen den unterschiedlichen Identifikationsmöglichkeiten und bevorzugen in diesem Prozess das Sowohl-als-auch gegenüber dem Entweder-Oder. Hybride Identitäten ten-

dieren dazu, in ihren Selbsterzählungen Teilidentitäten auszubilden, die sich untereinander austauschen. Dabei werden auf diskursiver Ebene Differenzen ausgehandelt, die sich in diesem Prozess selbst als nicht festgelegte, sondern als sich fortwährend verändernde erweisen. Die Spannung zwischen den Differenzen führt zu einem Prozess der andauernden Verschiebung der Vorstellungen über die unterschiedlichen kulturellen Kontexte (im Fall der Befragten: über Deutschland und Chile), wodurch sich ambivalente Identitätspositionen ausbilden (vgl. Hein 2006: 435f).

Hybride Identitätsbildungen vollziehen sich auch auf der Ebene der sozialen Praxis in den alltäglichen Auseinandersetzungen mit verschiedenen kulturellen Kontexten und betreffen die individuelle Handlungsfähigkeit. Hein führt in diesem Zusammenhang den Begriff der ‚kulturellen Navigation‘ als Kennzeichnung des alltäglichen Umgangs mit Differenzen ein. In der Navigation durch die unterschiedlichen kulturellen Kontexte greifen Individuen (mit oder ohne Migrationshintergrund) mehr oder weniger ausgeprägt auf Elemente verschiedener Lebensweisen zurück, vermischen dabei unterschiedliche symbolische Codes, Stilrichtungen, Produkte und Verhaltensweisen, um ihre eigene ‚Identität‘ zusammenzustellen.

Eine weitere Ebene der Hybridisierung betrifft die Frage der Zugehörigkeit, die für Personen mit Migrationshintergrund besonders relevant sein kann. Die Verbindung von unterschiedlichen Zugehörigkeitsebenen, wie etwa die kulturelle Sozialisation, Abstammung und Staatszugehörigkeit, geht einher mit einer Mehrdeutigkeit, die kennzeichnend ist für die Figur des Fremden, wie sie beispielsweise prominent bereits bei Georg Simmel thematisiert wird. Der Fremde ist ambivalent, potentiell Freund und Feind, und stellt grundlegend eine Bedrohung nationaler Ordnungsprinzipien dar. Die Beziehungen zu unterschiedlichen nationalen Kontexten und kulturellen Bezugssystemen ist begleitet von der „Erfahrung, dass man ständig und überall anders ist.“ (ebd.: 438)

Ähnlich wie der Aspekt der ambivalenten Zugehörigkeit, ist auch die vierte und letzte Ebene, die Hein als Umgang mit geografischer Distanz kennzeichnet, für Personen mit Migrationshintergrund von besonderer Relevanz, müssen sie doch häufig Verbindungen zu unterschiedlichen Räumen über weite Entfernungen hinweg aufrechterhalten. Entgegen einer diesbezüglich oftmals beschworenen Romantisierung des Lebens in zwei Welten hebt Hein hervor, dass die Verbindung beider nicht selten als anstrengende Arbeit empfunden wird und begleitet ist von einem kaum zu erfüllenden Wunsch, ganz in einer Welt anzukommen.

Auch wenn der Umfang der Hybridisierung und die Grade der damit jeweils verbundenen Intentionalität sehr unterschiedlich ausfallen können, so kann die Zusammenbindung unterschiedlicher symbolischer Codes, kultureller Verhaltensweisen und Lebensstilelemente insgesamt als ein mittlerweile gesellschaftlich verallgemeinertes Phänomen aufgefasst werden. Damit verbunden sind, das wurde bereits ausgeführt, ambivalente Potentiale, die beispielsweise zur Ausbildung vermehrter Optionen für eine kritische Reflexion kultureller Codes und Programme führen, andererseits aber auch verunsichern und den Boden für Intoleranz und Ausgrenzung bereiten können. Im Unterschied zu Positionen, die mit der Ausbildung kultureller Hybridität an sich ein Widerstandspotential verbinden, plädiert Hein für eine differenzierte Betrachtung. Denn die Kombination von Elementen unterschiedlicher Lebens-

weisen kann sich sowohl in gesellschaftlich konformen Verhalten ausdrücken als auch in widerständigem (vgl. ebd.: 439).

Im letzten Kapitel der vorliegenden Studie werde ich auf die hier vorbereitete Perspektive zurückkommen und Ansätze aufgreifen, die anknüpfend an Foucault versuchen, selbstgesteuerte Praktiken im Sinne einer Lebenskunst zu konzipieren. Eine weitere Vorbereitung dafür bieten die folgenden Überlegungen zur subjektkonstitutiven Rolle des individuellen Gedächtnisses und des Erinnerns, die in engem Zusammenhang stehen mit Prozessen individueller und gesellschaftlicher Aufmerksamkeit. Die je individuelle Arbeit am Erinnern kann dabei als Teil des subjektiven Pols des kulturellen Gedächtnisses aufgefasst werden.

3.8 Vergegenwärtigungen und Gedächtnisstützen¹⁵

„Aufmerksamkeit ist der Auftakt im Aufbau des Gedächtnisses, durch Disziplinierung kann sie auf eine ‚höhere Ebene der Konzentration‘ gehoben werden und die Form einer ‚willentlichen und langfristigen Ausrichtung‘ annehmen.“ (Assmann 2003)

Fokus der folgenden Überlegungen bilden die Netze der zeitlichen Verstrickungen des Handelns in der Gegenwart, denen ich mich über ein ‚Fallbeispiel‘ in Sachen Erinnerungsarbeit, nämlich über Leonard Shelby, dem Protagonisten in Christopher Nolans Film ‚Memento‘ nähern werde.

Seltsame Zeiten

Augustin von Hippo sagt über die Zeit:

„Es gibt drei Zeiten, die Gegenwart von Vergangenen, die Gegenwart von Gegenwärtigem und die Gegenwart von Zukünftigem. Denn diese drei sind in der Seele in einem gewissen Sinne, und anderswo finde ich sie nicht: die Gegenwart des Vergangenen als Erinnern, die Gegenwart des Gegenwärtigen als Anschauen (*contuitus*), die Gegenwart des Zukünftigen als Erwarten.“ Und weiter: „Er [der Geist] erwartet, er erfaßt aufmerksam ein Gegenwärtiges (*attendit*), er erinnert sich. So kann das, was er erwartet, auf dem Weg über das, worauf er als ein Gegenwärtiges achtet, übergehen in das, woran er sich erinnert. ... Zweifellos bildet die Gegenwart keinen Zeitraum, da sie im Augenblick vorbeigeht, aber was dauert, ist das aufmerksame Erfassen des Gegenwärtigen (*attentio*), durch das hindurch das Kommende übergeht ins Abwesende.“ (Flasch 2004: 259, 275)

Wahrnehmen und Handeln in der Gegenwart ist mit Augustins Zeitauffassung in sich gewissermaßen aufgefächert in drei ineinander klingende Dimensionen. Aus einer Beobachterperspektive lassen sich die einzelnen Momente einer Handlung aufteilen in Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, subjektiv sind sie jedoch im Gegenwärtigen miteinander verwoben. Mit dem Fortgang der Zeit schlagen sie sich als Erfahrungen (als Verbindung aus Wahrnehmungen, Empfindungen und Reflexionsanteilen) im Gedächtnis nieder und bereiten damit den Resonanzkörper für kommende Erfahrungen. In die je aktuelle Herstellung von Bedeutungen spielen also unweigerlich die Erfahrungen und Erwartungen weiter reichender Zeitreihen hinein.

Neben den angesammelten Erfahrungen wird das gegenwärtige Handeln zugleich von Bezügen auf die Zukunft in Form von Erwartungen und Selbstentwürfen durchzogen, die selbst wiederum längere Halbwertszeiten überdauern können. Die konstitutive Offenheit des Zu-

¹⁵ Teile des folgenden Abschnittes wurden in abgewandelter Form zuerst veröffentlicht in Kittlausz 2008a.

kunftshorizontes, lässt sich als eine zweite Fluchtlinie des „aufmerksamen Erfassen[s] des Gegenwärtigen“ ausmachen. Für Ernst Cassirer bildet diese Offenheit die Grundlage für Bewusstsein überhaupt, das „nur dadurch [ist], daß es nicht in sich beharrt, sondern ständig über sich selbst, über die gegebene Gegenwart, zum Nicht-Gegebenen hinausgreift.“ (Cassirer 2002: 209f.)

„Mementos“ – Erinnerungsfragmente

Machen Handlungen Sinn, wenn man sich schon kurz darauf nicht mehr an sie erinnern kann? Leonard Shelby, der Protagonist in Christopher Nolans Film ‚Memento‘, kann gewissermaßen als die Verkörperung dieser Frage gelesen werden. Seit er seine Frau und zugleich sein Kurzzeitgedächtnis verloren hat, ist er gewissermaßen aufgespalten in den Leonard vor dem Unfall, der eine Geschichte hat, und den Leonard nach dem Unfall, der sich etwa alle fünf Minuten neu sortieren und erfinden muss, weil er sich nicht länger an seine *gegenwärtigen Handlungen* zu erinnern vermag. Leonard kann sich zwar an das zum Stillstand gekommene Leben von Leonard vor dem Unfall erinnern, alle Erlebnisse danach verblassen jedoch bereits in kürzester Zeit nach dem sie sich ereignet haben, ohne sich im Gedächtnis niederzuschlagen, weshalb er sich suggerieren muss: „I have to believe my actions still have meaning“.

Der Film beginnt mit dem Blick auf ein von Leonard gehaltenes Polaroid, auf dem eine blutüberströmte Person zu sehen ist, beziehungsweise eben noch zu sehen war, denn nach einigen Wedelbewegungen verschwindet das Bild auf dem fotografischen Dokument der jüngsten Geschichte. Mit dem einfachen Trick, die filmische Aufzeichnung der Ausbelichtung des Polaroids rückwärts laufen zu lassen, nimmt Nolan nicht nur die rückwärtsverlaufende Erzählstruktur des Filmes vorweg, er führt zugleich dessen zentrale Frage nach dem Verhältnis von Wahrnehmung, Erinnerung und ‚realer‘ Geschichte vor Augen.

Memento arbeitet sich in Sequenzen von wenigen Minuten rückwärts in die jüngste Geschichte Leonards hinein, (in jene Geschichte nach Leonards Unfall, die er selbst nicht behalten kann, die aber unweigerlich zur Aufnahme des Polaroids des von ihm erschossenen Mannes führen wird). Der Betrachter wird in die Orientierungslosigkeit des Protagonisten hineingezogen und mit jeder neuen Sequenz ist er gezwungen, sich an das zu erinnern, was aus den im Moment erfahrenen Szenen folgen wird, nur dann gewinnt die Geschichte eine Kohärenz. Der Betrachter teilt also mit Leonard die Unkenntnis dessen, was vorher geschehen ist, erfährt aber zugleich eine Ahnung davon, wie derealisierend es sein muss, über keinerlei Kontinuität des Erinnerns zu verfügen.

In einer weiteren für die hier angestellten Überlegungen wichtigen Szene berichtet Leonard aus seinem Leben vor dem Unfall. Als Versicherungsagent hatte er in einem Fall zu ermitteln, der seiner jetzigen Lage vergleichbar war: ein Mann namens Sammy schien sein Kurzzeitgedächtnis verloren zu haben, und Leonard musste herausfinden, ob dieser bloß simulierte. Von Interesse ist hier wie sich Sammy und Leonard darin unterscheiden, mit dem Verlust ihres Kurzzeitgedächtnisses umzugehen. Sammy macht sich, wie Leonard berichtet, unzähli-

ge Notizen, doch weil er kein Ziel verfolgt, bringt er sie immer durcheinander und kann nichts mit ihnen anfangen.

Getrieben von dem einzigen Ziel, Rache für den Mord an seiner Frau zu üben, entwickelt Leonard dagegen eine Systematik unterschiedlicher Erinnerungsmedien: einfache Notizzettel, beschriftete Polaroids und Tattoos, die er für die wichtigsten Botschaften in sein Fleisch prägt, sowie eine zusammengeklebte Übersicht, mit der er die unterschiedlichen Erinnerungsfragmente zueinander in Beziehung setzen kann. Interessant ist auch, dass die Polaroids für Leonard nur dann anschlussfähig bleiben, wenn er sie kommentiert und mitunter neu kommentiert, so steht auf einem Foto von Teddy (das ist derjenige, der am Ende der erzählten Geschichte, also am Anfang des Films, von Leonard erschossen wird, und der ihn den Film hindurch gewissermaßen als Schatten begleitet): „don't trust his lies“. Die externalisierten Erinnerungsmedien erlauben es Leonard immer wieder eine kohärente Geschichte zu formieren, die seinem Hauptmotiv folgt.

Lassen sich mit einer noch so ausgeklügelten Erinnerungstechnik die realen Begebenheiten rekonstruieren? Eine mögliche Antwort gibt der Film an seinem Ende: hier schlägt ein weiterer Erzählstrang um zur Vorgeschichte der Hauptgeschichte. Dieser Erzählstrang ist schwarzweiß gehalten und verläuft im Unterschied zu den farbigen Szenen des Films chronologisch: das Ende des schwarzweißen Strangs geht auf der Erzählebene über in die letzte farbige Sequenz, die ja gewissermaßen den Anfang der im Film rückwärts erzählten Geschichte darstellt. In dieser bringt Leonard einen weiteren Menschen um, von dem er – inspiriert durch die Hinweise des in den schwarzweißen Szenen zunächst unbekannt bleibenden Gesprächspartners am Telefon – annahm, er habe seine Frau ermordet. In einem lichten Moment kurz nach dem Mord realisiert Leonard, dass es möglicherweise den Falschen umgebracht hat. Zugleich scheint er sich aber zu entschließen – und das ist der erzählerische Anfang des Hauptfilms –, dass er nicht aufgeben wird, an den Sinn seiner Handlungen zu glauben, dass er *seine* Geschichte machen wird. Freilich führt der Film durch ein Vexierspiel möglicher Geschichten, in dem Leonard mal als entschlossen Handelnder, mal als Instrument und mal als entschlossen handelndes Instrument erscheint.

Leonard möchte sich allein auf die Fakten verlassen. Deshalb sucht er den Blickkontakt mit seinen Informationsquellen, hält er doch an dem Glauben fest, die Verlässlichkeit ihrer Aussagen von Angesicht zu Angesicht besser beurteilen zu können. Er macht seine Kurzzeitgenossen – im nächsten Moment sind sie ihm ja noch nie zuvor begegnet – zu Augenzeugen. Ohne Kurzzeitgedächtnis ist Leonard in seiner Zeit zugleich gefangen und von ihr befreit. Er muss in der Gegenwart leben, die er nicht hat, und immer wieder von vorne damit beginnen, sich zu verorten, sich eine Geschichte zu (re)konstruieren. Gerade an dem Verlust der Netze in Vorheriges und Nachfolgendes wird deutlich, wie ausgeprägt Gegenwärtigkeit durchdrungen ist von Vergangenen und von Zukunftsentwürfen und Imaginationen, die wir im Lauf unserer Geschichte ausgeworfen haben. Manchen würden wir weiterhin gerne folgen, anderen folgen wir, ohne es zu wissen oder zu wollen. Leonard kann sich an seine Motivation der Rache erinnern, die Teil seines Lebens vor dem Unfall ist. Verbannt in das Jetzt hat er aber *keine Zeit*, die Fakten seiner historischen Rekonstruktion jeweils in den Adern ihrer Geschichten eingehender zu analysieren: woher stammen die Fakten, wie werden sie zu sol-

chen, sind sie aus dem Kontext gerissen wirklich eindeutig und was sagen sie aus, wenn immer nur wenige Minuten bleiben, um sie in Relation zu bringen zu anderen vermeintlichen Fakten? Leonard konstruiert sich eine Karte der Zusammenhänge, um sich schnell einen Überblick zum Stand seiner Ermittlungen verschaffen zu können, doch immer entgleitet dieser zu früh, so dass er sich bei aller Zielgerichtetheit seines Rachemotivs treiben lassen muss und nach den Strohhalmen greift, die ihm – auch von den ihn instrumentalisierenden Kräften – gereicht werden.

Konstruierte Erinnerungen

Harald Welzer hebt in seiner Studie zum Gedächtnis hervor, dass in der kommunikativen Aktualisierung individueller Erinnerungen auf kein „fixiertes Inventar von Erinnerungsstücken“ zurückgegriffen werden kann, sondern dieses Inventar fortwährend ergänzt und umgeschrieben wird (vgl. Welzer 2002: 219). „Im Regelfall leistet das Gehirn eine komplexe und eben konstruktive Arbeit, die die Erinnerung, sagen wir: anwendungsbezogen modelliert.“ (ebd.: 21) In diesem Prozess der Erinnerungskonstruktion spielen unbewusste Aspekte der Erinnerung eine nicht unwichtige Rolle. Vieles, was sich der bewussten Aufmerksamkeit entzieht, wirkt sich auf das Befinden, die Strukturierung von Erfahrungen und die Modellierung von Wünschen aus. Das Gehirn zeigt selbst im Schlaf oder in Narkose noch permanente Reizwahrnehmung; man spricht in diesem Zusammenhang vom Phänomen des ‚Priming‘. So lässt sich zeigen, dass wir uns leichter an Worte erinnern können, wenn wir diesen zuvor schon begegnet sind, und zwar unabhängig davon, ob es sich dabei um eine bewusst wahrgenommene Begegnung handelte. Dieses „implizite“ Gedächtnis ist besonders aufschlussreich, „weil man unbewusste Erinnerungen nicht selbst korrigieren kann, sie aber in unserer sozialen Praxis wirksam sind“. (ebd.: 28) Implizite Erinnerung steht in engem Zusammenhang mit Verhaltens- und Handlungsweisen, die habitualisiert sind und routinisiert verlaufen, die aber „von frühkindlichen Entwicklungsphasen an prägend für die Weltwahrnehmung sind.“ (ebd.: 29) Es handelt sich um eine unbewusste Dimension der Erinnerung, die gerade weil sie sich der bewussten Aufmerksamkeit entzieht und somit nicht reflektiert wird, stark sozial präformiert ist. Erst mit der Sprachfähigkeit gelangen solche Erlebnisaspekte als Erfahrungen und Erinnerungen in die sozialen Kommunikationsprozesse wieder hinein und können geformt und mitgeteilt werden.

Eingeholt werden wir Zeitgenossen demnach von Vielem, das sich der (Re)Konstruktion entzieht, uns gewissermaßen auf frischer Tat ertappt oder zu solcher nötigt. Unweigerlich spielt lange Vergangenes, dem wir immer noch folgen, in das Gegenwärtige hinein, sei dies durch die (unbemerkte) Aktualisierung von althergebrachten Verhaltensmustern, durch die Anwendung von Technik und organisatorischen Programmen, in denen sich Wissen und Können verstetigt und verselbständigt hat, oder durch das unausgesprochene Nacheifern von Lebensentwürfen, die Andere in die Welt gesetzt haben. Bei aller strukturellen, tiefenpsychologischen und durch materielle Faktoren gegebenen Bedingtheit des Handelns, können wir zu diesem dennoch in ein reflexives Verhältnis treten. Das ‚Stricken‘ individueller Ge-

schichten vollzieht sich immer auch in der Gegenwart und greift dabei auf bereits durchlebte Erfahrungen, auf Selbstentwürfe und Motivationen als orientierende Referenzgrößen zurück. In der Erzeugung eines Gefühls von Kontinuität und Stabilität, das wir unserem Selbst gewöhnlich beimessen, kommt dem autobiographischen Gedächtnis eine wichtige Rolle zu. Das Medium für die Erzeugung dieses Gefühls, „ist gerade die lebenslange nuancierte Veränderung ebendieses Selbst in der kommunikativen Feinabstimmung in jeder neuen Situation, in der wir uns befinden.“ (ebd.: 222) Das autobiographische Gedächtnis schreibt die Vergangenheit jeweils so um und ordnet einzelne Aspekte so an, dass sie optimal zu dem aktuellen Zustand des Ichs passen. „Diese Paßgenauigkeit wird durch alle unsere sozialen Kommunikationen beglaubigt, die uns praktisch versichern, daß wir uns selbst gleichgeblieben sind. Auf diese Weise gelingt es uns, zugleich ein individuelles Selbst zu haben und Teil einer historischen Figuration und sozialen Praxis zu sein.“ (ebd.: 222)

Da jede Wahrnehmung entscheidend von früheren Wahrnehmungen bestimmt ist, sind Wahrnehmung und Gedächtnis untrennbar miteinander verbunden. Was wir wahrnehmen ist demnach immer von dem mitgeprägt, was wir an Erfahrungswissen akkumuliert haben. Wie Siegfried J. Schmidt ausführt, ist Wahrnehmen immer ein Wahrnehmen von etwas als etwas, das entweder bekannt oder unbekannt ist. Dabei ist Wahrnehmen

„[...] immer in Handlungszusammenhänge eingebettet [...], die zugleich als Interpretationsrahmen dienen, weil sie mit Erfahrung, Wissen, Gedächtnis und Gefühl verbunden sind. Darüber hinaus geschieht Wahrnehmen in (bewußter oder unbewußter) Hinsicht auf anschließbare Handlungen, so daß sie Sinn bekommen im Hinblick auf ihren Erfolg und ihren Selektionswert. Über die komplizierten Wahrnehmungsbedingungen gehen in Wahrnehmen-als gesellschaftlich sinnhafte Konstruktionen von Umwelt ein und machen individuelle Wahrnehmung-als zugleich zu einem ‚fait social‘.“ (Schmidt 1994: 245ff.)

In diesem Zusammenhang sind die Überlegungen von Welzer aufschlussreich, der in seiner ‚Theorie der Erinnerung‘ verdeutlichen kann, dass „Bedeutung (und ihre Repräsentation) [...] im gemeinsamen Handeln [entsteht], und zwar lange bevor sie sprachlich repräsentiert werden kann“ (Welzer 2002: 82).

Welzer bezieht sich auch auf die Untersuchungen des Neurologen Antonio R. Damasio, der die fortwährende Reaktivierung von (mindestens) zwei Formen der Repräsentation zur neuronalen Grundlage des Selbst erklärt. Unter der einen Kategorie fasst Damasio Repräsentationen zusammen, die ‚Schlüsselereignisse‘ in der Biographie eines Individuums betreffen. Dazu zählen u.a. Gewohnheiten und Vorlieben, gesammelte Erfahrungen und Können, aber auch imaginierte Geschehnisse und Pläne, die er als „‚Gedächtnis für die mögliche Zukunft‘“ bezeichnet. Über partielle Aktivierungen dieser Repräsentationen gelingt es Individuen zu- meist „immer wieder ein Identitätsbegriff“ (Damasio 1997: 317) zu rekonstruieren. Ein erheblicher Teil des Selbst wird nach Ansicht Damasio über die beständige Reaktivierung aktualisierter Vorstellungen über die eigene Identität gebildet, die auch als eine Konfiguration von Erinnerungen und Zukunftsplänen aufgefasst werden kann.

Mit der zweiten Kategorie von Repräsentationen bezieht sich Damasio auf vergangene, gerade vergangene und aktuelle Körperzustände, die nach seiner Auffassung in Wechselbeziehung zu den Repräsentationen der ersten Kategorie stehen. Die Subjektivität hängt demnach

sowohl mit Veränderungen des Körperzustandes zusammen, die während und nach Objektwahrnehmungen stattfinden, als auch mit Hintergrundzuständen des Körpers sowie Gefühlszuständen.

„Die kollektive Repräsentation des Körpers bildet die Grundlage für einen ‚Begriff‘ des Selbst, genauso wie eine Anzahl Repräsentationen von Form, Farbe, Beschaffenheit und Geschmack die Grundlage für den Begriff der Orange bilden können. [...] Was uns *jetzt* zustößt, stößt tatsächlich einem Selbstbegriff zu, der auf der Vergangenheit beruht, auch jener Vergangenheit, die noch einen Augenblick zuvor Aktualität war. Jeden Augenblick wird der Selbstzustand wieder von Grund auf neu konstruiert. Er ist ein infinitesimaler Bezugspunkt, der so kontinuierlich und gleichbleibend *rekonstruiert* wird, daß sein Besitzer von diesem *Wiederherstellungsprozeß* nie etwas erfährt, es sei denn, die Erneuerung klappt irgendwann nicht mehr.“ (ebd.: 318f.)

Umwelterfahrung ist begleitet von einer präreflexiven Fülle der Wahrnehmungen. Die präreflexive Erfahrung steht in einem wechselseitigen Bedingungsverhältnis mit dem, was sie fundiert, nämlich mit der Reflexion der Welterfahrung. Von einer Ursprünglichkeit der Erfahrung kann nicht gesprochen werden, weil das Denken auf die Wahrnehmungen einwirkt. Da jede Wahrnehmung entscheidend von früheren Wahrnehmungen bestimmt ist, sind Wahrnehmung und Gedächtnis untrennbar miteinander verbunden. Was wir wahrnehmen ist demnach immer von dem mitgeprägt, was wir an Erfahrungswissen akkumuliert haben. Im fließenden Übergang von den Wahrnehmungen zur Sinnbildung stehen wiederum Reflexion und Erfahrung in einem wechselseitigen Konstitutionsverhältnis. Das Denken ist ohne Erfahrungen, auf die es sich bezieht, nicht denkbar, auch wenn es sich in abstrakteste Regionen bewegt. Und Erfahrung bedarf der Reflexion als Kraft, die es ihr erlaubt zu realisieren, „*was ihr widerfahren ist.*“ (Liebsch 2004: 10)

In dem Prozess der Verstetigung und Ausbildung von Orientierungsstrukturen stricken neben den Erfahrungen auch die unzähligen in die Zukunft gerichteten Entwürfe und Projektionen mit, die gewissermaßen aus dieser heraus zurück in die aktuellen Situationen hineinspielen. Auch für unser Entwerfen haben wir ein Gedächtnis. Die Netze des Handelns in der Gegenwart weisen bei aller Verschlungenheit unterschiedliche Qualitäten auf. Historische Situationen selbst ändern sich nicht mehr, wohl aber ihre Wahrnehmung und Bedeutungsbeimessung für die Gegenwart. Aus vergangenen Erfahrungen lassen sich Fragen extrahieren und für die gegenwärtige Zeit aktualisieren, etwa die nach einer ‚angemessenen‘ Verteilung von Gütern. Anders verhält es sich bei der Herausschälung und der Analyse der das Handeln antreibenden Motive, der Leitbilder und Zielvorstellungen, denen wir mehr oder weniger bewusst folgen. Seien diese verstaubt oder taufriisch, es sind deren viele und nicht wenige stehen in Widerspruch zueinander; zusammen stricken sie am Gegenwärtigen mit. Im Entwerfen wie im De- und Rekonstruieren vergangener Entwürfe besteht die Möglichkeit, diese zu verändern und damit auch die möglichen Zukünfte zu beeinflussen.

Aus der Gegenwart heraus vermögen wir uns in Vergangenes, in Fiktionales und in mögliche Zukünfte zu versetzen, um bereichert oder verblendet zum Gegenwärtigen zurückzukehren. Hierin liegt die Grundstruktur einer ‚utopischen Funktion‘ (Ernst Bloch), die uns das gegenwärtige überschreiten und Neues generieren lässt. Sich auf die Höhe der Zeit zu begeben, heißt also immer auch sich mit den Fluchtlinien des Vergangenen und des Zukünftigen zu

befassen; zeitgenössisch kann man/etwas werden. Mit den Worten Ernst Cassirers lässt sich diese Arbeit am Vergegenwärtigen auch so ausdrücken: „[W]ir müssen gleichsam auf zeitliche Fernkräfte zurückgreifen, um das hier und jetzt gegebene Geschehen vollständig zu begreifen.“ (Cassirer 2002: 202f.)

Zeitgemäße Lagebestimmungen?

Orientierung im Gegenwärtigen ist auf Anhaltspunkte angewiesen, das können inhaltlich dichte Beschreibungen oder auch inhaltsleere Bezugsgrößen sein, an die sich die Aufmerksamkeit anheften kann. Sie bewegt sich zwischen verschiedenen Möglichkeiten der Ausrichtung, einige werden ausgewählt und wieder verworfen, von anderen wird bewusst oder unbewusst abgesehen. Sowohl die eigenen Konstruktionen als auch die Gegebenheiten und ihre kritische Hinterfragung halten das prozessuale Geschehen des Orientierens auf Trab. Orientierung bewegt sich in Spielräumen, die Begrenzungen aufweisen, die sich im Prozess des Orientierens jedoch selbst verschieben können (vgl. Stegmaier 2005: 28). Wie Werner Stegmaier hervorhebt, verschafft man sich im Orientieren eine Übersicht über das, was für das Handeln relevant ist; eine Übersicht im doppelten Sinne, insofern sie alles in den Blick nimmt und zugleich ‚übersieht‘. Orientierungen sind als transitorische angelegt, müssen sie sich doch gerade in Situationen der Uneindeutigkeit, der Unbestimmtheit und Vagheit einstellen. Sie haften sich an Anhaltspunkte und schaffen sich somit selbst und betrachten sich doch als unabhängig. Der Halt, den sie gewähren, ist einer auf Vorbehalt (vgl. ebd.: 30f.), allerdings können sich die Orientierungsmarken durch weithin geteilte und wiederholte Aufmerksamkeitszuwendung derart verdichten und verstetigen, dass aus ihnen selbstverständliche, scheinbar unumstößliche *Haltepunkte* werden. Hier zeigt sich auch, was generell für Bilder, die die Selbst- und Weltwahrnehmung strukturieren, veranschlagt werden kann, nämlich dass je mehr eine Person oder Sache Beachtung findet, desto gewichtiger erscheint ihre Relevanz und Bedeutung. Die ‚Selbstverständlichkeit‘ solcher Bilder kann mithin vergessen lassen, dass es sich um produzierte handelt, die immer wieder aufs Neue einer Kritik im Hinblick auf ihre stillschweigende Wirkmächtigkeit zu unterziehen wären.

Ein Großteil der auf uns einwirkenden Reize wird gewissermaßen unbewusst ‚bemerkt‘ und bearbeitet, wodurch eine im Hintergrund wirksame Orientierungsfolie der Erfahrungen aufgespannt ist. Unsere Intentionen richten sich nicht nur auf etwas, sondern auch nach etwas, nach den intersubjektiv ins Erfahrungswissen eingelagerten kulturellen Mustern, die unsere Erwartungen lenken, ohne als ‚Regeln‘ expliziert zu sein. „Eine jegliche Ordnung ist nicht weniger, aber auch nicht mehr als die Verkörperung eines bestimmten Gesichtspunktes, als ein Gesichtsfeld, das seine spezifische Optik, seine eigene Perspektive hat: ein so und nicht anders.“ (ebd.: 255)

Die Überlegungen zur Theorie der Wahrnehmung und Erinnerung können verdeutlichen, dass die Anforderungen aktiver und reflektierter Bedeutungskonstruktion innerpsychisch fortwährend erfolgt, Stabilisierungen im außen sucht und keineswegs immer erfolgreich ist. Wahrnehmung, Wiederholung und Verdichtung in der Zeit verschränken sich zur Ausbil-

derung von verlässlichen Wirklichkeiten, die das Handeln entlasten. Zugleich produzieren diese Verdichtungen unintendierte Nebenfolgen, die insbesondere in den Externalisierungen in Form von Technologie und Organisationsstrukturen zu ‚Selbstläufern‘ werden können. Mit der gesteigerten Vielfältigkeit symbolischer Codes und kultureller Programme, die zum Vergleich angeboten werden und die sich gegenseitig relativieren, wird deutlich, dass für eine Bearbeitung der Anforderung zu fortwährender Identitätsbildung und Wirklichkeitskonstruktion sowohl individuelle Kompetenzen im durchaus ernstesten ‚Spiel‘ mit Sinnfragen und Sinnangeboten erforderlich sind als auch äußerlich verstetigte Bezugspunkte der Orientierung und Erinnerung.

Die fortwährend zu erneuende Kritik an den Beständen ist vor diesem Hintergrund immer auch im Zusammenhang mit den Möglichkeiten und der Notwendigkeit zur Bestandsbildung und -bewahrung zu sehen. Die Performanz der einzelnen Handlungssituation steht im Zusammenhang mit dem Gedächtnis, aus dessen Hintergrund heraus die aktuellen Erscheinungen erwachsen und das in der Performativität des einzigartigen Moments eine Wiederholung veranlasst, „die Ähnlichkeit und Differenz beinhaltet und dadurch sozialen Wandel und Interventionen eines Subjekts, mit anderen Worten Täterschaft, sowohl relativiert wie auch ermöglicht.“ (Bal 2001: 200)

Historisch erwachsen jeweils spezifische Anforderungen für die Bearbeitung der alltäglichen Ansprachen und Erfahrungen. Die unterschiedlichen Erfahrungsdimensionen bilden sich erst mit der Zeit durch eine Akkumulation bzw. Verstetigung von Erfahrungen und Erwartungen heraus und ermöglichen damit Strukturbildungen. Jede tiefer greifende Veränderung der kommunikativen und lebensweltlichen Umwelten, wie sie etwa Benjamin im großstädtischen Leben zu Beginn des 20. Jh. beobachtet hat und wie sie sich heute mit der angedeuteten Mediatisierung des sozialen Handeln vollzieht, ist begleitet von neuen Anforderungen an den ‚Apperzeptionsapparat‘. Es scheint, dass auch im derzeitigen kulturellen Wandel die Bemühungen, diese Anforderungen auf kognitiver Ebene zu bewältigen, zwar ohne Zweifel notwendig, aber nicht hinreichend sind, um ihnen gerecht werden zu können; oder mit Baumgarten gesprochen: „soll der ganze Verstand gebessert werden, so muß die Ästhetik der Logik zur Hilfe kommen.“

4 Vermittlung durch Ästhetisierungen

4.1 Von Pullman Town zu Celebration

„Each time he turned one of his dreams into reality, he showed us that our dreams can come true.“ (The Walt Disney Company über den Firmengründer, zitiert nach Roost 2000: 74)

„Ich kann schon nicht mehr denken, was ich denken will. Die beweglichen Bilder haben sich an den Platz meiner Gedanken gesetzt.“ (Georges Duhamel zitiert nach Walter Benjamin 1963: 39)

Wie Wolfgang Schivelbusch in seiner „Geschichte der Eisenbahnreise“ feststellt, wird die Reizzunahme infolge der erhöhten Geschwindigkeit der Zugfahrt zunächst als Belastung empfunden (erinnert sei daran, dass es sich damals um eine Geschwindigkeit kaum höher als 30 km/h handelte). In Texten aus der Zeit findet Schivelbusch zahlreiche Schilderungen, die eine grundlegende Erfahrung der neuen Fortbewegung beschreiben: die Gegenstände entziehen sich dem Blick, der nicht von dem Versuch ablassen kann, sie zu erfassen.

Auch in den anwachsenden Großstädten des 19. Jahrhunderts muss die Wahrnehmung eine steigende Fülle von Eindrücken bewältigen lernen, was Georg Simmel als eine „Steigerung des Nervenlebens“ bezeichnet. In Spannung versetzt werden die Nerven in der Stadt insbesondere auch über die Konfrontation mit dem Fremden und Unvertrauten, das hier in vielfältiger Weise in Erscheinung tritt und zur Ausbildung einer typisch urbanen ‚Verhaltensweise‘ drängt. Ähnlich versucht Robert E. Park, einer der Begründer der Stadtsoziologie, das ‚urbane‘ der städtischen Kultur in Zusammenhang mit dem Fremden zu fassen. Denn es ist der Fremde, der Neues in die Stadt einführt, zugleich aber etwas Unheimliches verbreitet: „er stellt kulturelle Selbstverständnisse in Frage.“ (Siebel 1999: 85)

Versuche das schwerlich zu fixierende Changieren der Erfahrung des Städtischen unter den zum ablösbaren Label avancierten Begriff der Urbanität zu bringen, beziehen sich auch heute nicht selten auf die von Simmel beobachteten Charakteristiken des großstädtischen Sozialverhaltens: Blasiertheit, Intellektualität, Distanziertheit und Gleichgültigkeit; Charakteristiken, die im Alltagsverständnis nicht unbedingt positiv konnotiert sind, für Simmel aber notwendige Techniken des Selbstschutzes gegenüber der Reizfülle fremdartiger Eindrücke in der Stadt darstellen. Darüber hinaus sind sie als ‚Qualitäten‘ die Voraussetzungen für die Ausbildung von (‚geistigen‘) Freiräumen, in denen sich individuelle Lebenspraktiken entfalten und in denen die vielfältigen feinen Unterschiede der Stadtbewohner lose Verbindungen zur Entwicklung einer produktiven Kultur eingehen können. Anonymität in einem offenen

Feld einer Vielzahl von Kommunikationsmöglichkeiten, die Überschneidung von vertrauten Netzen im Städtischen und der Unausschließbarkeit des Unerwarteten sowie die grundlegende Unabgeschlossenheit der Wege sind einige Aspekte, die die produktive Ambivalenz des modernen städtischen Lebens kennzeichnen (vgl. hierzu Abschnitt 2.1.3).

In einem für die Us-amerikanische Arbeiterbewegung historischen Moment, dem Pullman Streik von 1894, der ganz Chicago aus dem Takt geraten ließ, kamen die Versuche George Mortimer Pullmans, diese ‚Überschüsse‘ des städtischen Lebens zu umgehen, zu einem vorläufigen Ende. Insbesondere die Unübersichtlichkeit und die weiten Kommunikationsmöglichkeiten des großstädtischen Raums scheinen den Interessen dieses zentralen Akteurs des damaligen Eisenbahnbooms entgegengestanden zu haben. Pullman, bekannt für seinen kompromisslosen Umgang mit seinen Arbeitern, die er gerne aus den breiten Reihen der Immigranten rekrutierte, hatte nicht nur mit seinen Eisenbahnwagons Aufsehen erregt, sondern auch durch den Bau der *Pullman Town*, die, nicht weit von Chicago gelegen, verbesserte Möglichkeiten bieten sollte, den kalkulatorischen Blick auf die Arbeitskräfte zu richten. Alarmiert durch die Erfahrungen harter Klassenkämpfe im Chicago der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts, wollte Pullman seine Arbeiter vom Rest der Arbeiterklasse entfernen und verbesserter Kontrolle unterziehen.

Pullman wollte eine fortschrittliche, ästhetisch ansprechende und gesunde Umgebung bereitstellen, in der sich ein Klima des respektvollen Umgangs miteinander entfalten sollte. So hatte Pullman Town ihren Bewohnern für damalige Zeit ein angenehmes Ambiente und gut ausgebauten (private) öffentlichen Einrichtungen zu bieten. Die Arbeiter mussten sich allerdings mit schlechten Unterkünften zufrieden geben und hatten zudem mit Diskriminierungen zu rechnen, wenn sie als Anhänger von Gewerkschaftsorganisationen erkennbar wurden. Mit dem Bau einer eigenen Kleinstadt für seine Beschäftigten verfolgte Pullman nicht nur das Ziel die Kontrolle über die Arbeitskräfte zu erhöhen, und die Möglichkeiten gewerkschaftlicher Solidarisierung im Kampf für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen durch Separierung zu reduzieren, sondern auch seine unternehmerische Tätigkeit auf den Wohn- und Konsumbereich auszudehnen. Aus der Sicht des Unternehmers war diese Strategie auch etwa 10 Jahre erfolgreich. Mit jeder Lohnerhöhung erhöhte Pullman zugleich die Mieten seiner Beschäftigten, die ihrer Beschäftigung nur nachgehen durften, wenn sie auch in Pullman Town lebten (vgl. Lemmon 1997).

Die ‚Modell-Stadt‘, an der manch ein zeitgenössischer Kommentator „das positive Ineinandergreifen von Unternehmerinteressen und urbanistischen Neuerungen“ (Tafari/Dal Co 1988: 16) lobte, erwies sich als Instrument zur Unterdrückung von Arbeiterinteressen, die sich im legendären Pullman-Streik von 1894 Ausdruck verschafften. Allerdings ging Pullman wiederum als Sieger aus dem Streik hervor, denn diejenigen Arbeiter, die wieder in die Hallen der Fabrikation zurückkehren wollten, mussten ihren Gewerkschaftsausweis abgeben und zugleich unterschreiben, für die Zeit der Arbeit bei Pullman keiner solchen Organisation mehr beizutreten. Diejenigen, die nicht mehr zurückkehrten, wurden auf eine ‚schwarze Liste‘ gesetzt, die es ihnen erheblich erschwerte, eine andere Stelle zu finden:

Informationspolitik! Infolge der Streiks wurde die zunächst gefeierte Modellstadt und das Konzept der Company Towns insgesamt in Frage gestellt.

Pullman kann als Vorreiter einer Strategie betrachtet werden, die später von den berüchtigten ‚Ford Services‘ zur Blüte gebracht werden sollte. Zwar ließ Ford keine ‚Company Town‘ errichten, doch verdichteten sich in den 1930er Jahren bis zu 50.000 Lohnabhängige der Fordwerke in Dearborn einer Vorstadt von Detroit. Unter dem strengen Regime von Harry Herbert Bennett wurde die Devise Henry Fords, eine geregelte und effiziente Produktion von Gütern für die breite Masse mit effizient geregelter Freizeit- und Konsumverhalten zu koppeln, auf die Spitze getrieben (vgl. Sward 1968: 291ff.).

Interessant ist der Wandel der Einstellung der Arbeiter, der sich in dem Zeitraum zwischen dem Streik von Chicago und der Blüte der Fordwerke vollzogen haben muss. Theodore Rhodie, einer der Arbeiter des Pullman-Streiks, hatte nach dessen Beendigung noch aus voller Überzeugung geäußert, er werde nicht in die Fabrik zurückkehren, wenn er gezwungen sei, seine Mitgliedschaft in der amerikanischen Eisenbahngewerkschaft aufzugeben. Eine solche Forderung, die eigenen Überzeugungen und Rechte als amerikanischer Bürger aufzugeben, wäre für Rhodie auf den Verkauf seiner Seele hinausgelaufen. Die geheimen Überwachungsstrategien der Ford Services in Dearborn, die Arbeitsplatz und Freizeit gleichermaßen umfassten, die Nötigung der Angestellten, Autos von Ford zu erwerben, wie auch die aufgezwungenen Gartenprojekte in der Freizeit wurden von den Angestellten der Fordwerke dagegen als Teil des Dazugehörens stillschweigend akzeptiert.¹⁶

Von besonderem Interesse für den hiesigen Untersuchungszusammenhang ist aber insbesondere ein anderer Aspekt, nämlich dass sich Pullman gestalterischer Mittel bedient, um eine gebaute Umwelt zu schaffen, die einen entscheidenden Einfluss auf das Verhalten seiner Mitarbeiter ausüben sollte. In formaler Hinsicht führten die beiden für den Stadtplan zeichnenden Akteure, Solon Beman und Nathan F. Barret zwei zeittypische Gestaltungsvorlieben zusammen, um den Vorstellungen Pullmans Genüge zu leisten. Beman verfolgte gestalterisch eine ‚verfeinerte Romantik‘, die sich, wie Manfredo Tafuri und Francesco Dal Co beobachten, nahtlos in die ‚pittoreske‘ Landschaft, für die Barret bekannt war, einfügte (vgl. Tafuri/Dal CO 1988: 15f.).

Gestaltungselemente der Vergangenheit werden hier zusammen mit einer durchgestalteten ‚Naturlandschaft‘ an die modernen Produktionsstätten des Fahrzeugbaus gebunden, um den Spannungen zu begegnen, die im 19. Jahrhundert auch in den USA zwischen umwälzenden Produktionsweisen, Versuchen zur Aufrechterhaltung geschichtlicher Kontinuität und der Beziehung zum Naturraum mit Wucht hervortreten. Die auf der Ebene der ästhetischen Stadtgestaltung von Pullman Town angestrebte Synthese kann als ein ästhetisch angeleiteter Versuch gelesen werden, diese Ambivalenzen der Zeit zu vermitteln. Auf der einen Seite blühen fantastische Fortschrittsaussichten im Zusammenhang mit den neuen technischen

¹⁶ Die als ‚Ford whisper‘ bekannt gewordene ‚Geheimsprache‘ der Fordarbeiter, die sich mit Direktiven der Konzernleitung zur Unterbindung des Sprechens am Arbeitsplatz konfrontiert sahen, ist ein interessantes Beispiel für die Untergrabung von Verordnungen, die aus Sicht der Lebenspraxis als unsinnig erachtet werden. Ohne die Augen von der Arbeit nehmen zu müssen, lernten Arbeiter mit leisen Tönen zu kommunizieren. Waren Henry Ford oder sonstige Kontrolleure auf dem Vormarsch, dann verbreitete sich schnell Kunde davon im ganzen Werk (vgl. Sward 1968: 316).

Errungenschaften, insbesondere der Eisenbahn. Auf der anderen Seite müssen die Arbeitenden an die schlechten Bedingungen des Alltags im Räderwerk der Maschinen und den ausdifferenzierten Arbeitsprozess gewöhnt werden. Das scheinbar unbeschränkte Städtewachstum, das diese Revolution begleitet, hat seine eigene Faszinationskraft, bringt aber die Gefahr der Unkontrollierbarkeit der Massen mit sich und scheint das überkommene Gemeinschaftsleben insgesamt zu bedrohen. Zugleich gerät im Zuge des technischen Fortschritts und des Wucherns der Städte die Beziehung zur Natur erneut in Bewegung; mit den Eisenbahnstrecken wird sie zerschnitten, in den städtischen Parks wird sie ‚fabriziert‘ bewahrt; hier soll sich die Gemeinschaft in der Freizeit wieder finden lassen (vgl. Tafuri/Dal Co 1988: 19). Pullman Town kann so auch als Reaktion auf die insbesondere in den Städten zu Tage tretenden negativen Begleiterscheinungen des Fortschritts betrachtet werden, denen – im Geist der Zeit – wiederum mit Fortschritt, d.h. mit adäquater „Anwendung von Wissenschaft und Technik *im Einklang mit der Natur*“ (Tafuri/Dal Co: 18) zu begegnen ist.

Auch ohne näher auf Details der Geschichte von Pullman Town und der Wahrnehmungsveränderungen durch die Möglichkeiten der Eisenbahnreise einzugehen, lassen sich mit den wenigen Hinweisen einige Aspekte andeuten, die für die folgende Untersuchung von zentraler Bedeutung sind. Die angedeuteten technologischen und organisatorisch-wirtschaftlichen Neuerungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts werden begleitet von teilweise grundlegenden Veränderungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Man könnte sagen, die neuen Möglichkeiten bringen unvorhergesehene Folgen für unterschiedliche Lebensbereiche mit sich (so etwa die Verbindung der Dampfmaschine mit dem Transport oder die veränderten Handelsbeziehungen durch die Möglichkeiten des Schienenverkehrs usw.). Dabei lässt sich noch nicht abschätzen, wie sich bestehende soziokulturelle Formen des Zusammenlebens durch diese Veränderungen selbst wandeln müssen, um mit den Anforderungen der Zeit kompatibel bleiben zu können. Diese Anforderungen werden begleitet von Vermittlungsversuchen unterschiedlicher Interessen in unterschiedlichen Dimensionen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Dabei ist die ‚Bühne‘ der Stadt sicherlich der Ort, an dem solche Vermittlungsbedarfe besonders zum Vorschein treten, auch wenn, wie im Beispiel von Pullman Town, die Reaktion auf Konfliktfelder durch Vermittlungsversuche außerhalb der Stadt Chicago angesiedelt sind.

Die Modell-Stadt Pullmans kann verdeutlichen wie gestalterische Mittel als Medien der Vermittlung von Problem-/ bzw. Konfliktlagen, die auf einer anderen Ebene situiert sind, herangezogen werden können. Wenn Pullmans unternehmerisches und ausbeuterisches Kalkül in der Stadtgründung deutlich im Vordergrund gestanden zu haben scheint, so ist es doch auch sein Interesse an dem Schönen selbst (vgl. HPF o.J.), das ihn einen besonderen Wert auf eine ästhetische Durchgestaltung der Stadt und der Parklandschaft, in die sie eingebettet ist, legen lässt. Mit dieser verknüpft er die Vorstellung einer Befriedung der Arbeiter. Der Park als durchgestaltete Natur wird als ein Raum der Versöhnung mit der Welt mechanischer, gefährlicher und extrem anstrengender Arbeit in der Fabrik angeboten. Und die eklektizistische Architektur dient der Substitution einer gemeinschaftsbildenden Geschichte, die die Pullman Town mit dem ihr zugrunde liegenden Impetus zur Separierung gerade verlassen hat. In dem so inszenierten räumlichen Ensemble soll eine ideale Verbindung zwischen

hochwertiger Produktion, Natur und einem überschaubaren und kontrollierbaren Gemeinwesen vorgestellt werden, für die es innerhalb der historisch erwachsenen Konfigurationen keinen Raum mehr zu geben scheint.

Im Gegensatz zum Chicago des späten 19. Jahrhunderts und dem heutigen Miami scheinen Pullman Town und die nachfolgend thematisierte Siedlung ‚Celebration‘ eine Übersichtlichkeit in der Gemeinschaftsorganisation zu bieten und damit zugleich einen stabilen Erwartungshorizont im Hinblick auf die Zukunft aufzuspannen. In der Größendimension von Kleinstädten wird in beiden Siedlungen jeweils der Versuch unternommen, die ästhetische Uneinholbarkeit der vielfältigen abstrakten Systeme des modernen Lebens durch örtliche Auslagerung aus dem Blick zu schaffen und durch ästhetische Inszenierung zu kompensieren. Wie Jürgen Habermas in seiner kurzen wie prägnanten Auseinandersetzung mit moderner im Unterschied zu postmoderner Architektur bemerkt, können die großen Industrieausstellungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Versuche gelesen werden, die globalen Veränderungen im Zusammenhang mit der an Momentum gewinnenden industriellen Massenproduktion zu vermitteln.

„Indem die Regierungen damals für den internationalen Vergleich die Erzeugnisse ihrer industriellen Produktion in großen Hallen festlich-anschaulich vor der breiten Öffentlichkeit arrangierten, wollten sie den Weltmarkt buchstäblich inszenieren und in die Grenzen der Lebenswelt zurückholen. Aber nicht einmal mehr die Bahnhöfe konnten die Funktionen des Verkehrsnetzes, an das sie die Reisenden anschlossen, so visualisieren wie die Stadttore einst die konkreten Verbindungen zu den umliegenden Dörfern und zur nächsten Stadt.“ (Habermas 1988: 118)

Wie erst sollte es möglich sein, architektonische Ausdrucksformen für die Funktionen globaler Finanzsysteme zu finden, die täglich geldwerte Quantitäten in Höhe des jährlichen US-amerikanischen Bruttoinlandproduktes in sich zirkulieren lassen und von deren Wirkungen fast jede Lokalität auf diesem Planeten mit betroffen wird? Wie sollte der Neubau einer Sparkassenzentrale auch von der Ambivalenz der weitläufigen Netzfaser der Fonds erzählen, an die sie ihre Kunden anzuschließen trachtet? Habermas stellt fest, dass die städtische Lebenswelt Mediatisierungen ausgesetzt ist, die (architektonisch) nicht gestaltbar sind. Die vielfältigen und komplexen Funktionszusammenhänge, lassen sich von den „gesichtslosen Bürohäusern“ der Innenstädte als deren Steuerungszentralen nicht ablesen. „Die Schrift der Firmenzeichen und der Leuchtreklamen zeigt, daß Differenzierungen in einem anderen Medium als dem der Formensprache der Architektur stattfinden müssen. [...] Die städtischen Agglomerationen sind dem alten Konzept der Stadt, dem unsere Herzen gehören, ent wachsen: das ist kein Versagen der modernen oder irgendeiner Architektur.“ (ebd.: 118f.)

Auch wenn die von Habermas als Absatzmarke gewählte sinnliche Repräsentierbarkeit einer überschaubaren Lebenswelt mittels Architektur eher als Idealisierung vergangener Stadtausprägungen zu betrachten ist, so kann doch davon ausgegangen werden, dass die gesellschaftlichen Funktionen des vorkapitalistischen städtischen Lebens leichter „in Zwecke, in Funktionen der zeitlich geregelten Benutzung von gestalteten Räumen *übersetzt* werden“ (ebd.: 118) konnten.

Von der Modellstadt Pullman Town ist es ein weiter Weg zu der aus einem ganz anderen Kontext heraus entworfenen, aber in der ursprünglich anvisierten Form nie realisierten Modellstadt: zu Walt Disneys EPCOT. EPCOT steht für Experimental Prototyp Community of Tomorrow und markierte den eigentlichen Zielhorizont des von Walt Disney in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts bei Orlando in Florida in Angriff genommenen Baus von Disneyworld. Die geplanten und nach Walt Disneys Tod umgesetzten Themenparks und Hotelanlagen sollten die nötigen Mittel bereitstellen, um das deutlich größer angelegte Vorhaben einer idealen Kleinstadt für ein gelingendes Gemeinschaftsleben zu verwirklichen, das sich in Harmonie mit den neuesten technischen Entwicklungen entfalten sollte. Walt Disney hatte seinem Interesse an den zukünftigen Entwicklungen schon in seinem ersten Großthemenpark ‚Disneyland‘ in Kalifornien besonderen Ausdruck verliehen, indem er – in Anlehnung an die Weltausstellung von 1939 in New York – Unternehmen in seinem Tomorrowland Raum anbot, ihre Vorstellungen von Zukunft einem breiten Publikum vorzuführen (vgl. Roost 2000: 74).

EPCOT sollte die lang gehegten urbanistischen Träume Walt Disneys Realität werden lassen und Besuchern aus allen Teilen der Welt vorführen, wie sich dieser ein die Widersprüche der Moderne hinter sich lassendes Leben in der Zukunft vorstellte. Dem Zerfall des Gemeinschaftslebens, wie es insbesondere in den Großstädten deutlich sichtbar war, sollte in EPCOT durch eine umfassende Organisation und Kontrolle des Alltagslebens seitens des Disneykonzerns begegnet werden. Die Kultivierung traditioneller Werte des Gemeinschaftslebens (Nachbarschaftlichkeit, Ordnungssinn etc.) sollte zunächst nicht über traditionalistische Gestaltungen befördert werden, sondern mit einem fortschrittlichen Ausdruck durch eine hypermoderne Architektur- und Infrastrukturgestaltung in Verbindung gebracht werden. Disney wollte zugleich „ein entsprechendes privatwirtschaftliches Modell der sozialen Organisation eines Gemeinwesens schaffen.“ (Roost 2000: 77)

Zu Disneys Lebzeiten konnte das Projekt nicht umgesetzt werden und nach seinem Tod 1966 schreckte die Konzernleitung vor der Größe des Vorhabens zurück. Mit dem an Disneyworld angrenzenden Themenpark, EPCOT-Center, wurde stattdessen die Inszenierung eines harmonischen Miteinanders in einer globalisierten Welt für Tagesbesucher umgesetzt. Hier werden die Vielfalt und Komplexität der modernen Welt, von Technik und Natur, und die feinen Unterschiede von Menschen unterschiedlichster Herkunft auf wenige stereotype Kennzeichen reduziert und im Raum des Konsums vereint.

Sharon Zukin merkt mit Blick auf EPCOT an, dass hier Fortschritt gekonnt als ein Resultat der Bemühungen der großen Konzerne, die im EPCOT-Center vertreten sind, in Szene gesetzt wird, ganz ähnlich wie dies Walt Disney auf der Weltausstellung von 1939 beobachtet hatte. Die Innovation in der Präsentationsweise der Firmen auf dieser Weltausstellung hatte darin bestanden, sich weniger auf die Produkte als auf Prozesse zu konzentrieren und die Besucher mit interaktiven Exponaten als aktive Teilnehmer in den Konsumprozess zu involvieren (vgl. Zukin 1993: 226f.).

Die urbanistischen Utopien Walt Disneys wurden von seinen Nachfolgern dennoch nicht gänzlich verworfen; ganz zum Vorteil des Konzerns, der seine unternehmerischen Aktivitäten mittlerweile auf das Gebiet der Stadtplanung ausgeweitet hat.

In den 1990er Jahren, unter der Konzernleitung von Michael Eisner, wurden zwei Architekten der Postmoderne, A.M. Stern und Jaquelin T. Robertson, beauftragt, einen Masterplan für eine Kleinstadt, die den Namen ‚Celebration‘ erhalten sollte, zu erstellen. Anders als für Us-amerikanische Vorstadtsiedlungen typisch, sollte Celebration weder eine sozial homogene noch eine durch Automobilität gekennzeichnete Siedlung werden. Vielmehr sollte sie über eine Mischung unterschiedlicher Haustypen und Grundstücksgrößen unterschiedliche Bevölkerungsgruppen anziehen und übergeordnet so strukturiert sein, dass die Bewegung zu Fuß oder mit dem Rad begünstigt würde. Zudem sollte Celebration über eine deutlich ausgeprägte, verdichtete Ortsmitte mit Einkaufs- und sonstigen Dienstleistungsfunktionen verfügen und ohne die charakteristischen Elemente einer ‚Gated Community‘ auskommen, also ohne umgebende Zäune, Mauern oder Gräben und ohne Schranken und Wachhaus im Einfahrtsbereich in Erscheinung treten. Durch eine konsequent historisierende Architektursprache und die Bereitstellung von Plätzen, Promenaden und Orten zum Verweilen sollte die Entwicklung urbaner Qualitäten befördert werden.

Mit diesen Zielvorgaben geplant und realisiert, möchte das heutige Stadtbild von Celebration Vielfalt und Einheitlichkeit miteinander versöhnen, wofür eigens das ‚Celebration Pattern Book‘ erstellt wurde. Dabei handelt es sich um ein Musterbuch, aus dem sich die zukünftigen Bewohner von Celebration – ausgehend von einer übergeordneten Unterscheidung von sechs Haustypen und einer Vielzahl von Gestaltungsdetails – ihr persönliches Haus zusammenstellen können. Im Zentrum von Celebration finden sich Gebäude, die in einer Kleinstadt nicht fehlen dürfen und die jeweils von Stararchitekten der Postmoderne gestaltet wurden: ein Bankgebäude von Robert Venturi und Denise Scott Braun, ein Postamt von Michael Graves, ein Kino von Cesar Pelli und eine ‚Town Hall‘ von Philip Johnson (vgl. Roost 2000: 84f.). Die Town Hall ist ein Ort für Informations- bzw. Unterhaltungsveranstaltungen, entbehrt aber jeglicher Regierungsfunktion, denn ein Stadtrat existiert in Celebration nicht. Anstelle einer Stadtregierung besteht eine frei gewählte lokale Bürgervertretung nur als ‚community association‘, die aber kaum über rechtliche Mittel verfügt und deren Entscheidungen jederzeit durch ein Veto des Disney-Konzerns rückgängig gemacht werden können. Die Regierungszuständigkeit von Celebration liegt nämlich bei einer Tochtergesellschaft des Disney-Konzerns und bei der Administration des Osceola-County, dem Celebration zugeordnet ist.

Frei nach dem ursprünglichen Konzept von Walt Disney, eine Gemeinschaftsform der Zukunft über umfassende privatwirtschaftliche Organisation und Kontrolle des Sozialen zu erzielen, müssen zukünftige Bewohner ein Regelwerk des Sozialverhaltens, das z.B. das Aufhängen von Wäsche im Vorgarten untersagt, unterschreiben. Neben der Verpflichtung, mindestens neun Monate im Jahr in Celebration zu verweilen, die zur Vermeidung des Entstehens einer weiteren Ferienwohnsiedlung erlassen wurde, in denen selten Urbanität aufkeimt, ist ein guter Teil der Bestimmungen zur Aufrechterhaltung der ‚städtischen Gestalt‘ erdacht worden. Die Einhaltung der Regeln wird von – im Sprachgebrauch der Bewohner – so genannten ‚Veranda-Kontrolleuren‘ überwacht.

Liebe sich ein vorrangiger Wunsch angeben, der Bewohner von Celebration dazu geführt hat, gerade diese Kleinstadt als Lebensraum zu wählen, dann wäre dies sicherlich nicht der

Wunsch, sich in eine basisdemokratische Selbstverwaltungsgemeinschaft einzugliedern. Wie sowohl Douglas Frantz/Catherine Collins als auch Andrew Ross in ihren Dokumentationen über das Leben in Celebration festhalten, nahm der Prozess, die Vorstellungen über das Leben in Celebration mit der nachfolgenden Realität abzugleichen, für viele der ersten Bewohner der Disney-Modellstadt einige Zeit in Anspruch. Das reale Leben in Celebration stellte sich doch konfliktreicher dar als es die vorgefertigten Bilder von einem harmonischen Zusammenleben in einer funktionierenden Gemeinschaft versprochen hatten; Bilder, die derjenige Konzern in seinen Hochglanzprospekten zeichnet, der für eine Kultur des Erfolgs und für die Vermittlung solider traditioneller Werte gleichermaßen bekannt ist. Die Realisation eines der ersten Bewohner im Hinblick auf die regulative Dominanz des Disneykonzerns scheint exemplarisch: „Als wir hier hinzogen, war es in mancher Hinsicht komfortabel zu wissen, dass sich Disney für die Belange verantwortlich zeigen würde, aber nun, da wir hier leben, denke ich, wir brauchen von Zeit zu Zeit eine Stimme. Die Tatsache, dass hier alles schön ist, ist einfach nicht genug.“ (zitiert nach Frantz/Collins 1999: 323; Ü.v.V.K.).

Andrew Ross beobachtet, dass viele der Einwohner von Celebration ihre Enttäuschung von der mangelnden Leistungsfähigkeit öffentlicher Institutionen und Regierung bekunden und von der Vorstellung einer größeren Effizienz durch privatwirtschaftliche Steuerung der Gemeinschaftsbelange durchaus angezogen fühlen. Wie Ross anmerkt, schließt sich hier ein Kreis, denn gerade in dem Zuwachs suburbaner ‚Privatopias‘, mit dem entsprechenden Abfluss von Steuereinnahmen, liege ein Hauptgrund für den Leistungsverlust öffentlicher Institutionen, insbesondere der Städte (vgl. Ross 1999: 310).

Angetan von den Annehmlichkeiten des Lebens in Celebration, vermuten Frantz und Collins nach ihrer einjährigen Erfahrung in der Stadt, dass Celebration einen Kreuzungspunkt markiert, der typisch für die Us-amerikanische Geschichte sei. Denn immer wieder gelange das Land in Situationen, in denen es mit den bestehenden Problemen und Widersprüchen kämpfe, um sich neu zu erfinden. „Unzufriedenheit mit den Städten und Vorstädten ist offensichtlich. Offensichtlich ist auch der Wunsch, neue Gemeinschaften zu errichten, indem einige der besten traditionellen Planungsaspekte mit neuen Werten und Technologien vermählt werden.“ (Frantz/Collins 1999: 313; Ü.v.V.K.) Ist es angesichts der offensichtlich gravierenden Mängel Us-amerikanischer Städte und Vorstädte verwunderlich, dass der Disney-Konzern – der sich weitreichende Expertise in der Vermittlung von Werten und gemeinschafts- bzw. familienorientierter Kulturprodukte erarbeitet hat – ein Engagement im Bereich der Stadtplanung zeigt, das über reine Profitinteressen hinausgeht?

Zu den neuen Werten darf die erwähnte Orientierung an der Leistungsfähigkeit privatwirtschaftlicher Organisation sozialer Belange gezählt werden, die sowohl Walt Disneys Visionen für ein Gemeinschaftsleben der Zukunft antrieben als auch die Vorstellungen eines der Führsprecher der New-Urbanism-Bewegung, Andres Duany, beflügeln. So ist es für Duany offensichtlich, dass Celebration von einem Unternehmen regiert wird. Da aber ein Kunde in Amerika besser behandelt werde als ein Bürger, sei dies wohl eher ein Vorteil (vgl. Ross 1999: 307f.). Und so versprach schon die Planung von Celebration, eine sichtbare Bestätigung zu erbringen, dass Unternehmen mit der Restituierung des öffentlichen Raums betraut werden können (ebd.: 312). Entsprechend hoch war und ist der Aufwand, den Disney in die

Stadtgestaltung und Beförderung von Nachbarschaftlichkeit und Gemeinwesen legt, etwa durch die erwähnten strikten Gestaltungs- und Verhaltensregeln sowie durch Bildungs- und Kulturangebote. Schließlich soll das Bild eines vitalen und ästhetisch ansprechenden Gemeinschaftsleben in Harmonie mit Natur und Technik auch den unzähligen Touristen vermittelt werden, die sich neben einem Besuch in Disneyworld die Zeit nehmen, die ‚prototypische Stadt‘ zu bestaunen, als sei es eine weitere von Disneys so begehrten Inszenierungen. Als ein Experte des Regelvollzug und anscheinend um die verbindenden und zugleich ausschließenden Eigenschaften von gesellschaftlichen Spielregeln wissend, kommentierte ein Ex-Militär gegenüber Ross das ruhige Treiben auf der ‚Marktstrasse‘ von Celebration mit den Worten: „Was wir brauchen, sind ein paar Besoffene in dieser Stadt.“ (ebd.: 310) Vielleicht wäre das ein Anfang für die Einwohner von Celebration und all diejenigen, die in Disneys Modellstadt eine erstrebenswerte Zukunft erblicken, der Doppelmoral ihres Dienstleisters in die Augen zu blicken. Denn der Disney-Konzern verschließt seine Augen vor den misslichen Lebensumständen der ArbeiterInnen und ihren Familien, die in Asien seine wertstabilisierenden Spielzeuge und T-Shirts zu Hungerlöhnen herstellen, während er für sein vorbildliches Engagement in Sachen ‚neuer Urbanität‘ (für die ‚neue‘ Us-amerikanische Kleinfamilie) gelobt wird (vgl. Ross: 316).

Der Disney-Konzern bringt im Bereich der Stadtplanung Strategien zur Anwendung, die sich bereits im Bereich der Themenparks und Mediengestaltungen bewährt haben. Ein zentrales Moment des Erfolgs von Disney-Produkten besteht darin, Themen aufzugreifen, die für die Identität der meisten Amerikaner und für ihr kollektives Gedächtnis von großer Bedeutung sind, und diese in eine genauso prägnante wie leicht konsumierbare Form zu bringen. Und nach Ansicht Roosts ist es die Anwendung dieses Prinzips auf städtebauliche Projekte, die den bisherigen Erfolg des Medien- und Unterhaltungskonzerns auf dem Gebiet der Stadtplanung ausmachen (vgl. Roost 2000: 154f.). Ein anderer Erfolgsfaktor dürfte in der bedenkenlosen Ausnutzung der Möglichkeiten des Disney-Konzerns zur Vermarktung ihrer Vorstellungen eines gelingenden Gemeinschaftslebens begründet liegen, etwa in den Filmen und TV-Sendungen des Konzerns.

Für die Promotion des Times-Square-Projektes wurde beispielsweise die dem Film ‚Jungle 2 Jungle‘ (aus dem Hause ‚Tochstone‘, einer Tochterfirma des Disneykonzerns) zugrunde liegende Geschichte so umgeschrieben, dass die Handlung anstatt in Paris, nun in New York spielt und der Held – ein Indianerjunge – vor den Kulissen des neuen Times Square erscheint und schließlich den Weg in Richtung Disneystore einschlägt (vgl. Joost 2000, 2000a: 108). Auch wenn diesen Szenen in einem Film im Hinblick auf ihre ‚Wirksamkeit‘ kein allzu großer Stellenwert einzuräumen ist, so ist die Aufsummierung vieler kleiner Bildstücke und Szenenschnipsel, die das Großunternehmen Disney einsetzen kann, um bestimmte, von der Unternehmenskultur verfolgte Wertvorstellungen bzw. Interessen in Szene setzen zu können, sicherlich nicht zu unterschätzen. Wenn sowohl im Kinder- und Erwachsenenprogramm quasi unterschiedliche Lebensphasen begleitend, bestimmte Vorstellungen des Zusammenlebens einen starken Aufmerksamkeitswert erhalten, dann kann die Nichtnachweisbarkeit von Wirkungen einzelner medial vermittelter Inhalte nicht als Argument gegen eine unter-

schwellige Wirksamkeit der Inhalte angeführt werden, wenn diese im Verbund und kontinuierlich in Erscheinung treten.¹⁷

Für Baudrillard stellen die Themenparks des Disney-Konzerns einen entscheidenden Schritt in einer sukzessiven Integration der realen Welt in ein synthetisches Universum dar. Die Realität wird in diesem Universum zu einem Spektakel, zu einer ‚reality show‘ (vgl. Baudrillard 1998: 53). DisneyWorld sei ein Clone nicht nur unserer Welt, sondern auch unseres mentalen Universums und zwar nicht in einem Modus der Imagination, vielmehr in einem Modus der Viralität und Virtualität. „Wir sind nicht länger entfremdete und passive Betrachter, sondern interaktive Extras“. (ebd. Ü.v.V.K.) Disney ist noch auf einer anderen Ebene erfolgreich:

„[Disney] ist nicht nur interessiert daran, das Reale auszulöschen, indem er es in ein dreidimensionales Bild ohne Tiefe verwandelt, sondern der Konzern versucht auch die Zeit selbst auszulöschen, indem er alle Perioden, alle Kulturen nebeneinander stellt in eine reißende Bewegung. [...] Disney schafft so eine a-temporale Utopie, indem es alle Ereignisse, vergangene oder zukünftige, auf simultanen Oberflächen produziert und alle Sequenzen unablässig so zusammenmischt wie sie einer anderen als der unsrigen Zivilisation erscheinen würden oder werden. Aber diese Szenerien sind schon die unseren. Es fällt schwerer und schwerer uns das Reale, Geschichte, die Tiefe der Zeit oder dreidimensionale Räume vorzustellen, genauso wie es uns zuvor aus unserer realweltlichen Perspektive schwer fiel, uns ein virtuelles Universum oder die vierte Dimension vorzustellen.“ (Baudrillard 1998: 55; Ü.v.V.K.)

Wenn im hier gewählten Beispiel von Celebration die Unterscheidung von öffentlichen und privaten Räumen klar durch Grundstücksparzellierung, Parkanlagen etc. markiert und die Anwesenheit politischer Funktionen mit der Town Hall und religiöse Momente mit der Kirche suggeriert werden, so erfolgt dies – nach dem immer stärkeren Verschwinden dieser Momente – als Versuch das Verlorene in einem Raumbild zu bewahren und sicherlich auch als solches ökonomisch verwerten zu können. Wie die erwähnten Bekundungen von Bewohnern andeuten, scheinen gerade auch diese Qualitäten auf mehr Vertrauen zu stoßen, wenn sie in Form von Dienstleistung angeboten werden und nicht als gewachsene kulturelle und ambivalente Errungenschaften erscheinen. Als produzierte geldwerte Qualitäten können sie eingefordert werden, so die nahe liegende Assoziation, während sie als Ergebnis gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse unsicher bleiben müssen. Der Disney-Konzern verspricht somit zugleich die Möglichkeit für jeden Einzelnen, sich durch eigenes Tun (vermittelt über das Medium Geld) auch tatsächlich das verwirklichen zu können, was seine Wünsche ersehnen. Hier deutet sich ein Kennzeichen neoliberal geprägter Politiken an: die unter Bedingungen des fordistischen Kompromisses noch vorhandene Perspektive auf eine Integration aller Gesellschaftsmitglieder wird zunehmend verabschiedet zugunsten einer Aufsplitterung der Gesellschaft in sehr unterschiedliche Teilgesellschaften, die kaum noch Verbindungen untereinander aufweisen.

¹⁷ *Wie* hier Wirksamkeiten am Werke sind, ist eine offene Frage, die kaum empirisch zu untersuchen sein wird, und wenn, dann sehr plurale Formen zum Vorschein bringen dürfte. Nichtsdestotrotz können und sollten hier mögliche Auswirkungen auf die Sozialisation nicht vernachlässigt werden, zumal der Disney-Konzern nun auch im Feld der gebauten Umwelt, eben den Werten, die von den maßgeblichen Kräften im Unternehmen favorisiert werden, eine Dauerhaftigkeit mit zweifelhaften Bedingungen für die Bewohner verleiht.

4.2 Ästhetisierungen

Ästhetisierungsprozesse sind keine neue Erscheinung, sie zeigen heute allerdings besondere Ausprägungen und lassen sich in ganz verschiedenen Bereichen gesellschaftlicher Praxis beobachten. Müller und Dröge haben herausgearbeitet, dass die heutigen Ästhetisierungsprozesse auf älteren Entwicklungen aufsitzen, die bis mindestens in das beginnende 19. Jahrhundert zurückreichen (vgl. Dröge/Müller 1995 u. 2003). Die in den Großstädten Europas um die Mitte des 19. Jahrhunderts erstmals thematisierte Ästhetisierung gewinnt seit dieser Zeit an Bedeutung für die kulturelle Entwicklung der Gesellschaft. Dabei haben sowohl die Autonomisierung der Kunst als eigenständiges Feld neben den Bereichen der Wissenschaft, Religion und Politik als auch die sich beschleunigt industrialisierende kapitalistische Warenproduktion entscheidend zu ihrer Ausdehnung beigetragen.

Mit der seit den 1960er Jahren zunehmenden Flexibilisierung der Produktion, Distribution und Konsumtion hat die Ästhetisierung eine zuvor unbekannte Ausweitung in fast alle Gesellschaftsbereiche erfahren. Diesbezüglich verweist der oben thematisierte Zusammenhang von Distinktionsbedürfnissen und symbolischem Kapital auf einen fortwährenden Bedarf an ästhetischen (Selbst-)Gestaltungsmitteln, seien dies bestimmte Waren, Moden, Räume oder auch die Inanspruchnahme besonderer Dienstleistungen.

Die weitreichende Ästhetisierung des Alltags wird begleitet von einer zunehmenden „*Veralltäglichung des Ästhetischen*“ (Oldemeyer 2008: 44), wie Oldemeyer hervorhebt. Sie zeigt sich in der ästhetisch ausgefeilten Werbung, wie in den unzähligen ästhetisierten Aufgriffen von Alltagszusammenhängen in den verschiedenen Formaten von Film, Fernsehen und Internet ebenso wie im nebenher laufenden Konsum von Musik und von massenhaft reproduzierten ‚Klassikern‘ der Kunst. Die Ästhetisierung des Alltäglichen und die Veralltäglichung des Ästhetischen können als sich wechselseitig befördernde Trends betrachtet werden.

Philosophische Ästhetik und epistemologische Ästhetisierung

Wie Wolfgang Iser nachzeichnet, lassen sich zwei Wege der Ästhetisierung unterscheiden, von denen sich der eine im Sinne der philosophischen Ästhetik auf die Schönheit, der andere als epistemologische Ästhetisierung auf die Wahrheit bezieht (vgl. Iser 1996: 54). Beide Wege beginnen für Iser im 18. Jahrhundert, wobei der erste über solche Etappen wie Kants dritter Kritik und Schillers ‚Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen‘ sehr schnell zu einer besonderen Stellung der Ästhetik innerhalb der Philosophie führt, während der zweite weniger Beachtung finden sollte und nach Ansicht Iasers auch im aktuellen Ästhetisierungsdiskurs zumeist zu kurz kommt.

Nach Kants Positionierung der reflektierenden Urteilskraft – die sich im ästhetischen Urteil dem Schönen zuwendet – in eine vermittelnde Position zwischen dem Reich der Notwendigkeit und dem der Freiheit, kommt dem Schönen in den ‚ästhetischen Briefen‘ Schillers die Aufgabe zu, die Entfremdung und innere Entzweiung des Menschen aufzuheben. Schiller reflektiert dabei die Erfahrungen der französischen Revolution, an der er das Umschlagen guter Absichten in erneute Unterdrückung und Grausamkeit beobachtet. Er argumentiert,

dass es „die Schönheit ist, durch welche man zur Freiheit wandert.“ (Schiller 1965: 7). Gerade aufgrund ihrer Ungebundenheit im Hinblick auf Zweckerfüllungen, ihrer Abstinenz von jeglichem unmittelbarem Eingreifen in die Lebenspraxis – aufgrund ihrer (relativen) Autonomie –, soll die Kunst die Aufgabe der Humanisierung bewältigen können, die anders scheinbar nicht zu erreichen ist.

Die geschichtliche Situation stellt sich für Schiller als äußerst verfahren heraus, denn „ganze Klassen von Menschen“ sind in der misslichen Situation „nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten“ zu können, „während daß die übrigen, wie bei verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.“ (ebd.: 19) Im Zuge der sich zunehmend ausdifferenzierenden Arbeitsteilung ist der Mensch „nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt“ (ebd.: 20) und kann sich deshalb selbst nur als Bruchstück ausbilden. Ein solcher Mensch führt, so Schiller, auch wenn er in die Revolution zieht, doch nur wieder ins Verderbnis, weil er eben die humanen Anlagen nicht hat ausbilden können.

Kant kennzeichnet die Erfahrung des Ästhetischen als ein spezifisches, freies Zusammenspiel von Einbildungskraft und Verstand, das sowohl das schöpferische Genie als auch die von Lust begleitete ästhetische Haltung in der Rezeption auszeichnet und damit zugleich auch für die Allgemeingültigkeit des ästhetischen Urteils verbürgt (vgl. Kant 1790/1996: §§ 44, 49, 35, 38 und Abschnitt 5.1). Schiller übernimmt diesen Grundgedanken nicht nur, sondern erklärt die Ausbildung dieses freien Zusammenspiels der Vermögen zur Aufgabe der ästhetischen Erziehung des Menschen. Die Kunst wird dabei als autonome Sphäre vorgestellt, in der der Mensch seine Anlagen zur Humanität entfaltet und so erst befähigt wird, aus seiner ‚selbstverschuldeten Unmündigkeit‘ herauszugelangen und die Gesellschaft humanisierend beeinflussen zu können. Die Ausbildung einer vernünftigen Gesellschaft wird somit aufs engste mit ihrer ‚Ästhetisierung‘ verkoppelt.

Verallgemeinerung des Ästhetischen

In den Reformprogrammen der Moderne, etwa im Deutschen Werkbund oder dem frühen Bauhaus, leben die Impulse zur Verbesserung der ‚Conditio humana‘ fort, obzwar sich ja gerade hier eine Gegenposition zur Autonomie der Kunst anbahnt und zu dem Versuch ausgebaut wird, Kunst in das Alltagsleben zu überführen. Doch ist Ästhetik für die Avantgarden in ihrer Wendung gegen die Tradition künstlerischer Autonomie hin zu einer ‚Alltagsästhetik‘ und hin zu den gesellschaftlichen Produktionsbedingungen ihrer Zeit, ein Weg die gesellschaftliche Wirklichkeit kritisch zu reflektieren. Es sind gerade die avantgardistischen Kunstaussprägungen, vom Kubismus über Dada, Surrealismus zur Concept Art und zu Fluxus, die eine eher dem zweiten von Welsch differenzierten Strang einer epistemologischen Ästhetisierung zuneigen. Kunst hat hier nichts mehr mit Schein zu tun, vielmehr wird das Ästhetische in den Grundschichten der Wirklichkeit ausgemacht.

Duchamps Begeisterung für die Schönheit eines Propellers mag hier als paradigmatische Haltung für das Interesse der Avantgarden an den neuen Technologien und deren Folgen für die alltagsweltliche Wahrnehmung stehen. Nach Ansicht Müllers und Dröges war der

„Angriff auf die affirmative Rolle der Kunst [...] der Versuch, sie aus dem Zentrum des ästhetischen Diskurses herauszunehmen, um an ihre Stelle die *Wahrnehmung* zu setzen, weil sie das in seiner gesellschaftlichen Bedeutung sehr viel tiefer gehende Ereignis ist.“ (Dröge/Müller 1995: 43).

Der von den Avantgarden eingeschlagene Weg einer Ausrichtung auf die erkenntnistheoretisch orientierte Ästhetisierung ist allerdings von den Nationalsozialisten mit ihren totalitären Ästhetisierungsstrategien je unterbrochen worden. Auch sie wenden sich zwar, obgleich sie durchaus auf vormoderne Formern der Kunst zurückgreifen, gegen die bürgerliche autonome Kunst mit ihrer Praxis einer nunmehr als „dekadent individualistisch gebrandmarkten Versenkung“ (ebd.: 59) in das Kunstwerk, aber nur, um das darin gesammelte ästhetische Potential für ihre Inszenierungen der Macht zu vereinnahmen. Dabei wird Schönheit zu einer zentralen Kategorie der Gesellschaftsideologie: Ästhetisierung ist eine Strategie, die von den Nationalsozialisten sowohl in der Konsumgüter- und Freizeitindustrie, in der Arbeitswelt als auch in den „pompösen Inszenierungen (Parteitage, Olympiade, Totenehrungen etc.), wo die Individuen zum bewußtlos entindividualisierten Massenornament zusammengeschweißt werden“ (ebd.: 56, 58), intensiv zur Anwendung gebracht wird. Und auch die „rassistische Zentralkategorie“, ‚die Volksgemeinschaft‘ kann als eine ästhetische Kategorie aufgefasst werden, wie Müller und Dröge mit Berthold Hinz hervorheben.

„Wenn ästhetische Universalisierung von einem nichtästhetischen Zentrum aus betrieben wird, [...] dann durchdringt sie alle Poren der Gesellschaft, d.h. sie zieht alles in ihren Interpretationsbann, weist allem Maß und Bedeutung zu, auch noch der gräßlichsten Barbarei, [...] in der erst der arische Mensch, natürlich in Schönheit, erstet bzw. gezüchtet wird. Auch Zucht (Eugenik, Genetik, Euthanasie) ist unter der Perspektive ihrer *causa finalis* auch ein Ensemble ästhetischer Praktiken, mit deren Hilfe der nordische Typ kriert wird.“ (ebd.: 254)

Neben der Transformation der Kultur durch die klassische Avantgarde kommt dieser Vereinnahmung und Umformung der Kultur durch die nationalsozialistische Kulturpolitik, nach Ansicht Müllers und Dröges, ein besonderes Gewicht in dem kulturellen Transformationsprozess der bürgerlichen Kultur hin zu der heutigen Massenkultur zu. Während die Nazis ein umfassendes Programm der Verschönerung alltäglicher Lebensverhältnisse zur Inszenierung von Ganzheit verfolgten, wollten die Avantgarden allerdings die Ästhetik aus ihrer Bannung im Schein befreien, um gerade die Lebensverhältnisse deutlicher in den Blick zu rücken und die Gesellschaft von innen heraus in eine positive Richtung zu tendieren. Die ganz auf Quantität setzende Ästhetisierung der Öffentlichkeit durch die Nationalsozialisten kann sich aber gegenüber den avantgardistischen Bestrebungen schon allein deshalb besser durchsetzen, weil sie auch ökonomisch besser verwertet werden kann (vgl. ebd.: 54).

Ästhetisierung war schon im Laufe des 19. Jahrhunderts Teil der sich ausdehnenden (industriellen) Warenproduktion und hatte hier den individuellen Stilisierungswünschen zugearbeitet (vgl. hierzu auch die Abschnitte 4.4.2 u. 4.4.4). Insbesondere die Erfahrung des großstädtischen Lebens ist von einer Überfülle der Eindrücke, ästhetischen Gestaltungen, einem relativ schnellen Wechsel der Moden sowie einer Vielfalt von Materialien, die zunehmend aus

fernen Regionen zusammengetragen werden, gekennzeichnet, so dass sich das Individuum fortwährend neu verorten muss. Wie Müller und Dröge hervorheben, ist damit sowohl eine Befreiung von tradierten Wertordnungen verbunden als auch eine Stimmung des Unbehagens. Mit Georg Simmel weisen sie auf die Spannung hin, die sich zwischen der zunehmenden Dichte der in der Großstadt versammelten ‚objektiven Kultur‘ – also der im städtischen Raum versammelten Objektivationen des Geistes – und den individuellen Ansprüchen der ‚subjektiven Kultur‘ ausbildet. Simmel spricht in diesem Zusammenhang auch von einer ‚Tragödie der Kultur‘, die er darin ausmacht, dass die Kulturgüter durch ihre wachsende Fülle und steigende Komplexität zunehmend aus der Verfügungsmacht des Menschen fallen. Die subjektiven Entfaltungsmöglichkeiten scheinen wie erdrückt von dieser überwältigenden Dichte. Und die von Simmel beschriebenen charakteristischen Haltungen des Großstädtlers, die betonte Intellektualität, Distanziertheit und Sachlichkeit den Menschen und Dingen gegenüber, weisen auf die Ausbildung stadttypischer Bewältigungsstrategien, denn in der Stadt schwinden die Möglichkeiten, persönliche Beziehungen zu den Dingen und Umgebungen aufzubauen. Von seiner Sozialität ‚entfremdet‘ entwickelt der Städter einen tendenziell gleichgültigen und blasieren Umgang mit den Dingen und Menschen. Dabei eignet sich eine ästhetische Haltung durchaus als Vermittlung zwischen der individuellen Positionierung und der durch fortwährende Fluktuationen gekennzeichneten Fülle der Erscheinungen.

„Wo sich früheres Interesse in Desinteresse und persönliche Verbundenheit in indifferentes Verhalten verwandeln, steht in der Tradition des ‚interesselosen Wohlgefallens‘ eine ästhetische Aneignung der Wirklichkeit zur Verfügung, die sich bestens zur Bewältigung der erdrückenden optischen Erscheinung objektiver Kultur eignet. Neu daran ist, daß das Individuum die Distanz zwischen sich und der Welt nicht mehr dadurch erzeugt, daß es gegen diese Welt eine andere setzt, die der autonomen Kunst und der ideellen Schönheit. Diese Fähigkeit hat sich im Zuge der Modernisierung gegen Ende des 19. Jahrhunderts gleichsam soweit verallgemeinert, daß es jetzt die Ästhetisierung selber ist, die die Distanz schafft. Ästhetisierung wird zu einer Haltung undifferenzierter Objektauswahl ohne konkreten Ort. Es sei denn, man biete, so Simmel, ‚als letzte Rettung‘ zur Steigerung des Persönlichen ‚ein Äußerstes an Eigenart und Besonderung‘ auf [...]. Das Individuum entwickelt also die Fähigkeit, die wechselnden sinnlichen Eindrücke als Material seiner wechselnden Selbstinszenierungen einzusetzen. Aus der Perspektive des modernen Großstadtmenschen besitzt die Ästhetisierung daher auch insofern bereits universellen Charakter, als sie sich auf alle Erscheinungen der Objektwelt übertragen läßt. Alles kann man sich in distanzierter, voyeuristischer Haltung risikolos aneignen und zugleich vom Leibe halten.“ (Dröge/Müller 1995: 47f.)

Die hier beschriebene Ausbildung eines ‚Ästhetisierungsvermögens‘ wird auch gerade deshalb gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der großstädtischen Erfahrung von so wichtiger Bedeutung, weil die subjektive Selbstkonstitution sich in dieser Zeit mit massiven gesellschaftlichen Transformationen durch die Modernisierungsprozesse konfrontiert sieht. Die gesteigerte Warenproduktion und -zirkulation wird auch damals als ‚Verflüssigung‘ aller Bestände erlebt, als eine Welt, in der alle Werte vergänglich, alle Beziehungen fließend sind. Die Einbindung des Subjekts in die soziale Gemeinschaft wird abgelöst durch die Konstruktion der eigenen Identität aus einzelnen Elementen (vgl. ebd.: 44f.).

Die Ambition der Avantgarden, die Grenzen zwischen Kunst und Leben aufzulösen, folgt ihrem Willen, die ästhetischen Vermögen des Menschen auf breiter gesellschaftlicher Basis

fruchtbar zu machen und jedem Individuum zuzugestehen. Die Nationalsozialisten halten den Blick auf die Allgemeinheit aufrecht, reduzieren das Ästhetische aber zu einem Instrument der politisch aufgezwungenen verhübschenden Nivellierung gesellschaftlicher Widersprüche und zur Stützung ihres totalitären Machtapparates. Heute erzeugt Schönheit „als massenkulturell verinnerlichter Zwang [...] einen Anpassungsdruck, der das politische Zwangsverhältnis nicht mehr benötigt.“ (ebd.: 378)

Oberflächen und Tiefen

Wolfgang Welschs Differenzierung zwischen Oberflächen- und Tiefenästhetisierung kann die umfassende Bedeutung der zeitgenössischen Ästhetisierung weiter verdeutlichen. Erstere kommt offenkundig in der Verhübschung von Einkaufspassagen, Produktpräsentationen, Innengestaltungen etc. zum Vorschein. Sie umfasst Erlebnisangebote jedweder Art und dient häufig als „ökonomische Strategie“. Ästhetisierung meint hier in erster Linie „Ausstattung der Wirklichkeit mit ästhetischen Elementen, Überzuckerung des Realen mit ästhetischem Flair.“ (Welsch 1996: 11) Bei dieser ‚Ästhetisierung des Alltäglichen‘ handelt es sich allerdings nicht um eine Erfüllung der Anliegen der Avantgardisten. Hatten diese auf eine veränderte Betrachtungsweise alltäglicher Gegenstände abgezielt, um zu einer Reflexion der eigenen Lebensverhältnisse beizutragen, handelt es sich bei der Ästhetisierung vielmehr umgekehrt um eine Übertragung „traditionelle(r) Eigenschaften der Kunst auf die Wirklichkeit“ (ebd.: 12). Es ließe sich auch sagen, dass es sich bei den Oberflächenästhetisierungen im Grunde um ästhetizistische Praktiken im Stile derjenigen handelt, die von den klassischen Avantgarden scharf kritisiert wurden.

Im Fall der Warenästhetisierung ist, so lässt sich ergänzen, eine starke Betonung der Produktion von lifestylebildenden Angeboten bzw. symbolischen Gütern über ästhetische Vermittlungsstrategien zu beobachten, das heißt, nicht die Gebrauchswerte der Produkte stehen im Vordergrund der Vermittlung, sondern bestimmte mit diesen assoziierte Lebensweisen und Sinnbezüge.

Die von Welsch als Tiefenästhetisierung bezeichneten Prozesse beobachtet er im Zusammenhang mit den neuen Gestaltungs- und Fertigungstechnologien. Insbesondere durch die digitalen Simulationsmöglichkeiten materieller Stoffe und Prozesse wird die Produktfertigung zu einem ästhetisch bestimmten Vorgang, der auf den Monitoren verfolgt wird. „Auch hier also rückt Ästhetik an die erste Stelle, und zwar sowohl was das Verfahren, als auch was die gewünschten Ergebnisse angeht. Die einst für hart gehaltene Wirklichkeit erweist sich als veränderbar, neu kombinierbar und offen für die Realisierung beliebiger ästhetisch konturierter Wünsche.“ (ebd.: 14f.) Von der täglichen simulatorischen Bearbeitung der Materialitäten, wie sie an den Bildschirmen erfolgt, bleibt die Wahrnehmung nicht unberührt, denn die Wirklichkeit stellt sich in den Simulationen als grundlegend manipulierbar heraus; und wie die Entwicklungen im Bereich der Bio- und Nanotechnologien andeuten, dringt die tatsächliche Manipulierbarkeit bis in die kleinsten Fasern der Materie vor.

Auch Götz Großklaus vertritt in seiner Untersuchung des Wandels der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne die These von einem Bedeutungsverlust der „Welt der Materialitäten“ zugunsten immaterieller Repräsentation und Simulation. „Die Welt der Materialitäten versinkt rangmäßig. Zur kulturellen Dominanz gelangt die neue Welt immaterieller Repräsentation – oder Simulation: d.h. des zeichenmäßigen *Ersatzes* für die verlorene *Erstwelt* der Materialitäten: der primären sinnlichen Orientierungen, der Nah-Orientierung. An deren Stelle tritt die *Zweit- und Drittwelt der Simulation* (nicht die der immer noch auf die *Erstwelt* bezogenen Mimesis als Abbildung).“ (Großklaus 1995: 144) Allerdings bereitet der Übergang zur „Welt der *Immaterialitäten* der Programme und Zeichen und Zeichen-Simulationen“ (ebd.) große Schwierigkeiten, da der menschliche Wahrnehmungsapparat konservativ ist und an „dem alten Gegenüber“ klebt; „sein ganzer Selektions- und Ordnungs-Mechanismus ist auf ‚Objekte‘ materialer *Außenwelten* gerichtet – nicht auf ‚subjektive‘, immaterielle *Innenwelten*: ohne verlässliche Grenzen in Raum und Zeit“, so Großklaus (ebd.). Mit den simulatorischen Möglichkeiten der neuen digitalen Technologien wird ein vorläufiger Höhepunkt erreicht in dem Prozess des seit dem frühgeschichtlichen Erstgebrauch von Zeichen/Symbolen erfolgenden Ersetzens des unmittelbaren Umgangs mit Sachen durch den Umgang mit Bedeutungen.

Die grundlegende Durchzogenheit menschlicher Erfahrungen mit medialen Dimensionen fasst Welsch als einen weiteren Aspekt der Tiefenästhetisierung auf. Wie in der Thematisierung der Orts-Raum-Differenz angesprochen (vgl. Abschnitt 2.2.11), wird die Konstitution der Wirklichkeit im Verlauf der Moderne zunehmend von medialen Elementen durchzogen. Mit den elektronischen und digitalen Medien erreicht dieser Prozess seinen vorläufigen Höhepunkt und setzt die soziale Wirklichkeit tiefgreifenden Ästhetisierungen aus. Insgesamt wächst der Anteil der immateriellen Konsumgüter, von Filmen und Fernsehsendungen über Musik zu Videospiele etc. Es sei angemerkt, dass die Film- und Spielproduktionen mittels digitaler Animationstechniken selbst verstärkt ‚derealisierende‘ Szenerien bzw. ‚realistische‘ Simulationen von imaginierten Katastrophen oder Welten bieten. Die digitale Bildtechnik ermöglicht eine Steigerung der Illusionierung, erhöhte Reizdichten und eine Beschleunigung des filmischen Tempos, wobei die Computerbilder häufig dafür eingesetzt werden, das Illusionspotential des Films zur sinnlichen Überwältigungsstrategie auszubauen und über Auge und Gehör den ganzen Körper in einen Zustand unablässiger Hochspannung zu versetzen (vgl. Hoberg 1999).

Die Oberflächen- und Tiefenästhetisierung der materiellen und der sozialen Welt spiegeln sich nach Ansicht Welschs auf der Ebene der subjektiven Wirklichkeitskonstruktion. Der eigene Körper wird zum Gestaltungsgegenstand, dessen Oberflächen entlang den sich diversifizierenden Moden gestylt werden. Für Geist und Seele bieten sich unterschiedlichste Möglichkeiten ästhetischer Praxis: von Volkshochschulkursen im Töpfern bis zu Meditations- und Selbsterfahrungsretreats spannt sich eine breite Palette von Angeboten. Und auch in den Umgangsformen der Menschen untereinander gewinnen ästhetisierte Verhaltensformen – für Welsch infolge des Bedeutungsrückgangs von moralischen Normen – an Gewicht; entsprechende Ratgeber sorgen für Möglichkeiten des Erwerbs ästhetischer Kompetenz. „In solchen

Prozessen wird der *homo aestheticus* zur neuen Leitfigur. Er ist sensibel, hedonistisch, gebildet und vor allem von erlesenem Geschmack.“ (Welsch 1996: 18)

4.3 Veräußerte Ästhetisierungen¹⁸

Vor dem Hintergrund der Frage nach den Orientierungsleistungen des Ästhetischen werde ich im Folgenden der modernen Entwicklungsdynamik einer zunehmenden Ästhetisierung verschiedener Lebensbereiche weiter nachgehen, indem ich übergeordnet zwischen zwei Formen der Ästhetisierung unterscheide: einer veräußerten und einer verinnerlichten Ästhetisierung.

Die hier zunächst als *veräußerte Ästhetisierungen* in den Blick genommene Form ist, mit Uta Kösser gesprochen, dadurch gekennzeichnet, „dass mit ästhetischen Strategien in Bereichen gearbeitet wird – Politik, Wirtschaft, Geschichte, Wissenschaft, Leben –, die sonst *primär* nicht ästhetischer Gestaltung unterliegen, dass ästhetische Strategien des Schönen, Erhabenen, Hässlichen, Komischen usw. in diesen Bereichen um einer bestimmten Wirkung willen angewandt werden.“ (Kösser 2006: 454) Diese Form der Ästhetisierung richtet sich an Subjekte, bietet Projektionsflächen für deren Wünsche, Vorstellungen und Hoffnungen und Bezugsgrößen für die Identitätsbildung. Die *verinnerlichte Form der Ästhetisierung*, die sich mit der ersten Form überschneidet, vollzieht sich eher schleichend im Rücken unserer Wahrnehmung und betrifft die Kalibrierung unserer Sinneswahrnehmung selbst. Sie bildet sich insbesondere in Wechselbeziehungen mit medientechnologischen Entwicklungen aus.

Für die analytische Unterscheidung zwischen diesen beiden übergeordneten Formen gilt es eine weitere im Hinterkopf zu behalten, denn nicht alle sinnlichen Erfahrungen sind zugleich auch als ästhetische Erfahrungen aufzufassen, zumal auch weiter differenziert werden kann zwischen ästhetischer Wahrnehmung, ästhetischer Empfindung und ästhetischer Erfahrung (vgl. Liessmann 2009). Sinnliche Wahrnehmungen oder Prozesse sind zunächst, wie es Kösser ausdrückt, „*objektbezogen* und auf *Identifizierung* gerichtet.“ Im Unterschied dazu sind ästhetische Wahrnehmungen oder Prozesse „*subjektbezogen*“ und beziehen sich auf „*Identifikation* und *Identität*“ (Kösser 2006: 461). Zu dem Sichtbarwerden in der sinnlichen Wahrnehmung tritt für Kösser in der ästhetischen Wahrnehmung noch eine Auszeichnung hinzu, die etwas als schön oder hässlich, als komisch oder traurig kennzeichnet. Über diese Differenzierung versucht Kösser Ästhetisierungsprozesse von anderen Formen der Visualisierung und Symbolisierung abzugrenzen: „Visualisierung macht etwas sichtbar – Daten, Vorstellungen, Strukturen etc. – Ästhetisierung wertet das sichtbar Gemachte noch zusätzlich auf als schön, erhaben, hässlich oder komisch.“ (ebd.)

Ich folge hier der von Kösser vorgenommene Unterscheidung nur soweit, als mit ihr die Differenz zwischen ‚gewöhnlichen‘ sinnlichen und ästhetischen Wahrnehmungen hervorgehoben werden kann. Da ich aber ästhetische Prozesse so auffassen möchte, dass sie von dem

¹⁸ Teile der beiden folgenden Abschnitte wurden in abgewandelter Form zuerst veröffentlicht in Kittlausz 2013.

in ihnen in Erscheinung tretenden Beziehungsgefüge zwischen Gegenständen und ihrer Wahrnehmung ausgehen, würde ich die Differenz nicht zwischen subjektbezogen und objektbezogen ansetzen. Vielmehr fasse ich die Beziehung zwischen objektiver Gestaltung und subjektiver Haltung als ein Spannungsverhältnis auf, das je nach gegebener Situation mehr von der einen oder der anderen Seite her konzipiert oder betrachtet werden kann. Wie später noch auszuführen sein wird, können von einem nicht eigens ästhetisch gestalteten oder hervorgehobenen Objekt ästhetische Wahrnehmungen ihren Ausgang nehmen (vgl. Abschnitt 5.1) genauso wie sich ästhetisch aufwendig gestaltete Objekte lediglich beiläufig ohne Wertzuschreibung sinnlich wahrnehmen lassen. Mithin können die Übergänge von sinnlicher und ästhetischer Wahrnehmung als fließend aufgefasst werden.

Bereits früh im Sozialisationsprozess einsetzend, bildet sich das ‚Vermögen‘ zu ästhetischen Wahrnehmungen und Erfahrungen mit der Zeit in Auseinandersetzung mit mehr oder weniger ‚ästhetischen‘ Objekten aus. Der Umgang mit ästhetisierten Umwelten, insbesondere mit Medien- und Konsumwelten, die sich mit psychologischen und marktstrategischen Methoden gezielt an bestimmte Verbrauchertypen richten, schlägt sich in dem Erfahrungshintergrund und damit zugleich in den subjektiven Selbst- und Weltzugängen des Einzelnen nieder. Dabei zielt die hochentwickelte Praxis der zielgerichteten Ansprache von Konsumenten zunächst über das Sinnliche insbesondere auf das Unbewusste und auch auf das limbische System und dessen Präferenzen (vgl. Ullrich 2006). Die Unterscheidung zwischen sinnlicher und ästhetischer Wahrnehmung bzw. zwischen sinnlichen und ästhetischen Prozessen steht deshalb quer zu der hier vorgeschlagenen Differenzierung zwischen veräußerten und verinnerlichten Ästhetisierungen.

Gegenstände oder Sachverhalte aus den unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern, die in ihren spezifischen Kontexten bislang wenig oder gar nicht eigens ästhetisch hergerichtet wurden, erfahren in Prozessen der Ästhetisierung eine zusätzliche Beachtung und Bearbeitung, die auf Wirkungen zielt, die anscheinend zuvor entweder so nicht erzielt werden mussten oder ohne zusätzliche ästhetische Mittel erzielt werden konnten.

Ästhetisierungen eines Objektes oder Sachverhaltes können aber auch dadurch erfolgen, dass diese aus einem nicht-ästhetischen Kontext in einen ästhetischen verschoben werden (vgl. Kösser 2006: 454). Eine solche Verschiebung erfolgt insbesondere im Bereich der Medien, in denen mittlerweile Themen aus allen gesellschaftlichen Teilbereichen vermeintlich ‚realistisch‘ inszeniert werden. Angemerkt sei, dass die Gegenstände im Zuge solcher Übertragungen in einen durchinszenierten Kontext nicht nur rein instrumentell mit einer bestimmten Wirkung verbunden werden. Sie können darüber hinaus durchaus zu Objekten einer Reflexion werden, die die gewöhnlichen Bezugnahmen überschreitet; je nach den Qualitäten der Inszenierungen und der Haltungen der Betrachter.

Die ästhetisierende Bearbeitung von Gegenständen in gemeinhin wenig ästhetisch gestalteten Bereichen oder, damit überschneidend, die Überführung eines Gegenstandes in einen ästhetischen Kontext bilden, wie Kösser herausarbeitet, ein für Ästhetisierungsprozesse kennzeichnendes Spannungsfeld zwischen Ausdrucksformen und Sachbezügen (vgl. ebd.: 462). In diesem Spannungsfeld lassen sich vier Unterformen der Ästhetisierung differenzieren. Ver-

breitet ist erstens die Praxis der „Ersetzung eines *sachlichen Zusammenhangs*“ durch ästhetisierende Mittel, durch zumeist verhübschende Inszenierungen (vgl. ebd.). Im Grunde sind hier zielgerichtete ästhetische Überlagerungen gemeint, die das Sachliche eines Zusammenhangs zurücktreten oder gar verschwinden lassen, um es unter der Hand möglichst störungsfrei durchsetzen zu können.

Die zweite Form der Ästhetisierung erfüllt den Zweck einer Kompensation für etwas, das nicht mehr da ist, für einen Verlust, der eine offene Stelle hinterlässt. Kösser spricht auch davon, dass ein zuvor verllorener menschlicher Bezug über die Ästhetisierung auf einer anderen Ebene wieder hergestellt wird. Im Fall der Warenästhetisierung ist es „die Abstraktheit des Tauschwertes“, die die Ware von persönlichen Bezügen befreit und zunächst „zur Ästhetisierung [...] des Gebrauchswertes, dann des Gebrauchswertversprechens und schließlich von Sinnangeboten führt; im Kern zielt auch die Ästhetisierung des Alltags oder der Lebenswelt, indem über das ästhetische Erlebnis Identität hergestellt werden soll, auf diesen menschlichen Bezug“ (ebd.: 462f.).

Es lohnt an dieser Stelle mit Kösser kurz ein Blick auf den Zusammenhang von Ästhetisierung und Ware zu werfen, da er sowohl auf den wachsenden gesellschaftlichen Bedarf an Ästhetisierungen verweisen kann als auch auf die in ihrer Realisierung zum Tragen kommende Verschränkung von objektiven und subjektiven Anteilen. Mit dem Relevanzgewinn des Tauschwertes reduziert sich die sinnliche Anschaulichkeit der Gebrauchswerte der Waren. Der Tauschwert setzt sich als relationale dritte Größe zwischen die Gebrauchswerte der zu tauschenden Waren und führt damit zur Abstraktion sowohl von den Gebrauchswerten als auch von der Arbeit, die in die Waren eingeflossen ist (Marx). Im Dominanzgewinn des Tauschwertes verliert sich der Gebrauchswert und wird zum Gebrauchswertversprechen, zu etwas, das bereits nicht mehr im Sinnlichen selbst wahrgenommen werden kann, sondern als solches erst hergestellt werden muss (Haug). Sowohl der Verlust der menschlichen Bezüge zur Ware über die Abstraktheit des Tauschwertes als auch die Transformation des Gebrauchswert zum Gebrauchswertversprechen lassen Bedarfe der sinnlichen Veranschaulichung erwachsen, denen durch Ästhetisierung begegnet werden kann. Für den Verlust menschlicher Bezüge in der Ware muss ein „persönlicher und sozialer Zusatznutzen symbolisch in Aussicht gestellt“ werden. Das Gebrauchswertversprechen muss „sinnlich erlebbar gemacht werden“ und arbeitet mit Mitteln der Verschönerung, „die aber weniger die Ware, sondern die Vorstellungen der Konsumenten ästhetisieren.“ (ebd.: 470) Für die Bedienung beider Bedarfe hat sich eine Vielzahl an Ästhetisierungsstrategien ausgebildet, die sich unterschiedlicher symbolischer Formen bedienen. Es geht nicht in erster Linie um einen Ästhetisierung der Ware selbst, ästhetisiert werden „die Vorstellungen der Konsumenten: ihre tatsächlichen oder konstruierten Wünsche – intakte Natur, Kindheit, Weihnachten, Heimat etc. – [...], um so über abgerufene Identität [...] eine Identifikation mit den Waren zu erreichen.“ (ebd.: 472, vgl. auch Abschnitt 4.4.2)

In der dritten Form von Ästhetisierungsvorgängen kommen ästhetisierende Gestaltungen zur Anwendung, wenn es um neue Entwicklungen, Gegenstände oder soziale Prozesse geht, für die sich noch keine eigenen adäquaten Ausdrucksformen ausgebildet haben und die deshalb durch ältere Gewänder gekennzeichnet werden. Die vierte Form der Ästhetisierung ist auf

bestimmte gesellschaftliche Zusammenhänge oder Ereignisse bezogen, die zwar eine sinnliche Erscheinung haben, aber tendenziell die Wahrnehmung und emotionalen Reaktionen abschrecken oder überfordern würden und deshalb über ästhetische Überformungen gemäßigt und damit verdaulicher gemacht werden sollen. Diese Form kommt beispielsweise im Zusammenhang mit den Schrecken des Krieges und des Todes, mit Verbrechen oder unfassbaren Phänomenen zur Anwendung und dämpft deren sinnliche Durchschlagkraft ab. In allen vier Formen beziehen sich die ästhetischen Gestaltungen auf sachliche Gegebenheiten und fungieren „als Ersatz, als *Kompensation*, als *Kennzeichnung*“ oder „als *Milderung*“ (ebd.: 463).

Sinnliche Wahrnehmungen sind die Voraussetzung für ästhetische Wahrnehmungen, gleichermaßen setzen die unterschiedlichen Formen der Ästhetisierung Prozesse der Visualisierung oder Symbolisierung voraus, gehen aber über diese hinaus, indem sie mit Bewertungen der durch sie evozierten Empfindungen verbunden werden. Visualisierungen machen zunächst etwas sichtbar, das zuvor nicht sichtbar war, das lediglich in der Vorstellung existierte oder das sich in den kulturellen Mustern und Programmen reproduzierte ohne gesehen zu werden. Sie greifen auf das Vermögen zurück, ein Objekt bereits über wenige prägnante Merkmale identifizieren zu können. Kösser bezieht sich hier auf Ernst Cassirers Begriff der „symbolischen Prägnanz“, der kurz gefasst besagt, „dass über Sinnliches Sinn und Bedeutung wahrnehmbar gemacht wird“. (ebd.: 491) In Visualisierungen gesellt sich zu dem, was bereits vorhanden ist, zumeist noch das, was wünschenswert hinzukommen sollte. Sie umfassen also wie Ästhetisierungen auch imaginäre Elemente (vgl. ebd.).

Im Unterschied zu der Differenzierung von Kösser ließe sich deshalb sagen, dass auch Visualisierungen bereits Aspekte der Ästhetisierung umfassen, allerdings hier aus der Perspektive der Produktion und weniger aus der Perspektive der Rezeption. Von Ästhetisierungen spricht Kösser jedoch erst, wenn zu der Darstellung durch mehr oder weniger prägnante Mittel eine Bewertung hinzutritt (siehe oben). Aus der Perspektive der Herstellung lässt sich die Auslösung bestimmter Empfindungen über die Bildung von Prägnanz intendieren, aber nicht fest-schreiben, denn die Bewertungen erfolgen durch die je subjektiven Antworten auf ästheti-sierte Ansprachen. Die Antworten bewegen sich allerdings zumeist und weitgehend in den Möglichkeitsräumen der in dem sozialen Umfeld der angesprochenen Person jeweils domi-nanten Deutungsschemen und ästhetischen Erfahrungshintergründe. Prägnanzbildung ist ein Vorgang, der in unterschiedlicher Ausprägung, sowohl für Visualisierungsprozesse als auch für Ästhetisierungsvorgänge zu veranschlagen ist (vgl. Kösser 2006: 491f.).

Die Formen der Ästhetisierung finden in den verschiedenen gesellschaftlichen Feldern unter-schiedliche Ausprägungen und Kombinationen, die an dieser Stelle nicht weiter in den Blick genommen werden (vgl. zur Ästhetisierung der Politik in den Medien den Abschnitt 2.3.3).

Die von Kösser als Prägnanzbildung anvisierten Vorgänge betrachtet Ernst Oldemeyer mit dem Begriff der „Wertakzentuierung“ (Oldemeyer 2008: 37), legt dabei den Fokus allerdings stärker auf den subjektiven Pol ästhetischer Erscheinungen. Ästhetische Hervorhebungen von Gegenständen aus den alltäglichen Lebenszusammenhängen sind für ihn verbunden mit einer mehr oder weniger bewusst vollzogenen Wertakzentuierung. Das heißt, dass ein ästhe-

tisch hervorgehobenes Objekt nicht neutral in Erscheinung tritt, sondern durch die besondere Aufmerksamkeit, die ihm in der Produktion und potentiell in der Wahrnehmung zuteil wird, positiv oder auch negativ konnotiert wird (vgl. ebd.). Dieser Effekt dürfte sich angesichts einer weitreichenden Ästhetisierung in vielen gesellschaftlichen Teilbereichen allerdings abschwächen und kann, wie Wolfgang Welsch mit dem Begriff der Anästhetisierung hervorhebt, in das Gegenteil umschlagen. Viele der mitunter aufwendig inszenierten Anregungen gehen an uns vorbei, lassen uns empfindungslos (vgl. Welsch 1993: 14ff.). Das heißt allerdings wiederum nicht, dass sie nicht doch in ihrer ästhetischen Formierung unbewusst beruhigend oder agitierend, orientierend oder irritierend wirken können, etwa durch die Gestaltung bestimmter räumlicher Atmosphären oder das Einspielen von Hintergrundmusik und Duftnoten in Einkaufszentren.

Oldemeyer schlägt eine Differenzierung unterschiedlicher Ebenen von individuellen und kollektiven Wertungsprozessen vor, die Kössers Differenzierung unterschiedlicher Formen bzw. Strategien der Ästhetisierung ergänzen kann. Auf einer „*Primärebene*“ vollziehen sich die Wertzuschreibungen emotional-affektiv und drücken sich in Sympathie oder Antipathie, in Lust oder Unlust und in Bevorzugungen oder Vernachlässigungen aus. Es handelt sich um ein vorreflexives „*unausdrückliches Wertfühlen*“, in dem sich instinktive mit erworbenen Reaktionsweisen verbinden.

Zu diesem Wertfühlen tritt auf der „*Sekundärebene*“ eine reflektierende Einschätzung hinzu, über die ein Gegenstand, nun im Zuge von „*ausdrücklichen Wertungen (Werturteilen)*“, als mehr oder weniger wertvoll beurteilt wird. Die Werte werden auf dieser Ebene den Objekten selbst zugesprochen, die damit einen ästhetischen Wert, einen Tausch- oder Gebrauchswert erhalten; Oldemeyer spricht von „*Güterwerten*“.

Begründungen solcher Wertzuschreibungen beziehen sich zumeist explizit auf die „*Tertiärebene*“ als Feld von „*Orientierungswerten*“, die als Maßstäbe für die Zuschreibung und die Hierarchisierung von Güterwerten herangezogen werden. Es können weitere höherstufige Reflexionsebenen veranschlagt werden, über die sich beispielweise die Orientierungswerte selbst herleiten lassen, die sich vom Funktionsprinzip der Tertiärebene jedoch nicht unterscheiden (vgl. Oldemeyer 2008: 37f.).

Wertakzentuierungen in Ästhetisierungsprozessen können sich auf die verschiedenen Wertungsebenen beziehen. Ihre Unterscheidung ist insbesondere dann von Relevanz, wenn man, „den *Einfluß einer Ästhetisierung kommunikativer Botschaften auf menschliche Werteinstellungen*“ (ebd.: 38) und, so ließe sich ergänzen, auf die damit verbundenen Orientierungsleistungen untersuchen möchte. Ästhetisierungsverfahren, die auf die Primärebene, also auf die Emotionen und Stimmungen, Wünsche und Begierden zielen, um beispielweise die Kaufbereitschaft der Angesprochenen zu erhöhen, verfahren zumeist bewusst so, dass ihre Anregungen nicht offensichtlich in Erscheinung treten. Sie eignen sich auch besonders zu Grundierung und Effizienzsteigerung der Verfahren der beiden anderen Ebenen.

Verfahren der zweiten Ebene sind vielfältig und verbreitet in dem weiten Feld der Ästhetisierung der Waren, über die dem eigentlichen Gebrauchswert eines Gegenstandes weitere Attribute zugeschrieben werden, die seine Verkaufschancen steigern sollen. „Die Ware verspricht etwa, einen kulinarischen, vitalisierenden, hygienischen, erotischen, kontaktfördernden

den, unterhaltenden, statussymbolisierenden, erzieherischen oder ideologisch-demonstrativen Wert für ihre Käufer“ (ebd.: 39). Durch die Möglichkeit der geschickten Einbindung solcher Konnotationen in Assoziationsnetze, „werden die Kunden auch auf einer Ebene ihrer Emotionen, Begierden und Wunschträume angesprochen, die sie nicht ohne weiteres durchschauen.“ (ebd.)

Ästhetisierende Herrichtungen der dritten Ebene werden über eine Kommunikation von Orientierungswerten, wie etwa Freiheit und Selbstbestimmung, Liebe und Freundschaft, Zugehörigkeit und Sicherheit, geleistet und richten sich auf einen bewussten Nachvollzug seitens der Angesprochenen. Die Werte werden dabei häufig über Symbole, Metaphern oder Allegorien, über beispielhafte Geschichten oder durch musikalische Untermalungen vermittelt. Die verwendeten Mittel müssen von den Zielgruppen leicht nachvollzogen werden können, um ihre Wirkung entfalten zu können (vgl. ebd.: 38). Gerade aufgrund der Verwendung verbreiteter stereotyper Symbolisierungen können die in diese eingeschriebenen Ideologien ihre Wirksamkeit entfalten.

In der Wertakzentuierung lassen sich nach Oldemeyer zwei Haupttypen von Ästhetisierungsverfahren differenzieren, die in der Praxis allerdings zumeist in Mischformen unterschiedlicher Anteilsverteilung auftreten. Der erste und für Oldemeyer ursprünglichere Typ setzt Mittel zur *Reizverstärkung* ein, um „Erregungsdispositionen der Triebstruktur oder tiefverwurzelte Gewohnheits- und Wunschdispositionen [...] schlüsselreizartig zu aktivieren.“ (ebd.: 40) Sowohl in Fällen der positiven als auch in solchen der negativen Wertakzentuierung geht es darum, die üblichen Erregungszustände zu steigern, um Aufmerksamkeit zu erzielen und Spuren im Gedächtnis zu hinterlassen; die Allgegenwart vermeintlich reizvoller Körper- und Körperteilpräsentationen in der Werbung und täglich in der auflagenstärksten deutschen Tageszeitung zeugt ebenso von dieser Strategie wie das Inszenieren von sportlichen Leistungserfolgen zu Werbezwecken.

Die Ansprachequalitäten des zweiten Typs der Ästhetisierung sind durch eine weite Bandbreite von Verfahren gekennzeichnet, die insgesamt über Versuche der bloßen Steigerung von Reiz-Reaktionsschemen hinausgehen. Sie sind verbunden mit einer Erhöhung und Differenzierung der Sensibilität für das Ungewöhnliche und weniger Aufdringliche und evozieren ästhetische Erfahrungen, die sich für anschließende Sinnbildungen eignen und auch kognitiv artikulierte Aspekte umfassen. Sie können zu einer Ausweitung des Möglichkeitsraumes ästhetischer Produktion und Erfahrung führen. Oldemeyer betont, dass der hier ins Spiel gebrachte Begriff der Sublimierung nicht mit einer Dämpfung der Erfahrungsintensitäten einhergeht und weiter gefasst ist als die freudsche Auffassung im Sinne einer Überführung des Sexualtriebs in soziale Ziele. Er unterscheidet vier Unterformen, die alle Überschneidungen aufweisen mit den Qualitäten, die kunstästhetischen Erfahrungen zugeschrieben werden. Die erste bezieht sich als „*Überwindung des Geschmacks am Stereotypen*“ auf einen anderen Umgang mit stereotypischen Darstellungs- und Rezeptionsmustern von ästhetischen Ansprachen. Interessant werden hier auch Gegenstände und Situationen, die üblicherweise nicht zum Ästhetischen gezählt werden sowie Verfahren der Andeutung und Perspektivverschiebung. Eine weitere Form schafft Abstand zu Zweckzusammenhängen und unmittelbaren

Bedürfnisbefriedigungen und führt zu einer „*Entflechtung von außerästhetischen Interessen und ästhetischem Wohlgefallen*“. In der dritten Form kommt es zu einer „*Bereicherung der Formgebung*“, indem im Unterschied zur Verwendung von „Auslösereizen“ bedacht einzelne sinnliche Qualitäten hervorgehoben und in komplexere Gestaltungszusammenhänge eingebunden werden. Zum „*Aufbau vielschichtiger Symbolfunktionen*“ kommt es in der vierten Form, den verfeinernden, reizsublimierenden Ästhetisierungsstrategien. Die sinnlichen Ansprachen vermitteln hier zugleich Sinngehalte als Einblicke in Persönlichkeitsaspekte, Überzeugungen, Weltansichten oder ideologische Zusammenhänge, die allerdings oftmals erst interpretierend zu erschließen sind und sich zumeist einer vollständigen Auslegung widersetzen (vgl. ebd.: 41f.).

Je nach Kontext und Zielgruppen kommen für Oldemeyer eher reizverstärkende oder reizsublimierende Verfahren zur Anwendung; letztere tendenziell eher für die Ansprache spezifischer Zielgruppen und erstere für das breite Publikum. „Für beide Fälle ist heute die professionelle Fähigkeit, eine möglichst wirksame Dosierung zu finden, unter Rückgriff auf psychologische Einsichten recht fortgeschritten: sei es, dass der Wille zur Befriedigung geweckter Bedürfnisse durch Kaufen aktiviert werden soll, sei es, dass politische Zustimmung oder militärische Einsatzbereitschaft zu mobilisieren sind.“ (ebd.: 44) Die unterschiedlichen Typen der Verfahren werden in den jeweiligen Anwendungsgebieten also gezielt und wohl-dosiert zu Kombinationen zusammengestellt, um die spezifizierten Zwecksetzungen möglichst zielgenau erreichen zu können.

Die über gestalterische Herrichtungen *veräußerten Ästhetisierungen* zielen häufig auf die Anregung subjektiv angenehmer Empfindungen. Sie können aber auch in erster Linie auf Irritationen oder Schockerlebnisse aus sein. Die subjektiven Reaktionen auf inszenierte, irritierende Reize können wiederum ganz unterschiedlich ausfallen. Während ich nach dem ersten Schock einer visuellen Darstellung in einem Werbeclip, Interesse an den durch diese angeregten gedanklichen und emotionalen Assoziationen finden kann, so kann ein anderer mit unangenehmen Empfindungen reagieren und sich dem Reiz entziehen wollen.

In allen angesprochenen Formen veräußerter Ästhetisierungen handelt es sich um intendierte Instrumentalisierungen des Vermögens zu ästhetischen Wahrnehmungen. Werden die sinnlichen Eindrücke nicht nur mit bestimmten Empfindungen der Lust oder Unlust assoziiert, sondern erwächst daraus subjektiv ein weitererführendes ‚freies Spiel der Erkenntnisvermögen‘, das zur Reflexion des Gegebenen führt, so kann auch in diesem Zusammenhang von ästhetischen Erfahrungen gesprochen werden. Die je gegebene Situation eines Ästhetisierungsprozesses ist jedoch in zweckgebundene Zusammenhänge eingelassen, an bestimmte gesetzte ökonomische, politische, soziale oder auch kulturelle Ziele geknüpft.

Prozesse der Ästhetisierung sind zudem immer auch verbunden mit Anästhetisierungen, wie Welsch hervorhebt. Etwas gerät in dem ästhetischen Vorschein immer aus dem Blick, wird verborgen, überlagert oder abgelenkt oder die Empfindungsfähigkeit der angesprochenen Subjekte soll gezielt eingeschränkt werden. Durch entsprechende Bemühungen kann das ästhetisch Verdrängte wieder einer Reflexion zugänglich gemacht und die Empfindungsfähigkeit wieder erweitert werden. Doch dafür sind gesellschaftliche Anstrengungen erforderlich sowohl für eine kritische Reflexion der ästhetischen Herrichtungsformen und Bezugs-

systeme als auch für die Ausbildung von subjektiven Reflexionsvermögen, die ästhetische und kognitive Aspekte gleichermaßen umfassen (vgl. Kapitel 6).

In diesem Zusammenhang darf nicht unerwähnt bleiben, dass die Bemühungen um die Attraktion von Aufmerksamkeit und um die nachhaltige Verankerung von Produktassoziationen in den Köpfen potentieller Kunden zu einem eigenen Forschungszweig avanciert sind. Die Bemühungen um das Aufspüren neuer Trends, die frühzeitige Platzierung der richtigen Konsumgüter und um die Kenntnis der Verbraucherprofile, über die sich auch mittelfristige Verbraucherpräferenzen einschätzen lassen, werden immer wichtiger für den ökonomischen Erfolg eines Unternehmens. In die Methoden der Marktforschung und Unternehmensberatung in Sachen Produktentwicklung und Werbestrategien fließen Kenntnisse aus der Soziologie und der Verhaltensforschung ebenso ein wie aus der Neurobiologie und der Tiefenpsychologie (vgl. z.B. Bakan 2005 und Ullrich 2006). Nicht nur im Konsumgüterbereich und im Erlebnismarkt werden neue Bedürfnisse geweckt, auch die pharmazeutische Industrie erzeugt bewusst realitätsferne Krankheitsbilder und Medikamente ohne Nutzen (vgl. z.B. Virapen 2008).

Im Dauerzustand der Orientierungslosigkeit greifen Unternehmen auf ausgewiesene Methoden und Experten zurück, um die Entwicklungen der Kundenbedürfnisse möglichst vor der Konkurrenz aufspüren zu können. Dabei zeichnet sich ein vielgestaltiges Bild. Wie Wolfgang Ullrich hervorhebt, tendieren die typologischen Einteilungen, wie etwa die weit verbreiteten Euro-Socio-Styles, der soziologisch gestützten Marktforschung durch ihre allgemein verbreitete Anwendung dazu, das hervorzubringen, was mit ihnen erhoben wird. Die Verbraucher sind mittlerweile umgeben von Produkten, die nach eben den typologischen Kriterien konfiguriert wurden, die auch für die Untersuchung ihrer Präferenzbildung herangezogen werden. Und da sich die Kunden letztlich für eines der typisierten Produkte entscheiden müssen, selbst wenn keines der Angebote genau passt, schließt sich der Kreis von Angebot und Nachfrage (vgl. Ullrich 2006: 133). Den Kundenwünschen kann dann entsprochen werden und die Beobachtungen erweisen sich als ‚nah‘ am Kunden. Gleichermaßen wollen Zuschauer genau die Angebote sehen, die ihnen vorgesetzt werden. „Studien, die Menschen typologisieren, besitzen somit nicht nur deskriptiven Charakter, sondern üben normierenden Einfluß aus.“ (ebd.) Sicherlich können so die eingesetzten Erhebungsverfahren, die dann auch in die Produktgestaltung und -vermarktung einfließen, das unsichere Marktgeschehen stabilisieren, aber man sollte sich bewusst sein, dass es sich um ein hochgradig artifizielles System des Autofeedbacks handelt und nicht um eine adäquate Beschreibung real existierender Bedürfnislagen.

Im Vergleich zu Erhebungsmethoden der Marktforschung sind die Methoden, die sich psychologischer und neurobiologischer Erkenntnisse bedienen, um potentielle Kunden gezielt ansprechen und manipulieren zu können, erheblich bedenklicher, gehören aber dennoch zur medialen Tageskost. Es geht in den Verfahren unter anderem darum, typische, möglichst facettenreiche Nutzerprofile zu erstellen, sinnliche Präferenzen (optisch, akustisch und olfaktorisch) zu ermitteln (etwa die Vorliebe für ein Motorengeräusch oder einen Duftstoff) oder

Metaphern zu bilden, um die Erfahrungen in den Köpfen der Verbraucher gezielt ansprechen zu können (vgl. Bakan 2005 und Ullrich 2006).

Ein wichtiger Gesichtspunkt in den Versuchen der Gewinnung und Beeinflussung potentieller Kunden ist der Faktor Zeit. Mittels psychologischer Erkenntnisse versucht die Werbeindustrie im Auftrag ihrer Klienten die erwünschten Kunden bereits früh zu binden. Kinder sind in der Werbefachbranche bereits keine Kinder mehr, sondern sich entwickelnde Konsumenten (vgl. Bakan 2005: 122). Entwicklungsbedingt können Kinder unter acht Jahren den Wahrheitsgehalt unterschiedlicher Formen der Ansprachen noch kaum einschätzen, was einen guten Boden darstellt, um frühzeitig mit der Markenbildung in den Köpfen zu beginnen (vgl. ebd.).

Die Palette der Strategien ist variantenreich, schreckt weder vor der Werbung im Schulkontext noch vor Verfahren zurück, die gezielt das Nörgelpotenzial der Heranwachsenden ansprechen (vgl. ebd.: 118ff.), um es gegen die Konsumabwehrmühungen ihrer Eltern auszuspielen.

Zwar ist aus der bisherigen Forschung zur Wirkung von Werbung bekannt, dass über diese kaum direkte Wirkungen zu erzielen sind, und dennoch ist eine völlige Wirkungslosigkeit unwahrscheinlich, denn wir wachsen mit den Ansprachen unserer Umwelt auf und bilden über diese Schemen der Wahrnehmung und Wertschätzung aus.

Verselbständigte Orientierungsgrößen

Veräußerliche Ästhetisierungen stehen im Zusammenhang mit den Interessenslagen der Akteure, die sie für ihre Zwecke instrumentalisieren. Ob in der Politik, der Ökonomie oder zunehmend auch in sozialen und kulturellen Bereichen, werden ästhetisierende Strategien an die Sachlagen geheftet, um für diese zunächst Aufmerksamkeit zu erzielen und dann möglichst in das Gedächtnis der Zielgruppen zu überführen. Dies erfolgt gerne auch unter Bezug auf bestimmte Lebensstile, für die eine Ware, ein Parteiprogramm oder ein kulturelles Event stehen sollen. Welche Ästhetisierungsstrategien konkret zum tragen kommen, ist von vielfältigen Faktoren abhängig. Die Auftraggeber bringen in der Ausrichtung von Ästhetisierungs-gestaltungen ihre jeweiligen Unternehmenskulturen mit ein, vor deren Hintergrund sie sich an die für adäquat erachteten Experten wenden, wobei umgekehrt professionelle Ästhetisierer (Werbe- und Medienfachleute, Designer und Architekten, Promoter, Spin-Doctors etc.) an ihrer Wahrnehmbarkeit als ‚Spezialisten für...‘ arbeiten und darin ihre Expertise über die Selbstauftritte und ‚Referenzprojekte‘ selbst ästhetisiert zur Schau stellen. In der längerfristigen Strategie der Markenbildung beispielsweise verschaffen sich beide Seiten gewissermaßen eine gemeinsame Bezugsgröße für das Verständnis ihres Tuns.

In dem Blick auf das gemeinsame Referenzobjekt (die Kampagne, die Gestaltung, die Begleitgeschichte etc.) spielen die jeweils in den Feldern der Akteure vorherrschenden Lebensstile selbst eine wichtige Rolle. In den Vordergrund rückt jedoch das ästhetisierte Objekt (bzw. die ästhetisierte Sachlage), das zum Übermittler von Botschaften stilisiert wird. Das ästhetisierte Objekt übernimmt dabei für unterschiedliche Gruppen Orientierungsfunktion – für die Auftraggeber in ihrer Selbstverortung und für Gestalter in ihrer Selbstbewertung wie

auch für die Zielgruppen. Die prägnanten und leicht nachvollziehbaren Attribute und Bezüge auf Lebensstile, Werte und Bestände des kulturellen Gedächtnisses können dabei eine Eigendynamik annehmen und sich bisweilen gänzlich von den Sachlagen, an die sie geheftet werden, entfernen. Solchermaßen über die Vermittlungsinstanzen professioneller Ästhetisierer erzeugten Wertakzentuierungen lassen mithin die Waren, Parteiprogramme etc. auch für ihre Produzenten in einem anderen Licht erscheinen.

Auf Seiten der Gestalter, die sich in ihrer Bildungssozialisation häufig zumindest auch in Berührung mit freien ästhetischen Produktionen bewegt haben, besteht eine strukturelle Diskrepanz zwischen ihrem Selbstverständnis als Gestalter und den potentiell auch kritisch zu beurteilenden Aspekten der von ihnen ästhetisierten Objekten und Sachlagen. Die Kreativen der ‚Creative Industries‘ sind zumeist gebunden an ihre Auftraggeber und deren Praktiken, Produkte und Zielsetzungen, auch wenn sie diese als verwerflich einschätzen sollten. Deshalb dürften kritische Bezugnahmen zu den hergerichteten Objekten schwer fallen. Ein kritisches Reflexionsverhältnis gerät auch deshalb nur unwahrscheinlich als Möglichkeit in das Reflexionsfeld, weil es tendenziell von einer positiven Selbsteinschätzung der eigenen Gestaltungspraxis überlagert wird, die ja ästhetisch mitunter anspruchsvolle, von der Funktion her zumindest angenehme Resultate hervorbringt und sich zugleich im Feld einer freien, kreativen Tätigkeit wähnt. Die Ästhetisierungsresultate bieten als vermittelnde dritte Ebene tendenziell sowohl dem Auftraggeber als auch dem Gestalter selbst ein angenehmes Bild ihrer eigenen Praxis.

Auftraggeber wie auch die Spezialisten der Ästhetisierung sind jeweils in die kulturellen Programme ihres Feldes eingebunden und auch die übergeordneten gesellschaftlichen Entwicklungskonzepte und Werthorizonte spielen für ihr Denken, Handeln und Wollen eine Rolle. Die Allianz zwischen Sachlagen bzw. Objekten und Ästhetisierungen, die sie gemeinsam hervorbringen, folgen aber einer von diesen sich tendenziell lockernden Logik, da sie immer auf die jeweils angesagten ästhetischen Entwicklungen reagieren müssen. Dabei können sich die zur Anwendung kommenden ästhetischen Elemente und Strategien aus ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern und Praxisformen rekrutieren, je nachdem, ob gegenüber den als Standard empfundenen Formen konforme oder gegenläufige Gestaltungen bevorzugt werden. Die Ästhetisierungen orientieren sich selbst an ästhetisch relativ variablen Bezugsgrößen, müssen aber zumindest temporär (und im Fall von beispielsweise Marken bzw. Corporate Identities langlebige) kohärente Konfigurationen etablieren, um die angestrebten Funktionen der Aufmerksamkeitsattraktion und der Verankerung des Produkts im Gedächtnis erzielen zu können.¹⁹

¹⁹ Das kann, wie erwähnt, bis zu einem bestimmten Grad auch durch Strategien erreicht werden, die auf Irritationen oder Schockerlebnisse zielen. Allerdings steigen die Anforderungen der ästhetisch-psychologischen Durchgestaltung der Ästhetisierung mit dem Komplexitätsgrad der Sachlagen, die es zu ästhetisieren gilt. Nur vereinzelt wird es gelingen, eine Marke oder ein positives Parteimage durch fortwährenden (visuellen) Taboobruch zu etablieren. Soll eine Ästhetisierung handlungsrelevante Wirksamkeit entfalten, umfassen die zur Anwendung gebrachten Mittel mehr oder weniger explizit Anknüpfstellen zu den von den Zielgruppen gelebten oder anvisierten Lebensstilen. Sie bieten zudem möglichst einen in Aussicht gestellten ästhetischen Überschuss, der selbst einen vom Objekt mehr oder weniger entkoppelten Genussgewinn verspricht.

Veräußerlichte Ästhetisierungen können als ambivalente Prozesse aufgefasst werden. Sie treten einerseits als Vermittlungsmedien zwischen die Sachlagen und Betrachter und sprechen gezielt deren ästhetische Wahrnehmungs- und Reflexionsvermögen an, um diese mitunter durch unterschwellige Methoden zu vereinnahmen und zu manipulieren. Den Symbolproduzenten kommt eine vergleichsweise große Bedeutung in der Mitbestimmung der ästhetisierten Themenfelder zu. Nach Beobachtungen von Wolfgang Ullrich und dem US-amerikanischen Historiker Thomas Frank sind interessanterweise gerade Werbung und Warenästhetik mit verantwortlich für die Verbreitung alternativer Lebensstile und politisch linksorientierter Einstellungen (vgl. Ullrich 2006: 133ff.). Ohne hier die von Frank ausgearbeiteten Befunde für die USA beurteilen zu können, verweisen die Beobachtungen auf die andere Seite der Ästhetisierungen. Über diese werden ganz unterschiedliche Themen, Lebensstile, Haltungen und Perspektiven auf unbestimmte Weise und wenig vorhersehbar anschlussfähig. Daraus resultiert insbesondere für die Produzenten der Waren und für ihre Ästhetisierer tendenziell wiederum eine Unsicherheit bezüglich der weiteren Entwicklung des Marktgeschehens. Dieser Unsicherheit wird mit Mitteln der Marktforschung und mit Strategien der langfristigen Kundenbindung begegnet, aber sie lässt sich nicht beseitigen. Sie wird zum Motor für immer neue Versuche, das Ästhetische für eine Sicherung der angestrebten Kommunikation einzuspannen.

4.4 Verinnerlichte Ästhetisierungen

4.4.1 Wandel der Sehtechniken

Ästhetisierungsprozesse stehen in Beziehung zu der Entwicklung medialer Formen. Mit diesen bilden sie neue Möglichkeiten in der Gestaltung und in der Zugänglichkeit von Gehalten und veränderte Formen des Reflektierens aus, die der Tendenz einer Ästhetisierung unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche zuspielden. Über die zunehmend mediatisierte Repräsentation bzw. Konstruktion der Wirklichkeit erlangen ästhetische Aspekte eine grundlegende Bedeutung in der Ausbildung von individuellen und gemeinschaftlichen Formen der Selbst- und Weltreflexion. Diese Entwicklung lässt sich gut an dem Relevanzgewinn des Visuellen in gesellschaftlichen Vermittlungsprozessen und in der je individuellen Orientierung veranschaulichen.

Helmut Plessner hebt in seiner Anthropologie der Sinne hervor, dass sich Auge und Ohr im Laufe der Menschheitsgeschichte zunehmend von dem Zwang emanzipiert haben, sich auf die Gegenstände beziehen zu müssen. Durch die unterschiedlichen Distanzbildungen gegenüber den unmittelbaren Bedrohungen der Umwelt werden Hören und Sehen entlastet und befreit. Plessner spricht von einer „Musikalisierung des Sehens und des Sichtbaren“, durch

die eine grundlegende Form der Ästhetisierung universal wird (vgl. Soeffner 2004: 255f.). Die weitgehende Loslösung des Sehens vom Instinkt geht einher mit einer relativ freien Steuerbarkeit der Blickausrichtung. Im Sehen schneiden wir die Welt zurecht, je nach eingenommenem Standpunkt, nach Perspektive und persönlichen Interessen, nach Sehgewohnheiten und Erinnerungsbildern, die in die gegenwärtigen Wahrnehmungen einspielen. „Indem unser Auge den Blick zu- oder abwendet, fixiert oder loslässt, sich auf Nähe oder Ferne einstellt, sich mit dem Körper bewegt oder stillhält, ‚schneidet‘ es unsere Schwelt.“ (Soeffner 2004: 266)

Soeffner zeichnet den Wandel des Nachdenkens über das Sehen ausgehend von der Sinnesphysiologie der Antike nach. Diese ging davon aus, dass die Objekte Ströme von Abdrücken absondern und die Augen umgekehrt Sehstrahlen aussenden. Deshalb könnten die Gegenstände sehend nur wahrgenommen werden, wenn beide zur Passung kommen. Diese Vorstellung konnte sich bis in die Renaissance hinein weitgehend ungebrochen aufrecht erhalten, wurde dann aber bekanntlich von der geometrisch-perspektivischen Konstruktion und Anordnung des Raums abgelöst, mit der eine exakte Repräsentation des Gegenstandes der Wahrnehmung assoziiert wurde. Diese auf der analytischen Aufteilung des Sichtfeldes beruhende Konventionalisierung des Sehens und Abbildens erschien schnell als die ‚natürliche‘ Sehweise.

Mit dem Übergang zum 17. Jahrhundert als Apparate wie das Fernrohr, das Mikroskop und die Camera Obscura begannen, sich zwischen das Auge und den Gegenstand der Wahrnehmung zu schieben, tauchen allerdings bereits Zweifel an den Adäquatheitsleistungen des sich nun als erweiterungsfähig und -bedürftig erweisenden Sehsinns auf. Dem Auge allein ist nicht mehr zu trauen. Bei Descartes, der die neu entstehende Auffassung des Wahrnehmens mit prägt, müssen die Sinneseindrücke ergänzt werden durch die eingeborenen Ideen und durch die mit diesen verbundenen Erkenntnisleistungen des Verstandes. Die Netzhaut selbst liefert, wie die Camera Obscura, nur unklare Abbilder.

Bis zum 19. Jahrhundert hält sich die Vorstellung vom Sehvorgang nach dem Modell der Camera Obscura durch, wird dann aber im Zuge der einsetzenden intensiven wissenschaftlichen Untersuchung des Körpers und der Sinne abgelöst durch die Vorstellung, dass es keine unmittelbare Verbindung zwischen Auge und Objekt geben kann. Sehen wird nun als zeitlich sich erstreckender körperlicher Vorgang aufgefasst, über den sich verschiedene Eindrücke eines ähnlichen Gegenstandes mit der Zeit ansammeln und im Sehen mit der aktuellen sinnlichen Ansicht verbinden; Sehen wird zu einem je subjektiven Vorgang (vgl. Soeffner 2004: 258ff.). Ähnlich hatte Mitte des 18. Jahrhunderts bereits Diderot die Wahrnehmung des ‚Genies‘ konzipiert: dieses sammle die Eindrücke eines bestimmten Objektes im Gedächtnis an und vermag es, aus den unterschiedlichen Eindrücken ein neues und die Einzeleindrücke übertreffendes Abbild zu verfertigen (vgl. Diderot 1967).

Die im frühen 19. Jahrhundert einsetzende Konzeption des Sehens bildet nach den Beobachtungen Soeffners die Grundlage für die heutigen Vorstellungen von der Funktionsweise des Sehens. Demnach kann die visuelle Wahrnehmung als ein fortwährender Montageprozess

aufgefasst werden, in dem sich gespeicherte Bilder, vorgestellte Bilder und aktuelle Wahrnehmungen miteinander verbinden.

Die visuelle Wahrnehmung, ihre Konzeptionalisierung und ihre Relevanz im gesellschaftlichen Entwicklungsprozess wandeln sich historisch in Wechselbeziehung mit medialen Formen und Technologien. Zum Auftakt einer breit angelegten Visualisierung kommt es um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit der Entwicklung und Ausbreitung der Panoramen. Die ersten Panoramen in England 1794 und in Frankreich 1799 und später in fast allen europäischen Großstädten ermöglichen das immersive Eintauchen in einen umspannenden Bildraum, der durch raffinierte Simulationstechniken in Bewegung versetzt wird und das dargestellte Geschehen aus der Perspektive eines Teilnehmers nachvollziehen lässt. „Die Simulation des Panoramas zerstört im Vorfeld der Eisenbahnrevolution schon Raum und Zeit, löst die raumzeitlichen Distanzen auf und nimmt simulatorisch das vorweg, was bald realtechnisch möglich wird: nämlich binnen kürzester Frist von Paris aus in den Alpen zu sein, das Raumfeld zwischen Paris und den Alpen schmal werden zu lassen.“ (Großklaus 1995: 115)

Die Rundumdarstellungen historischer oder religiöser Szenen, von Landschaften oder Stadtansichten können im Nachvollzug zwar nur durch die Addition der jeweils fixierten Einzelausschnitte montiert werden, sie bieten dennoch einen tendenziell totalisierenden Überblick. Mit dieser visuellen Wahrnehmung „einer potentiell vollständigen, kohärenten Welt des Sichtbaren“ wird eine Veränderung der Sehweise eingeleitet. Wie später die Fotografie und der Film werden auch die Panoramen zu einer „massenmedialen Sehschule [...], zu Vorlagen, nach denen sich von nun an die visuellen Eindrücke organisieren und die neuen Seherfahrungen allmählich zum alltäglichen Bestandteil menschlichen Sehens werden konnten“ (Soffner 2004: 263).

Mit der Entwicklung der Fotografie, der Weiterentwicklung von Drucktechniken für bildliche Darstellungen und später durch die Verlebendigung der Bilder im Film werden Bilder in der Alltagswelt zunehmend allgegenwärtig. Die Bildmedien erlangen eine zentrale Stellung in der Repräsentation bzw. Konstruktion von Wirklichkeiten und in den individuellen und gemeinschaftlichen Weisen der Selbst- und Weltinterpretation. Wie die sich verändernde Welt neue Sichtweisen evoziert, so lassen diese eine andere Welt entstehen.

Die Fotografie ermöglicht es, die visuelle Wahrnehmung im Bild stillzustellen und von ihrem aktuellen Kontext zu lösen. Mit ihr lassen sich Ausschnitte des Lebens als Bezugspunkte festhalten, die in einer von den Zeitgenossen als Beschleunigung der Geschichte empfundenen Zeit zu verschwinden drohen (vgl. Großklaus 1995: 117). Die Tendenzen des 19. Jahrhunderts zur künstlichen Bewahrung des Vergänglichen, zur Musealisierung geschichtlicher Zeugnisse findet in der Fotografie ein Medium, das es im weiteren Verlauf zunehmend auch breiteren Kreisen erlaubt, Aspekte ihres Lebens im Bild zu musealisieren. Diese Tendenz drückte sich im Portraitboom der bürgerlichen Gesellschaft ebenso aus wie in der detaillierten Ablichtung des städtischen Raums, der Interieurs und Landschaften. Das fotografische Bild offenbart bisher leicht übersehene Details, die Anlass geben, genauer hinzuschauen und die Oberflächen, hinter denen sich Weiteres verbergen könnte, zu hinterfragen. In Anknüp-

fung an Richard Sennett versteht Großklaus die fotografische Wahrnehmung als eine „visuelle Erkundung und Spurensuche“, die „zur epochalen Form der Wirklichkeitsaneignung [wird]: zur Methode der Zeichenerkennung, der Dechiffrierung und Entzifferung.“ (ebd.: 118f.)

Die anfangs als ungemein schnell empfundene Eisenbahnfahrt von etwa 30-40 km/h gewährt ebenfalls gänzlich neue Wahrnehmungserfahrungen (vgl. Schivelbusch 1977). Die Landschaft selbst scheint sich am ruhenden Blick vorbeizubewegen und bereitet damit die Seherfahrungen des Kinos vor.

In den Lichtbildern des Films kann, zunächst bei festgestellter Kameraeinstellung, die natürliche Bewegung im Raum nachgeahmt werden. Wobei bereits in den Anfängen des Films deutlich wird, dass die Übergänge zwischen Nachahmung und Simulation fließend sind. Diese bilden nicht nur in der filmischen Wahrnehmung eine grundlegende Spannung aus. „Das simulatorische und das mimetische Vermögen können als Grundlage verstanden werden für jede Form auch der ikonisch-technischen Verdopplung und Wiederholung von Welt und Wirklichkeit: allemal eine Wiederholung über und mittels Zeichen.“ (Großklaus 1995: 124)

Die räumliche Anordnung des Kinos bildet den „simulatorischen Kontext“, den es bedarf, damit „der Übergang von mimetischer Verdopplung zur simulatorischen *Ersetzung* von Welt und Wirklichkeit“ (ebd.: 125) gelingen kann. Dabei sind die Zuschauer äußerlich zwar in einer relativ unbeweglichen Haltung, werden aber mit ihrer Wahrnehmung in einen sich fortwährend verändernden Strom der Bilder versetzt. Mit der frei beweglichen Kamera verstärkt sich der Sog in die vorgeschchnittene und vormontierte Bildwelt weiter. Erst mit dem Video, den Wahlmöglichkeiten im Fernsehen und den erweiterten Möglichkeiten der eigenen Produktion von medialen Inhalten mittels digitaler Technologien wird es den Rezipienten möglich, eigenständig mit der Zusammenstellung veräußerlichter Bilder zu experimentieren.

In Anknüpfung an Soeffner ließe sich sagen, dass die Blickausrichtungen des Films durch Schnitt und Montage grundlegende Aspekte der menschlichen visuellen Wahrnehmung vor Augen führen. Auch im Sehen wird die Welt zurechtgeschnitten. Was allerdings sichtbar in Erscheinung treten kann und was nicht, ist sowohl abhängig von dem Repertoire zugänglicher medialer Formen als auch von den kulturell spezifischen Ordnungen der Blicke, über die sich Sichtweisen ausbilden. Aus der subjektiven Perspektive unterliegt das Sehen – wie auch andere Sinnestätigkeiten – im Verlauf der je individuellen Erfahrungsgeschichte einem fortwährenden Schulungsprozess. „Das Sehen erscheint uns in der ‚natürlichen‘ Einstellung als ein so unmittelbarer Vorgang, daß wir ‚normalerweise‘ weder auf seine sozialisatorische, noch auf seine historische und mediale Formung achten: Aus der natürlichen Künstlichkeit wird unter der Hand eine künstliche Natürlichkeit, der man das Künstliche nicht anmerkt.“ (Soeffner 2004: 267).

Die Möglichkeiten zur Schulung des Sehens weiten sich mit der Fotografie, dem Film und den Künsten immens aus. So legen der Kubismus oder die moderne Architektur der visuellen Wahrnehmung eine neue Beweglichkeit nahe, die den Betrachtern bzw. Nutzern nicht nur unterschiedliche Perspektiven zur Auswahl anbietet, sondern auch Verbindungen zwischen

den Perspektiven herstellt. Unterwandert wird so die Dominanz einzelperspektivischer Abbildungen. Techniken der Montage werden nach und nach in allen Künsten erprobt und entwickeln sich zu einem der Grundprinzipien des Films. Der außermediale Strom der Ereignisse wird in der Überführung in mediale Inszenierungen zerschnitten und in der Montage neu angeordnet. Gerade dadurch können neue Sichtbarkeiten wie auch Irritationen erwachsen. Mit den Schnitten erwächst die Anforderung, die vorausgesetzten, aber nicht eigens zur Darstellung gebrachten Kontexte wie auch vorangegangene Einstellungen und Erwartungen mit zu vergegenwärtigen.

Die Verbindung heterogener und zergliederter Elemente wird insgesamt zu einem ästhetischen Gestaltungsprinzip, das sich in die Massenkultur überträgt und in unterschiedlichen Ausprägungen, wie etwa in den Montageformen des Films, in die Wahrnehmungsweisen der Rezipienten übergegangen ist (vgl. Soeffner 2004: 264f. u. 275).

Mit den Produktions- und Rezeptionsformen der Bilderwelten des Fernsehens gehen weitere Veränderungen der visuellen Wahrnehmung einher. Zwar werden im Fernsehen reichlich Filme und Serien gezeigt, die Geschichten erzählen, es tritt aber das technisch ermöglichte Prinzip der Echtzeit hinzu, woraus sich eine eigene Dynamik und neue Anforderungen an die Wahrnehmung und Wahrnehmungsverarbeitung ergeben.

„Tendenziell durchströmt das Weltgeschehen die Gehirne der Menschen tele-ikonisch: in Echt-Zeit ohne Aufschübe, ohne Verzögerungen, ohne Zwischenzeiten und Distanzen. Das Erscheinen und Verschwinden von Bildern in Echt-Zeit gestattet keine Verdichtung zu Geschichten. Diente die erzählte Geschichte [...] oralen und literarischen Epochen der kollektiven Versicherung von geschichtlichem Sinn in Mythos und Epos, so dient das kurzfristig erscheinende TV-Bild der kurzfristigen Versicherung gegenwärtiger Realität – sei es die einer Katastrophe, eines Krieges, eines Verbrechens, eines Unfalls oder eines beliebigen Sport- oder Alltagsgeschehens.“ (Großklaus 1995: 129)

Mit dieser punktuellen Beglaubigung der Realität wird die Bedeutung der physischen Präsenz für das Erleben sozialer Ereignisse untergraben, an denen die Betrachter nunmehr in einem eingeschränkten Sinne teilhaben können, ohne an dem Ereignisort präsent zu sein und ohne von den realen Wirksamkeiten vor Ort betroffen zu werden. War die Authentizität eines Geschehens zuvor an „Augenzeugenschaft“ gebunden, so wird sie jetzt durch die Echtzeit des Bildes allein hergestellt (vgl. Großklaus 1995: 129ff. und Meyrowitz 1987).

Mit den Möglichkeiten des Computers wird ein noch weiterer Horizont der Bildgestaltung, der Zugänglichkeit von Bildmedien und der Wahrnehmung von Bildern betreten. Nicht nur kann der Computer mittlerweile die Eigenschaften der vorangegangenen Medien weitgehend simulieren, darüber hinaus ermöglicht er die Erzeugung von Bildern ohne Vorbilder. Computergenerierte Bilder liegen in abstrakt-mathematischer Form in Verbindung mit Hardware vor; ihre Grundlagen sind unanschaulich (vgl. Großklaus 1995: 134). Die mit ihnen ermöglichten bildlichen Simulationsverfahren führen zu visuellen Erfahrungen, die in der außermedialen Wirklichkeit, außer vielleicht annäherungsweise in der mentalen Vorstellung, schlichtweg keine Entsprechung finden können. Fraglich ist, ob hiermit Tendenzen einer Derealisierung und Illusionierung in den Köpfen der Betrachter verbunden sind (vgl. Hoberg

1999) oder neue Darstellungs- und Kommunikationsmöglichkeiten für die Imagination erwachsen.

Nach Ansicht Almuth Hobergs kann die sich vollziehende Entwicklung des Films zur digitalen Bildkunst analog als „visueller Ausdruck der real stattfindenden Prozesse von raumzeitlicher Distanzauflösung durch immer neue Schübe technischer Innovationen“ gelesen werden. Auch wenn das Schwinden raumzeitlicher Distanzen schon die Entwicklung von Verkehr und Telekommunikation kennzeichnet, so wird doch mit der Elektronik und der Computertechnik eine qualitativ neue Ebene erreicht.

„Die fortgeschrittene Technologie arbeitet mit Räumen und Zeiten, die sich der Wahrnehmung entzogen haben. [...] Computergenerierte Bilder reagieren auf das Unsinnlichwerden zentraler gesellschaftlicher Bereiche, auf die real anwachsende Abstraktion, durch ihre Abkehr von der Mimesis: nichts sinnlich Vorhandenes wird abgebildet, sondern Mögliches wird simuliert. Der ‚Wirklichkeitsverlust der Wahrnehmung‘ [...] wird konsequent weiterentwickelt zur Produktion von technischen Bildern, die kein objektives Korrelat mehr haben. Rechenleistungen, abstrakte Funktionen, liegen den synthetischen Bildern zugrunde, die auf den realen Referenzhintergrund der sinnlich gegebenen Wirklichkeit nicht mehr angewiesen sind.“ (Hoberg 1999: 212)

Für Großklaus bieten die neuen simulatorischen Möglichkeiten eine Chance, auf der Wahrnehmungsebene mit der gestiegenen Komplexität und Abstraktion der gesellschaftlichen Umwelt mithalten zu können:

„Mit dem jüngsten technologischen Siegeszug des simulatorischen Prinzips setzt sich erstmals auch alltagsweltlich die maschinell-visuelle Erzeugung von Wirklichkeiten durch gegenüber der mimetischen Repräsentation, setzt sich das Modell durch gegenüber der Widerspiegelung, wird der Möglichkeitssinn tendenziell wichtiger als der Wirklichkeitssinn. Was entsteht, ist eine neue Realität des Möglichen. Wie das mimetische Vermögen jahrhundertlang zur Erkenntnis der *Wirklichkeit* beigetragen hat – könnte das simulatorische Vermögen jetzt – unser Überleben sichernd – zur Erkenntnis des *Möglichen* beitragen.“ (Großklaus 1995: 142)

Die besondere Bedeutung, die dem Film im Hinblick auf die Strukturierung der Wahrnehmungsweisen zukommt, liegt für Hoberg in seiner eigenartigen (unsichtbaren) Wirkungsweise, wird er doch vorrangig als visuelles Erlebnis aufgefasst, während die taktile Dimension, der nach Benjamin ein hoher Stellenwert in der Bildung des Apperzeptionsapparates zukommt, die Affizierung der physiologischen Tiefenschicht tendenziell unbemerkt erfolgt. „Die Strukturierung grundlegender Körperwahrnehmungen durch mediale Inszenierungen, Animationen und Simulationen verläuft quasi unerkannt, werden sie doch in erster Linie als Seherlebnisse aufgefaßt.“ (Hoberg 1999: 214) Es ist allerdings fragwürdig, ob nicht ästhetische Erfahrungen des Films, die Hoberg hier als mediale Inszenierungen anvisiert, gerade als Synergie unterschiedlicher Ansprachen, visuell, auditiv und taktil, wahrgenommen werden. Unabhängig davon, sind Einwirkungen auf physiologischen Tiefenschichten auch in anderen medialen Konfigurationen und auch in zwischenmenschlichen Interaktionen nur durch eine besondere Aufmerksamkeitsausrichtung überhaupt anzuvisieren.

Die medialen Wirklichkeitskonstruktionen wirken sich auf die soziale Lebenspraxis insgesamt aus. Tendenziell verschiebt sich der Anteil der unmittelbaren Erfahrung zugunsten der medial vermittelten Wahrnehmung. Es kann von einer Veränderung der Wahrnehmungs- und Empfindungsmöglichkeiten ausgegangen werden, „denn die neuen Praktiken der Nutzung medialer Technologien schaffen andere Wahrnehmungsmuster und Sinnzuschreibungen. Dadurch verändern sie menschliches Verhalten, die Sichtweisen und Beziehungen der Individuen zu sich selbst und den sozialen anderen und damit letztlich die Gesellschaft selbst.“ (Soeffner 2004: 279) Insbesondere in der eigenen Nutzung von Videotechnik, DVD und den mittlerweile erschwinglichen computerbasierten Schnitt- und Produktionsmöglichkeiten erfährt der ‚User‘ das, was er im Sehen ohnehin fortwährend betreibt, als eine veräußerte Praxisform. Er schneidet und montiert die Welt zu einer subjektiven künstlichen Ordnung zusammen, greift dabei auf mediale Stilelemente und Konventionen zurück und ahmt die verbreiteten Perspektiven und Bildkompositionen sowie Schnitt- und Montageweisen nach (vgl. ebd.: 281).

Die technischen Hör- und Sehweisen befreien sich zunehmend von der menschlichen Wahrnehmung und lieben es, sich „ständig selbst zu reproduzieren und zu zitieren“ (ebd.: 283), ähnlich wie in den Naturwissenschaften verstärkt Instrumente über die Qualität anderer Instrumente entscheiden, da sich die mit ihnen bearbeiteten Prozesse der menschlichen Wahrnehmung entziehen.

Die visuelle Wahrnehmung hat sich also historisch in Wechselbeziehung mit gesellschaftlichen, kulturellen und medialen Entwicklungen transformiert. Das je individuelle Vermögen des Sehens bilden sich an den jeweils historisch und kulturell gegebenen medial gestützten Möglichkeitsräumen der visuellen Wahrnehmung, an den jeweils zugänglichen Sehschulen aus. Dabei handelt es sich um einen ambivalenten informellen Bildungsprozess, der das Möglichkeitsfeld visueller Wahrnehmung weitgehend absteckt und zugleich blinde Flecken erzeugt, die selbst nur schwer in den Blick zu bekommen sind.

„Je reichhaltiger, verfeinerter und auch technisch ‚erweiterter‘ die menschlichen Sichtweisen werden, umso mehr wächst mit dem Wahrnehmungs- auch das Deutungspotential. [...] Die prinzipielle Reproduzierbarkeit, das heißt die Diskursivität medialer Erzeugnisse ist Grundlage sowohl für die Schulung des Sehens und Hörens als auch für die Kontrolle der Herstellungstechniken und neu entstehender Sehgewohnheiten.“ (Soeffner 2004: 284)

Die mediale Präsentation von Sehmustern, beispielsweise über Filmschnitt und Montagetechniken, wird tendenziell begleitet von einer Vervielfältigung und Verfeinerung der visuellen Wahrnehmung. Audivisuelle Medien verändern die Thematisierungsmöglichkeiten und Darstellungsweisen der menschlichen Selbst- und Weltbezüge. Und die an ihnen ausgebildeten Sehmuster wirken auf die Alltagspraxis und die Alltagswahrnehmung zurück, indem sie grundlegend die Weisen, wie und was in dieser ‚gesehen‘ wird, mit beeinflussen.

Der Entwicklung der visuellen Wahrnehmung zu verstärkt medienvermittelten und sich differenzierenden Sichtweisen wohnt selbst eine Tendenz zur Ästhetisierung der subjektiven Wahrnehmung inne. Mit der zunehmenden Freistellung davon, direkt auf die Sinnesreize

reagieren zu müssen, wird das Auge beweglich, schieben sich Zwischenintervalle in das Feld zwischen visuellen Reizen und persönlichen Reaktionen, in die nicht nur Gedächtnisaspekte sondern verstärkt auch Imaginationen hineinspielen; mithin erschöpfen sich die individuellen Sichtweisen nicht in dem, was bereits im Visuellen vorliegt. Vor dem Hintergrund der je eigenen Erfahrungsgeschichten, die heute mitunter durch vielfältige kulturelle Kontexte und Handlungsformen führen können und angereichert werden durch medienvermittelte Gehalte, erfolgt von der subjektiven Seite her potentiell immer auch eine Durchkreuzung situativ vorherrschender Wahrnehmungs- und Reflexionsmuster und eine Anreicherung mit individuellen Vorstellungen und Imaginationen.

Das Sehen spielt eine zentrale Rolle in den Orientierungs- und Verstehensbemühungen, kann aber unter den heutigen Bedingungen keinen fixierten Halt in den medialen Angeboten finden und ist deshalb aufgefordert, diese im Verbund mit den ebenfalls dem historischen Wandel unterstehenden Reflexionsformen fortlaufend im ‚Vorbeigehen‘ zu aktualisieren.

Dadurch, dass Bildmedien zentrale Orientierungsfunktionen in der Selbst- und Weltreflexion übernehmen, werden die Reflexionsvollzüge von Bestimmungsversuchen gelockert, die vorrangig auf das Kognitive zielen. Durch diese Abkopplung werden sie auf veränderte Weise ansprechbar durch eine weite Palette ideologischer und pragmatischer Funktionalisierungen.

Was sich in dem Wandel der (mediengestützten) visuellen Wahrnehmung abzeichnet, kann als ein Prozess verinnerlichter Ästhetisierung aufgefasst werden, über den sich die Spielräume des Sehens und die sich dabei vollziehenden Kombinationen von sinnlichen Wahrnehmungen, mentalen Vorstellungen und Assoziationen verändern. Zwei weitere wichtige Dimensionen moderner Ästhetisierungsprozesse, die sowohl Komponenten veräußerlichter und verinnerlichter Ästhetisierung umfassen, werden in den folgenden Abschnitten thematisiert. Zunächst werde ich einen Blick auf die Ausbildung eines ‚konsumistischen Weltverhältnisses‘ (Schrage) werfen und anschließend auf den Relevanzgewinn von Prozessen der Lebensstilisierung zu sprechen kommen.

4.4.2 Eigeninteressen und Erlebnissuche in Konsumhaltungen

Einhergehend mit dem kapitalistischen Produktionsmodus (vgl. Abschnitt 2.2) bilden sich in der Entwicklung der modernen Gesellschaftsformen zugleich spezifische Konsumhaltungen und Phänomene einer Massenkultur aus. Dominik Schrage kann in seiner Studie ‚Die Verfügbarkeit der Dinge‘, in der er die Entwicklung des Konsums bis in die frühe Neuzeit zurückverfolgt, verdeutlichen, dass Konsum eine unumgängliche Größe im Prozess der Modernisierung darstellt. Der Konsum verwandelt eines der zentralen Merkmale der Moderne, nämlich „den Wandel als Dauzustand“ aufzufassen, in „eine wünschenswerte Lebensform“ (Schrage 2009: 251). Mit Blick auf die Untersuchungen von Schrage werde ich im Folgenden einige wenige Aspekte dieser Entwicklung anreißen.

In der Geschichte des Konsums lässt sich eine Tendenz ausmachen, die Schrage als „Prozess der Loslösung des Dinggebrauchs von gewohnheitsmäßigen, ständischen oder ethischen Normen“ beschreibt (Schrage 2009: 251). Lange Zeit waren der Zugang zu Waren und die Bewertung des Konsums durch Normen geregelt. Mit der gesteigerten Warenproduktion und -zirkulation werden die Konsumentenkreise erweitert und zugleich die Regelungen des Konsums aufgelockert.

Die Mitglieder der zunehmend mobilen Gesellschaft finden in der Vervielfältigung der dargebotenen Waren ein Reservoir der Dinge zur Außendarstellung ihrer sozialen Positionierung. Unter Rückgriff auf Simmels Analyse der Vergesellschaftungsformen der modernen Sozialität, die durch die zentrale Bedeutung des universellen Tauschmediums Geld, durch Anonymität und vielfältige Wechselbeziehungen gekennzeichnet ist, hebt Schrage hervor, dass die Ausweitung der Konsumsphäre nicht nur als ein Prozess der Dekontextualisierung, sondern zugleich als einer der Rekontextualisierung aufzufassen ist: an die Stelle der tradierten Formen des Umgangs mit den Dingen treten „neue Formen und Muster des Konsumierens, die auf eine mobilitätsoffene Sozialordnung, auf marktvermittelte Sozialbeziehungen und ein technisiertes Produktionssystem bezogen sind.“ (ebd.: 252) Im Zusammenhang mit den immer neuen Konsumgütern bilden sich spezifische Erfahrungsräume des Konsums aus, die sich von den tradierten Vorschriften des Gebrauchs und Verhaltens tendenziell absetzen und scheinbar allen gleichermaßen zugänglich sind, sofern sie über die notwendigen Mittel verfügen.

Ein charakteristisches Kennzeichen dieser Erfahrungsräume ist es, dass er seine Zugänglichkeit tendenziell verallgemeinert, quer zu gesellschaftlichen Milieudifferenzen verläuft und zu den Phänomenen des Massenkonsums und der Massenkultur führt. Im Folgenden streife ich zunächst einige wenige spezifische Aspekte der Ausbildung einer Massenkultur (vgl. hierzu Schrage 2003: 61ff.) und kehre dann zu den Bedingungen der Genese des Massenkonsums zurück, da diese gleichermaßen eine Voraussetzung für die Entstehung der Massenkultur darstellen.

Massenkultur kann mit Schrage kurz gefasst als ein Kulturtyp aufgefasst werden, in dem sich kulturelle Angebote auf ein möglichst breites und unspezifisches Publikum unabhängig von Schicht- und Klassenzugehörigkeiten ausrichten. In Absetzung sowohl von religiösen und kultischen Vorgaben als auch von kulturellen Ansprüchen des Bildungsbürgertums, wie sie etwa in der Kunstautonomie paradigmatisch zum Ausdruck kommen, oder von meist lokal geprägten volkstümlichen Kulturformen, greift Massenkultur verstärkt auf massenmediale Verbreitungsmöglichkeiten zurück. Dabei bezieht sie sich ausgeprägt auf situative und erlebnisorientierte Rezeptionshaltungen und umfasst inhaltlich vor allem auch Alltägliches; mithin ist Massenkultur gewöhnlich.

Im 19. Jahrhundert werden verstärkt Kulturwaren hergestellt und in den Umlauf gebracht, die unabhängig sind von ständischen und religiösen Vorgaben. Neue Printmedien in Form von Familienzeitschriften und Illustrierten, neue Bildmedien, wie die Bilderbögen und Sammelbilder, die Verbreitung der Fotografie, des Films und der akustischen Medien sind einige Beispiele für die immense Ausweitung des Marktes kultureller Güter, die, wie viele

andere Waren auch, weitgehend arbeitsteilig und in hoher Auflage produziert und über anonyme sachliche Kaufbeziehungen erworben werden und sich somit weitgehend von Gemeinschaftsnormen entbinden.

Der Konsum dieser massenkulturellen Güter bleibt jedoch an Voraussetzungen gebunden, so muss ein Minimum an Geld über die Grundversorgung hinaus ebenso verfügbar sein wie ein gewisses Quantum an Freizeit. Der Hohe Absatz bestimmter billiger Kulturwaren, wie etwa zwischenzeitlich die Bilderbögen, die in den Jahren 1860-1870 jährlich Auflagen von insgesamt bis zu 100 Millionen Exemplaren erzielen konnten (vgl. Faulstich 2006: 84), zeigt an, dass der Appetit gesellschaftlich weitgefächert vorhanden war und auch bedient wurde.

Mit der Ausbreitung massenkultureller Güter werden nicht nur die tradierten kulturellen Normensysteme in Frage gestellt, zugleich etabliert sich ein neues „Orientierungsgefüge“, das sich nicht an Fragen nach der Angemessenheit von Inhalt und Form ausrichtet, sondern das sich durch die jeweils aktuellen Nutzungsweisen, die Akzeptanz und die Trends im Publikum generiert.

Wie Schrage hervorhebt, übernimmt der entstehende massenkulturelle Kulturtyp in seiner Verbreitung und generellen Anschlussfähigkeit eine wichtige gesellschaftliche Funktion. Er kann als die „kulturelle Seite der gesellschaftlichen Integrationsprozesse in der Moderne erscheinen“. (Schrage 2003: 66) Mit der Ausbreitung der warenförmigen Kulturgüter entsteht zunächst eine marktförmige Kulturform, die neben andere traditionelle oder nichtkommerzielle Formen tritt. Massenkultur wird zudem aber zu einer Form der ‚sozialen Organisation‘, ob diese nun als Abwendung möglichen Aufbegehrens der Massen gegen Unterdrückung und Ungleichheit aufgefasst wird oder als „kulturelle Demokratisierung“. Ihr kommt in beiden Perspektiven eine soziale Bundefunktion zu, die anders als andere Bindungsfunktionen dadurch an Organisationskraft gewinnt, dass sie eine Attraktivität erzeugt, die sich über die Zustimmung oder Ablehnung seitens des anonymen Publikums bewähren muss (vgl. ebd.: 66f.).

Die Gehalte der massenkulturellen Angebote sind ebenfalls nicht abhängig von vorgegebenen Regelungen des Ästhetischen oder bestimmten übergeordneten Werten. Sie sind gerade aufgrund der Breite und Anonymität des Publikums auf Pluralität hin angelegt, können sich mal mit diesen mal mit jenen Werten assoziieren. Die Kriterien der Unterscheidung von Angeboten erwachsen erst aus ihrem aktuellen Gebrauch, der öffentlich in Erscheinung tritt. Aus diesem Grund leitet sich auch die Verbindlichkeit massenkultureller Angebote nicht aus ihren Gehalten her, sondern ist als ein weiterer Effekt der massenkulturellen Öffentlichkeit aufzufassen. „Die Tatsache, dass Massenkonsumenten und Massenmedienrezipienten gerade kein von vornherein emphatisches, da authentisches Verhältnis zu den Kulturgütern unterhalten, nicht mit den Produzenten oder Sendern in personale Kommunikation treten, sondern vielmehr nur wissen, dass andere das gleiche wissen, macht die spezifische Form massenkultureller Öffentlichkeit aus.“ (ebd.: 66f.)

Im Prozess der Modernisierung bildet sich neben der rationalen, auf Eigeninteressen und Nutzenmaximierung ausgerichteten Haltung eine weitere aus, die einen Teil ihrer Kraft aus der romantischen Bewegung bezieht und sich dementsprechend auf die innerpsychischen und emotionalen Erlebnisqualitäten ausrichtet. Folgt man Schrage, dann ist es die gesell-

schaftliche Verbreitung dieser Haltung, aus der sich die Attraktivität der Massenkultur herleitet (vgl. ebd.: 86). Ein wichtiger Gesichtspunkt ist nun darin auszumachen, dass die integrative Leistung der Massenkultur zwar aus der Verallgemeinerung ihrer Zugänglichkeit und weitgehenden Unabhängigkeit ihrer Angebote von traditionellen und religiösen Regelungen folgt, aber immer unvollständig bleibt. Sie bleibt unvollständig, „weil es sich gerade nicht um die Integration in eine geschlossene Sozialordnung handelt, sondern Kaufakte, Nutzungsweisen und Bedeutungszuschreibungen nicht normativ oder rituell geregelt sind.“ (ebd.: 69)

Konsument konnte auch in der Massenkultur längere Zeit nur werden, wer über einen Ressourcenüberschuss verfügte; mit den heutigen Massenmedien ist allerdings eine Situation erreicht, in der mit geringem finanziellen Aufwand eine Vielzahl von Angeboten zugänglich ist. Von zentraler Bedeutung ist jedoch die relative Wahlfreiheit der Konsumenten, die sich zunächst immer auch dafür entscheiden, über die Versorgung mit dem Nötigsten hinauszugreifen. Die Disposition der Massenkultur, und das gilt für Schrage auch für den Massenkonsum allgemein, die weitgehend von normativen Vorgaben befreit ist, bietet eine „weit lockere, da rein formale Bindung“ (ebd.: 70). Der Massenkultur kommt eine stabilisierende Vergesellschaftungsfunktion zu, die nicht mehr in den gesellschaftlichen Normbestand eingebunden zu sein scheint, sondern die als konsumistische Haltung in die individuelle Disposition übergeht (vgl. ebd.).

Die neuen Güter und Erfahrungsräume des Konsums bilden eine eigenständige Attraktivitätssphäre aus, über die sich Erwartungshaltungen an das Mögliche richten, das die fortwährende Neugenerierung von Konsumgütern in Aussicht stellt. An Reinhart Kosellecks Beobachtung, dass seit der frühen Neuzeit ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ zunehmend auseinander treten, zeigt Schrage auf, wie dieser kulturelle Wandel in der Transformation der Konsumkultur geradezu prototypisch in Erscheinung tritt (vgl. ebd.). Mitverantwortlich für das Auseinandertreten von ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ ist die veränderte Wahrnehmung durch sich neu ausbildende Beziehungsnetze, Produktionsmöglichkeiten und Zeiterfahrungen. Nicht mehr im Reservoir der Tradition werden die Inhalte zur Bildung von Erwartungen gesucht, sondern in der Zukunft. Damit avanciert das Neue selbst zu einer eigenständigen Kategorie mit besonderer Wertbeimessung. Wie ich später noch ausführen werde, kann auch das im 18. Jahrhundert sich ausbildende Kunstverständnis in diesem Zusammenhang betrachtet werden (vgl. Engler 1992: 29ff.). Hier interessiert zunächst weiterhin, dass sich mit den neuen Konsumformen Veränderungen des Umgangs mit den Dingen und auch der Erwartungen an zukünftigen Konsum vollziehen, die sich gleichermaßen auf die Subjektbildung als auch auf die Gestaltung des Erwartungshorizontes auswirken.

Mit dem Bedeutungszuwachs der Vergesellschaftung über Marktmechanismen etabliert sich das Mögliche als eigenständige Bezugsgröße der sozialen Wirklichkeit, die quer zu den hergebrachten gesellschaftlichen Differenzierungslinien verläuft und die eigene Integrationsleistungen mit sich bringt (vgl. Schrage 2003: 69). Dadurch, dass die Dinge relativ unabhängig von sozialen Vorbedingungen mittels Geld ausgetauscht werden, können sie aus der Sicht

der Konsumenten als Projektionsfläche für individuelle Wünsche und Erwartungen und aus der Sicht der Produzenten als Bezugsgrößen der Investitionen fungieren. Für Schrage ist deshalb die Bedeutung des Konsums in der modernen Gesellschaft nur adäquat zu erfassen, wenn seine zwei Seiten zusammen betrachtet werden. Zum einen ist der Konsum eingebettet in das moderne Wirtschaftssystem und zum anderen bildet er einen spezifischen Erfahrungsraum aus, der über das Medium Geld auf das Wirtschaftssystem bezogen ist. Mit dem Erfahrungsraum erwächst ein „konsumistisches Weltverhältnis“, über das Schrage auch die „integrative oder konformitätssichernde Funktion“ (Schrage 2009: 255) des Konsums verdeutlichen kann. Es bildet sich eine Konsumentenrolle aus, die sich neben die anderen Rollen gesellt, die jeweils situativ im alltäglichen Handeln zum Tragen kommen. Das angesprochene konsumistische Weltverhältnis, das das Subjekt in der Konsumentenrolle gewissermaßen einübt, ist durch Erwartungshaltungen und Einstellungen gekennzeichnet, die wie gesagt relativ unabhängig von Ansprüchen und Verpflichtungen der Tradition oder der Institutionen sind. Diese Erwartungshaltungen und Einstellungen sind allerdings nicht spezifisch für die Konsumentenrolle, sondern ein Charakteristikum moderner Subjektivität, die sich als autonome auffasst. Historisch steht ihre Entwicklung in Verbindung mit den Individualisierungstendenzen der romantischen Bewegung, die auf eine besondere Wertschätzung der je individuellen Emotionserfahrung zielt. Mit der Ausrichtung der Individualität auf Emotionen wird es neben dem Genuss sinnlicher Reize möglich, „eigene psychische Zustände als Einsatz und Genussmittel eines Spiels mit Bedeutungen aufzufassen.“ (Schrage 2003: 85)

Schrage greift hier auf Colin Campbells Überlegungen zu einem ‚modernen, autonomen, imaginativen Hedonismus‘ zurück, der sich in der Romantik ausbildet. Glück wird demnach nicht mehr allein im Genuss sinnlicher Reize gesucht, sondern in emotionalen Erlebnisqualitäten. Diese sind zugänglich für innerpsychische Beeinflussungen und lassen die Manipulation von Bedeutungen wichtiger werden als die Sinnesreize. Mit dieser Verlagerung der „Glückserwartung“ weg von den konkreten sinnlichen Reizen der Gegenstände hin zu innerpsychischen Erlebnisqualitäten wird der Genuss zum Genießen; er wird stärker durch das genießende Subjekt selbst beeinflusst. Verbunden mit dieser Entkopplung des Begehrens von den realen Gegenständen ist eine stärkere Ausrichtung auf das Fiktive. Das Begehren bezieht sich vermehrt auf emotionale Zustände und wird zugleich sozial verbreitungsfähig (vgl. ebd. 73f., 85). Die Wertschätzung „emotionaler Genussqualitäten“ wird zu einer wichtigen Voraussetzung in der Ausweitung der Konsumsphäre, denn sie lässt sich, folgt man Schrage, auch mit standardisiert produzierten Waren verbinden (vgl. ebd.).

In der sich ausweitenden Konsumsphäre – die ja auch im 19. Jahrhundert nur langsam größer werdenden Kreisen zugänglich ist – wird die Haltung eingeübt und mittelfristig als konsumistisches Weltverhältnis tendenziell verallgemeinert. Dieses bezieht sich nicht mehr primär auf die materiellen Eigenschaften der Objekte, sondern sucht das Genießen im inneren Erleben. Dafür werden weiterhin Objekte in Aussicht genommen, erworben und genutzt, aber eben vermehrt wegen der Bedeutungen, die sie tragen bzw. die sich an sie heften lassen und wegen der emotionalen Qualitäten, die sie erwecken können. Angeregt wird damit zugleich die subjektive Reflexion der je individuellen Bedürfnislagen.

Die Konsumobjekte werden in konsumistischer Haltung „auf eine imaginative und selbstbezügliche Weise“ (Schrage 2009: 121) genutzt und unterscheiden sich damit deutlich vom Konsum begehrter Luxusgüter, wie er kennzeichnend war für die aristokratischen Kreise und das aufstrebende Bürgertum. Dieser Luxuskonsum setzte Geld, eine verfeinerte Sensibilität und Kenntnisse voraus und eignete sich deshalb als Distinktionsmedium.

Die sich ausbildende Haltung den Objekten gegenüber ist die eine Seite der Entwicklung eines konsumistischen Weltverhältnisses bzw. einer „konsumistischen Disposition“, die andere Seite ist der sich ausbildende Konsumgütermarkt, „der als Erfahrungsraum und Erwartungshorizont“ (ebd.: 126) der Konsumentenrolle fungiert. Die Entkopplung von Qualitäten des Konsums von den konkreten Objekten und von Prestigeordnungen bildet die Grundlage, auf der sich unterschiedliche Funktionen des Konsums entwickeln können. Mit dem Konsum verbundene Funktionen wie soziale Distinktion, die Bildung von Subkulturen und Mode bestehen weiterhin, es treten aber neue hinzu, wie etwa die Bearbeitung des Zwischenraums, der sich durch den Relevanzverlust religiöser oder traditioneller Vorschriften und Erzählungen eröffnet. Der Konsum wird zum Medium für Kontinuitätserfahrungen und übernimmt damit auch gesellschaftliche Stabilisierungsfunktionen (vgl. ebd.).

Schrage verdeutlicht im weiteren Verlauf seiner Studie, dass sich die Entwicklung des Massenkonsums im 20. Jahrhundert in den USA von den Entwicklungen in Europa unterscheidet. Aufgrund der Entwicklungsgeschichte der USA mit ihrem spezifischen Gründungsmythos, der zentralen Bedeutung der Immigrationsgeschichte und der frühen Etablierung des Fordismus bildet sich hier ab den 1920 Jahren ein spezifischer Massenkonsum aus, der nicht wie in Europa in erster Linie nur auf das breite Konsumentenpublikum zielt. Darüber hinaus werden die Konsumgüter stärker im Hinblick auf den Alltag und die Lebensweise der ansichstehenden Käufer produziert. Sie richten sich an eine größer werdende Mittelschicht, die typischerweise in Städten lebt, gebildet ist und in Großunternehmen arbeitet. Diese Schicht bildet eine Lebensweise aus, die zum Referenzrahmen der Normalität und der Konsumgüterproduktion wird und sich von den Bestrebungen löst, in den standardisierten Produkten noch den Abglanz der gehobenen Luxusgüter zu erlangen. „Wo die scharfe Unterscheidung von aufwendig gefertigten Luxus- und billigen Massengütern in Europa soziale Unterschiede markiert, wird die standardisierte Massenproduktion in den USA als Mittel der Qualitätsverbesserung und Verbilligung begrüßt.“ (ebd.: 192) Sichtlich bestehen auch in den USA Distinktionsmechanismen über den Konsum fort, hinzu tritt aber die Funktion einer „Stabilisierung von Lebensläufen in einer ansonsten vielfach kontingenten sozialen Umwelt.“ (ebd.: 193) Dieses Modell des Massenkonsums ist durch eine niedrige Zugangsschwelle gekennzeichnet und scheint gerade deshalb auch anschlussfähig zu sein für die Entwicklungen in anderen Industrienationen, so auch in Europa in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg; und das trotz der mit ihr verbundenen, tendenziell negativen Einschätzung zahlreicher Kommentatoren (vgl. ebd.).

Das Verhältnis zwischen dem, was zum Leben erforderlich ist, und dem, was als Begehrtes in Erscheinung tritt wird mit den neuen Konsummöglichkeiten zu einer Angelegenheit der Wahl. Im Akt des Konsums gilt es, sich angesichts der Pluralisierung der Konsumoptionen zu entscheiden, auszuwählen. Im 20. Jahrhundert hat sich das Verhältnis von

Kosummöglichkeiten und -erfordernissen deutlich in Richtung der Möglichkeitserweiterung verschoben. Der Konsum hat in der modernen Gesellschaft deshalb nicht nur Distinktionsfunktionen, er bietet darüber hinaus auch Möglichkeiten der Bearbeitung eines sich öffnenden Erwartungs- und Zukunftshorizonts (vgl. Schrage 2009: 252f.). Da die Rolle, die der Einzelne als Konsument einnimmt, relativ frei ist von sozialen Verpflichtungen und moralischen Einstufungen, wird für sie eine subjektive Haltung erforderlich, „die den Konsum als ein Medium der Erwartungserfüllung ansieht.“ (ebd.: 256)

Die individuellen Erwartungen und Wünsche müssen nicht unbedingt von den Objekten selbst erfüllt werden, sie können wie angedeutet im imaginativen Durchspielen der mit den Objekten assoziierten Bedeutungen zu einem Genießen führen. Deshalb betrachtet Schrage die Entkopplung der Glückserwartung von konkreten sinnlichen Reizen auch als relativ enttäuschungsresistent. Die rein rationale Ausrichtung auf Nutzenmaximierung wird von dem offenen Begehren nach emotionalen Erlebnisqualitäten unterlaufen, weil sich dieses auf das Mögliche ausrichtet, das das Gegenwärtige „zumindest in der Erwartung“ übertrifft (vgl. Schrage 2003: 74).

Das Begehren zu konsumieren bleibt auch nach der Aneignung von einzelnen Objekten weiter handlungsmotivierend bestehen. Es wird von der Produktionsseite her reichlich bedient und mit allen Mitteln psychologischer Einflussnahme geschickt angeheizt. Mit der Verlagerung der Ausrichtung vom Genuss sinnlicher Reize auf das moderne Genießen von Erlebnisqualitäten hat sich aber zugleich ein Spielraum eröffnet, der als ambivalent aufgefasst werden kann. Zum einen erlaubt er eine Vervielfältigung der Konsumgüter relativ unabhängig von ihrem Gebrauchswert im engeren Sinne, zum anderen lässt er aber die sich ausbildenden Bedürfnisse und Wünsche der Konsumenten zu einer zentralen Bezugsgröße der unternehmerischen Aktivitäten werden. Um hier nicht an den Begehrlichkeiten der Konsumenten vorbei zu produzieren, bedarf es der Marktforschung zur Ermittlung der Konsumtrends und der Werbung, um ebensolche zu treffen oder mit auf den Weg bringen zu können.

4.4.3 Symbolproduzenten

Lash und Urry sprechen im Hinblick auf den Bedeutungszuwachs der Massenkultur und des Kulturellen als gesellschaftlicher Produktivkraft von zunehmend individualisierten und symbolisch gesättigten Gesellschaften, in denen die professionellen Mittelklassen in starkem Maße an der Produktion und Zirkulation von Symbolen beteiligt sind. In den zirkulierenden Symbolen vermischen sich affektive, ästhetische, narrative, moralische und sinnbezogene Dimensionen. Für die Autoren kommt dieser Klasse der Symbolproduzenten, die zugleich auch hungrige Symbolkonsumenten sind, eine besondere Bedeutung in dem andauernden gesellschaftlichen Umstrukturierungsprozess zu (vgl. Lash/Urry 1994: 221f.). Ähnlich argumentiert Robert Reich, für den die Kernfunktionen in den (internationalen) unternehmerischen Netzwerken von *Symbol-Analytikern* ausgeübt werden, die in den drei Bereichen *Problemlösung*, *Problemidentifizierung* und *strategische Vermittlung* tätig sind (vgl. Reich

1996: 198-206). Gemeint sind hier die Akteure der Bereiche Forschung und Entwicklung, Management, Finanzwesen, Werbung, Medien, Kultur, Architektur etc. – all diejenigen, die über Kompetenzen verfügen, die im Wirtschaftsprozess besonders gefragt sind: „Symbol-Analytiker lösen, identifizieren und vermitteln Probleme, indem sie Symbole manipulieren. Sie reduzieren die Wirklichkeit auf abstrakte Bilder, die sie umarrangieren, mit denen sie jonglieren und experimentieren, die sie an andere Spezialisten weiterreichen und die sie schließlich zurück in die Wirklichkeit verwandeln können.“ (Reich 1996: 199) Die Zugehörigen zu dieser Gruppe verfügen neben symbolischem Kapital auch über große Mengen an ‚geistigem Kapital‘ (Franck 1998). Damit sind die Produkte geistiger Arbeit gemeint, die aus der Anwendung von akkumuliertem Wissen, bewährten Methodiken und von speziellen Problemlösungsstrategien sowie Kreativität resultieren und wiederum als Produktionsmittel in die geistige Produktion einfließen.

Auch Mike Featherstone hebt hervor, dass sich der Markt für intellektuelle, symbolische und kulturelle Güter in den letzten Jahrzehnten immens ausgeweitet hat, was allein schon an der außergewöhnlichen Steigerung der Zahl der Beschäftigten in der Produktion, Zirkulation und Übermittlung solcher Güter abgelesen werden kann. Mit der immensen Ausweitung höherer Bildungsmöglichkeiten und der Konsumangebote hat sich die Gruppe der ‚Kulturvermittler‘ (cultural intermediaries) als der in kultureller Hinsicht bedeutendste Teil von Reichs Kategorie der ‚Symbol-Analytiker‘ seit den sechziger Jahren dann mit großen Steigerungsraten erweitert. Diese Ausweitung wird begleitet von einer Erodierung tradierter kultureller Barrieren und symbolischer Hierarchien, die auf der Unterscheidung zwischen Hochkultur und Massenkultur basiert waren (vgl. Featherstone 1991: 122f.).

Müller und Dröge heben die bestimmende Position dieser ‚Symbolproduzenten‘ im Hinblick auf ihre kulturelle Definitionsmacht hervor. Trotz des relativ geringen proportionalen Anteils an der Gesamtbevölkerung vermag es die Gruppe der Symbolproduzenten Vorbilder für Lebenspraxen und Wertorientierungen für einen großen Teil der Gesellschaft zu konstruieren (vgl. z.B. Müller/Dröge 2005: 85f.). Dabei ist den Zugehörigen zu dieser, in sich heterogenen Gruppe gemeinsam, dass sie sowohl in ihrer Arbeit als auch in ihrer Freizeit symbolische Güter produzieren und auch selbst konsumieren. Als Darsteller ihrer eigenen Lebenspraxis verallgemeinern sie vorbildlich das, was sie tun; sei dies in der Werbebranche oder in der Architektur, im Design, im Internet oder in der Tourismusbranche.

In Anbetracht der Überkomplexität heutiger gesellschaftlicher Prozesse beziehen sich Symbolproduzenten in ihren Vermittlungen nicht nur auf vermeintliche Konsumenten, sondern ebenso auf sich selbst, so dass nach außen und nach innen gerichtete Vermittlungsdimensionen differenziert werden können. Die extreme Vielfältigkeit der zirkulierenden Symbole wird begleitet, so lässt sich sagen, von einem erhöhten Bedarf an Selbstbezüglichkeit zur Eigenorientierung in den jeweiligen Teilbereichen wie auch im Gesamtgefüge. Lässt sich ein bestimmter Diskurs über Mechanismen der Selbstvergewisserung über einige Zeit aufrechterhalten, kann vermehrt auch mit Aufmerksamkeit von ‚außen‘ gerechnet werden.

Die angesprochenen Entwicklungen seit den 1960er Jahren verweisen auf die Tendenz einer zunehmenden Pluralisierung und Unübersichtlichkeit der Konsum- und Erlebnisangebote,

die als Weiterentwicklung einer modernen Entwicklungsdynamik aufgefasst werden kann. Dem konsumistischen Weltverhältnis kommen gewissermaßen immer größere Spielfelder entgegen, die wiederum ihre eigenen Ambivalenzen mit sich bringen. Besonders die oben angesprochene Etablierung und Diversifizierung der elektronischen Massenmedien ist begleitet von einer Zunahme weithin zugänglicher kommunikativer Angebote und Kommunikationsmöglichkeiten, die aber zugleich ein nicht zu unterschätzendes Orientierungsproblem bezüglich der Einschätzung der Relevanz der Informationen mit sich bringen.

Gerhard Schulzes vieldiskutiertes Konzept der Erlebnisgesellschaft kann, bei aller berechtigten Kritik, verdeutlichen, dass mit den sich gesamtgesellschaftlich ausweitenden Wohlstands- und Freizeitwüchsen, Veränderungen in der sozialen Strukturierung und in den individuellen und gruppenbezogenen Orientierungen und Lebenshaltungen einhergehen. Was sich mit der Ausweitung des Erlebnismarktes (nicht nur in den Medien) vollzieht, ist ein Wandel der Bezugspunkte für die Identitätsbildung und -stabilisierung, für die Interaktionen mit anderen wie auch für den Umgang mit dem Fremden. Wie Schulze hervorhebt, gewinnen Lebenseinstellungen und Handlungsmuster in der Generierung von Selbstbildern und Gruppen- bzw. Milieuzugehörigkeiten an Bedeutung. Motor dieser Tendenz ist die Optionsvielfalt durch die Ausweitung der Konsummöglichkeiten, der Angebotsvielfalt aber auch der Gestaltungsmöglichkeiten der individuellen Lebensbereiche, wie etwa des Outfits, der Wohnung und des biografischen Lebenswegs: „die Erweiterung der Möglichkeiten führt zu einem Wandel der Lebensauffassungen. Man befindet sich in einer Situation, die besser als Entscheidungssoß denn als Entscheidungsdruck zu bezeichnen ist.“ (Schulze 1993: 58) Der Mangel an verbindlichen Orientierungen bei gleichzeitiger Optionspluralität ist für Schulze, wie für Schrage, begleitet von einem Bedeutungszuwachs innenorientierter Motive, die in Konsumententscheidungen den Erlebniswert in den Vordergrund rücken.

Die stärkere Betonung von emotionalen Erlebnisqualitäten in dem von Schrage diagnostisierten modernen konsumistischen Weltverhältnis verbreitet und verfestigt sich in diesem Prozess und führt, mit Schulze gesprochen, zu einer verstärkten Innenorientierung des Denkens, das sich auf die persönliche Ziele, Gefühle und Erlebnisse bezieht. Im Handeln spielen nach wie vor Kosten-Nutzen-Rechnungen eine zentrale Rolle. Da die Handlungsziele aber stärker auf subjektive Prozesse bezogen sind, wird der Nutzen stärker im Erleben selbst verortet als im bloßen Besitz von etwas. Was sich im Zuge dieser Entwicklungstendenz ausbildet, ist eine „Erlebnistrationalität“, die sich zu anderen Formen rationaler Reflexion gesellt (vgl. Schulze 1993 u. Volkmann 2000: 75ff.).

Die schier unbegrenzt erscheinende Optionsvielfalt im Konsum wie in der innerweltlichen Bedeutungszuweisung kann zwar individuell nicht ausgeschöpft werden, tritt aber insbesondere vermittelt über die Massenmedien in Erscheinung und spannt somit den Referenzraum der Vergleichbarkeit auf. Deshalb bleibt die Suche nach Orientierung im Äußeren, die sich zwar vermehrt nach subjektiven Präferenzen und Wahlmöglichkeiten ausrichtet, labil. Zur Orientierung werden die Wahlentscheidungen von anderen herangezogen, die anders als im Rahmen tradiertter Vorschriften einer Reflexion offen stehen und individuell aufgegriffen oder verworfen werden können. Die in Erfahrungsräumen des Konsums sich ausbildende Mentalität kann zwar, wie Schrage hervorhebt, zu einem Stabilisierungsmedien im Umgang

mit den Kontingenzen des modernen Lebens werden, sie ist aber aufgrund der gesteigerten Vielfalt und Unübersichtlichkeit der Konsumgüter fortwährend gefordert, das richtige Produkt für die persönlichen Bedeutungszuschreibungen zu finden. Dabei gilt es sowohl die gängigen Konnotationen eines Produktes zu beachten als auch einzuschätzen, ob mit dem begehrten Objekt die eigenen Zugehörigkeits- oder Absatzbemühungen im Hinblick auf bestimmte soziale Gruppen erfüllt werden können. Die konsumistische Einstellung als ein „Verhältnis zur marktförmigen Welt“ (ebd.: 127) findet in den Lebensstilen ein adäquates Ausdrucksmedium und eine Entlastung im Umgang mit der Optionsvielfalt.

Der Massenkonsum, der sich in den USA bereits in den 1920 und in der Bundesrepublik in den 1960er Jahren etabliert, bildet den historischen Entwicklungshintergrund für die Etablierung ganz verschiedener Lebensstilisierungen, die sich in unterschiedlicher Weise auf die Konsumwelt beziehen; sei es durch Erlangung der zu einem Zeitpunkt typischen Konsumgüter oder in Absetzung von den Massenwaren, oder sei es durch die Produktion neuer Konsumformen und -artikel.²⁰ Zwischen den modernen Konsumformen und dem Relevanzgewinn der Lebensstilisierung besteht ein komplementäres Verhältnis. Beide können unter dem Gesichtspunkt betrachtet werden, dass sie den entgrenzten Erwartungshorizont einer Bearbeitung zuführen.

Die im Folgenden aufgegriffenen Überlegungen zum Relevanzgewinn der Lebensstilisierungen können vor diesem Hintergrund als eine Vermittlungsdimension zwischen individuellen und gemeinschaftlichen Orientierungen und Handlungsvollzügen aufgefasst werden. Lebensstilisierende Handlungen bilden eine Handlungsebene, die sich zwischen Zugehörigkeits- und Absatzbewegungen aufspannt. Sie gewinnen Bedeutung als Reaktion auf die skizzierten gesellschaftlichen Entwicklungen, der zunehmenden Komplexität und Unübersichtlichkeit des Alltags und allgemein auf Kontingenzerfahrungen. Es handelt sich um eine weitere Dimension verinnerlichter Ästhetisierung, die aufgrund ihrer auch ästhetisch fundierten Verfassung in ihrer gesellschaftlichen Relevanz leicht unterschätzt wird und bislang gerade im Zusammenhang mit Bildungsprozessen nicht die Aufmerksamkeit erhält, die ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und Potentiale entspricht. Lebensstile können gewissermaßen als Rahmungen aufgefasst werden, über die unterschiedliche Bedeutungselemente, Objekte, Konsumhaltungen etc. zusammengebunden werden, um kohärente Bedeutungsnetze und stimmige ‚Erzählungen‘ zu generieren und um Orientierungs- und Entlastungsfunktionen übernehmen zu können.

²⁰ Das heißt nicht, dass sich gerade angesichts der modernen Ressourcenverschwendung nicht auch Konsumhaltungen ausbilden, die durch weitgehenden Verzicht vieler der jeweils populären Konsumgüter gekennzeichnet sind, aber auch sie werden sich kaum den Prägungen der sozialen Wirklichkeit durch den modernen Konsumismus entziehen können.

4.4.4 Lebensstilisierungen

Lebensstilisierungen sind keine neue Erscheinung, allerdings gewinnen sie im Lauf der Moderne an Relevanz. Dieser Relevanzgewinn lebensstilisierenden Handelns steht im Zusammenhang mit den oben skizzierten Entwicklungen hin zu Formen des Massenkonsums und der Massenkultur und mit der Ausbildung eines konsumistischen Weltverhältnisses.

Im Folgenden möchte ich Überlegungen von Hans-Georg Soeffner aufgreifen, der seine Konzeption der „Stile des Lebens“ an dem Verhältnis von „Alltagspragmatik“ und „ästhetischen Gegenentwürfen“ ansetzt (vgl. Soeffner 2001: 79ff.). Die Geschichte der gesellschaftlichen Entwicklung lässt sich für Soeffner nachzeichnen an dem Spannungsverhältnis zwischen Zugehörigkeitsbestrebungen und Heraushebungsbewegungen in dem Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft. Dieses Spannungsverhältnis kommt in den Sozialisationsbemühungen seitens der Gesellschaft und in den individuellen Ausbruchversuchen gleichermaßen zum Ausdruck. Die sozialen Konstruktionen einzelner Gemeinschaften mit ihren jeweiligen Moralvorstellungen, Weltsichten, Kommunikationsformen und sozialen Hierarchien werden von den handelnden Individuen und ihren Wechselbeziehungen untereinander unter Rückgriff auf geteilte Orientierungen und Wissensformen getragen. Dabei werden, wie oben ausgeführt, die kulturellen Muster einer Gemeinschaft im sozialen Handeln fortwährend reaktiviert, beurteilt und auch abgewandelt. Aus der individuellen Perspektive muss die gesuchte Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder Gemeinschaft sichtbar gemacht und verstetigt werden. Dafür bedarf es sowohl der Abgrenzung zu anderen Gruppen als auch der Hervorhebung der jeweils in der eigenen sozialen Formierung eingenommenen Rolle (vgl. Soeffner 2001: 81).

Aus entwicklungsgeschichtlicher Perspektive sind es für Simmel die Entwicklungen der modernen Geldwirtschaft und der mit dieser verbundenen Wirtschaft- und Organisationsformen, die zu einer Neuordnung der sozialen Beziehungsmuster führen. Diese werden in Entsprechung zur Anonymität des Universalmediums Geld tendenziell in ihrer Verbindlichkeit aufgeweicht „und schaffen dadurch ‚eine gewisse Charakterlosigkeit‘ der Individuen im Umgang mit Menschen und Dingen.“ (ebd.:) Die bereits angesprochene, für das großstädtische Leben charakteristische Distanzbildung in den sozialen Beziehungen ist für Simmel eine Begleiterscheinung der modernen Wirtschaftsweise. Eben weil sich die gegenüberstehenden Personen in ihren Vorstellungen voneinander und Handlungserwartungen aneinander nicht mehr auf relativ stabile soziale Typen und Ordnungen verlassen können, werden die sozialen Beziehungen unsicherer aber auch unverbindlicher und damit in einer gewissen Hinsicht ‚freier‘.

Die betonte Ausbildung von Stilen des Lebens ist, wie Soeffner hervorhebt, eine Reaktionsform auf die sich in die Sozialbeziehungen einschleichenden Unsicherheiten. Die Zuordnung oder Aneignung eines Stils durch Individuen erfolgt quer zu den Milieugrenzen und zeigt weniger eine Gruppenzugehörigkeit an, als vielmehr eine „Lebensweise und Lebenshaltung“, über die eine Verbindung zwischen Individuen signalisiert wird, ohne dass diese sich kennen müssten. Mit den für einen Stil typischen Zeichen und Symbolisierungen können ihre Träger nicht nur die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft andeuten und sich von anderen Stilen

abgrenzen, sondern zugleich ihre Position *in* wie auch ihre persönliche Einstellung *zu* der Stilgemeinschaft markieren.

Stile können sich mit der Zeit anonym herausbilden oder durch die Lebensweise und Lebenshaltung einer bestimmten Person oder Gruppe in die Welt gebracht werden. Prominentes Beispiel für letztere Form ist der erste Dandy, Beau Brummell, der allerdings kein Dandy sein wollte und mithin, wie Soeffner betont, keinen Stil hatte, sondern selbst dieser Stil war. Dieser Gesichtspunkt kann andeuten, dass bestimmte Lebensstile gerade deshalb attraktiv sind, weil sie eine Authentizität versprechen, die in dessen Übernahme nur scheinbar erfüllt werden kann. Hier zeigt sich, dass die unterschiedlichen Stilangebote eine Funktion übernehmen. Sie kommen dem individuellen Bedürfnis nach Entlastung von dem Ringen um die persönliche Eigenheit entgegen, das sich mit dem modernen Zwang zur Individualisierung ausgebildet hat. Da aber Lebensstile auf „Reproduzierbarkeit“ hin angelegt sind, verfehlen die Anleihen die gewünschte Bildung von Authentizität, was bereits für Simmel zu den „karikierendsten Missverständnissen des modernen Individualismus“ (Simmel zit. nach Soeffner 2001: 83) zählte.

Es handelt sich allerdings um ein Missverständnis, das gut zu funktionieren scheint. Denn die Inszenierung von Individualität durch Stilanleihen erfolgt in der individuellen Biografie zunächst als Bewegung der Absetzung bzw. des Heraustretens aus den engeren sozialen Netzen des Einzelnen. Die virtuelle expressive Verbundenheit mit einer Stilgemeinschaft fungiert gewissermaßen als Brücke hinein in ein noch wenig bekanntes Terrain, das alternative Handlungsoptionen verspricht.

Mit der sich ausweitenden Sphäre der Konsumgüter, die auf breiter Basis zugänglich werden, entsteht ein Reservoir an Objekten, die traditionellen Bezugssystemen enthoben sind und sich deshalb als Projektionsfläche in der Lebensstilisierung eignen. Lebensstile können in diesem Zusammenhang mit Jens Dangschat als eine Handlungsebene aufgefasst werden, die eingebunden ist in soziale Strukturen und Kommunikationsnetze und die mitbestimmt wird durch die individuellen Lebenschancen und Lebensziele. Sowohl die individuellen Lebenschancen als auch die individuellen Lebensziele, zu denen Dangschat u.a. Selbstkonzepte, Lebensentwürfe, Einstellungen und Bedürfnisse rechnet, wirken auf die soziale Lage und das individuelle soziale Kapital zurück. Das soziale Kapital drückt sich unter anderem in den sozialen Netzwerken des Individuums aus und fungiert gewissermaßen als Vermittlungsinstanz zwischen der Einbindung des Einzelnen in seine soziale Lage und den ‚anderen Möglichkeiten‘, die in den Lebensweisen und Lebenshaltungen eines Lebensstils zum Ausdruck kommen. Die eigene Position in der sozialen Formation wird somit einer reflexiven Ausgestaltung zugänglich und kann im ‚lebensstilisierenden Handeln‘ über interaktives und expressives Handeln transformiert werden. „Dabei ist die Bandbreite der beiden Verhaltensarten durch die (eingeschränkten) Lebenschancen begrenzt und über die Zielgerichtetheit an den Lebenszielen orientiert.“ (Dangschat 1994: 440)

Lebensstilisierungen sind demnach verbunden mit den alltäglichen Handlungszusammenhängen, setzen sich aber von den pragmatischen Anforderungen ab und suchen über ästhetische Verfahren der Inszenierung und Präsentation gerade eine Befreiung von den Zwängen und Funktionszuweisungen des Alltäglichen.

„Die Wahl der Automarke, die Drapierung der Wohnung mit qualvoll unbequemen, aber eleganten Designermöbeln, die Anschaffung formvollendeter Essbestecke, die sich gegen Speisen und Münder sperren, die Liebe zu Schuhen, an denen der aufrechte Gang verzweifelt und die eigentlich nur zusammen mit schmerzstillenden Mitteln verkauft werden dürfen – sie alle demonstrieren die soziale Macht des Stils.“ (Soeffner 2001: 84)

Alltägliches Handeln ist, wie Soeffner hervorhebt, immer verbunden mit typisierenden Aspekten, mit der Produktion von Zeichen, über die Orientierungen vermittelt werden bezüglich der jeweils relevanten Handlungen, Gedanken, Wünsche und Positionierung einer Person. Typisierte und typisierende Aspekte greifen im Handeln ineinander. Lebensstilisierungen gehen in ihrer Produktion von Orientierungsmarken über die alltäglichen Typisierungen hinaus, indem sie symbolische Verweisungssysteme generieren, die explizit auf ästhetische Mittel zurückgreifen und eine Absetzung vom Alltäglichen anstreben. Sie etablieren eine hervorgehobene Ebene der Sinnlichkeit, die darauf zielt, als solche von anderen auch gesehen zu werden, und die sich auch außerhalb des Milieus ihrer Träger bewähren muss.

Der Stil eines Individuums zeigt an, wer oder was jemand verkörpert und zugleich, wer oder was jemand in einem bestimmte Zusammenhang sein möchte. Es handelt sich in der individuellen Stilbildung also nicht lediglich um eine nebensächliche Oberflächenbearbeitung, sondern um eine „zentrale Ausdrucksform menschlicher Selbstaussage im ‚öffentlichen Austausch‘ von Bild- und Selbstbildpräsentation.“ (ebd.: 85) In den einzelnen Lebensstilen wird jeweils eine in sich kohärente Konfiguration von Stilelementen angeboten. Über diese vermag es das aufgreifende Individuum, sich eine stimmige Darstellung für das eigene Selbstbild und dessen Veräußerung anzueignen und zugleich ein Interpretationsangebot für die Wahrnehmung der anderen zu präsentieren.

Individuelle Stilbildung erfolgt aber oftmals auch im Aufgriff von unterschiedlichen Stilisierungselementen, die aus verschiedenen Stilsystemen stammen und über die sich neue Stilformen ausbilden können. Solche „Stilmosaik“ verdeutlichen, dass es im Individuum, wie es Simmel ausdrückt, zur „Überschneidung unterschiedlicher sozialer Kreise“ (Simmel zit. nach Soeffner 2001: 86) kommt. Auf der Ebene der expressiven Darbietung des Stils vollzieht sich damit, so ließe sich sagen, eine Anknüpfung an unterschiedliche soziale Milieus und Netzwerke und damit bereits eine Öffnung für Aspekte anderer Lebensweisen und Haltungen.

Die sinnliche Erscheinung der Stilelemente entkoppelt sich von den Bezugsgrößen, auf die sie, zumindest für eine Zeit lang, verwiesen haben müssen, um zu Trägern von Bedeutungen werden zu können. Für diejenigen, die Stilelemente aufgreifen, ist es nicht erforderlich, die Wahl für dieses oder jenes Element begründen zu müssen. Erforderlich ist nur, die Elemente eines Stils zu kennen und diese lebensstilkonform inszenieren zu können. Wobei für Soeffner auch diejenigen, die sich in ihrer Stilisierung einer bestimmten Stilzuschreibung durch Hervorhebung ihrer Einzigartigkeit entziehen möchten, von einer Außenperspektive aus betrachtet zur Lebensstilgruppe der stilistischen Nonkonformisten gezählt werden können (vgl. ebd.: 87). Dieser Beurteilung möchte ich mich hier nicht anschließen, denn die versuchte Umgehung einer Stilgruppenzugehörigkeit kann zunächst auch als eine bewusste Wahl

gegen die Bedeutungsassoziationen der zur Verwendung gebrachten Elemente aufgefasst werden.

Mit den digitalen Möglichkeiten zur Konfiguration von Avataren, die eine gänzliche Entkopplung von sinnlicher Erscheinung und dahinterstehender Person ermöglichen, ist ein vorläufiger Höhepunkt erreicht, zumal sich hier noch deutlicher zeigt, dass sich die Selbststilisierung nicht auf einen Stil begrenzen muss, sondern dass unterschiedliche Stile parallel ‚betrieben‘ werden können.

Während die Stilisierungsanforderungen für Individuen relativ homogener Gesellschaftsformen vergleichsweise gering sind, fallen sie in pluralen Gesellschaften erheblich schwerer ins Gewicht. Im Zuge der gesteigerten Stilvielfalt ist der Einzelne gefordert, sich seinen Stil zu wählen oder zusammenzustellen. Dabei besteht immer die Gefahr je nach Kontext, durch den sich der Einzelne bewegt, „stillos zu erscheinen.“ (ebd.: 88). Die oben erwähnte von der Übernahme eines Stils erhoffte Entlastung von der Bürde, authentisch sein zu müssen, wird belastet durch die Anforderung, sich den passenden Stil anzueignen. An die Stelle der fraglosen Übernahme einer sichtbar angezeigten gesellschaftlichen Position tritt eine ambivalente selbstverantwortliche Stilisierung des eigenen Lebens: Die Stilisierungsbemühungen müssen den Verlust an Orientierung durch vorgegebene Rollenzuweisungen ausgleichen und eine authentische Subjektivität verbürgen.

Mit der Stilisierung wird zugleich ein Distanzverhältnis geschaffen zwischen der äußerlichen Figur des öffentlichen Auftritts und dem dahinter zurücktretenden individuellen Gefühlsleben. In der Arbeit an der Lebensstilisierung verfehlt sich der Einzelne in der Übernahme der vervielfältigend reproduzierten Stilelemente und doch findet er über diese zu einem Bild, das er *von* sich selbst sowie *für sich selbst und andere* macht. Dieses Bild ist auf die anderen angewiesen, die es in ihrer deutenden Betrachtung anerkennen oder ablehnen und so mit hervorbringen.

Für Simmel ist das Phänomen der gesteigerten Aufmerksamkeit für Stilisierungen des Lebens ein Zeichen für die Schwäche des individuellen Ichs. Der moderne Mensch sucht den Stil, um mit diesem das Persönliche zu verhüllen und zu entlasten (vgl. ebd.: 89). Ergänzt werden muss jedoch, dass der Einzelne in der Selbststilisierung zugleich das Besondere sucht, das er als Individuum zu sein beliebt. In der Besonderung des jeweils als attraktiv empfundenen Stils findet er ein Individualitätsversprechen, das ihm die traditionellen Rollenbilder nicht bieten können. Für die Ausbildung der Individualität sind besondere Kennzeichen erforderlich, die auch inhaltliche Referenzen haben müssen, die aber zugleich als verallgemeinerbare gedacht werden, damit sie auf eine Anerkennung durch die anderen hoffen können. Die Ausgangslage des Bedarfs und Wunsches zur Stilbildung ist also ambivalenter als es zunächst den Anschein haben mag.

Die Bildung von Lebensstilen verbindet verschiedene Anforderungen an die individuelle und gemeinschaftliche Selbst- und Weltreflexion. Nicht nur führt sie über die Zwecke und Zwänge des Alltags hinaus und bietet damit eine Aussicht auf genüsslichen Zugewinn, sie schafft damit auch Orientierungen in einer überkomplexen Lebensrealität, die sich einem einheitlichen Sinnzusammenhang entzieht. Stilisierungen des Lebens sind für Soeffner deshalb auch keine Kategorie, die auf Lebenspraxen verweist, die außerhalb von Schichten und

Klassen anzusiedeln wären, sondern die quer zu diesen Aufteilungen verlaufen. Ihnen wohnt ein Potential zur Distanzbildung inne und sie bringen die Pluralität „individuell geprägter Lebensformen zum Ausdruck“ (ebd.: 112). In ihnen kommt ein Moment des ‚ernsten Spiels‘ zum Tragen, das bereits Schiller als eine Kraft der Distanzierung von den Ernstfällen des Lebens angesehen hat.

„Die Herausbildung und Aufrechterhaltung von Stilen des Lebens stehen für die Schaffung einer gesellschaftlichen (Teil-)Ordnung, die nur deswegen nicht als solche erkannt und gewürdigt wird, weil man sie aufgrund ihres ästhetischen Charakters zu den ‚weichen‘, gesellschaftlich nicht wirklich einflussreichen Faktoren zählt.“ (Soeffner 2001: 90)

Dass diese Einschätzung „verhängnisvoll fahrlässig“ ist, verdeutlicht Soeffner in einer detaillierten und erhellenden Analyse von drei Beispielen der Stilisierung des Lebens, im Dandyismus, in der Bewegung der Wandervögel und in Pop-Events. An diesen Beispielen macht Soeffner zudem auf einen weiteren Aspekt aufmerksam, der für den hiesigen Untersuchungszusammenhang besonders relevant ist. Er kann aufzeigen, dass den Lebensstilisierungen in unterschiedlicher Ausprägung (und mehr oder weniger bewusst anvisiert) eine politische Wirkung zukommt, die allerdings selbst nicht durch politisches Handeln, sondern eben durch die ästhetischen Inszenierungs- und Absatzungspraktiken erzielt wird. In der Abwendung von den Zweckanforderungen des Alltäglichen über ästhetische Mittel werden die bestehenden Ordnungen sichtbar in Frage gestellt und potentiell einer destabilisierenden Reflexion zugeführt.

Die unterschiedlichen Lebensstilpraxen, die entweder bewusst oder zumindest latent eine „‚Quasi-Politik des Apolitischen‘“ betreiben, können deshalb entweder zu einer „Aushöhlung und Bedrohung konkreter historischer Politikformen und Verfassungen“ führen, oder aber von politischen Organisationen im Sinne „einer ‚feindlichen Übernahme‘“ für deren Interessen überformt und instrumentalisiert werden. Unterschieden werden müsse deshalb deutlich, „zwischen der *Wirkung* irgendeines Handelns auf Politik einerseits und explizit politischen Handelns andererseits [...]. Nicht alles, was politisch Wirkung erzielt, wie etwa Jazz-Musik in Nazi-Deutschland, entspringt politischem Handeln. Ebenso verhält es sich mit den Techno-, Eventisten‘, Dandys und Wandervögeln: mit der ‚Quasie-Politik des Apolitischen‘. Es *ist* keine Politik, erzielt aber politische Wirkung.“ (Soeffner 2001: 112)

In Abschnitt 5.2 werde ich an diese Überlegung im Zusammenhang mit der Diskussion um die ‚Aufteilung des Sinnlichen‘ (Rancière) anknüpfen.

Verinnerlichte Formen der Ästhetisierung stellen sich als ambivalente Wahrnehmungs-, Handlungs- und Reflexionsschemen heraus. Mit den insbesondere durch mediale Entwicklungen vorangetriebenen Freistellungen der Wahrnehmung von den unmittelbaren Zusammenhängen der Lebensbewältigung, mit der immensen Ausweitung, Pluralisierung und gesteigerten Vergleichbarkeit von ästhetisierten Objekten und mit der Pluralisierung von Lebensstilen haben sich unübersehbar die Möglichkeitsräume der Selbst- und Weltreflexion erweitert. Dabei haben sich die individuellen und gemeinschaftlichen Formen der Bedeutungsgenerierung zunehmend angereichert mit ästhetischen Komponenten. Auf der anderen

Seite wachsen damit die Anforderungen, die Medien des Ästhetischen verstärkt in der Orientierung, in der Selbstwahrnehmung und in der Auseinandersetzung mit anderen, in der Sinnbildung und Lebensperspektivierung zu berücksichtigen. Aus der ‚Befreiung der Sinne‘ folgt nicht schon zugleich eine Sinnbildung. Die individuelle und gemeinschaftliche Konstruktion von Bedeutungen wird zu einer zentralen Daueraufgabe, die grundlegend auf die Medien des Ästhetischen zurückreift. Sowohl dem offenen Zukunftshorizont und dem Möglichkeitssinn als auch den subjektiven (ästhetischen) Reflexionsvermögen und der Imagination wächst ein besonderer Stellenwert zu.

4.5 Ökonomisierte Kultur

In der gegenwärtigen Massenkultur ist das Ästhetische zu einem universalisierten Medium avanciert. Michael Müller und Franz Dröge gehen allerdings nicht von einer vollständigen Grenzauflösung zwischen Ästhetik und Ökonomie aus, sondern von einer, die sich auf die Ebenen der Distribution und Produktion von Kultur bezieht. Diese beiden Ebenen der Grenzverwischung zwischen ökonomischer und ästhetischer Sphäre lassen Müller und Dröge von einem ökonomischen Kulturmodell sprechen, das sich in der Nachkriegszeit dominant setzt und sich deutlich von den vorangegangenen Modellen – einem sozialen und einem politischen Kulturmodell – unterscheidet: so war Kultur in dem sich mit den Renaissance-Gesellschaften ausbildenden sozialen Kulturmodell eine besondere Qualität menschlichen Handelns, die zugleich als Zielhorizont in der sich säkularisierenden Gesellschaft verstanden wurde. Mit der oben erwähnten Autonomisierung des Ästhetischen weicht die zunächst noch mit aktiver Weltgestaltung verbundene Kulturauffassung einer kontemplativen ästhetischen Erfahrungspraxis, die aus dem alltagspraktischen Zusammenhang herausgenommen ist. Kultur verliert damit zugleich ihre zuvor eher selbstverständliche praktische Relevanz als bedeutungstiftender Gesamtzusammenhang für die Gesellschaft und wird „selber bedeutungsbedürftig“ (Dröge/Müller 1995: 95). Dadurch wird Kultur anfällig für die Vereinnahmung durch zunächst die Politik und später durch die Ökonomie.

Mit der Universalisierung des Ästhetischen ist dessen Verschlingung mit der Warenproduktion und -distribution gewissermaßen aufs engste verbunden. Im Hinblick auf die Distribution lässt die oben bereits mit Bourdieu u.a. skizzierte Bedeutung des Ästhetischen als sozialdistinguierendes Agens den Umgang mit den Waren zu einem Konsum von symbolischen Gütern werden, deren ästhetische Aspekte somit an Bedeutung gewinnen. Dabei kann nicht von einer einseitigen Manipulationsbeziehung ausgegangen werden, in der die Erzeuger die ästhetischen Mittel derart kontrollierten, dass sie den ahnungslosen Konsumenten beliebig steuern könnten. Konsumenten folgen ihren Distinktionsbedürfnissen und nutzen die Angebote der Konsumsphäre, um sich die entsprechende materielle und symbolische Ausstattung zu besorgen und in dieser einverleibenden Aneignung die Sphäre mit konstituieren.

Was sich die Wirtschaft heute in erster Linie von der Kunst aneignet, ist eine Besonderheit der modernen Kunst, nämlich aus einem Materialreichtum immer Neues zu schöpfen und

selbst mehrdeutig zu bleiben; gewendet auf den strategischen Einsatz des Ästhetischen im Warentausch bedeutet dies, ästhetische Trends zu treffen und für viele Anknüpfstellen zu bieten. Das schafft für die Wirtschaft allerdings, wie oben bereits erwähnt, Anfälligkeiten für Geschmacksveränderungen. Für Müller und Dröge ist diese „Entdifferenzierung von ästhetischem und ökonomischen System“ (Müller/Dröge 2005: 108) nicht gleichbedeutend mit der Auflösung des Kunstsystems in der Gesellschaft, das ja lediglich einen Bereich dessen ausmacht, was ästhetisch gestaltet ist. Man kann vielleicht sogar sagen, dass der Bereich der Kunst in seiner institutionellen Verankerung zu einem gewissen Grad autonom sein muß, um als Inspirationsquelle immer neuer und innovativer ästhetischer Formungen für die je aktuellen besonderen Distinktionssymbole fungieren zu können (vgl. ebd.: 107ff.)

Bezüglich der Grenzauflösung auf der Ebene der Produktion wurde oben mit Welschs Unterscheidung der Tiefendimension der aktuellen Ästhetisierung bereits auf das zunehmende Eindringen des Ästhetischen in die Materialien und Produktionsverfahren hingewiesen. Hier sei nochmals an einen weiteren oben ebenfalls bereits angesprochenen Aspekt erinnert: Die neuen Technologien offerieren in erster Linie Möglichkeiten zur Veränderung von Informationsverarbeitungsprozessen. Daraus ergeben sich weitreichende Folgen für die „Beziehung zwischen der Sphäre soziokultureller Symbole und der produktiven Basis der Gesellschaft“ (Castells 1989: 15; Ü.v.V.K.). In einer Gesellschaft, in deren Produktionsprozessen sich Informations- und Wissensverarbeitung zu den maßgeblichen Komponenten entwickeln, wird die Fähigkeit der Arbeitskräfte, Informationen zu verarbeiten und Wissen zu erzeugen, mehr denn je zu einem Produktivitätsfaktor. Ökonomisches Wachstum und soziales Wohlergehen werden abhängiger von der individuellen sowie der kollektiven Fähigkeit Informationen zu verarbeiten, d.h. Symbole zu produzieren und zu manipulieren. Kultur selber wird damit in noch stärkerem Maße zu einer Produktivkraft (vgl. ebd.: 15f.).

4.6 Ästhetisch-hermeneutische Reflexivität

In der Massenkultur hat sich der bis in die Anfänge des 19. Jahrhunderts zurückreichende Ästhetisierungsprozess weitgehend verallgemeinert und zugleich ausdifferenziert. Die insbesondere seit den 1960er Jahren des vergangenen Jahrhunderts unerwartet stark ausgedehnte vielfältige Gruppe der Kulturproduzenten im weiten Sinne konstruieren und realisieren demnach ‚ästhetisch-kulturelle Muster‘ des individuellen und gemeinschaftlichen Lebens und führen diese einem weiten Publikum vor. Die soziokulturellen Konfiguration erfahren somit einen stetigen Umbauprozess, der immer auch stark von einer ästhetisch reflexiven Komponente durchzogen ist, die, im Unterschied zu der eher instrumentellen ökonomischen Rationalität, gerade durch Uneindeutigkeit und Experimentalcharakter gekennzeichnet ist. Müller und Dröge sprechen bezüglich der Reflexivität dieser kulturellen Trägerschicht von einer „*ästhetischen Handlungsrationality* [...], die das reflexive Ausdrucks- und Aneignungsverhalten steuert“ (Müller/Dröge 2005: 88). Diese ästhetische Handlungsrationality bildet sich im 19. Jahrhundert insbesondere in den Großstädten aus, in denen die ästhetische Wahrneh-

mung und Aneignung der Wirklichkeit zu einer Bewältigungsstrategie angesichts der Fülle der Erscheinungen des städtischen Lebens wird. Die mit ihr bearbeiteten Distinktionsbedürfnisse sind zwar aufgrund ihrer vorrangigen Befriedigung über den Konsum von Gütern marktabhängig, werden aber nicht alleine vom Markt bestimmt bzw. hervorgerufen. Ästhetisierung erfüllt auch in diesem Zusammenhang grundlegende Vermittlungsfunktionen, die anders kaum zu erbringen wären, und erlangt damit eine wichtige Bedeutung in der Stabilisierung kultureller und sozialer Prozesse.

Mit ihrer medialen Verallgemeinerung werden die unterschiedlichen, von den Symbolproduzenten angebotenen ästhetischen Muster zu einer allgemeinen Reflexionsdimension ausgeweitet und kommuniziert. Wobei es in der Produktion ebenso wie in der Wahrnehmung der ästhetischen Optionen einer Kompetenz des ästhetischen Experimentierens bedarf, d.h. die Optionen müssen aus den je spezifischen Kontexten heraus angeeignet und modifiziert werden. Dadurch kommt es auch zu einer fortwährenden Umbildung von ästhetischen Formen und Objekten und es fällt der Marktforschung offensichtlich nicht leicht, die sich dabei als Moden vorübergehend verdichteten Formrepertoires verlässlich vorausszusehen. Gerade die Wahrnehmung wechselnder Moden und fortwährender Um- und Neubildung ästhetischer Formen verweist darauf, dass sich ästhetische Wahrnehmungs- und Handlungsweisen als allgemeine kulturelle Programme durchgesetzt haben und je nach Kontext bei der Auswahl von Dingen für den Alltagsbedarf, von kulturellen Angeboten und in der Positionierung im sozialen Raum eine wichtige Rolle spielen. Die oben bereits skizzierte postfordistische Flexibilisierung der Produktion und des Konsums ist mit einer entsprechenden Vervielfältigung ästhetischer Formen und Praktiken assoziiert.

Ähnlich wie Schrage im Hinblick auf den Konsumismus thematisieren Lash und Urry eine sich neben der wissenschaftlichen Moderne entwickelnde ästhetische Moderne, die als Kritik der ersten Moderne im 19. Jahrhundert in Erscheinung tritt und mit der sich eine ‚ästhetisch hermeneutische Reflexivität‘ ausbildet. Diese Form der Reflexivität erlangt erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine zentrale Bedeutung in der Selbst-Reflexion von Individuen und Gesellschaft (vgl. Lash/Urry 1994, Lash 1996a). Ästhetisch ist sie, weil sie sich in erster Linie auf ästhetisches Material bezieht, das über Bilder, Klänge, Erzählungen etc. vermittelt wird. Hermeneutisch ist sie, insofern in ihr „die inhaltlichen Grundlagen, die ungedachten, ‚ursprünglichen‘, die Beziehungen und Lebensstil-Affinitäten ausmachenden Unterscheidungen“ thematisiert werden. „Als Selbst-Reflexion befragt sie unseren Sinnhorizont.“ (Lash 1996a: 356)

Um sich von der Gegenüberstellung von Strukturen und Handelnden abzulösen, greift Lash auf Bourdieus Begriff des ‚Habitus‘ zurück, mit dem er auf den Aspekt des ‚Geworfenseins‘ „in ein Gewebe von bereits vorhandenen Praktiken und Bedeutungen“ (Lash 1996: 267) verweist, in dem sich Handlungen vollziehen. Lash betrachtet die kulturell-hermeneutische Reflexivität als eine erforderliche Ergänzung zu den in erster Linie auf die kognitive Dimension der Reflexivität zielenden Theorieansätzen bei Ulrich Beck und Anthony Giddens. Er macht sich für eine hermeneutische und an Aspekten der Gemeinschaftsbildung orientierte Herangehensweise in der Analyse des Sozialen stark, die er im Zuge einer Betonung der ‚kognitiv-utilitaristischen‘ und ‚ästhetisch-expressiven‘ Individualismen ins Hintertreffen

geraten sieht (vgl. ebd.: 280). Die von ihm eingenommene Perspektive versucht, das Soziale ausgehend von der lebensweltlichen Situiertheit und den mitgeführten Sinnhorizonten und Vorannahmen her zu verstehen.

In der von Beck und Giddens ausgearbeiteten Theorie einer ‚reflexiven Moderne‘ ist die gestiegene Freisetzung gesellschaftlicher Akteure aus tradierten Strukturen dadurch gekennzeichnet, dass Individuen verstärkt auf eine reflexive Kontrolle der Strukturen und auf eine selbstreflexive Konstruktion der eigenen Identitäten angewiesen sind. Beck betont (1996), dass die sich ausbildende Reflexivität nicht allein im Sinne einer bewussten, intentionalen Reflexion des Modernisierungsprozesses aufgefasst werden könne, sondern auf die Ambivalenzen der Modernisierung verweist. Sie umfasst auch ‚reflexartige Entwicklungen‘, die sich gewissermaßen als ‚ungewollte Nebenfolgen‘ einstellen und die von ihren Mitverursachern selten verantwortet werden (müssen).

Die zeitgenössische Gesellschaft ist nach Ansicht Giddens und Becks als eine posttraditionale Gesellschaft aufzufassen – in der es allerdings auch weiterhin Traditionen gibt. Tradition zeichnet sich für Giddens durch das Vorhandensein eines kollektiven Gedächtnisses aus, über das sowohl die Vergangenheit gedeutet als auch die Zukunft gestaltet wird. Tradition wird über den Typ der in einer Gesellschaft dominanten Wahrheitsauffassung bestimmt (vgl. Giddens 1996). In der ‚ersten Moderne‘ sind es die Experten, die definieren, was wahr und was falsch ist, und diese Definitionsmacht wird von der Öffentlichkeit auch weitestgehend akzeptiert. Giddens spricht von ‚propositionaler Wahrheit‘, die dadurch Geltung erlangt, dass sie mit ‚Tatsachen‘ übereinstimmt. Dagegen werden in der reflexiven Moderne Experten-Wahrheiten vermehrt öffentlich diskutiert. Und sie werden durch weitere Expertenberichte bestreitbar, woraus sich eine experimentelle Offenheit ergibt. Expertenwissen, dem im Hinblick auf die hohe Ausdifferenzierung und Komplexität der Gesellschaft ein hoher Stellenwert in der gesellschaftlichen Regulation zukommt, wird darüber, dass es fortwährend institutionellen Reflexionsprozessen unterliegt, kontinuierlich (zumindest in Ansätzen) auch im Bereich der breiten Öffentlichkeit thematisiert. Der Einzelne versucht die für ihn relevanten Informationen herauszufiltern, um sie zur Grundlage seiner Handlungsentscheidungen zu machen, wodurch sich die Reflexivität des Sozialen ausweitet.

Mit ihrer Betonung einer ästhetisch hermeneutischen Reflexivität weisen Lash und Urry nun auf einen bei Giddens und Beck zu kurz kommenden Aspekt der Theorie der reflexiven Moderne hin. Denn während diese sich auf Expertenwissen und -systeme, auf Institutionen und Verfahren konzentrieren, vernachlässigen sie die „kulturell-hermeneutischen Quellen des Selbst“ (Lash 1996: 341). Lash hebt hervor, dass eine kulturelle-hermeneutische Haltung für das alltägliche Handeln genauso wichtig ist, wie „eine kognitiv-szientistische“ und dass gerade die Institutionen und die Politik der Spätmoderne zunehmend kulturell geprägt sind.

Lash und Urry möchten die Theorie der reflexiven Moderne ergänzen, indem sie die besondere Bedeutung von ‚ästhetischen Expertensystemen‘ hervorheben, die beispielsweise in Form der Auseinandersetzung mit Filmen und qualitativ anspruchsvollem Fernsehen, mit Kunst und Musik, aber auch mit Reisen und alltagskulturellen Praktiken, eine wichtige Rolle als ‚Mediatoren‘ in der „reflexiven Regulation“ des Alltagslebens spielen (vgl. Lash/Urry 1994: 54). Die Anforderungen an das ästhetisch-hermeneutische Reflexionsvermögen wer-

den mit dem Bedeutungsverlust der Arbeit im Produktionsprozess (das gilt zumindest in den westlichen Wohlstandsländern) sowie mit der oben angesprochenen Zunahme der Produktion von symbolischen und informativen Gütern gesteigert (vgl. ebd. 142ff.).

Lash hebt hervor, dass es sowohl Reflexivitätsgewinner als auch Reflexivitätsverlierer gibt, wobei sich die Positionierung nicht wie im ‚klassischen‘ Industriekapitalismus in erster Linie über die Stellung und den Zugang zu den Produktionsstrukturen und zu Kapital bestimmt, sondern über die oben bereits thematisierten Zugangsmöglichkeiten zu und der Position in den Informations- und Kommunikationsstrukturen, die sich aus vernetzten Informationskanälen und Orten der Kompetenzzuweisung zusammensetzen (vgl. Lash 1996: 211f.). „Wie ‚reflexiv‘ kann eine alleinstehende Mutter in einem Großstadtgetto sein?“ (ebd.: 210)

Die Reflexivität der Moderne, die Giddens in erster Linie in der ‚kognitiven‘ Dimension und in ihrer institutionalisierten Form analysiert hat, besteht darin, „daß soziale Praktiken ständig im Hinblick auf einlaufende Informationen über ebendiese Praktiken überprüft und verbessert werden, so daß ihr Charakter grundlegend geändert wird.“ (Giddens 1996a: 54) Diese Reflexivität des Lebens ist zwar kennzeichnend für alle Kulturen, aber erst in der Moderne durchdringt ihr Prinzip alle Bereiche des menschlichen Lebens. In der aktuellen Gesellschaftsorganisation spielen die Informations- und Kommunikationsstrukturen als ein eng mit den transnationalen Unternehmen verknüpfter Macht-Wissens-Komplex eine wesentliche Rolle für die Möglichkeiten kognitiver Reflexivität, die den (strategischen) Einsatz und die Gestaltung ästhetischer Materialien mit steuert.

Für Lash stellt die ästhetisch-hermeneutische Reflexivität die andere Seite der ‚Zeichenökonomie‘ dar. Sie ist nicht, wie die kognitive bei Becks und Giddens „im Sinne der Selbstkontrolle oder der demokratischen Auseinandersetzung mit konkurrierenden Aussagen von Experten“ (Lash 1996a: 356) reflexiv, sondern bezieht sich auf Bewertungs- und Bedeutungsgewebe als Grundlage der Übereinstimmungen von Gemeinschaften. Die ästhetischen Materialien dieser Reflexivität, die zirkulierenden Klänge und Bilder, Erzählungen und Moden sind einerseits in Form von Waren und intellektuellem Besitz Teil der Kulturindustrie, andererseits eröffnen sie Räume einer ästhetischen Kritik eben dieses Komplexes (vgl. ebd.: 234). Eine der unintendierten Nebenfolgen des Modernisierungsprozesses lässt sich als ein Paradox der Informationsgesellschaft bezeichnen, in der die Zunahme an Informationen, Wissen und Rationalität verknüpft ist mit einem ebensolchen Zuwachs an Fehlinformation, Desinformation, Irrationalität und Information, die außer Kontrolle gerät (vgl. Lash 2001: 235f.). Der oben skizzierte Versuch der Risikominimierung durch immer neu synthetisierte Derivate der ‚Finanzindustrie‘, in der die versuchte Ausweitung der Kontrolle über Informationen und Entwicklungstendenzen zugleich begleitet ist von einer Steigerung der Unsicherheit der Entwicklungen, kann als ein Beispiel für diese paradoxe Entwicklung herangezogen werden (vgl. oben). Mit der ‚Informationsflut‘ ist eine Kurzlebigkeit der Botschaften verbunden, die ‚just in time‘ mit den Ereignissen in die pausenlose Zirkulation eingespeist werden, wodurch sich auch die Intervalle der Reflexion verkürzen. In den Massenmedien ist diese Verkürzung der Intervalle ein wichtiger Aspekt im Kampf um die Aufmerksamkeit, die aufgrund der Marktmechanismen in möglichst kurzer Zeit entsprechend der Intentionen der Produzenten angesprochen werden muss.

Das ‚Bit der Information‘ übt seinen Effekt aus, ohne eines legitimierenden Argumentes zu bedürfen, wie dies für den Diskurs noch kennzeichnend ist. „Information here is outside of a systematic conceptual framework. Without propositional logic. But with an immediacy of symbolic violence.“ (Lash 2001: 236) Lash zufolge hat sich damit zugleich die Macht vom Diskurs auf die Information verlagert. Information ist für ihn gekennzeichnet durch Entbettung aus Kontexten, fortwährende Bewegung, Verdichtung von Raum und Zeit und durch eine Betonung von distanzüberbrückenden Beziehungen in Echtzeit; es handelt sich um Charakteristika, die oben im Zusammenhang mit der Transformation des Kapitalismus im Wechselspiel mit dem neuen informationstechnischen Paradigma bereits näher thematisiert wurden.

4.7 Ästhetisierung als Vermittlung zwischen Ort und Raum

Mit dem Bedeutungszuwachs ästhetischer Wahrnehmung und Aneignung der Wirklichkeit ist Ästhetisierung gewissermaßen überall einsetzbar geworden. So können ihre Ausformungen von der eigenen ‚Körpergestaltung‘ über die Warenwelt, den Raum der Warenpräsentation bis hin zur Gestaltung ganzer Stadträume reichen. Müller und Dröge betrachten sie deshalb auch als ein kommunikatives ‚Hypermedium‘, das „andere Medien (wie Kunst) als seine Formen verwendet, die sich wiederum in ästhetischen Formen vergegenständlichen können.“ (Dröge 2000: 40) In einem selbstreferentiellen Prozess greifen die unterschiedlichen Formen des Mediums Ästhetisierung auf den in verschiedenen Medien anfallenden ‚Zeichenüberschuss‘ als Material zurück. Und auch andere Medien, z.B. das Fernsehen, können selbst zu einer Form der Ästhetisierung werden. Unterschiedliche mediale Formen können sich so innerhalb der Ästhetisierung wechselseitig thematisieren, reflektieren, verstärken und ‚mediale Verbundsysteme‘ ausbilden, wobei die immense Pluralisierung der Formen selbst wieder Vermittlungsbedarfe erwachsen lässt, die wiederum durch Rückgriffe auf das Medien Ästhetisierung bedient werden können (vgl. unten). Allerdings bleiben die Ästhetisierungsprozesse von den materiellen Ressourcen wie auch von der Materialität der in ihnen zur Anwendung kommenden Medien abhängig.

Ich werde mich im Folgenden exemplarisch auf die räumlichen Vermittlungsleistungen des Multimediums Ästhetisierung fokussieren, die sich an der oben bereits angesprochenen Differenz zwischen Ort und Raum veranschaulichen lässt. In der Vermittlung der Orts-Raum-Differenz messen Müller und Dröge der Ästhetisierung eine besondere Relevanz zu (vgl. zur Orts-Raum-Differenz auch den Abschnitt 2.2.11). Über die ästhetisierten Gestaltungen ausgezeichneter Orte kann ein Zusammenhalt von unterschiedlichen Raumstellen inszeniert werden, der im Zuge des Prozesses des Auseinandertretens von Ort und Raum seine Selbstverständlichkeit eingebüsst hat. Für den Zeitraum des aktuellen Erlebens in einer ästhetisch durchgestalteten Umgebung wird eine harmonische Vermittlung hergestellt, die den sonstigen Strom des Unbestimmten und sich Widerstreitenden zu unterbrechen vermag. Die Versammlung sehr unterschiedlicher Zeichenregime unter einer übergeordneten ästhetischen

Gestaltung an einem Ort kann kurzfristig Assoziationen der Versöhnung von möglicherweise sonst als widerstreitend empfundenen Einzelementen aufkommen lassen. Aber selbst das große gelbe M von McDonalds kann in fremden unwirtlichen Stadträumen als vertrautes Zeichen wahrgenommen werden, das die Raumwahrnehmung zu stabilisieren vermag. Müller und Dröge sehen die vorrangige Funktion der Ästhetisierung im städtischen Raum darin, für die Wahrnehmung eine Homogenisierung der heterogenen „Raumstellen“ zu erzielen. Ästhetisierung dient der Vermittlung räumlicher, zeitlicher und sozialer Differenzen und bedient sich dazu unterschiedlicher medialer Ausprägungen; mit der derzeitigen Tendenz zur bevorzugten Anwendung massenkultureller Mechanismen (vgl. ebd. 146ff., 150). Sie kann diese Funktion allerdings, und man kann wohl sagen: zum Glück, immer nur begrenzt erfüllen, da sich im Zuge der Vermittlung immer auch neue Differenzen ausbilden. Der ‚Raum des Dazwischen‘ bleibt sichtbar und offen für unvorhergesehene Aneignungen und Ausformungen, zumal Stadträume als Ganze, allein quantitativ, zumeist ohnehin die Möglichkeiten einer Durchästhetisierung übersteigen. Auch in ihrer räumlichen Vermittlungsleistung bleibt Ästhetisierung ambivalent, da sie die in räumlichen Anordnungen verstetigten sozialen und kulturellen Ungleichheitsstrukturen reproduzieren und verstärken, aber auch reflektieren und schwächen kann.

Nicht-Orte

Mark Augé bezeichnet besonders avancierte ästhetisch durchgestaltete räumliche Konfigurationen, wie etwa Vergnügungsparks, Ferienklubs, thematisch gestaltete Shopping-Malls oder ‚private Städte‘, aber auch Hotel- oder Ladenketten, die stets mit der gleichen Ausstattung aufwarten und deshalb leicht identifizierbar sind, als „Blasen der Immanenz“. Diese könnten als ‚Gegenreaktionen‘ auf das Schwinden tradierter Ordnungen und den Verlust der Kontinuität des Raums angesehen werden (vgl. Augé 2000). Es handelt sich bei diesen Räumen, die mit inszenierten ‚Ortsmerkmalen‘ und Verweisen auf andere Räume angereichert sind, gewissermaßen um Steigerungsformen der in ihren Ausprägungen weniger auf die Inszenierung von fiktionalen Welten ausgerichteten Nicht-Orte.

Nicht-Orte definiert Augé als Räume, in denen sich – im Unterschied zum Ort – weder Geschichte, individuelle und kollektive Identitäten noch Beziehungen ablesen lassen und die überall und nirgends lokalisiert sein können. Augé hält Räume des Verkehrs, wie Flughäfen und Autobahnen, und des Konsums, Supermärkte, Tankstellen etc. ebenso für prägnante Beispiele von Nicht-Orten wie die medialen Räume des Fernsehens oder des Radios. Wesentliches Kennzeichen der sich zumeist mit anderen Räumen überlagernden Nicht-Orte ist für Augé, dass die in ihnen vorherrschenden Codes und Regelsysteme für den situativen Sofortgebrauch bestimmt sind. Nicht-Orte sprechen ihre Nutzer bzw. Passanten zumeist über Verhaltenanweisungen an, die sich an alle Personen gleichermaßen richten. Am Nicht-Ort wird das Individuum allein als Bezugsgröße der in diesem Raum vorherrschenden Funktion angesprochen: als Kunde, Passagier, Autofahrer. Dadurch bieten Nicht-Räume Anonymität, die durchaus auch als Befreiung aus den Netzen der sozialen Beziehungen empfunden werden kann. Die so erlangte Anonymität ist aber zugleich verknüpft mit einer vor oder nach der

Nutzung eines Nicht-Ortes erfolgenden Prüfung der amtlichen Identität, da hier ein Vertragsverhältnis an die Stelle der Dynamik sozialer Beziehungen getreten ist: Flugticket, Einkaufswagen, Zahlstellen, Passkontrolle (vgl. Augé 1994a).

Nicht-Orten fehlt die Tiefendimension, die für die symbolischen Ordnungen eines Ortes kennzeichnend sind. Denn der Ort, der von seiner Geschichte und seinen kollektiven wie individuellen Identitäten erzählt, zeichnet sich als Raum gerade dadurch aus, dass man in ihm einen Code teilt und „sich über Andeutungen und unterschwellige bzw. stumme Übereinkünfte“ (ebd.: 179) verständigen kann. Nicht-Orte dagegen sind universell in ihrer Ansprache und sie bieten funktionsbezogene Symbole und Zeichen, die Allgemeingültigkeit beanspruchen. Die Bilder fügen sich tendenziell zu einem System, zu einer Konsumwelt, die jeden fortwährend anspricht und die sich jeder potentiell aneignen kann. Zugleich bietet eine solche „Kosmologie“, die von den multinationalen Unternehmen des Tourismus und Konsums, der Medien etc. dominiert wird, eine hohe Wiedererkennbarkeit (vgl. Augé 1994a: 122ff.).

Der von Augé pointiert gezeichnete Gegensatz von Ort und Nicht-Ort ist als ein relativer zu verstehen: aus jedem Ort kann ein Nicht-Ort werden wie auch umgekehrt. Außerdem ist die individuelle Beziehung zu dem jeweiligen Ort abhängig von der eingenommenen Perspektive; so gestaltet sich der Flughafen für den Gast anders als für den am Ort Beschäftigten. Durch die Nicht-Orte „zirkulieren Worte und Bilder, die in den noch vielfältigen Orten wurzeln, an denen die Menschen einen Teil ihres alltäglichen Lebens zu konstituieren versuchen.“ (ebd.: 127) Augé möchte die Differenzierung zwischen Ort und Nicht-Ort als ein „flexibles Instrument“ verstanden wissen, dass die Fähigkeit von Räumen, soziale Beziehungen zu ermöglichen und zu symbolisieren, analysieren hilft. Die Spanne zwischen den beiden Raumtypen spiegelt die Spannung zwischen den Forderungen nach Sinnggebung und nach Freiheit (vgl. ebd.: 180). Diese Spannung ist eine weitere Dimension, in der sich die Ambivalenz der modernen gesellschaftlichen Entwicklungsdynamik ausdrückt und die den Einzelnen freisetzt und auffordert, ein reflexives Verhältnis zu den Räumen und ihren Bespielungen aufzubauen. Gleichermaßen bietet sie sich für Formen veräußerter Ästhetisierung an, um ihre beiden Pole in ein scheinbar kalibriertes Verhältnis zu setzen.

Wandel des Zwischenraums

Die von Augé aufgezählten Räume der Nicht-Orte sind zumeist solche des Übergangs. Das Konzept weist Überschneidungen mit dem Begriff der „liminal spaces“ auf, den Sharon Zukin in Anlehnung an den Begriff der ‚liminality‘ des Anthropologen Victor Turner zur Beschreibung von Übergangszonen im städtischen Raum heranzieht. Turner bezieht sich mit dem Begriff ‚liminality‘ auf Übergangsriten, in denen soziale Gruppen oder Individuen von einem Status oder einer Kategorie zu einer anderen übergehen. Geltende soziale Normen werden in den Übergangssituationen zwischenzeitlich außer Kraft gesetzt, da hier die alte Position verlassen, die neue aber noch nicht eingenommen ist. Dennoch werden die Übergänge nicht selten durch rituelle Muster und durch Rollenvertauschungen und Subversierung sozialer Werte geleitet. Zukin verwendet die Beobachtung kultureller Übergangssituation zur

Beschreibung der sozialen Reorganisation von räumlichen und zeitlichen Bezügen infolge der oben beschriebenen ökonomisch angeleiteten, sozialräumlichen Umstrukturierungsprozesse.

Aufgrund ihrer tiefgreifenden Auswirkungen auf ökonomische Akteure und die ‚Kulturen‘ der Produktion sowie der Konsumtion lassen diese Prozesse Übergangszustände zu einer weit verbreiteten Erfahrung werden (vgl. Zukin 1993: 28f.). Liminalität kennzeichnet ein ‚Niemandland‘, das für jedermanns Erfahrung offen steht, das allerdings ohne Hinweise nur schwerlich zu verstehen ist. In den ‚liminal spaces‘ können sich die Einflüsse sehr unterschiedlicher Institutionen, aus den privaten und öffentlichen Sektoren, aus den Bereichen der Wirtschaft und der Kultur überkreuzen und verbinden und die tradierte soziale Bedeutung der Orte transformieren. Hotels, Ladengalerien, Kaufhäuser, Atrien und Museen werden so zunehmend zu durchmischten Orten für sowohl marktgeleitete als auch kulturelle Konsumtion. Nach Ansicht Zukins können die sich ausbreitenden liminalen Räume als Metapher für die Umstrukturierung gelesen werden, die aus dem Eindringen der überlokalen Marktkräfte in die lokalen Orte erwächst (vgl. ebd.: 54, 269).

In den ‚liminalen Räumen‘ vermischen sich nicht nur Angebote der Hoch- und Popularkultur, des Massenmarktes und exklusiver Konsumgüter, zugleich wird in ihnen „die sinn- und bedeutungskonstitutive Trennung zwischen privater und öffentlicher, ökonomischer und nicht-ökonomischer Normativität aufgehoben.“ (Noller 1999: 154). Liminale Räume sind Räume, in denen es gewissermaßen zu einer intensivierten Neudefinition von Ordnungsmustern und Zuschreibungspraktiken kommt. Auch hier wird sichtbar, dass die Grenzen zwischen ‚hoher‘ und ‚populärer‘ Kultur bis auf Randbereiche aufgeweicht sind, und dass Ökonomisches den Schein des Kulturellen sucht bzw. braucht. Die in Turners Beobachtung sozialer Übergangssituationen noch über rituelle Muster *sozial* gewährte Unterstützung weicht in den liminalen Räumen fluktuierenden Verhaltenansprachen, die systematisch versuchen die Passanten zu orientieren.

Peter Noller weist darauf hin, dass sich auch die in Städten immer wieder neu ausbildenden offenen Zonen und ‚vergessenen‘ Ränder als Räume der Liminalität betrachten lassen (vgl. ebd.). Hierbei kann es sich um Aneignungen von zuvor abgewerteten Räumen handeln, an denen sich die Wege, Lebenspraktiken und -haltungen derjenigen kreuzen, die von der Mehrheit der Bevölkerung vielleicht weniger gerne gesehen werden; Räume des Drogenkonsums und -handels, von Obdachlosen, ‚schwierigen‘ Jugendlichen etc. In hybriden Übergangszonen können sich unterschiedliche kulturelle und symbolische Ordnungen und Praktiken kreuzen und durchmischen. Im Kontrast zu den aufgewerteten Räumen können solche Räume das vorgezeigte Bild der Stadt empfindlich stören, dabei aber gerade auch die abgeblendeten Konfliktlinien sichtbar machen.

Es wurde oben bereits skizziert, dass sich der städtische Raum aus der Perspektive der subjektiven Aneignung nicht als eine feste durchdrungene Größe darstellt, sondern eher als eine in seiner Gesamtheit undurchsichtig bleibende flexible Konfiguration sehr unterschiedlicher Elemente. In dem Prozess der Raumkonstitution müssen die unterschiedlichen Dimensionen des Stadtraums, die konkrete physisch gegebene Stadt und die im Erleben wahrgenommene

soziale Stadt zu der je ‚eigenen‘ Stadt verschmolzen werden, die sich netzartig aus den Orten des sozialen und beruflichen Alltagshandeln zusammensetzt.

Mit Bezug auf de Certeaus ‚Rhetorik des Gehens‘ beschreiben Müller und Dröge diesen Prozess der Raumsynthese als einen, der in Bewegung erfolgt, der als mentaler Akt in Wechselbeziehung mit der städtischen Umwelt den Raum in den Schritten des Gehens erst hervorbringt. In der Synthese des eigenen Raums werden sowohl räumliche Distanzen überbrückt, d.h. Raumstellen werden unter Ausblendung der Zwischenräume zusammengebunden, als auch bestimmte Teilstücke stellvertretend etwa für Straßenzüge oder Stadtregionen besonders ausgewählt. Das in Bewegung synthetisierte Raumgebilde vernetzt in sich einzelne Segmente der Stadt, in dem diese subjektiv belebt und so gewissermaßen gegen den Plan gelesen werden (vgl. Müller/Dröge 2005: 125ff.). In diesem angeeigneten Raum zwischen vertrautem Ort und unbekanntem Raum kreuzt sich, so ließe sich sagen, die individuelle Geschichte mit der des Stadtraums.

Raum – Dazwischen

Die Raumqualität eines Dazwischen hat für Müller und Dröge eine doppelte Bedeutung. Zum einen bezieht sie sich auf den Raum zwischen zwei Orten, der individuell mit Bedeutung besetzt wird, sowie auf den Raum zwischen einem Ort und seinem Kontext, das ist zumeist die Stadt als Ganze. Hier ist der Bereich der stärksten Vermittlungsleistungen von Differenzen anzusiedeln. Zum anderen ist das Dazwischen eine kognitive Dimension. Deshalb neigt dieser Raum zwar zu Fluktuationen, ist aber dennoch von zentraler Bedeutung für die subjektive Konstruktion von Raumbildern. Verstetigt werden die Raumbildkonstruktionen dadurch, dass sie zumindest für bestimmte Zeit von zahlreichen Menschen geteilt werden (vgl. Müller/Dröge 2005: 125ff.).

Durch das Überschreiten von Grenzen im Durchmessen der Bereiche des Dazwischens in der Stadt entlang mehr oder weniger stabiler ‚Karten im Kopf‘ kommt es fortwährend zu Grenzverwischungen und Grenzauflösungen, wie Müller und Dröge hervorheben. Orte und Räume, Innen und Außen und auch hohe und populäre Kultur werden vermischt und verwischt, wobei die sich so ausbildenden Konfigurationen ebenfalls subjektiv synthetisiert werden. Das hier von der subjektiven Seite her belebbare Dazwischen zwischen den „Lebensorten“ und der Undurchsichtigkeit des Gesamtraums der Stadt bildet eine Leerstelle, die von Seiten der Gestaltung durch Ästhetisierungen aufgefüllt werden kann, allerdings nur, wenn sich die Gestaltungen für subjektive Anknüpfungen eignen; nicht selten werden hierfür nostalgische pittoreske Formen gewählt, die auf breite Resonanz hoffen lassen. Entscheidend für das Gelingen von ästhetisierenden Vermittlungen ist nach Ansicht Müllers und Dröges, dass das Dazwischen nicht aufgelöst wird. Denn wird es aufgelöst, so wird es belanglos und eignet kaum als ‚Material‘ für die subjektive Raumkonstitution, wie im Falle des von Müller und Dröge als „Grenzverwischung“ bezeichneten Phänomens, das zum Beispiel in Form von Homogenisierungen des Raums in stereotypen Großblockwohnanlagen zu beobachten ist oder auch dann auftreten würde, wenn die Ästhetisierung alle Bereiche gleichermaßen umfasst.

Die räumliche Vermittlungsleistung von Ästhetisierung ist angewiesen auf die Aufrechterhaltung eines Dazwischen, wie dies im Fall der „Grenzauflösung“ der Fall ist, die die beiden Autoren als eine weitere Variante von ästhetisierender Vermittlung vorstellen. Bei Prozessen der Grenzauflösung handelt es sich um lokale Prozesse der Entdifferenzierung, die immer mit einer Neubildung von Differenzen verknüpft sind, etwa wenn die in einem bürgerlichen Altbauquartier im 19. Jahrhundert gesetzten sozialräumlichen Parameter im Prozess der Gentrifizierung (oder auch der Hausbesetzung) sozial völlig neu konfiguriert werden; meist mit dem Resultat sozialer Segregation, d.h. der Neudefinition von Differenzen. In dem Begriff der Grenzauflösung kommt die Ambivalenz der Ästhetisierung selbst nochmals zum Ausdruck: „Grenzauflösung ist die kulturelle und soziale Dynamik der Stadt, ihre keineswegs konfliktfreie Lebendigkeit.“ (Müller/Dröge 2005: 131)

Die von Müller und Dröge als ‚Dazwischen‘ gekennzeichnete Raumqualität weist Überschneidungen mit Lefèbvres ‚gelebtem Raum‘ auf, der ebenfalls als eine Qualität des fortwährenden Bildens und Umbildens von Differenzen aufgefasst werden kann. Der gelebte Raum ist eine von drei Dimensionen von Lefèbvres Raumbegriff. Neben der die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse hinnehmenden ‚räumlichen Praxis‘ des alltäglichen Lebens, in dem räumliche Konfigurationen einfach wahrgenommen und reproduziert werden und der ‚Repräsentation des Raums‘ im Sinne eines abstrakten, konzeptionellen Raums der Planung, Wissenschaft und Theorie, ist der ‚gelebte Raum‘ der ‚Raum der Repräsentation‘. Gelebter Raum ist Raum des Ausdrucks, der Bildung und Umbildung von Bedeutungen und Symbolen im Gebrauch. Hier liegen die Potentiale des Unterlaufens dominanter Diskurse und Ordnungen, für Widerstand und zur Imagination anderer Räume. Lefèbvre misst dem gelebten Raum eine wichtige Rolle bezüglich der Schaffung ‚alternativer‘ (Gegen)Räume zu, die sich der sozial-räumlichen Reproduktion der Gesellschaft zumindest vom Ansatz her zu entziehen vermögen (vgl. Lefèbvre 1991, Anarchitektur 2002).

Im Hinblick auf die mehrfach angesprochene Ambivalenz der ästhetischen Vermittlungsschichten, die in den Raumgestaltungen immer auch soziale Ungleichheiten reproduzieren, verstärken oder auch konterkarieren, spielt die erworbene – und zunehmend im Stadium des Erwerbens verbleibende – ästhetische Kompetenz eine raumkonstituierende Bedeutung; das war auch der Ausgangspunkt der Praxis des Umherschweifens der Situationisten. Auch wenn die Definitions-, Aneignungs- und Umformungsmöglichkeiten von kulturellen ‚Gütern‘ nach klassen-, kohorten-, altersspezifischen Aspekten sehr unterschiedlich ausfallen, besteht in der ‚Arbeit am ästhetisch (hermeneutischen) Blick in den Raum‘ *ein* Anknüpfungshorizont zu einer reflexiven Transformation des Raums.

4.8 Ästhetisierte Hybridräume

Nach Ansicht Marc Augé's wird die Ausbreitung inselhafter Inszenierungen fiktionaler Räume insbesondere durch das generell zunehmende Gewicht, das heute den zirkulierenden

medialen Bildern zukommt, befördert. Mit einer verstärkten Prägung des Erfahrungshorizontes durch mediale Einflüsse und dem Relevanzverlust von ortsgebundenen sozialen Beziehungen werden fiktionale Inszenierungen attraktiv, die vertraute Elemente mit dem Reiz des Unbekannten verbinden. Aus der Perspektive gesteigerter gesellschaftlicher Vermittlungsanforderungen scheinen die aus festgelegten Repräsentationszusammenhängen befreiten Bilder hierbei in die Konstruktion von Räumen einzufließen, die selbst durch eine ambivalente Mischung aus Aspekten von Orten und Nicht-Orten gekennzeichnet sind. Selbst die vermeintlich spezifische Urbanität einer Stadt wird zeichenhaft von ihrem materiellen Träger entkoppelt, vielfältig reproduziert und in unterschiedlichen medialen Formen wieder dargeboten, beispielsweise etwa in dem Einkaufszentrum O-Centro in Oberhausen. Nun ist dies sicherlich nicht die Urbanität, die zuvor mit dem Begriff angesprochen wurde. Es ist auch nicht die Urbanität, die sich nach Ansicht Häußermanns und Siebels mittlerweile von dem städtischen Raum abgelöst hat und als eine bestimmte geistige Haltung in unsere Köpfe übergegangen ist (vgl. hierzu auch Abschnitt 2.1.3).

Die von Augé als ‚Blasen der Immanenz‘ angesprochenen Räume können als besondere Ausprägungen von Räumen aufgefasst werden, in denen sich ganz unterschiedliche symbolische Ordnungs- und Bedeutungsmuster kreuzen. Ich möchte diese Räume hier als ‚hybride Räume‘ bezeichnen und in eher ‚dichte‘ und eher ‚undichte‘ Ausprägungen auffächern. Als dichte Hybridräume lassen sich die durchinszenierten Räume der Themenparks, besonders inszenierte Einkaufszentren, Hotelanlagen, städtische Zitadellen, ‚Factory-Outlets‘ von Markenfirmen usw. (Augés Blasen der Immanenz) bezeichnen. Sie bieten zumeist vielstimmige Ansprachen unter dem Dach einer Gesamtinszenierung, wobei zugleich jedes Einzelelement aufgeladen gestaltet ist und entweder um die Aufmerksamkeit der Besucher wirbt oder deren Ausrichtung auf andere Elemente befördern soll. Die Eigensinnigkeiten der Aneignung dieser Räume sind begrenzt, da die Durchorganisation und -inszenierung keine großen Abweichungen und Ausfälligkeiten duldet, ohne das Gesamtunterfangen zu gefährden. Dennoch sind die je individuellen projektiven Vermögen der Besucher angesprochen, lassen sich die inneren Wunschbilder und Imaginationen hier gefahrlos nähren.

Undichte Hybridräume sind dagegen durch eine Mischung gestalteter und vernachlässigter Elemente und Zwischenräume gekennzeichnet. Hier bröckelt es bisweilen und die aufbrechenden Lücken weisen in unbegrenzte Tiefen, die sowohl Raum für ganz Anderes, für Abweichungen als auch für Bedrohlichkeiten lassen; hier fehlt der Rahmen einer Gesamtinszenierung. Die partielle Unvertrautheit wird hier nicht gesamtgestalterisch abgefangen, sondern muss immer wieder aufs Neue und individuell geleistet werden. Hybride Räume sind dadurch gekennzeichnet, dass in ihnen ganz unterschiedliche Symbol- und Zeichenregime zusammentreffen und eine Vielzahl von Ansprachen von mehr oder weniger vertrauten Elementen in unterschiedlichen medialen Formen gleichzeitig präsent sind. Aus der Perspektive der Wahrnehmung schichten sich in Hybridräumen ganz unterschiedliche Räume ineinander, zum Beispiel wenn Plakate oder Monitore den Strand von Miami oder die Felder Irlands einstreuen. Sicherlich weisen die meisten Räume hybride Qualitäten auf, so dass die Kennzeichnung unscharf bleibt. Doch angesichts einer zunehmenden Durchdringung von physischen Räumen mit elektronisch-medialen Elementen und Schichten, scheint mir eine Refle-

xion der Ausprägungsgrade und medialen Qualitäten räumlicher Hybridisierungen hilfreich. Mit der Unterscheidung zwischen 'dicht' und 'undicht' bzw. von 'Dichtegraden' der Durchgestaltung und -rationalisierung lässt sich das Eingebundensein von Räumen und der darin platzierten Dinge und Menschen in unterschiedliche 'Expertensysteme' in den Blick nehmen.²¹ 'Dicht', 'undicht' und 'hybrid' kennzeichnen demnach bestimmte räumliche Qualitäten, die in ganz unterschiedlichen Räumen in unterschiedlicher Ausprägung in Erscheinung treten können.

Auch wenn in den dichten Hybridräumen die intendierten ästhetischen Ausgestaltungen dominieren, das unbestimmte Zusammentreten von einzelnen Raumelementen dagegen kaum auszumachen ist, und die inszenierten Räume zum Verweilen und nicht zum Durchqueren einladen, so weisen sie doch auch Züge der oben mit Müller und Dröge skizzierten Raumqualität des Dazwischen auf. Hier verbinden sich Elemente, Zeichen und Symbole, die über Medien, Warenkonsum oder konkrete Erfahrungssituationen in das individuelle Erfahrungswissen integriert sind, mit Momenten der Überraschung, des Besonderen, des Fremden derart, dass sich die in dem Aufeinandertreffen der Differenzen einstellende Vermittlungsanforderung durch die umgreifende Durchgestaltung schon mitpräsentiert wird. Codes, die den momentanen Gebrauch der Räume leiten, verbinden sich sowohl in den Themenparks, wie in den thematisch überformten Einkaufszentren mit symbolischen Konnotationen, die weder zu abgestanden noch gänzlich unvertraut sein dürfen, um für möglichst viele der Besucher Assoziationsräume eröffnen zu können.

Im Unterschied dazu zeichnet sich der weniger durchästhetisierte städtische Raum gerade dadurch aus, dass in ihm eine Vermittlung von Differenzen, von unterschiedlichen Ortsqualitäten in der Bewegung durch die Zwischenräume individuell geleistet wird und die

²¹ Es sei angemerkt, dass sich hier auch eine Verbindungen zu Foucaults Begriff der 'Heterotopien' für eine weitere Differenzierung von unterschiedlichen Raumtypen anbieten würde, die hier allerdings nicht weiter verfolgt wird. Ein kleiner Hinweis mag genügen: Foucault bezieht sich mit dem Begriff der Heterotopien insbesondere auf solche Räume, die gewissermaßen als 'andere Räume' eine inverse Beziehung mit den dominanten sozialräumlichen Konfigurationen unterhalten, und zwar derart, dass sie deren raumkonstituierende sozialen Beziehungsgeflechte „suspendieren, neutralisieren oder umkehren.“ (Foucault 1999: 149) Diese Räume stehen mit allen anderen in Verbindung, widersprechen ihnen aber zugleich; Utopien und Heterotopien sind ihre beiden Typen. Erstere sind Platzierungen, die als Schatten oder als Ideal der Gesellschaft eine Beziehung mit dieser unterhalten. Letzteren nähert sich Foucault in einer trefflichen Beschreibung der Relation zwischen Spiegelbild und Betrachter: „Der Spiegel funktioniert als eine Heterotopie in dem Sinn, daß er den Platz, den ich einnehme, während ich mich im Glas erblicke, ganz wirklich macht und mit dem ganzen Umraum verbindet, und daß er ihn zugleich unwirklich macht, da er nur über den virtuellen Punkt dort wahrzunehmen ist.“ (ebd.: 150) Heterotopien sind Räume, in denen abweichendes Verhalten angetroffen werden kann, bzw., wie im Fall der Friedhöfe, das Andere des Lebens verortet wird. Während in frühen Gesellschaftsformen, andere Orte für bestimmte Krisen- bzw. Übergangsphasen oder besondere Zustände vorgesehen waren –, Wochenbett, Zeit des Heranwachsens, menstruierende Frauen u.a. – sind diese heute zu „Abweichungsheterotopien“ geworden: psychiatrische Krankenhäuser, Erholungsheime, Gefängnisse und auch Altersheime. Andere Orte der Gesellschaft sind durch Regulierungen des Zugangs gekennzeichnet. So kann der Aufenthalt in ihnen erzwungen sein oder durch bestimmte Formalien oder Übergangsriten reguliert werden. Andere Formen der Heterotopien sind z.B. Jahrmärkte und Feste, Museen und Bibliotheken, Kasernen und Bordelle. Heterotopien mit langen Traditionslinien können mit der Zeit andere Organisationsformen aufweisen. In Heterotopien können, und hier besteht eine deutliche Überschneidung zu dem oben eingeführten Begriff des Hybridraums, ganz unterschiedliche räumliche Konfigurationen zusammenkommen, wie etwa im Kino oder auf der Bühne. Ein weiteres wichtiges Kennzeichen von Heterotopien macht Foucault darin aus, dass in ihnen zumeist die routinierten alltäglichen Zeitabläufe unterbrochen werden; Foucault spricht von Heterochronien. Ein situativer Zeitschnitt eines heterotopen Raums ist beispielsweise ein Fest. Gewissermaßen in Umkehrung der Flüchtigkeit des Festes wird in Museen und Bibliotheken jede Zeit auf Dauer gestellt und akkumuliert. Heterotopien erfüllen gegenüber den übrigen Räumen der Gesellschaft Funktionen: entweder zeigen sie als „Illusionsheterotopien“ andere Welten auf, die gegenüber dem alltäglichen Leben das Besondere, Exquisite und begehrte Andere inszenieren, oder sie bieten als „Kompensationsheterotopien“ wohl geordnete, übersichtliche und klare Räume als Gegenpart zur Wirrheit und Unordnung der übrigen Welt; zu letzteren zählt Foucault auch Kolonien (vgl. ebd.: 145-157).

Raumsynthese nicht zur Stillstellung kommt. Hier muss mit dem Unerwarteten gerechnet werden, das tatsächlich bedrohliche Ausmaße annehmen kann. Es fehlt die für dichte Hybridräume typische Vorglättung der Differenzen. Denn in den städtischen Räumen lagern sich die differenten Elemente mit der Zeit im Raum an und treffen im Raum des Dazwischen mit ihren ungeschminkten Andersheiten aufeinander. Durchinszenierte Räume sind in ihrer Vermittlungsdimension durch den oben eingeführten von Müller und Dröge verwendeten Begriff der ‚Grenzauflösung‘ gekennzeichnet. Sie vermitteln Differenzen und produzieren zugleich auch neue und halten so die Raumqualität des Dazwischen durchaus präsent. Die hier eingeführte Differenzierung der räumlichen Qualitäten, ‚dicht‘, ‚undicht‘ und ‚hybrid‘, stehen quer zur Qualität des Dazwischen, in dem sie sich auf die ‚Grade‘ der zu einer Zeit in einer räumlichen Konfiguration *intendiert* eingesetzten Gestaltung und auf die Überkreuzungen von symbolischen und medialen Ansprachen und Ordnungsprogrammen beziehen. Da die Raumqualität des Dazwischen gewissermaßen auf einer vorgelagerten Differenzierungsebene angesetzt werden kann, sind dichte wie undichte Hybridräume durch unterschiedliche Ausprägungen des Dazwischen gekennzeichnet. Vielleicht ließe sich sagen, dass die Raumqualität des Dazwischen in undichten Räumen tendenziell in ausgeprägterer Form anzutreffen ist.

Interessant ist auch, dass über die zunehmende Bedeutung der Medien für die Sozialisation und für den individuellen Erfahrungshorizont bestimmte mediale Einspielungen vertrauter sein können als die Dinge und Menschen im jeweiligen Raum vor Ort. Angedeutet ist hiermit, dass in der Wahrnehmung des Raums unterschiedliche mediale Komponenten wirksam sind, und dass die Vertrautheit und die Umgangserfahrungen mit den unterschiedlichen im Raum zusammentreffenden medialen Formen einen nicht unerheblichen Einfluss auf die Aneignung und Konstitution des Raums haben können.

Der „Raum der Phantasie und des Spiels, nach dessen Maßgabe tagtäglich unsere Träume zugeschnitten und programmiert werden“ (Augé 1994: 37) ist ein weltumspannender Raum, der für Augé sowohl am Informationsraum als auch am Konsumraum Teil hat, aber mit keinem der beiden identisch ist. In ihm, dessen Zentralinstanz der Raum der Monitore ist, ist das Ereignis gegenüber der Information privilegiert; in Bildern, die die Ferne nah rücken, wird Raum konsumiert. Die unterschiedlichsten „Landschaften und Gesichter“ werden so zu einem Element des Alltagslebens ganz unterschiedlicher Individuen. In diesem Raum kommen verschiedene Raumtypen zusammen: Ereignisräume wechseln mit den Ansagen der Nachrichten; Räume des Handelns und des Konsums, die Verhaltensmuster vorführen, wechseln mit Räumen der Gewalt; alle werden sie in Szene gesetzt im Darstellungsraum. Die elektronischen Medien verknüpfen vormals getrennte Bereiche und dadurch verschwindet, so die zentrale These von Meyrowitz, die Trennlinie zwischen privatem und öffentlichem Verhalten, genauso wie die Verbindung zwischen konkretem Ort und dem Ort sozialer Beziehungen aufgeweicht wird (vgl. Meyrowitz 1990).

Generell dürfte es für die Wahrnehmung von urbanen Räumen, die von unterschiedlichen symbolischen und zeichenhaften Ordnungen durchsetzt sind, bedeutsam sein, inwiefern die unterschiedlichen – im Falle von Reklamen und vorübergehenden Dekorationen schnell wechselnden – Zeichen und Symbole über die Zeit bereits in das Gedächtnis eingelagert

sind. Es ist nicht zu übersehen, dass in der kommerziellen Symbolproduktion und Platzierung sowohl unterschiedliche mediale Räume als auch konkrete Räume im Verbund besetzt werden und so, sich gegenseitig stützend, ein Netz der Präsenz in Form eines möglichst dichten Erinnerungsstroms spannen sollen. Produzenten und Anbieter verschiedener Produkte gehen derweil dazu über, ihre Werbungen aufeinander abzustimmen, Querweise einzusetzen und dabei auch die unterschiedlichsten Medien zum Einsatz zu bringen. Zugleich werden die Grenzen zwischen sachlicher Information aus Expertenfeder oder -mund und Werbung undeutlicher, etwa wenn Redaktionen Informationen direkt von den Produktanbietern übernehmen. Bekanntlich ist der Kampf um die begrenzte Ressource Aufmerksamkeit kostspielig, weshalb sich natürlich nicht jedes Symbol bzw. Zeichen gleichermaßen präsent platzieren kann.

Die medialen Präsenzen im Raum weisen sowohl untereinander wie bezüglich des konkreten Raums insgesamt wechselwirksame Bezüge auf. Im Hinblick auf die oben versuchsweise eingeführte Unterscheidung zwischen dichten und undichten Hybridräumen sind diese wechselwirksamen Bezugnahmen von unterschiedlicher Qualität. Im dichten Feld sind sowohl die Platzierungen der Medien und sonstigen Einzelemente zu einem großen Teil intendiert und sollen mit ihren Ansprachen auch folgenreich sein, das heißt, bestimmte Wirkungen erzielen. In undichten Hybridräumen, die stärker durch eine individuell zu erbringende Vermittlungsleistung gekennzeichnet sind und unbesetzte Zwischenräume aufweisen, ist dieser Ausrichtungscharakter der Ansprachen deutlich geringer ausgeprägt, auch wenn jedes der Elemente im Raum irgendwann einmal mehr oder weniger intendiert gestaltet und platziert worden sein mag, aber eben aus dem Fluss der Zeit und aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen und Intentionen heraus.

Unter räumlichen Gesichtspunkten lässt sich das, was wir Alltag nennen, vielleicht als eine ‚Komposition‘ einer Fülle von Szenarien auffassen, die vielfach ineinander verschlungen sind. Jederzeit können sich plötzliche Szenenwechsel ereignen, etwa wenn der Schulhof zur Kampfarena oder der Bus zum Café wird. Der städtische Raum bietet für die im sechsten Kapitel eingehender thematisierte ‚Kompetenz des Antwortens‘ ein geeignetes Experimentierfeld an, da sich hier jederzeit unterschiedliche Ordnungsschemata und Handlungszusammenhänge durchkreuzen und zu unvorhergesehenen Differenzbildungen und -erfahrungen führen. In dieser Hinsicht kann die situationistische Technik und Theorie des Umherschweifens als ein Beispiel im Experimentieren mit dem anvisierten Kompetenzbündel dienen. Die ‚Zwischenereignisse‘ und Schwellenerfahrungen als Übergangsphänomen bieten Blickverschiebungen, die die ‚Kompositionen‘ von Ordnungen tendenziell deutlicher hervortreten lassen.

Städtische (undichte) Räume sind zumeist von zahlreichen Zonen durchsetzt, in denen nicht nur in den konkreten Raumgestaltungen offene Übergangszonen zwischen unterschiedlichen Ordnungsmustern bestehen, sondern auch verschiedene (alltägliche) Handlungszusammenhänge, die von unterschiedlichen Regelungen bestimmt werden, ‚ungeregelt‘ ineinander greifen. In den Zwischenereignissen der Erfahrung solcher Übergänge, müssen – anders als in den rituellen Praktiken der von Turner beschriebenen liminalen Zonen des Übergangs –

die Weisen des Überschreitens selbst konstruiert werden, wodurch die jeweils über eine Schwelle verbundenen Bereiche gewissermaßen in eine blickeröffnende Unruhe versetzt werden können.

Mediales Dazwischen

Im Zusammenhang mit dem Bedeutungszuwachs medialer Räume für die Erfahrung kann die oben mit Müller und Dröge als ‚Dazwischen‘ bezeichnete Raumqualität als eine in mehrfacher Hinsicht durchmischte BezugsgöÙe betrachtet werden. Sie findet beispielsweise in medialen Repräsentationen des städtischen Raums ihren Widerhall – insbesondere im Film – und lässt sich entsprechend auch hier in ihrer Vermittlungsdimension denken. Die wenig bekannten Zwischenräume der Stadt tauchen in den medialen Räumen in transformierter und aufbereiteter Form, man könnte sagen, als eine mediale Variante von Foucaults ‚anderen Räumen‘ wieder auf. Das Fremde auf dem Bildschirm greift Wunschresiduen des Überschreitenwollens des Vertrauten, des Lokalen auf und bietet zumindest in medialer Distanz, Möglichkeiten genau in die Bereiche einzutauchen, die in der konkreten Lebenserfahrung hochgradig mit Ängsten besetzt sein können. Es werden Blicke in unbekannte Räume, die kaum Nähe zu dem persönlichen Lebens- und Erfahrungshorizonten aufweisen, gewissermaßen herangezoomt und zugleich auf Distanz gehalten. Das Dazwischen der städtischen Raumerfahrung wird in der medialen Repräsentation zumindest im Prinzip in den Bereich der Reflexion geholt, was je nach spezifischen Aneignungsbedingungen zu sehr unterschiedlichen Reaktionen von Vertrauensgewinn bis zu weiterer Verunsicherung führen kann. Hierbei werden die angedeuteten Umgangsweisen mit anderen Medien genauso eine Rolle spielen, wie die kommunikativen Umfelder, in die die jeweilige Rezeption eingebunden ist. Die medialen und technischen Möglichkeiten in der „Vernichtung von Distanz und in der *Herstellung von Nähe*“ (Großklaus 1995: 86) stellen zugleich große Anforderungen an die Orientierungsfunktionen von Raum und Zeit der alltagsweltlichen Erfahrung. Die über mediale Räume kurzfristig eingestellten Bilder und Informationen können hierbei ebenfalls einer kurzweiligen Versicherung der eigenen Realität dienen. Man könnte sagen, dass sie Materialien für die Kommunikation und Orientierung auch in weniger vertrauten konkreten Räumen bieten; etwa über das Bewusstsein, dass diese Räume ebenfalls mit vertrauten medialen Formen durchzogen sind.

4.9 Vermittlungsanforderungen

Die Technisierung des Alltags weist, das wurde oben hervorgehoben, mediale Aspekte auf: Technik bildet einen unausdeutbaren Horizont, in den viele menschliche Erfahrungsbereiche eingestellt sind und der zugleich einen unbestimmten Ordnungsrahmen bietet. Einerseits erbringt Technik gerade darüber, dass sie Können, Wissen und Wollen verdinglicht, Entlastungen, andererseits fordert sie Vertrauen gegenüber den in ihr verfestigten Erwartungen und

Handlungsmustern und gegenüber den in sie eingebundenen Expertensysteme. Da in fast allen Lebensbereichen die Organisation des Alltagshandelns von technischen Objekten und Systemen mitbestimmt wird, kann dieses Handeln als technisch mediatisiert betrachtet werden. Mediatisiert wird es dabei durch Resultate kognitiver Leistungen, die im Gebrauch nur geringfügig kognitiv nachvollzogen werden müssen und können. Durch diese technische Mediatisierung des Alltags reproduzieren sich auch unintendierte Folgen des soziotechnischen Handelns. Die Reflexion der in soziotechnischen Systemen perpetuierten Selbst- und Weltbezüge kann aufgrund der Komplexität und der im Alltagshandeln weitgehenden Unsichtbarkeit ihres Funktionierens wiederum in erster Linie nur über abstrakte Expertensysteme erfolgen. Dass dies unter derzeitigen Bedingungen nur äußerst defizitär erfolgt, wurde oben angesprochen.

Die technische Mediatisierung des Alltagshandelns, der Bedeutungszuwachs von Fernbeziehungen in der Sozialisation, die mediale Durchsetzung des Erfahrungswissens wie auch die gestiegene Bedeutung des Wissens und der Symbolproduktion in der gesellschaftlichen Reproduktion bringen kognitive und ästhetische (hermeneutische) Vermittlungsanforderungen mit sich. Zwischen abstrakten – mithin global ausgreifenden – Systemen und alltagsweltlicher Erfahrbarkeit dieser Systeme klaffen Differenzen auf, die Spielräume bieten für spannungslindernde Besetzungen durch ästhetisierte Gestaltungen und mediale Botschaften wie auch für individuelle und gemeinschaftliche Wunschprojektionen. Die Vermittlungsangebote sind zunehmend wiederum in komplexe abstrakte Produktions- und Organisationssysteme eingebunden: sowohl die Medienangebote als auch die Gestaltungen in Einkaufszentren, Hotelketten oder Ferienressorts ruhen mit ihren ästhetisierten Gestaltungen auf durchrationalisierten und -technisierten Expertensystemen auf; allerdings ohne dass diese Ebene vor Ort phänomenal wahrnehmbar wäre. Einkaufswelten beispielsweise sind durchzogen mit (un)sichtbaren Auswüchsen von Expertensystemen logistischer, ökonomischer, technischer und ästhetischer Art; selbst die in ihnen versammelten Waren haben jeweils Mengen von Expertise in sich aufgesogen: die Tomate ist mit den Zentren biotechnischen und chemischen Wissens verbunden, ebenso das Brot mit all seinen Zusatzstoffen, die letztlich nur den Produzenten von Antiallergika zugute kommen. In den Vorstellungen bleibt die Tomate aber zumeist weiterhin ein Produkt der Natur, und wird Brot in der Backstube weiterhin aus Mehl gefertigt.

Einkaufszentren sind dichte Hybridräume, die sowohl als Orte der Waren als auch über die in ihnen versammelten Waren selbst in mediale Verbundsysteme eingeflochten sind. Die vielbeworbenen Produkte, die über unterschiedliche Medien in das Erfahrungswissen eindringen und sich dort über die zeitliche Dauer ihres wiederholten und variierenden Erscheinens zu verstetigten Orientierungsgrößen verdichten, eignen sich als Zeichen des beiläufigen Aufmerkens. Wenn wir in der Wahrnehmung von und in dem Umgang mit ästhetischen Gestaltungen gerade einen Abgleich für die durch technische und mediale Systeme mit erzeugten Differenzbildungen angeboten bekommen und suchen, sind wir zugleich mit genau diesen Systemen aufs engste verbunden.

Das Eingebundensein der Waren, Medien- und Freizeitangebote in die vielfach weltweit sich ausstreckenden rationalisierten Systeme muss verborgen bleiben, wollen diese zumin-

dest vorübergehende Harmonisierungen des Widersprüchlichen und Unvereinbaren leisten. Zugleich schaffen diese Angebote eine Dichte voller Intentionen, Aufforderungen, Ansprachen, die die Zwischenräume und Leerstellen gänzlich zu verdrängen scheinen, die eine produktive Bearbeitung der Differenzen erlaubten. In dichten Räumen wird das individuelle Agieren von Systemen übernommen – etwa die Fahrstühle und Rolltreppen im Bonaventure-Hotel oder die Animation des Freizeit- und Gesellschaftsleben in Celebration. In dichten Räumen werden der je individuellen Bedeutungsgenerierung, also der Aktivität, in der, mit Anders gesprochen, die spezifisch menschlichen Vermögen der Imagination, des Gefühls und der Verantwortung ihren Raum beanspruchen könnten, vorgefabrizierte Wünsche dargeboten. In dichten Räumen darf eifrig projiziert werden, doch fehlen die offenen Flächen, die das Unvorhergesehene entstehen lassen könnten, die ein Experimentieren mit den Dingen, der Kommunikation, den Erscheinungen erlaubten.

Der von Jameson am Innenraum des Bonaventure-Hotels beschriebene, sich durch die Übergabe des eigenen Bewegungs- und Orientierungsvermögens einstellende Distanzverlust ist allerdings nur ein vorübergehender. Jedes Hotelatrium wird auch wieder verlassen, andere elektronisch-mediale und konkret-mediale Erfahrungen bilden mit den im Hyperraum gewonnen Eindrücken Differenzen aus. Die Distanz verschwindet nur dann gänzlich, wenn das relationale Netz der über die Zeit in unterschiedlichen Räumen und über unterschiedliche mediale Formen vermittelten Erfahrungen nicht berücksichtigt wird. Erfahrungen sind in Bewegung, wie auch die Wahrnehmungen: im Strom des Bewusstseins wechseln Zustände des zerstreuten beiläufigen Bemerkens, des zielgerichteten Achtgebens, des kontemplativen Achtsam-Seins einander ab, und immer sind eigene Vorstellungen, Bilder, angesammeltes Erfahrungswissen bzw. Erinnerungsbilder mit eingestreut. Die von Assmann differenzierte ästhetische Aufmerksamkeit ist als Kompetenz charakterisiert, zwischen unterschiedlichen Wahrnehmungshaltungen umschalten zu können. Sie ist eine Aufmerksamkeit, die die Wahrnehmung „vom Alltäglichen aufs Außeralltägliche und vom Sinnlichen aufs Geistige bzw. vom Abstrakten aufs Sinnliche, vom Gewöhnlichen aufs Ungewöhnliche und vom Zweckmäßigen aufs Bedeutungsvolle umzulenken vermag.“ (Assmann 2001: 22) Es handelt sich um eine Kompetenz, deren Ausbildung sicherlich noch nicht ausgereizt und deren Bedarf angesichts der individuellen und gesellschaftlichen Vermittlungsanforderungen wohl kaum zu unterschätzen sein dürfte. Mit der ästhetischen Aufmerksamkeit sind auch die beiden Dimensionen der Reflexivität, die kognitive und die ästhetisch-hermeneutische, und deren wechselseitige Beziehung angesprochen, die beide für eine Bearbeitung der Differenzbildungen und der Reproduktion unintendierter Handlungsfolgen in Anschlag genommen werden; eingeschlossen der Reproduktion von sozialen und kulturellen Handlungsmustern durch sozialräumliche Konfigurationen.

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass mit den skizzierten Mediatisierungs- und Ästhetisierungsprozessen Vermittlungsleistungen und -anforderungen erwachsen, die kognitive und ästhetisch hermeneutische Reflexionsformen gleichermaßen betreffen. In den medialen und mediatisierten Räumen zirkulieren vielfältige und zum Teil widersprüchliche Vermittlungsangebote, sei es in Form von ‚Expertenwissen‘ oder in Form von ästhetischen Produktionen. Der Einzelne steht vor der nicht gerade einfachen Aufgabe, die auf ihn einströmenden Reize

und Information zu filtern und zur Grundlage seiner Entscheidungen zu machen. Nach Ansicht Lashs kann die hierfür veranschlagte Reflexivität erst dann kritisch werden, wenn sie über die Reflexion der Alltagserfahrung hinausgeht und die Systeme, in die diese eingelassen ist, mit reflektiert: zum Beispiel die Warenform kulturindustrieller Produkte.

In diesem Zusammenhang gehe ich davon aus, dass Lesen, Aneignen und Nutzen von Räumen und Medien vielschichtige wechselwirksame Relationierungen aufweisen. Hierfür wird Erfahrungswissen in Anschlag gebracht, dass sich wiederum in der Zeit in Abfolgen des Gebrauchs unterschiedlicher Medien und Räume bildet und akkumuliert, wobei subjektiven und kollektiven Bildkonstruktionen, wie etwa Raumbildern, konfigurationsbildende und -verstetigende Orientierungskraft zukommt. Die Möglichkeiten, Medien und Räume zu lesen, anzueignen und zu nutzen sowie der Erwerb der Kompetenzen hierfür sind unter heutigen Bedingungen offensichtlich weiterhin (und tendenziell sogar verstärkt) durch tiefgreifende Ungleichheiten gekennzeichnet.

5 Ästhetische Vermittlungen

Der autonomen Kunst werden trotz oder gerade wegen ihrer Entbindung von pragmatischen Zwecken Beziehungen zum Politischen zugeschrieben. Die Herauslösung der Kunst aus den unmittelbar lebenspraktischen Anforderungen ist verbunden mit den Entwicklungen der bürgerlichen Gesellschaften im 18. Jahrhundert, weist allerdings bereits eine deutlich längere Geschichte auf (vgl. etwa Warnke 1985 u. Wyss 2006). In dieser Zeit wird die Kunst zunehmend in der heute noch maßgeblichen Form institutionalisiert, wobei sich zugleich die Weisen verändern, wie Kunst produziert, vermittelt und rezipiert wird (vgl. Bürger 1974: 28ff.). Als weitgehend der Selbstbestimmung überlassene Sphäre bleibt Kunst jedoch auf die Gesellschaft bezogen und ist offen für verschiedene, eben auch politische, Funktionszuschreibungen. Nach Bürger lässt sich zwischen der institutionellen Rahmung der Kunst und der Möglichkeit der Einzelwerke, politische Gehalte zu vermitteln, ein Spannungsverhältnis ausmachen, das die Kunst der bürgerlichen Gesellschaft grundlegend kennzeichnet. Die klassischen Avantgardebewegungen haben es unter anderem auf dieses Spannungsverhältnis abgesehen, indem sie die Trennung zwischen Kunst und Lebenspraxis aufheben wollten. Es ging ihnen, so Bürger, nicht darum, die Kunst abzuschaffen, vielmehr wollten sie ausgehend von der Kunst eine neue Lebenspraxis aufbauen und damit zugleich die alles überformende Dominanz der Zweckrationalität beseitigen (vgl. ebd. 32 u. 67).

Im Zuge der Freistellung der Kunst von der gesellschaftlichen Wirklichkeit, die zunehmend als eine zerrissene wahrgenommen wird, wächst ihr u.a. die Aufgabe zu, „die Einheit, die in der Wirklichkeit immer seltener zu finden war“ (Engler 1992: 28) darzustellen. Kunst wird gleichermaßen zum Ausdruck der zerrissenen Wirklichkeit und zum möglichen Widerstand gegen diese. Für ein Verständnis der Entstehung des bürgerlichen Kunstbegriffs hält Ulrich Engler für entscheidend, dass sich dieser in Anbetracht der Empfindung und Reflexion der gesellschaftlichen Zergliederungs- und Entfremdungsprozesse entwickelt hat. „Die Welt der Subjekte und die subjektive Welt decken sich nicht mehr; Erfahrung gilt nicht mehr selbstverständlich als Erfahrung von Welt. Erst in diesem Zusammenhang konnte der Kunstbegriff die Rolle des Statthalters einer besseren Wirklichkeit erhalten, der nur als Schein schon jetzt erscheinen darf.“ (ebd.: 29)

Mit Bezug auf Reinhart Kosellecks Studie zur ‚vergangenen Zukunft‘ (vgl. Koselleck 1979) hebt Engler die Bedeutung einer neuen Zeiterfahrung hervor, die sich mit den gesellschaftlichen Beschleunigungsprozessen entwickelt und in Verbindung steht mit der Ausbildung der Begriffe ‚Geschichte‘ und ‚Fortschritt‘. Mit der Wahrnehmung der sich neu ausbildenden Beziehungsnetze, Produktionsmöglichkeiten und Zeiterfahrungen verändern sich zugleich die Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte. Nicht mehr im Reservoir der Tradition werden die Inhalte zur Bildung von Erwartungen gesucht, sondern in der Zukunft. Damit avanciert das Neue selbst zu einer eigenständigen Kategorie mit besonderer Wertbeimessung. Diese neue Konstellation von Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten bildet für Engler den sozial-kulturellen Hintergrund für die Entwicklung des neuen Kunstverständnisses (vgl. ebd. 31f.). „Die Objekte künstlerischer Tätigkeit werden durch ihre Auszeichnung als ‚Kunst‘ mit einer Erwartung ausgestattet, die in der Erfahrung ihrer realen Gehalte nur

schwerlich realisiert werden kann.“ (ebd.: 32) Wie Engler andeutet und Helmut Draxler weiter ausführt, erfolgt der Prozess der Ausdifferenzierung unterschiedlicher gesellschaftlicher Teilbereiche mit jeweils eigenen Funktionsparametern und Rationalitäten im Fall der Kunst nicht auf gleiche Weise. Zwar weist das Feld der Kunst, so Draxler, „Elemente der Logik der Ausdifferenzierung anderer Felder“ auf, es unterscheidet sich von diesen aber auch grundlegend. Das Spezifische der Kunst „liegt eben nicht in der Spezialisierung eines sich mehr und mehr autonom definierenden Bereichs, sondern gerade im Nicht-Spezialisierten, darin, den Rest eines anderen Lebens bewahren bzw. das Versprechen auf ein solches artikulieren zu wollen“ (Draxler 2007: 61); was nicht heißen soll, dass es im Feld der Kunst keine Spezialisierungstendenzen gäbe. Hat sich das Feld der Kunst historisch zwar als relativ eigenständiges ausdifferenziert, so unterhält es zugleich Austauschbeziehungen zu den anderen Feldern, über die es zu einem Transfer von „Bedürfnissen und Codes“ kommt. Die Wertvorstellungen der Kunst „sind immer schon mit solchen aus Religion, Moral und Ökonomie und Politik verschränkt.“ (Draxler 2007: 61) Das Feld der Kunst grenzt sich auf eine flexible und durchlässige Weise von den übrigen Feldern ab und kann so einerseits spezifische Weisen der Generierung von Bedeutungen entwickeln. Andererseits bleibt die Kunst zur Aufrechterhaltung ihrer weitgehenden Selbstbestimmung auf die Wechselbeziehungen mit den anderen Feldern angewiesen. „Das Feld der Kunst lässt sich beschreiben als in sich gespalten zwischen seinem Sein als autonomes und ausdifferenziertes Feld im Kontext anderer Felder und seinem Bewusstsein als Totalität. Darin liegt seine ideologische Verblendung ebenso begründet wie sein Potential zur kritischen Beanspruchung.“ (ebd.)

Die wohl prominenteste Position, die an der grundlegenden Bedeutung des Autonomiestatus der Kunst auch für die Gesellschaft festhält, ist die ästhetische Theorie Adornos. In Adornos Bestimmungsversuch des Ästhetischen lässt sich ein weiteres Spannungsverhältnis ausmachen, das für die folgenden Überlegungen relevant ist.

Adorno sieht eines der besonderen Kennzeichen kunstästhetischer Erfahrung in ihrer Augenblickshaftigkeit, in dem immer nur momenthaft zu vergegenwärtigenden Gehalt des autonomen Kunstwerks. Kunstwerke zeigen sich als artikulierende Ansprachen, die in ihrem Erscheinen unfasslich bleiben. Ihre Artikulation kann in der Wahrnehmung zwar in Erscheinung treten, allerdings nur als einzigartiges momentanes Erscheinen, das in der Wiederholung schon nicht mehr dasselbe sein wird.

In der Konfrontation mit Kunst wird für Adorno eine Erfahrung möglich, die im gewöhnlichen Leben so nicht vorzufinden ist. Vom Kunstwerk geht ein Widerstand aus gegen die geordneten Lebensverhältnisse, wodurch die Wahrnehmung die Möglichkeit erhält, diese zu überschreiten. Kunstwerke legen ihren Betrachtern nahe, dass die uneinholbare Realität sich nicht erschöpft in den Phänomenen, die sich über die Weisen begrifflicher Erkenntnis bestimmen lassen. Kunstwerke zielen auf das Unbestimmte in den Dingen (vgl. Seel 2000: 33ff.). „Die Beachtung dieses Unbestimmten [...] eröffnet eine ‚Freiheit zum Objekt‘, die eine Bedingung echter Freiheit auch unter Subjekten ist.“ (ebd.: 37) Der Betrachtende erfährt exemplarisch, dass Anderes und Gegebenes anders möglich ist.

Aufgrund ihrer Positionierung auf der Höhe der Zeit, aber in Distanz zur gesellschaftlichen Praxis vermag es für Adorno allein die Sphäre der autonomen Kunst, einen Gegenpol zur instrumentellen Vernunft zu bilden. Allerdings bedarf es für eine Vermittlung der Gehalte dieser Sphäre der Philosophie, die die Werke interpretierend erschließt und letztlich bestimmen soll, ob es sich um ein gelungenes Werk handelt. Umgekehrt kann sich die theoretische Reflexion an die Kunst wenden, um sich einer Vereinnahmung durch die „drohende Verschränkung von Vernunft und Herrschaft im Zeichen der Identität“ (Engler 1992: 20) zu entziehen. Die philosophische Interpretation umkreist das, was im Kunstwerk in Erscheinung tritt, etwas, das zuvor noch nicht bekannt oder erkannt war, etwas ‚Nichtidentisches‘, das auf das Unsagbare verweist. Die Werke bleiben rätselhaft, ihr nicht zu übersetzender ‚Wahrheitsgehalt an die stumme Sprache der Gebilde gebunden‘ (Scheer 1997: 181). Das im Werk anvisierte Begriffslose kann zwar mit Begriffen reflektiert werden, aber ohne es diesen gleichmachen zu können, denn dann wäre ihr Gehalt verloren (vgl. Seel 2000:34). Diese nicht diskursive Form der Reflexion stellt für Adorno eine Form der Rationalität dar und steht in Verbindung mit der Eigenartigkeit der augenblickshaften ästhetischen Erfahrung des Werkes.

Nach Adornos Bestimmung erscheint das Kunstwerk als etwas Widersprüchliches, soll es doch etwas Unsagbares, das sich jeder Festschreibung in Begriffe entzieht, zur Erscheinung bringen und zugleich ein begriffliches Reflektieren anregen bzw. sogar auf Interpretation angewiesen sein, die letztlich die Güte des Werks bestimmen soll. Ich möchte diesen scheinbaren Widerspruch, der bereits in Kants Ästhetik angelegt ist, eher als ein Spannungsverhältnis auffassen, das sich besonders im Umgang mit Kunstwerken zeigt, allerdings nicht nur hier, und in dem sich unterschiedliche Reflexionsweisen in ein Wechselspiel mit zeitlicher Abfolge versetzen; ich werde unten auf diese Thematik zurückkommen.

In der Entwicklung der modernen Künste haben sich der Autonomiestatus und der Werkbegriff als problematisch erwiesen, was nicht heißt, dass sie damit keine Rolle mehr spielten. Die Sphäre der Kunst selbst hat sich vielfältig ausdifferenziert, unterschiedliche Werkformen und situativ prozesshafte Ereignisformen hervorgebracht und sich zugleich auch relativ eigenständige, von Verwertungszwecken weitgehend frei gehaltene Bereiche ausgebaut. Mein Interesse gilt im Folgenden allerdings weniger der Frage nach dem Autonomiestatus der Kunst. Nach den Überlegungen zu den gesellschaftlichen Ästhetisierungsprozessen werde ich mich vielmehr der Reflexion ästhetischer Erfahrungen zuwenden, die gewissermaßen als eine im Individuum verankerte Schnittstelle der Erfahrung unterschiedlicher ästhetischer Formen aufgefasst werden kann, sei es, dass diese künstlerischen oder populären bzw. instrumentalisierten Kontexten entstammen. Mein Interesse gilt vorrangig den Potentialen ästhetischer Haltungen in ihren Wechselbezügen zu anderen Reflexionsformen.

Die beiden hier als Einleitung in das Kapitel angesprochenen Spannungsverhältnisse – die Spannung zwischen der Absonderung der Kunst von den übrigen gesellschaftlichen Feldern und ihre gleichzeitige Bezogenheit auf diese und die Spannung zwischen dem ‚Unsagbaren‘ der Kunst und ihre Verbundenheit mit auch begrifflichen Erschließungs- und Einholversuchen – bilden gewissermaßen die Klammer der weiteren Untersuchung des Kapitels.

5.1 Ästhetische Wahrnehmungen und Erfahrungen

5.1.1 Wahrnehmungs- und Reflexionsspiele

*„Wenn man bei den Alten von der Verbesserung des Verstandes redete, so schlug man die Logik als das allgemeine Hilfsmittel vor, das den ganzen Verstand verbessern sollte. Wir wissen jetzt, daß die sinnliche Erkenntnis der Grund der deutlichen ist; soll also der ganze Verstand gebessert werden, so muß die Ästhetik der Logik zur Hilfe kommen.“
(Baumgarten zitiert nach Böhme 2001: 13)*

Das von Kant in seinen Überlegungen zur reflektierenden Urteilskraft in das Zentrum gestellte freie Spiel der Gemütskräfte bietet nach wie vor interessante Anknüpfstellen für eine Reflexion ästhetischer Wahrnehmungen und Erfahrungen. Kant fasst die reflektierende Urteilskraft als ein Vermögen, ‚Begriffe‘ zu erzeugen, die dazu dienen, die Vielfalt der Erscheinungen zusammenzufassen und so dem Verständnis zugänglich zu machen. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass sie von einem gegebenen Besonderen her auf ein Allgemeines aus ist, das als solches jedoch noch nicht vorgegeben ist (vgl. Kant 1996: 24ff., 34., 87f.). Bei den aus dem Vollzug der reflektierenden Urteilskraft erwachsenden Urteilen kann es sich entweder um *ästhetische* oder um *teleologische* handeln. Das *ästhetische Urteil* beruht gänzlich auf dem subjektiven Empfinden der Lust oder der Unlust, das mit einer förderlichen bzw. hinderlichen Zusammenstimmung von Einbildungskraft und Verstand einhergeht.²² Interessant ist, dass Kants Geniebegriff und die ästhetische Urteilskraft sich in einem wesentlichen Kern, nämlich dem freien Spiel von Einbildungskraft und Verstand überschneiden. Und in beiden Fällen resultieren aus diesem Spiel der Vermögen zwar keine Erkenntnisse, wohl aber ‚Stimmungen‘, die der Erkenntnis förderlich sind. Der Begriff der *Einbildungskraft* kennzeichnet bei Kant ein Vermögen, das gleichermaßen reproduktiv und produktiv ist. Reproduktiv ist die Einbildungskraft, wenn sie schon Dage-wesenes wieder hervorbringt, produktiv, wenn die Einbildungen in der wirklichen Anschauung so nie vorhanden waren. Kant beschreibt die Einbildungskraft in §10 in der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ als die Instanz, die das „Mannigfaltige der reinen Anschauung“ in einer Syntheseleistung zusammensetzt (was noch keine Erkenntnis ergibt) und dem Verstand präsentiert, so dass dieser daraus eine Einheit im Begriff bilden kann. Hierbei ist die Einbildungskraft dem Verstand unterstellt und dient Erkenntniszwecken. Bezieht sich die Einbil-

²² Obwohl diese Empfindung auf „keine[r] sinnliche[n] Vorstellung eines Objekts“ beruht, also rein subjektiv ist, kann das aus solcher Zusammenstimmung resultierende Urteil ästhetisch genannt werden, da es „als sinnliche Vorstellung des Zustandes des Subjekts“ auf einer sinnlichen Wirkung beruht (Vgl. Kant, 1996: S.36f.).

dungskraft jedoch auf ästhetische Ideen, so verhält sie sich anders, denn hier ist sie von Erkenntniszwecken freigestellt. „Die Einbildungskraft (als produktives Erkenntnisvermögen) ist nämlich sehr mächtig in Schaffung gleichsam einer andern Natur, aus dem Stoffe, den ihr die wirkliche gibt.“ (ebd.)

Unter ästhetischen Ideen versteht Kant „Vorstellungen der Einbildungskraft“, die über das hinausgehen, was durch fest gefügte Begriffe hinreichend begriffen werden kann. Die ästhetischen Ideen geben dem Rezipienten mehr zu denken, als in einem Begriff gefasst werden könnte. Die Einbildungskraft ist das Vermögen, das die ästhetischen Ideen – „als innern Anschauungen“ (Kant 1996: 250) – hervorzubringen vermag.

Auch in der Betätigung des Genies in „ästhetischer Absicht“ ist die Einbildungskraft frei von den Fesseln des Verstandes. Sie ermöglicht es, schöpferisch aber ungesucht Neues zu dem Begriff, auf den sie eingestimmt ist, zu liefern und auszudrücken. Der resultierende Ausdruck ist etwas Originales, weil er Neues mitteilt, das nicht aus vorhandenen Beispielen und Vorgaben hervorgebracht wurde (vgl. ebd.: § 49).

Mit Kants ästhetischer Idee ist ein spannungsreiches Feld angezeigt, denn hier wird der Bereich des begrifflich Fassbaren verlassen und das ‚Nicht-Darstellbare‘ umkreist. Die Hauptfunktion der ästhetischen Idee besteht aber nicht darin, eine annähernde Darstellung von einem Begriff zu liefern, „dem keine Anschauung adäquat sein kann“ (ebd.: 250), sondern in der Belebung der Gemütskräfte, im freien Spiel von Einbildungskraft und Verstand. Die Möglichkeit der Erfahrung des Gemütszustands des freien Spiels der Vermögen spricht Kant grundsätzlich jedem Menschen zu. Eine Belebung findet demnach nicht nur auf der Seite des produzierenden Genies statt, indem sich diesem der Blick auf ein „unabsehliches Feld verwandter Vorstellungen“ eröffnet, die über den gegebenen Begriff weit hinausgehen. Auch der Rezipient wird bei der Betrachtung eines schönen Kunstwerks veranlasst, mehr zu denken, als mit Worten gefasst werden könnte. Das ‚Talent‘ des Genies, im Unterschied zu dem – bei Kant eher passivisch gedachten – Spiel der Vermögen im Betrachter, besteht in erster Linie darin, dass das Genie zu dem ‚Unsagbaren‘ – gemäß seiner subjektiven Gemütsstimmung – einen adäquaten Ausdruck findet. Und das ist für Kant etwas, das sich nicht erlernen lässt, sondern von der Natur herrührt, die dem Genie die anleitende Regel zur Produktion eines Kunstwerks gibt, für das sich im bereits Hervorgebrachten kein Vorbild finden lässt. Nur das Genie verfügt über das ‚Talent‘, über das freie Spiel der Vermögen ein Gefühl von der ‚ästhetischen Erweiterung‘ eines Begriffs auszudrücken.

Das schöne Kunstwerk besitzt Geist und das Genie ist der ‚Transformator‘, der diesen zur Anschauung bringt. Geist ist auf der Subjektebene „in ästhetischer Bedeutung“ das „belebende Prinzip im Gemüte“ (ebd.: § 49).

„Mit einem Worte, die ästhetische Idee ist eine einem gegebenen Begriffe beigesellte Vorstellung der Einbildungskraft, welche mit einer solchen Mannigfaltigkeit *der* Teilverstellungen in dem freien Gebrauche derselben verbunden ist, daß für sie kein Ausdruck, der einen bestimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, *der* also zu einem Begriffe viel Unnennbares hinzu denken läßt, *dessen* Gefühl die Erkenntnisvermögen belebt und mit der Sprache, als bloßem Buchstaben, Geist verbindet.“ (ebd. 253)

Wie Kant, der die ‚Reinheit‘ der Erkenntnisse des Verstandes nicht beeinträchtigen möchte, in § 49 ausführt, kann die Belebung im Genie nur indirekt zur Erkenntnis beitragen. Auch der Betrachter schöner Kunst wird nicht nur belebt im Sinne des Empfindens von Lust, sondern zudem „zur geselligen Mitteilung befördert“ (ebd.: 179) und damit zu einem dialogischen Reflektieren der Kunstwahrnehmung angeregt.

Der Geniebegriff wäre sicherlich grundlegend zu kritisieren (vgl. hierzu bspw. Schmidt 1985, Früchtel 2004) allein schon aufgrund der Anknüpfstellen, die er für die Heroisierung von Einzelpersonen geboten hat, ich begnüge mich hier jedoch auf einige Überlegungen in der bereits angedeuteten Richtung. Da Kant das freie Spiel der Vermögen sowohl für ästhetische Erfahrungen als auch für den Produktionsprozess eines Genies veranschlagt, reduziert sich die Differenz zwischen einem ‚gewöhnlichen Menschen‘ und einem ‚Genie‘ letztlich in dessen Vermögen, einen überzeugenden Ausdruck zu ästhetischen Ideen zu finden, ohne dafür eine regelgeleitete Vorgehensweise befolgen oder angeben zu können.

Werden auch kreative Prozesse in anderen Bereichen als der Kunst sowie im Alltag berücksichtigt, so zeigt sich, dass auch hier bereits Elemente im Spiel sind, die zu unvorhersehbaren ‚Lösungen‘ bzw. Resultaten führen, zu denen oftmals ebenfalls keine klaren Anleitungen vorliegen. In ganz unterschiedlichen, weniger eigens hervorgehobenen, schöpferischen Prozessen lassen sich Elemente ausmachen, die auch für die Tätigkeit eines Genies veranschlagt werden. Für die Entwicklung kreativer Prozesse sind insbesondere die situativen Ausgangsbedingungen, zu denen nicht zuletzt die individuellen Erfahrungsgeschichten und Bildungsprozesse zählen, von zentraler Bedeutung (vgl. unten). Folgt man Bourdieu, so kann nicht von Talenten in der ästhetischen Produktion (und Rezeption) ausgegangen werden, sondern von der ungleichen Ermöglichung der Ausbildung der Vermögen. Allerdings ist damit nicht ausgeschlossen, dass die kontextuellen Entwicklungsfaktoren auf unterschiedliche individuelle Dispositionen treffen und sich dadurch auch unterschiedliche Ausprägungen des Vermögens selbst ausbilden. Wie diese Unterschiede dann wiederum gesellschaftlich (historisch, kulturell) beurteilt und hierarchisch strukturiert werden, steht wohl kaum in einer ‚Regel der Natur‘ festgeschrieben.

Zwei Aspekte von Kants Konzeption des freien Spiels von Einbildungskraft und Verstand möchte ich hier festhalten. Mit dem freien Spiel ist ein Vermögen angesprochen, das es ermöglicht, Vorgegebenes umarbeitend zu überschreiten, und das zugleich zu erkennen *nahe legt*, dass es mehr zu denken gibt, als sich in irgendeiner Form fixieren lässt. Es ist ein solches begrifflich selbst schwer einzuholendes Vermögen, das als Grundlage der unten anvisierten Möglichkeit zu schöpferischem Antworten herangezogen werden kann (vgl. Abschnitt 6.1). Wie angedeutet, wird hiermit kein Begriff eines sich selbst setzenden Subjekts veranschlagt²³, sondern vielmehr ein kohärentes Aggregat der akkumulierten Beziehungen zwischen Selbst und Anderem. Zum anderen verweist Kants Assoziation von Einbildungskraft und Verstand im freien Spiel auf die lange vernachlässigte und heute, wie oben skizziert, durch neurobiologische Untersuchungen gestützte Einsicht in die Rolle von affektiven Momenten in der Kognition.

²³ Wie Deleuze u.a. herausgearbeitet haben, ist das Subjekt auch bei Kant schon eines, durch das sich ein Spalt zieht, das durch die Zeitlichkeit in sich selbst verschoben ist (vgl. Maset 1995: 49, Deleuze 1992, 1990).

Ein weiterer Gesichtspunkt erscheint mir für die nachfolgenden Überlegungen ebenfalls relevant. Im Zusammenhang mit seinen Studien zur Kreativität macht Hans Lenk den Vorschlag, Kants Begriff der ‚Urteilkraft‘ als ein Vermögen aufzufassen, das nicht nur deduktiv bestimmende und induktiv reflektierende Urteile umfasst, sondern auch ein Reflektieren, das sich ungebunden tastend ins Offene bewegt, das durch Analogien und Vergleiche Verknüpfungen zwischen unterschiedlichen Gebieten herstellt bzw. Übertragungen leistet und dadurch neue Einblicke und Einsichten erzeugt (vgl. Lenk 2000: 288f.). Das freie Spiel von Einbildungskraft und Verstand ließe sich dann vielleicht als ein Bereitschaftspotential auffassen, das sich zu unterschiedlichen Formen des Reflektierens weiter ausformen kann, von Bestimmungsversuchen bis hin zu einem assoziierenden experimentellen Denken und Fühlen.

5.1.2 Atmosphärisches Zwischen

In seiner Relektüre von Kants Kritik der Urteilkraft verortet Gernot Böhme den Gedanken der im freien Spiel erfahrenen Belebung des Gemüts nicht mehr wie Kant im Subjekt, sondern zwischen Subjekt und Objekt. Wenn im ästhetischen Urteil ausgesagt wird, dass ein Objekt als ‚schön‘ empfunden wird, so leitet sich dies aus der „Kopräsenz“ von Subjekt und Objekt her und ist nicht auf die eine oder die andere Seite hin aufzulösen, vielmehr ist die Qualität ‚schön‘ in der Relation selbst festzumachen. Das erkennende Subjekt empfindet sich in der Gegenwart dieses oder jenes Gegenstandes in einer bestimmten Weise. Böhme bezeichnet die hier angesprochene Kopräsenz als Atmosphäre (vgl. Böhme 1999: 18 u. 2001). Im Atmosphärenbegriff wird das affektive Getroffensein von den Dingen – das insbesondere typisch ist für die Raumwahrnehmung, wie dies schon Elisabeth Ströcker (1965) hervorgehoben hat – in Bezug auf den subjektiven Pol desjenigen gedacht, der getroffen wird. *„Ich betrete einen Saal, in dem eine festliche Atmosphäre herrscht oder Ich gehe auf eine Gesprächsgruppe zu, aus der mir eine betretene Atmosphäre entgegenschlägt.“* (Böhme 2001: 46f.)

Atmosphären sind schwer ‚dingfest‘ zu machen, weil sie sich aus einem synästhetischen Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren ergeben, die nicht gänzlich von einander geschieden werden können. Man gerät gewissermaßen in eine Affizierung hinein, aus der keine vollständige Distanzierung möglich ist, ohne dass die Atmosphäre selbst verschwände. Atmosphären können auch in deutlicher „Diskrepanz“ zu der eigenen mitgeführten Stimmung stehen, etwa wenn die eigene Fröhlichkeit in Kontrast gerät zu einem klagenden Trauerzug, auf den sie stößt. Atmosphären erlangen gerade in solchen Kontrasterfahrung eine Art von Objektivität. Es geht in dem Atmosphärenbegriff um die Kennzeichnung der besonderen Weise, in der uns etwas *„anmutet“* (ebd.: 52). Als Relation zwischen Subjekt und Objekt weisen sie entsprechend auch einen Gegenstandspol auf. In Zeiten umfangreicher Ästhetisierungen der Alltagswelt tritt dieser in vielfältiger Weise in Form inszenierter Atmosphären in Erscheinung. Auch wenn sie keine Zustände des Subjekts sind, werden Atmosphären im je

aktuellen Wahrnehmen vom Subjekt erfahren und mitkonstituiert. Sie sind keine Eigenschaften von Objekten, bilden sich aber im Zusammenspiel mit Objekteigenschaften aus.

Die Wahrnehmung von Atmosphären ist, wie Böhme hervorhebt, etwas Alltägliches. Allerdings wird dieses Wahrnehmen „im Gegenstandsgedränge unserer Zeit“ (ebd.: 58) meist zugleich übersprungen, um den hohen Reizanforderungen entsprechend der von außen ‚orientierten‘ Aufmerksamkeit das Feld zu räumen. Mit Benjamin könnte man vielleicht ergänzen, dass Atmosphären häufig beiläufig bemerkt werden. Sie bilden sich mit der Zeit über die Ansammlung von Erfahrungen mit unterschiedlichen Atmosphären aus, ohne dass sie deshalb als fixierte Bezugsgrößen vorlägen.

Um Wahrnehmungsphänomene zu markieren, die im Unterschied zu Atmosphären deutlicher von einem wahrnehmenden Subjekt unterschieden sind und selbst quasi Objektcharakter angenommen haben, führt Böhme den Begriff des *Atmosphärischen* ein. Dabei greift er auf den Begriff der ‚Halbdinge‘ aus der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz zurück. Gemeint sind Stimmungen wie sie etwa mit Herbst, Kälte, Dämmerung oder Licht assoziiert sind. Atmosphären lassen sich in ihrem „Was-Sein“ nur über das affektive Betroffensein bestimmen, zumeist werden für ihre Charakterisierung deshalb Prädikate wie heiter, melancholisch, drückend oder auch explosiv in Anschlag gebracht. In der sprachlichen Befassung mit Wahrnehmungsphänomenen des Atmosphärischen ist das subjektive Moment meist noch nicht enthalten: Stimme, Nacht, Wetter sind zunächst etwas dem Subjekt Äußerliches. Im Unterschied zu Dingen, die die Art und Weise, wie sie in Erscheinung treten, wechseln können, bezeichnet Schmitz solche Phänomene als Halbdinge, um darauf hinzuweisen, dass es sich um Phänomene handelt, die nur in der Erscheinung sind, was sie sind. So kann der Wind in Sturm übergehen, aber dann ist er kein Wind mehr. „Da die Halbdinge quasi ihr Charakter *sind*, geraten sie in die Nähe der Qualitäten. Sie sind so etwas wie freischwebende Qualitäten.“ (ebd.: 62) Kälte kann als Qualität von etwas erscheinen, als „Quasiding“ wird sie aber so erfahren, als sei sie selbst etwas, was beispielsweise in dem Ausdruck: ‚die Kälte schneidet‘ zum Ausdruck kommt. Angemerkt sei, dass Schmitz Begriff der Halbdinge auch Phänomene umfasst wie das Leiden, die nicht zugleich als etwas Atmosphärisches im Sinne Böhmes aufgefasst werden können.²⁴

Aus Böhmes Perspektive ist ein Merkmal der Halbdinge besonders hervorzuheben, nämlich dass diese nur in Aktualität erscheinen, also nicht wie Dinge disponierbar sind. Mit der Atmosphäre teilt das Atmosphärische den räumlichen Charakter, „unbestimmt in die Weite ergossen zu sein.“ (ebd. 63)

Wie ich gleich noch darlegen werde, geht es Böhme mit seinem Atmosphärenbegriff um eine Fundierung der Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre.

²⁴ Angemerkt sei hier zudem am Rande, dass Schmitz in seiner Leibphilosophie sich Phänomenen tendenziell einseitig vom empfindenden Leib aus nähert und so einen seltsame Innerlichkeit einführt, die eine wesentliche Differenz einfach ausblendet, nämlich die „zwischen der Leiberfahrung einerseits und andererseits einer Erfahrung des Leibes *als* solchen bzw. einer entsprechenden Sprache, die auch den Umgang mit dem Leib bestimmt.“ (Waldenfels 2000: 280) Ich kann hier Waldenfels Kritik nur zustimmen, die darauf hinweist, dass jede Artikulation einer Leiberfahrung eine gewisse Distanz voraussetzt und nicht einfach bei der eigenen ‚Betroffenheit‘ beginnen kann.

Im Unterschied zu Böhme bezieht sich Martin Seel auf atmosphärische Wahrnehmungsphänomene ausgehend von einem enger gefassten Begriff der ästhetischen Wahrnehmung. In seinen ‚Ethisch-ästhetischen Studien‘ (1996) wendet sich Seel gegen eine Auflösung der Ästhetik in einer allgemeinen Lehre einer Aisthetik. Zwar haben beide mit der Untersuchung insbesondere der sinnlichen Wahrnehmung zu tun, doch eben auf unterschiedliche Weise. Seel hat dabei eine Tendenz im Auge, die er im postmodernen Denken ausmacht und die versucht, der zunehmenden Durchästhetisierung der Wirklichkeit dadurch zu begegnen, dass sie die Ästhetik zu einer neuen ‚Leitdisziplin‘ ernennen möchte und zugleich sowohl Erkenntnistheorie als auch Ethik zu usurpieren versucht. Deshalb spricht er sich auch für die Vorteile aus, die eine Aufrechterhaltung jeweils verschiedener Zuständigkeiten der drei Bereiche bietet. Dabei geht es ihm offensichtlich nicht darum, hergebrachte disziplinäre Trennungen hochzuhalten und die Verstrickungen der in diesen behandelten Themenfelder zu ignorieren, sondern vielmehr darum, Differenzen der Gegenstandsbereiche für differenzierte Reflexionen zu markieren. Geht es der Aisthetik, wie sie Böhme vorlegt, die die „Einführung einer ästhetischen Wahrnehmung neben der gewöhnlichen“ (Böhme 2001: 118) für überflüssig hält, um eine Untersuchung der generellen Bedingungen menschlicher Wahrnehmung, möchte Seel die Ästhetik auf bestimmte Weisen des Wahrnehmens beschränken, um gerade die Differenz zwischen nicht-ästhetischer und ästhetischer Wahrnehmung kenntlich zu machen:

„Geht es der einen vorwiegend um die Ziele eines jeweiligen Handelns, dabei oft auch um das, *was* jeweils wahrgenommen wird, so geht es der anderen außerdem um den *Vollzug* dieser Wahrnehmung, und zwar so, daß dieser zu einem dominanten Zweck der Wahrnehmung wird. Ästhetisch ist eine Wahrnehmung zu nennen, bei der es gleichermaßen um die Wahrnehmung und das jeweils Wahrgenommene selbst geht. [...] Ästhetisch ist eine Wahrnehmung, bei der es um den Zeit-Raum dieser Wahrnehmung geht. Eine solche Wahrnehmung aber eröffnet eine besondere Zeit und einen besonderen Raum wahrnehmender Tätigkeit, die uns, auf sehr verschiedene Weise, in einen Zustand erfüllter Freiheit gegenüber unseren pragmatischen Orientierungen versetzt.“ (Seel 1996: 58)

Seel sagt damit nicht, dass ästhetische und nicht-ästhetische Wahrnehmung im Wahrnehmungsvollzug sauber von einander zu trennen wären. Beide gehen nicht selten „munter durcheinander, wie nahezu jeder Stadt- und Naturaufenthalt verdeutlichen kann.“ (ebd.: 47) Dass in vielen Wahrnehmungen ästhetische Weisen des Wahrnehmens eingeschlungen sind, besagt allerdings nicht, die auf der Ebene der Reflexion eingeführten Unterscheidungen zwischen „pragmatischer und ästhetischer Aufmerksamkeit“ (ebd.: 48) müssten aufgegeben werden. Böhme weist dagegen in seiner Argumentation für einen umfassenden Ästhetikbegriff darauf hin, dass ästhetische Wahrnehmungen in jeder gewöhnlichen Wahrnehmung vorkommen, dass es in der Einbettung der Wahrnehmung in Handlungskontexte aber nicht bei dieser als solcher bleiben kann: „Man überspringt die Wahrnehmung immer schon durch Schlüsse auf Realität und übergeht sie, indem man immer schon handelt.“ (Böhme 2001: 118).

Böhme schlägt eine Differenzierung unterschiedlicher Wahrnehmungsweisen auf einer anderen Ebene vor, wenn er ästhetische Erfahrung und ästhetisches Urteil voneinander trennt.

„Zu einem Urteil muß man zuallererst ästhetisch erfahrungsfähig werden.“ (ebd.: 179)
Grundlegend für die Ausbildung ästhetischer Erfahrungsfähigkeit ist Übung, die selbst nicht über Theorie vermittelt werden kann. Theorie kann aber darlegen, „daß es unterschiedliche Wahrnehmungstypen gibt, wie sie miteinander zusammenhängen, und wie von einer zu anderen überzugehen wäre.“ (ebd.) Böhme weist hier in die Richtung einer Kompetenz, die oben bereits mit Assmanns Begriff der ästhetischen Aufmerksamkeit angesprochen wurde. Ziel der Darlegung unterschiedlicher Wahrnehmungsweisen, „von der Wahrnehmung von Atmosphären bis zur Wahrnehmung von Dingen“ ist es, so Böhme, „ein kompetentes Umgehen mit der eigenen Wahrnehmung“ vorzubereiten. Dabei geht es nicht darum, das „Spüren der Aura eines Kunstwerkes zu dem *eigentlichen* Kunsterlebnis hochzustilisieren“, sondern eine Dimensionalität der Kunst zu betonen und in die Reflexion einzubeziehen, für die ein „Verstehen im Sinne von Semiotik und Hermeneutik“ (ebd.) nicht hinreicht (vgl. unten).

Der Begriff der ästhetischen Wahrnehmung bezieht sich auch bei Seel nicht auf eine Alternative zur sinnlichen Wahrnehmung, wohl aber auf einen „spezifische(n) Vollzug“ dieser Wahrnehmung. Ästhetische Wahrnehmung zeichnet sich durch eine besondere „*aktive Offenheit*“ aus. Sie tritt aus zweckgebundenen Handlungskontexten heraus und nimmt die Gegenstände, auf die sie fällt, in ihrer phänomenalen Gegebenheit wahr. Ästhetisches Wahrnehmen ist Wahrnehmen „von etwas in seinem Erscheinen, um dieses Erscheinens willen.“ (Seel 2000: 146) Entsprechend sind ästhetische Objekte, solche Objekte die aus ästhetischer Wahrnehmungshaltung heraus wahrgenommen werden. Seel spricht unter anderem deshalb von einer ‚Ästhetik des Erscheinens‘, um die Prozesshaftigkeit der ästhetischen Wahrnehmung zu betonen und das in diesem ausgemachte Vermögen zu markieren, Ereignisse wie Dinge im momentanen und gleichzeitigen Spiel ihrer Erscheinungen vernehmen zu können. Zur *Erscheinung* von Gegenständen der Wahrnehmung zählt nur dasjenige, was mittels der Sinne an ihnen differenziert werden kann (vgl. ebd.: 70ff.).

Seels *Ästhetik des Erscheinens* setzt bei der Grundunterscheidung zwischen „*sinnlichem Sosein* und *ästhetischem Erscheinen* eines Gegenstandes“ an. Ein Objekt ist dann ein ästhetisches Objekt, wenn an diesem diejenigen Aspekte von Interesse sind, die sich in ihrem Erscheinen mehr oder weniger deutlich von den begrifflich fassbaren Aspekten unterscheiden. Im Prinzip kann so jedes Objekt unter bestimmten Umständen zu einem ästhetischen Objekt werden, ohne dass es ein Objekt der Kunst sein müsste. Ich werde mich in der folgenden Rekonstruktion einiger Gedanken aus Seels *Ästhetik* auf dessen Grundlegung ästhetischer Wahrnehmungen und ästhetischer Vorstellungen konzentrieren. Den von Seel damit verbundenen Versuch, zu zeigen, dass „das Erscheinen ein konstitutives Element aller Formen der ästhetischen Herstellung und Wahrnehmung ist“ (ebd.: 48) kann für das hier verfolgte Interesse vernachlässigt werden.²⁵

²⁵ Darauf, dass ein solcher Versuch an den Entwicklungen in der Kunst seit der klassischen Moderne zunächst vorbeizulaufen scheint – fällt es doch seit Duchamp oftmals schwer Alltagsgegenstände und Kunst unter phänomenalen Gesichtspunkten unterscheiden zu können –, weist Seel selbst hin, um dann eine entsprechend differenzierende Untersuchung durchzuführen, die eben doch beim Erscheinen der Objekte einsetzt aber hier nicht stehen bleibt.

Die für ästhetische Wahrnehmung konstitutive Offenheit kann verschiedene Aspekte betreffen:

Sie ist offen für das „simultane und momentane Spiel der Erscheinungen an ihren Gegenständen“ (ebd. 146f.) und damit gerade für das, was sich einer erschöpfenden Bestimmung entzieht, ganz ähnlich wie dies im Hinblick auf das Spiel der Vermögen bei Kant bereits skizziert wurde.

Damit verbunden ist eine Offenheit dafür, Gegenstände auch mit Sinnen wahrzunehmen, für deren Ansprache sie eigentlich nicht ausgelegt wurden, das heißt ästhetische Wahrnehmung ist „ein grundsätzlich synästhetisches Vernehmen.“ (ebd.: 147) Offen ist sie damit auch für die je aktuelle Gegenwart der Konfigurationen und Ereignisse, in denen sie ihren Gegenstand vernimmt. Ästhetische Wahrnehmung ist offen für Phänomene des Scheins im Sinne eines nicht-illusionären Scheins, der durchschaut werden kann, etwa wenn ein Gegenstand auf eine Leinwand projiziert wird, und es offensichtlich ist, dass das Vernommene nur scheinbar da ist. Im Unterschied zu einem Schein, der Imaginiertes erscheinen lässt, ist ein Schein gemeint, „bei dem reale Objekte anders aufgenommen werden, als sie tatsächlich sind“ (ebd.: 113). Ein solcher Schein kann für die ästhetische Wahrnehmung zusätzliche, die Wahrnehmungsbeziehung intensivierende Aspekte bieten.

Die ästhetische Wahrnehmung ist zudem offen für die individuelle Imagination, zum Beispiel wenn eine Geschichte ein „imaginierendes Mitgehen“ verlangt („Ausführung“), oder ein zuvor ästhetisch auffälliges Objekt zum Gegenstand der Imagination wird („Fortführung“), oder wenn die Imagination einen Wahrnehmungsgegenstand zum Ausgang von ungebundenen Phantasien nimmt („Erweiterung“). Die ästhetische Wahrnehmung vermag es demnach auch den Gegenstand der Wahrnehmung über eine Vergegenwärtigung realer wie irrealer, nahe liegender oder ferner Konfigurationen aufzuladen (vgl. auch unten).

In ästhetischen Wahrnehmungsprozessen können unterschiedliche Begriffe und Verfahren zur Anwendung kommen, die theoretisches, historisches oder kunsthistorisches Wissen veranschlagen und den Gegenständen zusätzliche Gesichtspunkte entlocken. In der Anwendung von Wissen auf die Gegenstände der Wahrnehmung werden wiederum weitere ‚Instrumente‘ und weiteres Wissen hervorgebracht. Angesprochen ist hier die in der ästhetischen Wahrnehmung zum Tragen kommende Reflexion, die nach Seel als eine wesentliche „*Vollzugsform*“ (ebd.: 138) der Anschauung von Objekten der Kunst zu betrachten ist. Die hier in aller Kürze gestreiften Aspekte der aktiven Offenheit ästhetischer Wahrnehmung können in unterschiedlichen Kombinationen und Abfolgen den Prozess des Wahrnehmens begleiten.

Die Offenheit der ästhetischen Wahrnehmung kommt in drei unterschiedlichen Weisen des Erscheinens von Gegenständen zum Ausdruck. Seel unterscheidet zwischen *bloßem Erscheinen*, *atmosphärischem Erscheinen* und *artistischem Erscheinen* (vgl. Seel 2000: 148f.). Das *bloße Erscheinen* markiert eine Wahrnehmungssituation, in der ein Gegenstand in seinem sinnlichen Erscheinen, in der „bloßen Präsenz der an ihm koexistierenden und interferierenden Erscheinungen“ wahrgenommen wird. Seel bezeichnet diese Wahrnehmungshaltung in Anknüpfung an eine Unterscheidung zwischen *Kontemplation*, *Korrespondenz* und *Imagination*, die er an anderer Stelle vorgenommen hat (vgl. Seel 1991: 28-184, 235-246), auch als „*kontemplative ästhetische Wahrnehmung*“ (2000: 150). Hier genügt der ästheti-

schen Wahrnehmung die Konzentration auf das Erscheinen. Sie verbleibt gewissermaßen bei einer „radikalen Vergegenwärtigung“, in der die „*Simultaneität*“ der Erscheinungen am Gegenstand in einer „strikten *Momentaneität*“ wahrgenommen wird. „Die ästhetische Kontemplation verweilt bei den Phänomenen – ohne Imagination und ohne Reflexion. Sie geht in keiner Weise über die Gegenwart hinaus, sie geht nicht ins Exemplarische oder Allgemeine, sie sucht und findet keinen Sinn; sie bleibt in einem leiblichen Vernehmen der sinnlichen Präsenz ihrer Gegenstände stehen.“ (ebd.: 150,151)

Auch in der Wahrnehmungssituation des *atmosphärischen Erscheinens* ist ein ästhetischer Sinn für die Gegenwart im Spiel. Aber das bloße Erscheinen wird hier zu einem Erscheinen, das sich atmosphärisch im synästhetischen Zusammenspiel von Erscheinungen artikuliert. Im Unterschied zu dem Atmosphärenbegriff von Böhme, in dem das wahrnehmende Subjekt den Atmosphären mehr oder weniger ausgesetzt ist, hebt Seel das *Aufmerksamwerden* auf das „Spiel affektiv belangvoller Erscheinungen“ hervor. Eine zunächst unbewusst wirksame Atmosphäre kann bewusst wahrgenommen werden und sich dabei verändern.

Seel betont zudem einen weiteren für die hier verfolgten Überlegungen wichtigen Aspekt der Atmosphären, wenn er darauf hinweist, dass sich die Wahrnehmungssituation in atmosphärischen Erscheinungen sinnfällig mit der Lebenssituation verschränken kann. Hier kommt es zu einer „Korrespondenz“ zwischen momentanen oder langfristigen Vorstellungen und Erwartungen des wahrnehmenden Subjekts und dem aktuellen Erscheinen einer Situation. Seel spricht deshalb auch von einer „*korresponsiven* ästhetischen Wahrnehmung“ (vgl. ebd. 152ff.). Die hier angesprochene Verschränkung von subjektiven Erwartungen, Vorstellungen und Perspektiven bezüglich des Lebens besagt nicht, dass die ästhetische Wahrnehmung atmosphärischer Erscheinungen einer bestimmten Situation nicht von anderen ebenfalls nachvollzogen werden könnten, die ähnliche „Affinitäten“ aufweisen. Bestimmte Landschaften, Regionen, Städte oder auch Wohnungen, die ihre spezifische Atmosphäre über lange Zeit aufrechterhalten können, können bestimmte gegenwärtige Gestimmtheiten nahe legen und auf entsprechende Korrespondenzen treffen, wenn diese nicht durch besondere aktuelle Interessen oder Stimmungen überlagert werden (vgl. ebd. 154f.).

„Die Lebenssituation eines Menschen reicht über seine raumzeitliche Position hinaus: in die Vergangenheit seiner bisherigen Geschichte (und ihrer Einbettung in die allgemeine Geschichte), in eine von seinen Vorhaben, Hoffnungen und Befürchtungen gefärbte Zukunft. Facetten dieser Lebenssituation werden dem korresponsiven ästhetischen Bewußtsein anschaulich. Wahrnehmend spüren wir dem nach, wie es ist, oder wie es war, oder wie es sein könnte, hier und jetzt, da und dort (gewesen) zu sein.“ (ebd.: 155)

Die dritte Weise des Erscheinens von ästhetischen Objekten bezeichnet Seel als „artistisches Erscheinen“. In diesem Modus erscheinen in erster Linie Kunstwerke. Kunstwerke können zwar auch *bloß* oder *atmosphärisch* in Erscheinung treten, doch handelt es sich bei ihnen darüber hinaus immer auch um „*Darbietungen*“. Sie sind hergestellt, aber im Unterschied zu nicht-ästhetischen Gegenständen kommt es zumeist auf die genaue und individuelle Anordnung und Herrichtung ihres Materials an. Kunstwerke erfordern einen besondern Mitvollzug und wollen „in ihrem performativen Kalkül *verstanden*“ werden. Dieses ‚Verstehen‘ mag verbal, taktil, in Bewegung usw. erfolgen, es entfaltet sich „grundsätzlich im Kontext einer

interpretativen, imaginativen und manchmal reflexiven Erschließung“. Anders als die kontemplative oder korrespondierende ästhetische Wahrnehmung, ist die Wahrnehmung von Objekten der Kunst auf ein „implizites oder explizites Verstehen“ (ebd.: 158) angewiesen; es ließe sich sagen, die ästhetische Wahrnehmung ist hier schon seitens des Objektpols zur Imagination aufgefordert.

„Alles Wissen und alle Reflexion, alle Interpretation und alle Imagination aber, die es auf Seiten der Wahrnehmenden braucht, hat hier den Sinn, das artistische Erscheinen der Werke zum Leben zu erwecken. Nur an oder in diesem Erscheinen können reale oder ir-reale Gegenwarten der menschlichen Welt zur Darbietung kommen. Nur durch die Aufmerksamkeit für die Konstellationen dieser *Darbietungen* können wir der vom künstlerischen Werk *dargebotenen* Konstellationen teilhaftig werden.“ (ebd.: 159)

Nun deutet sich schon an, dass die drei kursorisch skizzierten Wahrnehmungssituationen eher als drei Dimension einer Situation aufgefasst werden, in der die eine oder andere Haltung mehr oder weniger im Vordergrund steht. Wer sich die Mühe macht, die Aufmerksamkeit auf das eigene Denken und Empfinden zu lenken, wird rasch feststellen *wie* schnell die Abfolgen und Sprünge sich darbieten. Jede der drei Weisen der ästhetischen Wahrnehmung ist offen für einen Übergang in eine der anderen. Ästhetische Wahrnehmung kann sich an einem einfachen Alltagsgegenstand entzünden, an dem der Blick haften bleibt und dabei die übrige Welt zum Stillstand bringt. Eine solche kurzzeitige Versenkung kann dazu übergehen, der Atmosphäre des umgebenden Raums Aufmerksamkeit zu schenken, um diesen wenig später auf dem Rücken einer Melodie imaginierend zu überschreiten. Die Aufmerksamkeit ist dann von der ästhetischen Wahrnehmung in das Feld der „ästhetischen Vorstellung“ übergegangen. In den Tagträumen oder in freien Gedankenspielen können ästhetische Vorstellungen von konkreten Wahrnehmungen zwar ausgehen, doch ist die Imagination hier gerade unabhängig von anwesenden Objekten und präsentiert diese in der Vorstellung.

In der Theorie des ästhetischen Erscheinens von Seel bilden ästhetische Wahrnehmung und ästhetische Vorstellung zusammengenommen das *ästhetische Bewusstsein*, das somit eine weite Spannbreite von Wahrnehmungs- und Vorstellungssituationen umfasst. Dabei ist die ästhetische Wahrnehmung „grundsätzlich offen“ (ebd.: 145) für *ästhetische Imagination*. Das heißt zudem, dass das Gegenwärtige im Modus ästhetischer Wahrnehmung aus dem Alltagsvollzug heraus häufig auch überschritten wird. Auch wenn das ästhetische Bewusstsein als eine „virulente“ Dimension des Bewusstseins betrachtet werden könnte, so betont Seel, dass es sich bei „ästhetischer Wachheit“ nicht um einen dauerhaften Zustand der Selbst- und Weltbezüge handelt, zumal nicht wenige der alltäglichen Anforderungen, die die volle Aufmerksamkeit zu ihrer Bewältigung abverlangen, ästhetisches Bewusstsein geradezu ausschließen. Andererseits stellt sich unser Alltagsbewusstsein aus der von Seel eingenommenen Perspektive als auf vielfältige Weise ästhetisch gefärbt dar. Vorstellungen und Erinnerungen sind oftmals ästhetisch durchsetzt oder gänzlich imaginiert, und auch ganz alltägliche Wahrnehmungen werden häufig durch ästhetische Schleifen ergänzt oder von einem der ästhetischen Modi dominiert, sei dies beim Einkaufen, dem Vernehmen von Straßenszenen oder beim Betrachten von Gegenständen und Menschen. Ästhetisches Bewusstsein ist Be-

standteil der Selbstreflexion und der Orientierung in der Welt der Menschen und „gehört zu ihrem Selbstbewusstsein als in begrenzter Zeit lebender Wesen, die nicht immer Zeit und Raum für eine Wahrnehmung ihrer besonderen Gegenwart haben.“ (ebd.: 172)

Ästhetische Erfahrung stellt für Seel eine Steigerungsform ästhetischer Wahrnehmung dar. Wie diese kommt sie nicht nur im Feld der Kunst vor. Die eher als ruhige Haltung vorgestellte ästhetische Wahrnehmung nimmt in ihr den Charakter einer „bewegenden Anschauung bewegter Gegenwart“ (Seel 2007: 60) und damit zugleich einen Ereignischarakter an. Während die ästhetische Wahrnehmungshaltung willentlich eingenommen werden kann, indem ich meine Aufmerksamkeit in ästhetischer Einstellung auf ein Musikstück oder auf einen Alltagsgegenstand lenke, lässt sich die ästhetische Erfahrung in Seels Fassung nicht abrufen. Vielmehr erfolgt sie nur, „indem ihre Subjekte sich einlassen auf die sinnliche Vergegenwärtigung von Phänomenen und Situationen, die ihren Sinn für das, was wirklich und möglich ist, auf bis dahin ungeahnte Weise verändern“ (ebd.) Der Ereignischarakter ästhetischer Erfahrungen drückt sich unter anderem dadurch aus, dass das Kontinuum gewöhnlicher Wahrnehmungs- und Handlungsprozesse unterbrochen und die gehegten Erwartungen überstiegen werden; es tritt etwas in Erscheinung, mit dem niemand zuvor rechnen konnte und das, hätte man zuvor daran denken können, nicht für möglich gehalten worden wäre. Ästhetische Erfahrungen erwachsen aus ästhetischen Ereignissen und sind mithin durch Überraschungsmomente gekennzeichnet. Sie versetzen ihre Subjekte in einen Zustand, der die gegenwärtigen Phänomene zugleich auf ungewohnte Weise bemerken lässt (vgl. ebd.: 59).

Ein ästhetisches Ereignis als Anstoß einer ästhetischen Erfahrung hat teil an einer Dynamik, die generell für Ereignisse veranschlagt werden kann, wobei Seel hier einen Ereignisbegriff konturiert, der dann von Ereignissen spricht, wenn ein Geschehnis „für jemanden – sei es für einen oder für viele – zum Ereignis *wird*.“ Ereignisse unterschiedlichen Ausmaßes greifen in das jeweils historisch und kulturell gegebene Feld der „Möglichkeiten des Handelns und Denkens, des Erlebens und Wünschens“ (ebd.: 58) ein und unterbrechen die gewöhnlichen Weisen der Welterschließung. Die Gegenwart selbst rückt in den Vordergrund der Wahrnehmung als „Latenzzustand“ für die Aktualisierung ungeahnter oder nicht erschlossener Möglichkeiten.

Aspekte der ästhetischen Erfahrung bei Seel weisen Ähnlichkeiten mit der später noch näher zu betrachtenden Konzeption ästhetischer Erfahrung von John Dewey auf. Auch in dieser wird die Gewöhnlichkeit einer gegenwärtigen Situation im Prozess ästhetischer Erfahrung irritiert, so dass sich die in ihr angelegten Möglichkeiten mit unbedachten oder noch nicht erahnten Möglichkeiten in einen Abgleich bringen lassen. In dem Aufgriff von Deweys Konzeption kann dieses Potential ästhetischer Erfahrungen sowie ihre Verflechtung mit gewöhnlichen Erfahrungen weiter beleuchtet werden (vgl. die Abschnitt 5.1.6f.).

5.1.3 Eigenwerte (kunst)ästhetischer Erfahrungen

Ruth Sondereggers versucht in ihrer ‚Ästhetik des Spiels‘ den Eigenwert kunstästhetischer Erfahrung näher zu fassen, ohne diese zugleich als „belanglos für unser nichtästhetisches Leben erklären zu müssen.“ (Sonderegger 2001: 177). Grundlegend für ihre Argumentation ist die Unterscheidung zwischen maßgeblichen Aspekten während einer ästhetischen Erfahrung und denjenigen, die sich auf eine Kunsterfahrung beziehen außerhalb der eigentlichen Erfahrung. Sonderegger hebt hervor, dass die jeweils relevanten Aspekte nicht dieselben sind. Die Unterscheidung zwischen ästhetischem Eigensinn und der „Bedeutsamkeit kunstästhetischer Erfahrungen für unser Leben im Ganzen“ (ebd.) erlaubt es, sowohl die für die Produktion und Rezeption von Kunst immer auch erforderlichen ‚Freiräume‘ im Sinne eines Heraustretens aus pragmatischen Zweckzusammenhängen zu berücksichtigen, als auch nach der Funktion der Kunst für alltägliche Lebenszusammenhänge zu fragen. Die relevanten Aspekte während einer kunstästhetischen Erfahrung versteht Sonderegger „als eine Auseinandersetzung mit einem Gegenstand, in der die verschiedenen Verstehensstrategien in ein unendliches Hin-und-her-Spiel zwischen Bestimmungsversuchen transformiert werden; in ein Spiel, in dem diese nicht nur unterlaufen, sondern auch immer wieder ins Recht gesetzt werden.“ (ebd.: 182f.)

Bei den hier angesprochenen ‚Verstehensstrategien‘ handelt es sich erstens um die hermeneutische Erschließung des Gehaltes, des Sinns eines Werkes und zweitens um die formale Analyse seiner Erscheinung, wobei es die Erscheinung ist, die Anlass zu beiden Strategien gibt. Sinn und Form bestehen jedoch nicht unabhängig voneinander, sondern sind im Werk – das freilich auch Prozess sein kann – miteinander verschlungen. Die dritte Verstehensstrategie bezieht sich auf die materielle Verfasstheit des ästhetischen Gegenstandes. Eine positivistische Beschreibung der vorliegenden materialen Merkmale eines Kunstwerkes – seine Farben, Stoffe, Buchstabengestalt oder Leinwand – wird in der ästhetischen Erfahrung ebenfalls im Wechselspiel mit den anderen beiden Verstehensvollzügen durchlaufen.

Entscheidend ist nun, dass die Verstehensvollzüge ein Objekt zwar auf vielfältige Weise bestimmen können, in der kunstästhetischen Erfahrung aber nicht zu einem Ende gelangen: an die Stelle des abschließenden Erfassens tritt ein im Grunde unendliches Spiel, weshalb ein Kunstwerk auch immer wieder ‚reizt‘, es zu betrachten bzw. mit ihm umzugehen. Einer hermeneutischen Zugangsweise zu Kunstwerken, die diese auf hermeneutische Objekte reduziert und die in eine bestimmte Aussage mündet, setzt Sonderegger ein Wechselverhältnis der unterschiedlichen Verstehensstrategien entgegen, die sich „fortwährend kritisieren und restituieren“ oder anders ausgedrückt, die sich fortlaufend „zerspielen“ (vgl. ebd.: 182, 187).

„Für dieses Spiel gibt es kein begründetes Ende, denn mit jeder kritischen Reflexion ist nicht nur eine Weise der Bestimmung unterlaufen, sondern eine andere, gewissermaßen komplementäre auch ins Recht gesetzt. Deshalb verweisen Sinn, Form und die als Materialität verstandene Sinnlichkeit im Bereich der Kunst tatsächlich und notwendig aufeinander. Und im Verweisungszusammenhang der damit verbundenen Verstehensvollzüge entsteht ein spezifisch ästhetischer Erfahrungszusammenhang, obwohl alle involvierten Verstehensvollzüge für sich allein genommen auch jenseits der Kunst eine wichtige Rolle spielen: Das an keinem Punkt mit Grund endende Miteinander-Verschlungensein von

sinnhaften, sinnlichen und formalen Bestimmungstätigkeiten und ihren wechselseitigen Auflösungen ist das Reich der Kunst.“ (ebd.: 182)

Es ließe sich sicherlich fragen, ob zu dem Spiel der drei Verstehensweisen nicht zumindest ein bloßes Gewahrsein des Objektes oder einer Situation als ein vierter Modus mit zu berücksichtigen wäre. Zudem wäre hier näher zu fassen, wie sich die Verstehensvollzüge von der Seite der künstlerischen *Produktion* her denken lassen. Kunst lässt sich als eigenständige formende Kraft betrachten, der eine originäre Erkenntnisleistung nicht in erster Linie in der Reflexion empirischer Gegebenheiten zukommt, sondern auch darin, dass sie im Gestalten die formenden Aktivitäten selbst reflektiert, über die sie Neues hervorbringt und sehen lässt. Ein bloßes Gewahrsein – das nur als vorübergehender Zustand vorstellbar ist – bewegt sich nicht unbedingt auf ein ‚Verstehen‘ zu, auch wenn es eine solche Bewegung vorbereiten mag. Gewahrsein vermag sich vielmehr auf etwas einzulassen, das von dem Objekt selbst ausgeht, und aus zunächst unerfindlichen Gründen die Wahrnehmung an sich zu ziehen vermag. Ein solches ‚Wahrnehmen ohne Absicht‘ kann sich auch an einem alltäglichen Gegenstand entwickeln. Hiermit wird dann allerdings der mit Sonderegger angedeutete Versuch, die Eigenlogik kunstästhetischer Erfahrung fassen zu wollen, verlassen, ohne damit zugleich die Eigenheiten einer solchen Erfahrung in Abrede zu stellen.

5.1.4 Ästhetische Produktivität

Die im vorangegangenen Abschnitt skizzierten Überlegungen haben verschiedene Qualitäten ästhetischer Wahrnehmungen und Erfahrungen in erster Linie in deren rezeptiven Vollziehen in den Blick genommen und dabei Aspekte ästhetischer Produktivität nur indirekt angesprochen. Im Folgenden werde ich den Fokus auf diese produktiven Aspekte richten, ohne jedoch spezifisch künstlerische Produktionsprozesse und -strategien in den Vordergrund zu stellen. Es geht mir um den Versuch, zunächst zentrale Elemente der Produktivität ästhetischer Vollzugformen herauszustellen, die – in unterschiedlichen Graden und Ausprägungen – sowohl in Rezeptions- als auch in Produktionsprozessen ausgemacht werden kann. Beginnen werde ich mit dem Begriff ‚Intervention‘, der bereits als ein Aspekt des anschließend näher zu betrachtenden Begriffs der Kreativität aufgefasst werden können. Der Kreativitätsbegriff steht wiederum in Verbindung mit weiteren Begriffen, von welchen ich hier den Begriff der ‚Imagination‘ näher betrachten werde.

Die Auswahl der Begriffe und die mit ihnen (je nach Perspektive variierend) bezeichneten Phänomene sind jeweils nicht nur für künstlerische und weiter gefasste ästhetische Prozesse von Bedeutung, sondern können in unterschiedlichen Ausprägungen und Kombinationen in verschiedenen Bereichen gesellschaftlicher Praxis ausgemacht werden. Gerade deshalb lassen sie begründet vermuten, dass die Trennung zwischen ästhetischen und nicht-ästhetischen Wahrnehmungs- und Erfahrungsweisen als eine analytische aufzufassen ist. Unterhalb dieser

Trennung scheinen sich bisweilen ausgeprägte Beziehungen verschiedener ihrer jeweiligen Elemente abzuspielen.

Intuitive Interventionen

Der Begriff der Intervention wird in unterschiedlichen gesellschaftlichen Zusammenhängen verwendet, etwa in der Politik, der Psychologie, der Pädagogik und auch in der Kunst. Da es hier nicht um die etablierten Verwendungsweisen geht, sondern um die Bezeichnung eines Aspekts, der als Element ästhetischer Produktivität und Rezeptivität betrachtet werden kann, möchte ich an die Bedeutung des lateinischen ‚*intervenire*‘ anknüpfen, das zumeist mit ‚dazwischenkommen‘, ‚unterbrechen‘ oder auch ‚hindern‘ übersetzt wird. Um aus dem fortwährenden Strom der Wahrnehmungen (*aisthesis*) ein bestimmtes sinnlich Gegebenes herauszustellen und zu einem Kandidaten einer Apperzeption werden zu lassen, ist ein Innehalten der Aufmerksamkeit auf dem Wahrnehmungsgegenstand erforderlich. Der Strom wird unterbrochen, Aufmerken geht über in gerichtete Aufmerksamkeit, die unweigerlich Beziehungen zum Erfahrungsgedächtnis und zu körperlichen Empfindungen unterhält.

Über den Moment der Unterbrechung wird ein Innehalten ermöglicht, das einhergeht mit einem Potential zur Infragestellung des Gegebenen bzw. der symbolischen Zusammenhänge in denen es erscheint. Ludger Schwarte bezeichnet die hier ins Spiel kommende Negation als einen Aspekt der ‚Intuition‘. Intuition versteht er zunächst nicht als ein subjektives Vermögen, sondern vielmehr als Element in der „Organisation eines Wahrnehmungsprozesses. Diese Organisation impliziert die Emergenz imaginativer Dinge als Dauer, Bewegung und Intensität. In ihr überlappen sich Qualitäten und Potenziale. Ihre Entfaltung aber besorgt die Intuition.“ (Schwarte 2006: 102) Angesprochen ist hiermit ein noch relativ wenig erhellter Prozess, in dem gewohnte Zuschreibungs- und Zuordnungsschemen zunächst suspendiert sind und sich aktivische und passivische Momente derart verschlingen, dass eine Spannung des Unbestimmten erwächst. Intuition ist für Schwarte „die Toleranz für Dinge, die nicht schon Objekte sind“, sie bewirkt „einen Riss in der Repräsentation der Welt“ und ermöglicht „das Einräumen des Unvorhersehbaren und die Wahrnehmung von heterogenen Qualitäten“ (ebd.: 102f.).

Intuition ist nicht zuletzt aufgrund ihrer Funktionalisierung als Projektionsfläche für mythologisierende Wertzuschreibungen besonderer Begabungen ein schwieriger Begriff. Um diese Schwierigkeiten zu vermeiden, geht Schwarte in seinem Zugang nicht von Intuition als einem rein subjektiven Vermögen aus. Er verwirft den Begriff jedoch bewusst nicht, sondern versucht mit ihm das Auftreten der unvorhersagbaren Phänomene zu kennzeichnen, wie sie beispielsweise aus kreativen Prozessen resultieren. Auch wenn Schwarte an verschiedenen Stellen anmerkt, dass die Intuition der Wiederkehr des Verdrängten ähnelte, so markiert sie doch kein unwillkürliches Geschehen, „sondern hinter der Erinnerung aufblitzende Erkenntnis: die aus Besinnung hervorgehende Erscheinung.“ (Schwarte 2000: 259)

Ähnlich wie dies weiter unten im Hinblick auf kreative Prozesse noch zu thematisieren sein wird, deutet sich hier an, dass die Intuition abzuhängen scheint von individuellen Erfahrun-

gen, Fragestellungen und Perspektiven, die gewissermaßen den Rahmen für das Auftreten intuitiver Interventionen darstellen. Intuitionen setzen nichts aus dem Nichts in Gang, sondern treten aus komplexen Vorgeschichten mit den in ihnen akkumulierten Erfahrungen, Reflexionen, Fragestellungen und Ausrichtungen hervor, führen in Verbindung mit imaginativen Prozessen unvorhergesehen über das bereits Vertraute hinaus. Zwischen Intuition und Imagination besteht ein komplementäres Verhältnis, letztere „folgt der Spur, die die Intuition herausschält.“ (Schwarte 2006: 103)

„Imagination findet dort statt, wenn wir uns unsere gegenseitige Wahrnehmung spiegeln und wo wir auf imaginäre Räume, Zeiten und Ereignisse Bezug nehmen. Diese kollektive Performanz, die sich im Sehen von Bildern exemplarisch verdichtet, ist kein Ritual, das einem vorgegebenen Muster folgt, sondern stets ein kreativer Akt, der von der Intuition angestoßen wird.“ (ebd.)

Wenn ich hier von ‚intuitiver Intervention‘ spreche, dann möchte ich ebenfalls das Phänomen eines ‚Risses‘ bzw. eines Dazwischenkommens betonen und den damit vorbereiteten Wandel markieren, der sich im Zuge von Wahrnehmungsprozessen vollzieht, wenn gewohnte Betrachtungsweisen ausgesetzt werden. Die Unterbrechung eröffnet einen Zwischenraum, aus dem unvorhergesehene Erfahrungen, Überlegungen oder Prozesse erwachsen können. Die von Schwarte anvisierte Intuition und die mit ihr assoziierte Unterbrechung im Übergang von der Wahrnehmung zur Bildung von Bedeutungen verbinden aktivistische und passive Momente in einem Wechselspiel. In diesem ist das Subjekt aktiv, wenn es aus eigener Motivation innehält, weil beispielsweise ein Detail eines Gegenstandes sein Interesse weckt, oder umgekehrt passiv, wenn es von einer Ansprache zunächst zum Innehalten gebracht wird, etwa durch Irritationen oder intensive Sinnesreize. Risse in der Repräsentation können bewusst hervorgerufen werden oder sich unumgebar in die Wahrnehmung eindringen. Unterbrechungen für sich genommen stellen jedoch noch keine Anreize für oder Anforderungen an die Imagination dar. Dafür bedarf es aktivistischer Momente, die eine Ausrichtung der Aufmerksamkeit auf bestimmte Gegenstände einer Situation und damit zugleich eine Bewegung ermöglichen, in der sich rezeptive und produktive Aspekte der Imagination ergänzen (vgl. hierzu unten). Diese Bewegung als ein Erfordernis der Imagination beruht, so einer der Gedanken Schwartes, auf Intuition. Wie allerdings die Intuition Imagination als komplexes Geschehen ermöglicht, bleibt weiterhin unklar; zumindest wird deutlich, dass die Intervention allein nicht ausreicht, etwas tritt hinzu.

In Anknüpfung an die vorangegangene Skizze des ästhetischen Ereignisses bei Seel kann hier vermutet werden, dass der ‚Riss‘, den Schwarte mit der Intuition als einem zumindest nicht völlig unwillkürlichen Vorgangs in Verbindung bringt, auch mit dem Begriff des Ereignisses anvisiert werden kann, eines Ereignisses jedoch, das nicht gänzlich unabhängig von seinen Subjekten konzipiert wird, weil es, im Sinne Seels, eben *für diese* zum Ereignis *wird*. Der Intuition im Sinne Schwartes wohnt ein starkes Moment des Ereignisses inne. Mit dem Ausdruck ‚intuitive Intervention‘ kann diesem Zusammenhang von Ereignishaftigkeit und willkürlichen Anteilen in den Interventionen Rechnung getragen werden, die für ästhetische Erfahrungen und Produktionen kennzeichnend sind. Dabei ist das Verhältnis von aktivistischen und passivistischen Momenten in ästhetischen Ereignissen bzw. in durch Intuition angestoße-

nen Prozessen der Imagination schwer und letztlich nur in konkreten Situationen näher zu bestimmen.

Wie in der oben skizzierten Wahrnehmungssituation des bloßen Erscheinens ist es möglich, dass der Wahrnehmende in dem durch eine intuitive Intervention eröffneten Zwischenbereich verweilt, ohne auf weitere Ansprachen aus der Umwelt oder seiner internen Gedanken- und Empfindungswelt zu reagieren. Zumeist greifen jedoch Wahrnehmungsschemen ein. Je nach sinnlich Gegebenen kann und muss dieser Vorgang sehr schnell ablaufen, ansonsten würde die betreffende Person Gefahr laufen, inadäquat auf äußere Reize oder Bedrohungen zu reagieren. Das heißt auch, dass für ein Innehalten bestimmte äußere und innere Voraussetzungen erfüllt sein müssen, die je nach Verbindung von Situation und Person unterschiedlich ausfallen dürften. Die Intervention kann sowohl von uns selbst mehr oder weniger bewusst durch eigene Aktivität bzw. Intention erfolgen (bisweilen überraschen wir uns selbst im Intervenieren) als auch durch äußere Begebenheiten, etwa durch Irritationen, die ein Staunen bis hin zu schockartigen Zuständen evozieren können. Zwischen den Ansprachen und dem Antworten auf diese besteht eine Lücke, die erst durch die Intervention in das Bewusstsein tritt. Die im Innehalten in den Fokus der Aufmerksamkeit rückenden Gegenstände, seien diese sinnlich präsent oder in der Vorstellung zugegen, lösen sich gewissermaßen aus dem Strom des ‚Hintergrundbewusstseins‘ ab und wandern in das ‚Aktualbewusstsein‘ (vgl. Abschnitt 3.3).

Aus dem Innehalten heraus kann sich ein Zwischenbereich zwischen Ansprache und Antwort eröffnen, ein Raum der Möglichkeiten unterschiedlicher Verknüpfungen und Bezugnahmen, in denen die sinnlichen Eindrücke mit möglichen inneren Empfindungen, Assoziationen und Reaktionen in Verbindung treten können. Im zunächst durch Intervention und Innehalten eröffneten Möglichkeitsraum, in den immer auch deutende, interpretative Tönungen einspielen, beginnt (früher oder später) ein Prozess der Apperzeption, der aber nicht zu einem Abschluss kommen muss.

Imaginationen mit Ausrichtung

„[D]as Sichtbare [schließt] stets auch Nicht-Sichtbares in sich ein[...], das ohne eine aktive Beteiligung von Einbildungskraft nicht zum Bild werden könnte.“ (Hüppauf/Wulf 2006: 15)

Die interpretative Dimension der Gegenstandsbezüge ist verbunden mit dem Vermögen zur Imagination, einem Vermögen, das allerdings weiter gefasst werden muss als es der Begriff ‚Imagination‘ im Deutschen nahe legt. Der englische Begriff ‚imagination‘ ist hier adäquater heranzuziehen, denn er verweist nicht nur auf das Vermögen, in der Vorstellung innere Bilder zu erzeugen, die keine Wirklichkeit besitzen müssen, sondern zugleich auf ein synthetisches Vermögen der Zusammenbindung von Wahrnehmunggehalten im Sinne der oben

angesprochenen Einbildungskraft bei Kant (vgl. Engler 1992: 224). In John Deweys Konzeption der ästhetischen Erfahrung, auf die ich später zurückkommen werde, kommt dem Begriff der ‚Imagination‘, der deutliche Ähnlichkeiten zu Kants Begriff der ‚produktiven Einbildungskraft‘ aufweist, eine zentrale Stellung zu. Imagination ist nicht als ein nur intellektueller Akt aufzufassen, sondern umfasst sinnliche Aspekte. In ihrem Bezug auf die Vorerschlossenheit einer jeden Situation (vgl. Abschnitt 5.1.6) zielt sie nicht auf die Hervorbringung eines Begriffes zu einem Gegenstand. Sie „trägt zur Kontinuität des Erfahrungsprozesses bei, indem sie immer wieder vergangene Erfahrungen und gegenwärtige Bedingungen vereinigt zu *neuer* Bedeutung“ (Engler 1992: 227), einer Bedeutung, die allerdings nicht allgemein aussagbar ist. Durch die Imagination wird im Prozess einer Erfahrung ästhetische Bedeutung hervorgebracht, indem sie unterschiedliche Aspekte aus dem Handlungskontinuum hervorhebt und miteinander zu etwas Neuem verbindet. Aus der Verbindung sowohl räumlich und zeitlich als auch subjektiv und objektiv diskreter Elemente geht ästhetische Bedeutung hervor.

Wie Schwarte hervorhebt, beinhaltet bereits jeder Wahrnehmungsvorgang imaginative Anteile, die die Kontingenz einer Situation übersehen lässt.

„Dass wir diese Kontingenz nicht jedes Mal wahrnehmen, liegt an dem vervollständigenden ‚Schaum‘ der Imagination. Sie füllt Leerstellen ebenso, wie sie uns davon abhält, unseren blinden Fleck zu sehen. Sie kann durch die diagrammatischen Strukturen des Vorliegenden, aber auch durch kulturelle Standards, Erziehung usw. konditioniert werden. Zugleich verbirgt sie Dinge als nichtexistent und blendet dasjenige aus, was einer kohärenten Präsentation im Wege stehen könnte.“ (Schwarte 2006: 96)

Schwarte verweist auf die fundamentale Rolle, die der Imagination selbst in alltäglichen sozialen Interaktionsprozessen zukommt. Imaginationen leisten eine Sichtung der realen Möglichkeiten im Wirklichen (vgl. Engler 1992: 224), sie sind damit zugleich verbunden mit einer Ausrichtung auf zukünftige Situationen und Gegenstände. Als Bestandteil der Antizipationen verschiedener Akteure bieten sie Anhaltspunkte für deren Verhalten. Grundlegender noch sind sie beteiligt am Aufbau der Rahmungen, die soziales Handeln erst ermöglichen. Diese imaginativ durchsetzten Rahmungen werden selbst immer wieder durch das Unerwartbare in der sozialen Praxis durchkreuzt und damit zu Veränderungen angeregt (vgl. Schwarte 2006: 93).

Die Ausrichtung der Imagination auf Zukünftiges ist wiederum verknüpft mit dem individuellen Begehren, den individuellen Impulsen und Motivationslagen, die sich zwar ebenfalls zum Großteil zu habitualisierten Formen ausgebildet haben, aber in jeder Erfahrungssituation *neu* angesprochen werden. Die im Imaginieren zu veranschlagende Ausrichtung auf einen Zusammenhang, der im Vollzug weder völlig transparent noch gänzlich verschlossen vorliegt, kann vielleicht am ehesten als eine tastende Bewegung aufgefasst werden, da sie das, worauf sie sich bezieht, größtenteils erst im Prozess mit hervorbringt. Das konkret oder in der Vorstellung Vorliegende, wovon die Imagination ihren Ausgang nimmt, wird in Verbindung gesetzt und ergänzt mit zeitlich und/oder räumlich nicht anwesenden (konkreten oder vorgestellten) Elementen. Hieraus können neue Bedeutungen erwachsen, die sich auf das bereits Vorliegende zubewegen oder sich von diesem entfernen. Die Imagination richtet sich

dabei auch auf eine Auswahl einzelner aus einer Vielzahl möglicher Elemente, die sie in der Bedeutungsgenerierung miteinander verbindet. Sie bewegt sich gewissermaßen selbst fort über den Wechsel von aktiven und passiven Momenten. Sowohl das Ausrichten als auch das Auswählen im Imaginieren können mehr oder weniger bewusst erfolgen; so treten beispielsweise in rauschhaften Zuständen ausgeprägte Prozesse des Imaginierens in Erscheinung, die nur in begrenztem Umfang von dem erlebenden Subjekt gesteuert werden können.

Die vorfindlichen Gegenstände als den Bezugsgrößen der Imagination befinden sich in Anordnungen, die mehr oder weniger intentional hergerichtet wurden, etwa in Ausstellungen oder in der Architektur. Die Anordnungen generieren Dispositionen des Verhaltens und der Bedeutungsgenerierung auch für die Imagination, allerdings wird gerade dieser das Vermögen zugesprochen, das Vorfindliche auch gegen die Intentionen ihrer Anordnungen aufzugreifen und damit zu transformieren. Auch wenn die imaginativen Aktivierungspotentiale in Situationen nicht allein den angeordneten Gegenständen zugeschrieben werden können, so können diese doch mehr oder weniger anregende oder hinderliche Anlässe für die Imagination darstellen. Bereits in den Aufgriffen ist die Auffüllung der Imagination mit im Spiel. Die aus diesem Spiel hervorgehenden Bedeutungen werden zu erneuten Anlässen, solange das imaginierende Spiel in Bewegung bleibt.

Das Ausrichten im Imaginieren und das Imaginieren selbst erfolgen in einer Verflechtung in Situationen, in einer – wie Dewey es ausdrückt – Vorerschlossenheit der Situation, in der sie sich vollziehen. D.h., dass ein Subjekt immer *aus* bestimmten Horizonten der Kultur, der sozialen Praxis und der individuellen Erfahrungshintergründe *heraus* imaginiert, *in* die es eingespannt ist und aus denen sich die Möglichkeitsräume des Imaginierens ergeben. Die subjektive Imagination erfolgt eingelassen in die gesellschaftlichen symbolischen Formen der Selbst- und Weltauslegung, in denen sie sich jedoch nicht erschöpft, genauso wenig wie sich die Phänomene in den symbolischen Formen erschöpfen, die sich auf sie beziehen. Gerade die Zwischenräume zwischen den symbolischen Formungen und den prozessualen lebensweltlichen Zusammenhängen, auf die sie sich beziehen, einerseits und der je subjektive imaginierende Bezug auf diese Zwischenräume andererseits, lassen die Möglichkeit der Generierung *neuer*, nicht selten völlig überraschender Bedeutungen verständlicher werden.²⁶

Die generelle Bedeutsamkeit der Imagination findet in der ästhetischen Erfahrung eine Steigerung, denn hier ist die eingenommene Haltung in der Bezugnahme auf Gegebenes bereits durch eine Freisetzung von unmittelbaren Zweckbindungen markiert, die der Imagination gewissermaßen eine prominente Rolle auf der Bühne der Situation zuweist.

Kunstwerke als besondere „Wahrnehmungsangebote beziehungsweise -anlässe zur Sinnproduktion“ (Schmidt 2000: 324) bieten aufgrund ihres partiellen Enthobenseins aus zweckgebundenen Handlungskontexten auf besondere Weise einen Raum für ‚experimentelles‘ Ant-

²⁶ Um die Komplexität der Wechselspiele zwischen objektiven und subjektiven Aspekten im Prozess des Imaginierens nicht vorzeitig aus dem Blick geraten zu lassen, erscheint die Unterscheidung zwischen heuristischer und ontologischer Ebene hilfreich. Denn auch wenn wir uns nur vermittels symbolischer Ordnungen über Phänomene verständigen können, so verbleibt diesen eine Negativität, eine Nicht-Einholbarkeit und damit zugleich eine „Widerständigkeit und Eigensinnigkeit des Nicht-Diskursiven“ (Weber 2001: 201). Diese Negativität aufzulösen, bedeutet zugleich eine Spannung aufzuheben, wodurch es – wenn auch nicht intendiert – einem positivistisch reduktionistischen Zugriff geradezu leicht gemacht wird, über Differenzen und Alteritäten hinwegzusehen.

worten. „Am Umgang mit Objekten der Kunst haben wir gelernt, Dinge und Ereignisse der menschlichen Welt zu Objekten der Imagination zu erheben.“ (Seel 2000: 140f.) Seel gebraucht den Begriff der Imagination hier als Kurzform für ästhetische Vorstellungen. Mit dem Ausdruck ‚Objekte der Imagination‘ weist er auf solche Objekte hin, an denen es zu einer engen Verbindung von ästhetischer Wahrnehmung und ästhetischer Vorstellung kommt. An Objekten der Imagination verbindet sich eine gesteigerte Hinwendung zur Gegenwart mit einem Hinausgehen über diese. Bestens vertraut ist uns dies beispielsweise im Nachvollzug der Handlung einer Erzählung. Aber auch nicht eigens für einen imaginierten Mitvollzug hergestellte Objekte können zu Objekten der Imagination werden. Seel führt in diesem Zusammenhang die Differenzierung zwischen gebundener und ungebundener Imagination ein. Erstere entwickelt ästhetische Vorstellungen in Verbindung mit vorhandenen Objekten der Wahrnehmung, letztere ist eher als ein frei gleitendes ästhetisches Vorstellen zu verstehen, das sich auf die eigenen Erinnerungen und Zukunftsvorstellungen oder auch ein ‚richtungsloses Phantasieren‘ beziehen kann.

Mit Blick auf das dynamische Wechselspiel zwischen sinnlichen Wahrnehmungen, Vorstellungen und Reflexionen (vgl. Abschnitt 6.2.5) möchte ich hier im Unterschied zu Seel die Imagination nicht auf ästhetische Vorstellungen begrenzen, sondern in ihrer Weite als Vermögen ‚bildhaft anschaulichen‘ Denkens auffassen, das mehr oder weniger ästhetisch und synästhetisch durchsetzt und auch auf alltagspraktisches Handeln bezogen sein kann.

Ob es sich um die Betrachtung von Kunstwerken oder von alltäglichen Gegenständen in ästhetischer Einstellung handelt, es sind erst die Ausrichtung und Bewegung der Aufmerksamkeit sowie die Anteile, die ein Betrachter den Gegenständen zuträgt, die Gegenstände zu ästhetischen Gegenständen werden lassen.²⁷

Den imaginativen Beitrag des Betrachters bezeichnet Schwarte als ‚Erfüllung‘. Gemeint ist damit nicht der reproduzierende Nachvollzug einer intentional in ein Werk gelegten Absicht, „sondern eine Erfahrung der Nicht-Identität; es ist eine heterogene Wahrnehmung, die sich zwischen den Sinnen und dem sich präsentierenden Ding abspielt. Ein Betrachter wird erfüllt von einer fragmentarischen, verstörenden Konstellation, in die er sich einfügt und in der er die Wahrnehmung dessen, was fehlt, ausfüllt mit etwas, das aus Prinzip nicht passt, nämlich mit etwas Imaginärem, mit etwas rein Potentiellem.“ (Schwarte 2006: 97) Dabei hängt auch das, was individuell gesehen und ‚ausgefüllt‘ werden kann, von dem Beziehungsgeflecht des sozialen Zusammenhangs ab, aus dem heraus Bezugnahmen erfolgen wie auch von den Wegen der individuellen Erfahrungsgeschichte über die sich Sichtweisen und Aufmerksamkeiten ausbilden. In Abschnitt 6.1 werde ich diesen Gedanken in Verbindung mit einigen Überlegungen zur Ausbildung einer Kompetenz des (schöpferischen) Antwortens wieder aufgreifen.

²⁷ Im Falle von Kunstwerken spielen allerdings noch eine Reihe weiterer Faktoren eine Rolle, will ein Gegenstand als Kunstwerk Beachtung finden, wie etwa die erforderliche Resonanz im Betriebssystem der Kunst und die dadurch ermöglichte Auszeichnung und Ausstellung des Wertattributs ‚Kunst‘.

5.1.5 Kreativitätssyndrom

„[D]ie Kreativitätsfrage [ist] eine Herausforderung für die Wissenschaften selbst“ (Abel 2007: 36).

In der (spät)kapitalistischen Verfassung der Güterproduktion gilt Kreativität als einer der wichtigen Standortfaktoren, als zentrale Ressource zur Bedienung der sich beschleunigt verkürzenden Halbwertszeiten von Produkten auf weitverzweigten Märkten. Wie in Abschnitt 2.2 bereits angesprochen wurde, ist die international weitgefächerte Arbeitsteilung und beschleunigte Neuerungsrate von Produkten mit erheblichen organisatorischen, technischen und symbolischen Vermittlungsbedarfen verbunden. Die Teilaspekte, etwa der in eine Vielzahl von Standorten aufgegliederten Warenproduktion, müssen zu einem Zusammenhang, zu einem für Wunschprojektionen geeigneten Objekt verbunden werden.

Mario Ruggenini diagnostiziert für die Gegenwart eine inflationäre Präsenz des vermeintlich Kreativen, das uns in fast allen Lebensbereichen entgegentritt, in Gestalt des neuesten Designs eines alten Produktes, des neuesten Stils der Mode, des neuesten Gadgets mit neuesten Funktionen. In Erscheinung tritt eine scheinbar unerschöpfliche Kreativität, „die uns das Leben immer attraktiver und angenehmer machen soll. Kreativität als missbräuchlich von der globalen Produktion in Beschlag genommenes Prädikat, eine Art Mehrwert, um die Macht der Produktion voll zu entfalten.“ (Ruggenini 2006: 216) Ruggenini deutet die inflationären Bezüge zum Kreativen als „allgemeine Versicherung der ‚Positivität‘ der Existenz.“ (ebd.)

Trotz aller Betonungen der Bedeutung des Kreativen in Wirtschaft und Gesellschaft, lässt sich zugleich beobachten, so Dirk Baecker, dass unsere Gesellschaft, „an allen möglichen Ecken und Enden, in Unternehmen, in Behörden, in Universitäten sehr viele kreative Prozesse zunächst einmal *unterdrückt*.“ (Baecker 2009a: 250). Was sich mit diesen beiden Momenten abzeichnet, ist ein paradoxes Spannungsverhältnis zwischen der Anrufung ‚sei kreativ, gestalte dein Leben‘ und den Versuchen, Kreativität zu unterdrücken oder zumindest in die ‚richtigen‘ Bahnen zu lenken, d.h. in solche, die produktive zweckgebundene Erträge erwarten lassen. Unkanalisierte Kreativität hat etwas Bedrohliches, man denke an ihre auch zerstörerischen Potentiale oder an solche Ausprägungen von Kreativität, die gemeinhin nicht positiv konnotiert sind, wie etwa in der Kriminalität.

Ruggenini stellt der ‚gewöhnlichen‘ inflationär veranschlagten Kreativität eine andere, weniger schillernd auftretende entgegen, die er als ‚kreative Freiheit der Existenz‘ fasst: „Die Verantwortung der Selbstentscheidung gegenüber den Möglichkeiten, die sie herausfordern, das ist *die kreative Freiheit der Existenz*. Freiheit demnach nicht als willkürliche Hervorbringung neuer Ereignisse aus dem Nichts, sondern als Antwort, die dem Menschen seine unersetzliche Individualität enthüllt.“ (Ruggenini 2006: 228)

Das hier angesprochene Verständnis verweist auf den Aspekt der ‚Interpretation‘ als Bestandteil der Kreativität. Jedes Sagen, da schon immer „ins Gespräch eingebunden“, wird

„ein *Zu-antworten-Haben* sein“ (ebd.), und zwar als Reaktion auf das Gesagte anderer ebenso wie in der Eröffnung einer neuen Rede von einem zuvor noch nicht Artikulierten. Selbst dieses neue Reden, in dem sich das Moment des Kreativen deutlicher zeigt, erfolgt in Anknüpfung und als Antwort auf bereits bestehende Erzählungen und Geschichten, die in kreativer Aneignung neue Perspektivierungen und Überschreitungen ermöglichen. Kreativität wird von Ruggenini nicht als ein aus dem Nichts schöpferischer Kreative Akt vorgestellt, sondern als Prozess der interpretierenden Reaktion auf Vorgängiges, aus dem heraus Unvorhergesehenes erwachsen kann.

Der Begriff der Kreativität taucht je nach Kontextualisierung in vielfältigen Gestalten auf. Alfred North Whitehead, der eine eigenständige Philosophie der Kreativität entwickelt hat, verwendet den Begriff beispielsweise selbst schon in sechs unterschiedlichen Fassungen (vgl. Lenk 2000: 311f.). Sein weitester Zugang fasst Kreativität als allgemeiner Grundzug der Wirklichkeit auf. Hierzu merkt Hans Lenk an, dass deutlich unterschieden werden sollte, „zwischen dem Prozess des bewussten Kreierens eines schöpferischen Aktes und der ständigen kreativen Entwicklung in der Natur, wie sie in den Objekten und Dingen, die wir vorfinden, gesehen werden kann“ (vgl. Lenk 2000: 314f., insbesondere Fußnote 74). Um nicht zugleich die Frage nach den Qualitäten des ‚Schöpferischen‘ stellen zu müssen, kann zunächst unterschieden werden zwischen kreativen Prozessen, die von menschlichen und solchen, die von nicht-menschlichen Akteuren ausgehen.

Im Zusammenhang mit kreativen Prozesse, in die menschliche Akteure involviert sind, fasst Whitehead Individuen als Kreativitätszentren auf, die in einem dynamischen ‚Prozesszusammenhang‘ stehen und „die miteinander nicht nur korrelieren, sondern koproduzieren – koevolvieren und sich natürlich beeinflussen, miteinander wechselwirken“. (Lenk 2000: 304) Er spricht auch von einer „*subjektiven Harmonie*“, einer „prästabilisierten Harmonie im Konkretisierungsprozess jeden einzelnen Subjekts“ (Whitehead zitiert nach Lenk 2000: 304; Fußnote 70). Whitehead denkt an einen kreativen Prozess, in dem Individuen als ‚vektorielle Kräfte‘ aufgefasst werden, die aufeinander gerichtet sind und miteinander kooperieren. Die Einzelwesen, die er als ‚*actual entities*‘ bezeichnet, „haben, sind bzw. nehmen an den anderen *actual entities* teil“ (ebd.: 305) und bilden koproduktive Kreativitätszentren. Sie werden von vornherein als zeitlich in einer bestimmten Weise wirksame Wesen vorgestellt, die immer mit anderen Einzelwesen verbunden bzw. durchdrungen sind. Dieses Aufeinander-Gerichtetsein ist assoziiert mit einem Wahrnehmen und ‚Erfassen‘ des Anderen. „‚Gefühl‘, Zwecksetzung, Wertung, Verursachung – alles das ist auch charakteristisch für die Reproduktion, für die kooperative, koevolutive, koreproduktive Tätigkeit der Kreativitätszentren. Daraus entsteht eine ‚werdende‘ Kombinationseinheit, eine Aktionseinheit, die sich *relativ* in einer bestimmten Zeit erhält, aber ständig wechselt und weiterentwickelt.“ (Lenk 2000: 305) Whitehead geht es nicht nur um die Markierung der wechselseitigen Abhängigkeit der Einzelwesen – er spricht von dem ‚Nexus‘, der sozialen Verfasstheit aller –, sondern auch um die Beobachtung einer zunehmenden Komplexität in den unterschiedlichsten Bereichen als Begleiterscheinung des koevolutiven, kokreativen Entfaltungsprozesses. Aus diesem Prozess gehen ‚Einheiten‘ auf einem höheren Komplexitätsniveau hervor, die Whitehead in Absetzung zur traditionellen Philosophie ‚Superjekte‘ nennt. Damit verweist er zugleich auf die

jeweils aktuelle Verwobenheit von Subjekteigenschaften mit solchen, die sich aus der sozialen Verfassung aller ergeben. Alle Dinge, Einzelwesen und Tatsachen entwickeln sich insgesamt auf der Grundlage kreativer Prozesse, die für Whitehead immer auch mit der Hervorbringung von Neuem verbunden sind:

„Die Kreativität ist das Prinzip des *Neuen*. Ein wirkliches Ereignis ist ein neues Einzelwesen, das sich von jedem unter den vielen unterscheidet, die es vereinigt. Daher führt die ‚Kreativität‘ etwas Neues in die Natur der vielen ein, die das Universum als trennendes verkörpern. Das kreative Fortschreiten ist die Anwendung dieses elementaren Prinzips der Kreativität auf jede neue Situation, die es hervorbringt.“ (Whitehead 1979: 62; zitiert nach Lenk 2000: 308)

Kreativität wird, wie hier von Whitehead, zumeist mit der Hervorbringung von Neuem assoziiert. Die Entwicklung von neuen Formen, Verfahrensweisen, Fragestellungen etc. setzt Kreativität voraus. Nicht wenige Konzeptionen der Kreativität machen das Hervorbringen von Neuem zur Bedingung von Kreativität. Margaret Boden weist jedoch auf eine wichtige Differenzierung hin: Das Resultat eines kreativen Prozesses ist etwas Neues im allgemeinen Sinne, wenn kein anderer zuvor dasselbe Resultat erzielt hat. Im Unterschied dazu kann eine kreative Hervorbringung für dessen Urheber eine Neuigkeit darstellen, wenn er keine Kenntnis davon hat, dass ein entsprechendes Resultat bereits von anderen erzielt wurde (vgl. Lenk 2000: 84). Auch der Neuigkeitswert einer Sache ist demnach kontextrelativ und abhängig von dem Bewusstsein, das es betrachtet.

Künstlerische und andere Kreativitäten

Ich werde der Vielfältigkeit der Kreativitätsbegriffe im Folgenden nicht in systematischer Absicht begegnen, sondern mich auf eine lose Zusammenstellung derjenigen Aspekte konzentrieren, die im Hinblick auf den hier anvisierten Problematisierungshorizont relevant erscheinen.

In Anknüpfung an eine der Evolutionstheorie entlehnten Begrifflichkeit, beschreibt Baecker künstlerische kreative Prozesse folgendermaßen:

„Der Künstler variiert laufend und durchaus unter Ausnutzung mehr oder minder willkommener Zufälle sein Werk und lässt den mit dem Werk sich verändernden Kontext eine Entscheidung (Selektion) darüber treffen, welche der Veränderungen aufgegriffen, fortgesetzt und mit dem Rest des Bildes abgeglichen (Retention) und welche durch Korrekturen abgelehnt werden. Auf der Leinwand spielen sich in schönster Dynamik Variation, Selektion und Retention zugleich ab. Der kreative Künstler macht sich zum Impulsgeber (Variation), Kritiker (Selektion) und Vollender (Retention) seines eigenen Werks, *ohne notwendigerweise vorher zu wissen, worauf der Prozess hinausläuft*. [...] Der kreative Prozess beobachtet sich selbst als evolutionärer Prozess. Er kann gar nicht anders, denn man schafft ja nicht etwas aus dem Nichts heraus. Die *creatio ex nihilo* ist Gott vorbehalten, dem Menschen steht sie nicht zur Verfügung.“ (Baecker 2009a: 253)

Baeckers Betrachtungsweise künstlerisch-kreativer Prozesse rückt wichtige Gesichtspunkte in den Blick, ohne die ideologischen Momente zu nähren, die in den Mythen der Kreativität des genialischen Künstlers bis heute nachhallen. Die in kreativen Arbeitsprozessen sich ausbildenden Setzungen werden für den Produzierenden zu Ansprachen, auf die er im weiteren Prozess reagiert bzw. antwortet. Zu dem Feld der Setzungen, die zu Ansprachen werden können, zählen auch innere Vorstellungen, die sich einstellen oder bereits länger verfolgt werden und als Rahmensetzung für die weiteren Setzungen aufgefasst werden können.

Baecker unternimmt einen weiteren Schritt zur ‚normalisierenden‘ Umdeutung kreativer Prozesse, indem er einen Arbeitsbegriff anvisiert, der die Aspekte mit berücksichtigt, die in der Betrachtung von Arbeitsprozessen zumeist als Abspulung von Routinehandlungen leicht übersehen werden. Auch routinierte Arbeitsabläufe in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen weisen unvorhergesehene Dynamiken und Anforderungen auf, die sich insbesondere in Momenten der Störung zeigen. „Jeder, der arbeitet, muss daher in der Lage sein, kreativ mit Störungen umzugehen, um sie gar nicht erst durchschlagen zu lassen. Diese Kreativität sehen wir normalerweise nicht. Wir unterschätzen die Kreativität des Routinehandelns und haben schon deswegen einen schrägen, mit Vorliebe das Außergewöhnliche akzentuierenden Kreativitätsbegriff, den wir durch den Rückgriff auf einen realistischen Arbeitsbegriff seinerseits etwas realistischer wenden könnten.“ (Baecker 2009a: 255)

In Arbeitsprozessen und anderen alltäglichen Handlungs- und Kommunikationsprozessen vollziehen sich immer wieder kleine bis kleinste aber auch größere Phasen des neuordnenden und umstrukturierenden Umgangs sozialer Akteure miteinander und mit ihrer Umwelt. Bereits die Wahrnehmung und die damit assoziierten Reflexionen der jeweils aktuellen Situationen, das Sprechen und Zuhören wie das Agieren und Reagieren in unterschiedlichsten Zusammenhängen ist von Eigensinnigkeiten gekennzeichnet, die Merkmale aufweisen, die

zumeist nur im Zusammenhang mit künstlerischen Tätigkeiten, mit der Wissenschaft oder mit der Hervorbringung von Erfindungen veranschlagt werden. Angesichts der Geschichte der durch eine auf Exklusivität zielenden Zuschreibungspraxis des Kreativen einerseits und der heute überstrapazierten Referenzen auf die ‚Innovationskräfte‘ des Kreativen andererseits, erscheint es sinnvoll, die Rede von der Kreativität im Sinne Baeckers zu normalisieren. Dafür ist ein Vorgehen erforderlich, das sowohl die spezifischen Qualitäten der Phänomene betrachtet, die mehr oder weniger adäquat mit dem Begriff der Kreativität belegt werden, als auch weiter zu schauen, in welchen Handlungs- und Kommunikationsbereichen vergleichbare Qualitäten auszumachen sind. Das kann im Folgenden ausschnitthaft erfolgen.

Qualitäten des Kreativen

Günter Abel unterscheidet in seiner Kreativitätsphilosophie drei Kreativitätstypen. Die einfachste Form der Kreativität, die er als *schwache Kreativität* bezeichnet, macht er in Prozessen aus, in denen bereits vorliegende Elemente neu kombiniert werden und dadurch zu neuen Formbildungen führen.

Die *moderate Kreativität* als zweiter Typus ist hingegen durch die Einbeziehung von Aspekten gekennzeichnet, die in dem betreffenden Prozess nicht selbst, sondern nur in Form von Auswirkungen zugegen sind. Diesen Typus konzipiert Abel ausgehend von der Beobachtung, dass in „jeder *gegenwärtigen aktuellen* Situation [...] auch *nicht-aktuale* Komponenten eine konstitutive Rolle“ (Abel 2007: 15) spielen. Beispielsweise benötige ich für das einfache Wiedererkennen eines Gegenstandes Vorerfahrungen mit eben diesem Gegenstand. Hier kommt die Einbildungskraft in einer spezifischen Weise ins Spiel, indem sie die nicht-aktualen Elemente in den gegenwärtigen Prozess mit einbringt. In Prozessen moderater Kreativität werden die gegebenen Elemente nicht nur neu kombiniert, sondern über das Vermögen der Imagination werden darüber hinaus Wirksamkeiten aktual nicht gegebener Komponenten eingebunden. Anzumerken ist, dass sich die beiden Typen sicherlich überschneiden, denn auch für die meisten Prozesse der Neukombination von Elementen dürften Wirksamkeiten von nicht-aktualen Anteilen verbucht werden können.

Der dritten Kreativitätstypus, die *starke Kreativität*, kennzeichnet für Abel die höchste Steigerungsform des Kreativen, hier kommt es zum Durchbrechen bestehender Ordnungen, zur Bildung neuer Regeln, Prinzipien oder Zeichensysteme. Es ist dieser dritte Typus, der die größte Erklärungs herausforderung darstellt. Wie in Kants Geniebegriff stellt sich die Frage, wo die neue Regel herrührt, die aus einem starken kreativen Prozess hervorgeht. Und will man die Problematik nicht wie Kant in die ‚Black Box‘ der Natur verlagern, bewegt man sich in ein komplexes Feld der Begründungsversuche, das ich an dieser Stelle nicht vertiefend betrachten kann. Allerdings können einige der diesbezüglichen Überlegungen Abels kurz gestreift werden, die auch für die hier verfolgten Fragestellungen von Interesse sind.

Neben den gängigen Vorstellungen über die spezifischen Kennzeichen kreativer Persönlichkeiten und zu den Phasen kreativer Prozesse²⁸ weist Abel darauf hin, dass kreative Prozesse nur in Verbindung mit Zeichen denkbar sind, da kreatives Denken nicht mit Zeichen erfolge, „sondern *kraft* der Zeichen. Ein [stark] kreativer Kopf ist ein Geist, der diese Fundamentalprozesse in neue Bahnen zu lenken vermag und darin regelsetzend und stilbildend wirkt. Der kreative Geist verwendet gegebene Zeichen auf neue Weise, er erfindet neue Zeichen und Interpretationen und implementiert neue Regeln ihres Funktionierens.“ (ebd.: 25) In dem Versuch, die aufgeworfene Erklärungsnot zu mindern, reflektiert Abel über die Verfassung von Zeichensystemen und stellt fest, dass selbst in der tatsächlichen Verwendung von Zeichen bereits ein Spielraum für kreative Prozesse eröffnet wird, da sich kein Zeichen zweimal auf genau identische Weise verwenden lässt. Allerdings verbleibt die Ausnutzung der Variabilität dieser Zeichensetzung im Rahmen der ersten beiden Kreativitätstypen. Ein weiterer Spielraum, der sich bereits in Richtung der starken Kreativität bewegt, ergibt sich aus der grundlegenden Arbitrarität der Zeichen und der nicht-determinierten Beziehung zwischen Zeichen und Folgezeichen. Das freie Verhältnis zwischen Zeichen und Folgezeichen verweist auf die Möglichkeit eines ‚kreativen Sprungs‘, in dem beispielsweise eine neue Regel des Zeichengebrauchs generiert wird, derart, dass die Resultate anschlussfähig bleiben; Abel erwähnt den Zeichengebrauch in der Lyrik und in Geistesblitzen, wie sie im Zusammenhang mit der Lösung zuvor ungelöster mathematischer Probleme berichtet werden.

Auch die Regelanwendung im Zeichengebrauch legt nicht deterministisch fest, wie ein Zeichen jeweils eingesetzt wird. Zeichengebrauch ist regelgeleitet und doch zugleich durch einen „*Unbestimmtheitsspielraum*“ gekennzeichnet, der interpretierend bearbeitet wird. Kreative Prozesse, egal ob sie sich in sprachlichen oder nicht-sprachlichen Zeichensystemen abspielen, weisen immer auch interpretatorische Aspekte auf. Für die starke Kreativität drückt sich dies nach Abel z.B. in Metaphern und in Poesie, in Witz und Ironie aus. Hier deutet sich an, dass starke Kreativität nicht nur auf die herausragenden außergewöhnlichen und grundlegenden Neuerungen zutreffen scheint, wie dies andere Hervorhebungen Abels nahe legen, denn Metaphern, Witz und Ironie finden sich verbreitet auch in der Alltagskommunikation. Für die kreativen Fälle der Regelverletzungen und Regelneubildungen lässt sich mit Abel sagen: „Regelverletzung und Regelbruch folgen ihrerseits keiner Metaregel; und sie eröffnen im spielerischen Erfinden von Regeln neue und vertiefte Einsichten.“ (ebd.: 32)

Interessant wäre an dieser Stelle weiter zu ergründen, inwieweit die den Regelverletzungen und -brüchen voraus liegenden Ordnungen als Konstitutionsbedingungen der Möglichkeit der veränderten Sichtweisen gedacht werden müssten, etwa wie dies oben mit Ruggenini angesprochen wurde. Für Abel scheinen sich neue, in Prozessen starker Kreativität entstehender „*Regularitäten*“ „*im Offenen*“ zu bilden, allerdings erläutert er die Qualität des Offenen nicht weiter. An anderer Stelle hält er jedoch fest, dass die Überschreitung einer Regel bzw. der Regelbruch in einem bestimmten Gebiet (der Kunst, der Mathematik etc.) die gründliche Kenntnis dieses Gebietes voraussetzt. Das lässt vermuten, dass eine Beziehung zu den vorausliegenden Ordnungen veranschlagt werden kann. Dafür sprechen auch die weite-

²⁸ Abel zieht die Phaseneinteilung in „Preparation, Inkubation, Illumination und Verifikation/Elaboration“ (Abel 2007: 16) heran.

ren Ausführungen Abels, in denen er die Vorstellung einer creatio ex nihilo verwirft und auf die besondere Bedeutung des Verhältnisses zwischen Kreativität und Möglichkeit verweist. Weder erwächst das aus stark kreativen Prozessen hervorgehende Neuartige aus dem Nichts, noch handelt es sich um den bloßen Übergang von Potentialität in Aktualität im Sinne einer Entfaltung des zuvor schon Angelegten. Wie Abel hervorhebt sind aber offensichtlich „Dinge möglich und wirklich, die unter dem Kriterium logischer Möglichkeit im engeren Sinne als unmöglich einzustufen wären.“ (ebd.: 33)

Abel sucht nach einer Erklärung, die eine Brücke schlägt zwischen dem naturalistischen, wissenschaftlichen Weltbild und den Hervorbringungen eines kreativen Geistes, die durch eine grundlegende Neuartigkeit gekennzeichnet sind und das Bestehende um neue Regelsysteme etc. erweitert. Als Kandidaten für die gesuchte Brücke schlägt Abel den Bezug zu Theorien der Emergenz vor, denn emergente Phänomene weisen charakteristische Merkmale auf, die auch für Prozesse der starken Kreativität geltend gemacht werden können: Unvorhersehbarkeit und Neuigkeit im Verbund mit der Beobachtung, dass das neuartige Phänomen nicht auf die es voraussetzenden Elemente reduziert werden kann. Weder die Ausgangslage noch das Resultat eines Emergenzereignisses erlauben eine hinreichende Erklärung desselben (vgl. ebd. 35).

Allerdings stellen Phänomene der Kreativität auch in dieser Perspektive weiterhin eine Herausforderung an das Verstehen dar, denn auch die Phänomene des ‚emergenten Sprungs‘ bleiben bislang unklar. Wir sind demnach noch nicht so weit entfernt von den Überlegungen Kants zu dem mysteriösen Wirken der Natur²⁹, die dem Genie die Regel gibt. Ich kann es an dieser Stelle nur bei dem Mysterium belassen.

Situierte Kreativität

Aus der jeweiligen Situietheit der kreativ handelnden Personen in sozialen Prozessen sowie aus den jeweiligen persönlichen Voraussetzungen und Erfahrungen ergeben sich zentrale Einflussgrößen kreativer Prozesse. In loser Anknüpfung und starker Verkürzung an die systemtheoretische Konzeption der Kreativität von Mihály Csikszentmihalyi (vgl. Csikszentmihalyi 1997) lassen sich drei Dimensionen unterscheiden: Die kreativ handelnde Person (1) greift in dem Möglichkeitsspektrum der persönlichen Voraussetzungen Informationen oder Vorgaben, Setzungen oder Anregungen aus einem spezifischen Symbol- bzw. Handlungssystem in einem kulturellen Umfeld auf und (2) transformiert diese. Wenn die dadurch entwickelten Neuerungen von dem sozialen Umfeld (3) des betreffenden Bereichs als Bereicherung angesehen wird, geht die Neuerung in den Bestand des betreffenden Systems ein und stellt damit ein Element der neuerlichen Ausgangssituation für weitere kreative Handlungen dar. Anhand dieser drei Dimensionen, die sicherlich weiter differenziert und ergänzt werden müssten, lässt sich bereits verdeutlichen, dass kreative Prozesse nicht aus dem Nichts ihren Ausgang nehmen, sondern von der situativen Zusammenstimmung verschiedener externer und interner Faktoren abhängig sind.

²⁹ Der Ausdruck ‚Natur‘ wird von Kant zuweilen gleichbedeutend mit ‚Geist‘ verwendet.

Um die Situiertheit kreativer Prozesse weiter verdeutlichen zu können, bietet sich ein Blick auf einige der vielen Formen der Kreativität an, die Lenk in seiner Studie ‚Kreative Aufstiege – Zur Philosophie und Psychologie der Kreativität‘ differenziert. Lenk greift zunächst eine Differenzierung von I.R. Taylor in fünf, sich zum Teil überschneidende Ebenen auf, die von zunehmender Komplexität gekennzeichnet sind: *expressive Kreativität* oder auch *Ausdrucks kreativität* (a) kennzeichnet spontane Äußerungen, wie etwa Kinderzeichnungen, die als kreativ beurteilt werden. *Produktive Kreativität* (b) ist durch die kreative Nutzung von Spielräumen innerhalb gegebener Rahmenbedingungen und formeller Regeln gekennzeichnet, zum Beispiel in der Wissenschaft oder in den Künsten; hier gewinnen die individuellen Intentionen eine größere Relevanz. Die *inventive Kreativität* (c) erinnert an die *schwache Kreativität* von Abel, da sie im Spiel mit Methoden, Techniken und Materialien zu neuen Variationen oder Kombinationen von Elementen führt. *Innovative Kreativität* (d) bringt neue Begriffe oder Erfindungen hervor, über die sich die Fähigkeiten und Möglichkeiten in einem Gebiet erweitern lassen. Mit ihrem Fokus auf ganz neue Sichtweisen, Prinzipien oder Eigenschaften, die gewissermaßen unvorhersehbar ‚auftauchen‘, erinnert die *emergente Kreativität* wiederum an Abels *starke Kreativität*. Sie wird in erster Linie den Künsten und den Wissenschaften zugeschrieben.

Eine weitere Verfeinerung dieser Einteilung unterschiedlicher Arten der Kreativität legt Lenk vor und verdeutlicht damit indirekt ebenfalls den Bedarf, kreative Prozesse in ihrer Situierung in Kontexten zu betrachten und gleichzeitig ein Feld typischer Qualitäten des Kreativen, die quer zu den jeweiligen Kontexten sichtbar werden, zu umreißen (vgl. Lenk 2000: 107ff.). Er spricht unter anderem von *Problemlösungskreativität*, *Ausdrucks kreativität*, *Kombinations kreativität*, *Schematisierungskreativität*, *Abstraktions kreativität*, von *spielerischer Kreativität*, wenn es um das Finden oder Konstruieren neuer Regeln geht, von *metaphorischer Kreativität* oder *Komparations kreativität*, wenn unterschiedliche Bereiche durch die Bildung von Metaphern, Analogien, Bildern, Gleichnissen etc. transversal verbunden werden, von *Konstitutions kreativität*, wenn neue Objekte, theoretische Konstrukte oder Untersuchungsperspektiven entwickelt werden, von *Selbstkonstitutions kreativität*, wenn Prozesse der Selbstentwicklung etwa von einzelnen Handelnden oder Zentren spezifischer Aktivitäten angesprochen sind, von *Intuitions kreativität*, wenn das Auftreten plötzlicher Einfälle markiert werden soll und von *Meditations kreativität*, wenn kreative Prozesse sowohl aktiver als auch eher passiver Ausprägung angesprochen werden, die sich in kontemplativer Versenkung vollziehen. Der letzte Aspekt steht auf den ersten Blick der Konzeption einer Kreativität gegenüber, nach der Neuerungen durch die ausdauernde Verfolgung von Fragestellungen oder Perspektiven erzielt werden. Lenk verweist in diesem Zusammenhang auf den Taoismus, in dem das Nichthandeln (das ‚wu-wei‘) eine wichtige Rolle spielt. Erwähnt werden kann sicherlich auch das konzentrierte Verharren auf einem Fokus bei gleichzeitigem Nichtreagieren auf äußere und innere Reize in fernöstlichen Kontemplationspraktiken unterschiedlicher Traditionen des Buddhismus. Es geht hierbei mithin um das bewusste Absehen von Zielgerichtetheit und Begehren und um das Einnehmen einer offenen Beobachtungs- und Aufnahmeverfassung. „Diese passive Art von Meditation ohne Handeln, ohne Wissen,

ohne Leidenschaft, das ist die Idee, die bei der taoistischen Meditation der Kreativität zu Grunde liegt.“ (Lenk 2000: 109)

Die Einnahme und Aufrechterhaltung des im Zitat anklingenden meditativen Zustandes weist durchaus aktive Aspekte auf, in dem Sinne, dass die Aufmerksamkeit durch geübte Konzentrationsfähigkeit für die Zeit der Meditation eben darauf ausgerichtet wird, von Leidenschaften, Begehren, von Annahmen, von Reaktionen auf Empfindungen und Handlungsimpulsen abzusehen. Das während eines Zustands der Versenkung nicht intendierte Erlangen einer Problemlösung oder Inspiration zu einem Thema weist Verbindungen zu den zuvor intentional verfolgten Fragestellungen etc. auf. Auch für ‚interesselose‘ meditative Zustände gilt, dass diese in ein Vorher und ein Nachher, in den Horizont der gelebten Erfahrung, eingespannt sind. Aus diesem Horizont entstammt der Resonanzboden der Vorbeschäftigungen mit einem Thema bzw. Gegenstand, aus dem kreative Impulse hervorgehen und in den die Wirkungen dieser Impulse wieder einfließen. Das passive meditative ‚Schauen‘, von dem im Zusammenhang mit kreativen Prozessen bisweilen die Rede ist (vgl. ebd.: 108), muss deshalb in Verbindung mit ihrem Vorher und Nachher gesehen werden. Wie sich gerade solche, vermeintlich in passiven Zuständen erfolgenden ‚Inspirationen‘ einstellen, bleibt weiterhin faszinierend unbestimmt. Offensichtlich haben sich kulturell sehr verschiedene Formen des interessenlosen Spiels menschlicher Vermögen ausgebildet, und es wäre sicherlich interessant, diese vergleichend zu untersuchen, was allerdings zunächst Kreativität in der Entwicklung adäquater Methoden abverlangen würde.

Persönlichkeitsmerkmale als der dritte Faktor der systemtheoretischen Konzeption der Kreativität von Csikszentmihalyi sind bereits seit längerem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen. Mit einem zusammenfassenden Zitat aus der Studie von Lenk möchte ich hier einen guten Teil der typischerweise mit kreativen Persönlichkeiten in Verbindung gebrachten Qualitäten zumindest ansprechen. Als Merkmale ‚besonders‘ kreativer Personen zählt Lenk auf:

„etwa: die Ungelöstheit von Problemen aushalten können, die Vorliebe für komplexe Bereiche, eine weite Orientierung des Interesses und der verwendeten ‚Kategorien‘ sowie die Fähigkeit, viele weite Bereiche zu übersehen, außerdem, zum Beispiel, [...] so etwas wie eine schizothyme, eine für Spannungsbewusstsein, für perspektivische Alternation offene Anlage oder emotionale Färbung, eine Art Selbständigkeit, Unbekümmertheit und in gewissem Sinne auch die Fähigkeit, sorglos mit einem Problem umgehen zu können, und eine gewisse Radikalität im Denken und im Durchführen, Nonkonformismus [...], Mut, Zivilcourage, Unabhängigkeit des Urteils und des Denkens, ‚Ehrenhaftigkeit‘ (‚honesty‘), Durchhaltekraft, Neugier, Risikobereitschaft usw.“ (Lenk 2000: 103)

Wie diese sich aus unterschiedlichen psychologischen Untersuchungen zu kreativen Persönlichkeiten speisende Aufstellung zeigt, erfolgt die Einstufung von Phänomenen als ‚kreativ‘ häufig in Verbindung mit Persönlichkeitsmerkmalen, aus deren Wechselbeziehung die Befähigung zur Entwicklung kreativer Neuerungen abgeleitet wird. Im Vordergrund solcher Untersuchungen stehen Personen, die durch das Umfeld bzw. den geschichtlichen Verlauf als ‚kreative‘ Personen Anerkennung finden konnten. Die Auswahl der Probanden geht also bereits von bestimmten Annahmen aus, die dann den ausgewählten Personen in unterschiedlicher Ausprägung zugeschrieben werden können. Abel bezeichnet die Annahmen, die im

Hinblick auf kreative Phänomene – neben Personen auch Prozesse und Produkte – zumeist veranschlagt werden, als ‚creativity assumptions‘. Seine Auflistung solcher Annahmen, die sich wie ein Manifest zum kreativen Handeln liest, verweist – trotz Rückgriff auf einige vom ‚Mythos der Kreativität‘ vorbelasteten Begriffe – auf die ‚Bildbarkeit‘ der für kreative Prozesse veranschlagten Eigenschaften und der Bedingungen unter denen diese zur Geltung kommen können:

„Verschaffe Dir gründliches Wissen in dem jeweiligen Feld (das Du genau kennen musst, um es ‚revolutionieren‘ zu können); habe Mut, Neues auszuprobieren; assoziiere multidimensional; gib Deiner Lust am Experimentieren freien Lauf; gib Deinem Drang nach, über Bekanntes hinauszugehen, stärke Dein Sensorium für Überraschungen; wage neue Zusammenjochungen von Prädikaten und Subjekten zu ungewöhnlichen Urteilen; stelle Analogien her zwischen entlegenen Bereichen; bilde Metaphern und setze diese organisierend ein im Sinne der Übertragung von Zeichen aus einem in einen anderen Bereich; versuche, zwei oder mehrere Vorstellungen/Bilder/Gedanken simultan zu aktivieren und sie interagieren zu lassen; vertraue Deiner Intuition in Bezug auf das, was als eine gute Lösung eines Problems zählt; gib Dich frei für Gedankenexperimente; durchbreche gegebene Wahrnehmungsmuster/gestalten; treibe Vorstellungen und Begriffe an ihre Grenzen, gehe über diese hinaus; riskiere den Bruch mit überkommenen Vorstellungen; scheue keine Diskontinuitäten; praktiziere kognitive Perspektivenwechsel; bringe bislang unverbundene, gar konfligierende Elemente zusammen; [...] achte auf die Schnittstellen zwischen den Disziplinen; konfrontiere Methoden innerhalb einer Disziplin mit Methoden anderer Disziplinen; denke weniger disziplinen-, sondern entschieden problemorientiert; begehe tentativ gezielte Kategorienfehler; gehe zwischen unterschiedlichen Beschreibungssystemen hin und her; [...] sei hellichtig und hellhörig in Bezug auf Routinen und vermeide diese; scheue nicht die Kollision; achte auf Kollusionen; nimm Transformationen der zugrunde liegenden Prinzipien, Regeln und Muster vor; achte auf Ungeheimheiten, Fehler oder offensichtliche Defekte eines generativen Systems; unterscheide zwischen peripherer und zentraler Relevanz; löse Dich aus dem Würgegriff ausgereizter sprachlicher, gedanklicher, notationaler und anderer Bilder, auch überkommener Weltbilder; folge Deiner Neugier auf alle Phänomene in einem Bereich; warte nicht darauf, dass Dich die Muse küsst, versuche sie zu animieren; mobilisiere Deine Energien, um den Geistesblitz anschließend auch auszubuchstabieren, ihn z.B. in ein Gemälde, in eine Komposition, in eine Theorie, in ein technisches Artefakt, in eine Maschine zu bringen.“ (Abel 2007 19f.)

Auch hier zeigt sich eine Betonung der aktivistischen Momente kreativer Prozesse; besonders prägnant: „warte nicht darauf, dass Dich die Muse küsst, versuche sie zu animieren“. Denkt man diese in Verbindung mit der oben bereits skizzierten Auffassung von einer *starken Kreativität* als Ausdruck emergenter Prozesse, dann handelt es sich zugleich um eine Aufforderung zur Arbeit an den Bedingungen, die das Auftreten solcher Prozesse wahrscheinlicher werden lässt. Viele der angesprochenen Aspekte lassen sich aber gerade auch für *schwache* und *moderate* Formen der Kreativität geltend machen.

Die individuellen Voraussetzungen als kreativ eingeschätzter Personen sind natürlich selbst wiederum von der sozialen und kulturellen Einbettung des individuellen Lebenswegs abhängig sowie von den darin gegebenen Zugangsmöglichkeiten zu Erfahrungs- und Wissensräumen. Sie müssen als entwicklungsfähig betrachtet werden. Entgegen der Auffassung von Kreativität, die diese in Form genialischer Schöpferkraft mythologisiert, ist zu vermuten, dass der größte Teil der aufgezählten Aspekte durch Bildungsprozesse angesprochen werden

kann. Allerdings dürften diese im Rahmen der derzeit dominanten Bildungsformen unter dem Primat instrumenteller Rationalität kaum auf einen geeigneten Resonanzraum treffen. Kreativen Personen wird häufig ein Talent oder eine Begabung zugeschrieben. Auch wenn ich hier von der Entwicklungsoffenheit der für kreative Prozesse kennzeichnenden Merkmale ausgehe, würde ich die mit der Frage nach ‚Begabungen‘ anvisierten Phänomene nicht vorschnell aus dem Blick gleiten lassen, weder durch den Versuch sie vollständig zu kulturalisieren noch durch ihre Naturalisierung. Individuelle Dispositionen (gedacht als Resultate komplexer und über lange Zeit sich ausbildender Wechselverhältnisse von Individuum und Umwelt) hoher Unwahrscheinlichkeit, die gerne als Talent oder Genialität gekennzeichnet werden, sind trotz aller berechtigten Kritik an eben diesen Zuschreibungspraktiken als Phänomene vorhanden und harren bislang einer Erklärung. Wir umkreisen hier ähnlich wie im Falle der Intuition oder Inspiration Phänomene, die sich aus der Außenperspektive nach wie vor als eine ‚Black-Box‘ darstellen, für das wahrnehmende Subjekt jedoch (je nach Häufigkeit ihres Auftretens) als mehr oder weniger selbstverständlich erscheinen können. Von dem Mathematiker Henri Poincaré wird beispielsweise berichtet, dass ihm Problemlösungen häufig unerwartet und beim Spaziergehen oder auch beim Einsteigen in eine Straßenbahn ohne Vorankündigung als Einfälle überkamen (vgl. Lenk 2000: 91). Solche ‚Einleuchtungen‘ sind insbesondere dann interessant, wenn es sich um das Finden von ganz neuen Lösungen zu Funktionsweisen etc. handelt.

Das soziale Umfeld, Zugänglichkeit zu vorhandener Expertise in einem Gebiet, die individuelle Motivationslage und Ausdauerbereitschaft etc. dürften auch hier entscheidende Faktoren für die Wahrscheinlichkeit des Ausbildens auch des Phänomens starker Kreativität bilden. Ausnahmeerscheinungen, wie etwa eine Problemstellung lösen zu können, bereits bevor diese von der problematisierenden Person fertig formuliert wurde, wie dies etwa von John von Neumann berichtet wird, bleiben ebenso im Dunkeln wie der Nachvollzug der abendländischen Mathematik durch den indischen Mathematiker Ramanujan (1887-1920), der seine ‚intuitive‘ Mathematik neben seiner Erwerbsarbeit in Notizbüchern festhielt; darunter eine Vielzahl ausgearbeiteter Theoreme und mathematischer Neuerungen, die die Fachwelt sowohl aufgrund ihrer Originalität als auch ihrer Quantität verblüffte (vgl. ebd. 101). Diese Hinweise dienen hier nicht der Glorifizierung einzelner ‚Genies‘, vielmehr können sie darauf verweisen, dass wir uns bezüglich kreativer Prozesse viele erstaunliche Phänomene schlichtweg nicht erklären können.

Wenngleich die Erklärungsnot mit Blick auf solch ‚unwahrscheinliche‘ Ausprägungen starker kreativer Prozesse am deutlichsten ins Auge fällt, ist auch das Gelingen kreativer Prozesse in den unterschiedlichsten alltäglichen Ausprägungen bei genauerer Hinsicht verwunderlich. Denn auch im spontanen Witz, dem metaphorischen Zeichengebrauch, der ungewöhnlichen Problemlösungsstrategie zeigt sich häufig Neuartiges mit Aussagekraft in situativer Angemessenheit in einer Weise, zu der die hervorbringende Person zumeist nicht angeben kann, wie sie das Resultat hervorgebracht hat. Gerade weil bestimmte Formen kreativer Prozesse als alltägliche Phänomene angesehen werden können, halten wir nicht jedes Mal inne, um uns zu fragen, wie sich der jeweilige Prozess vollzogen haben mag.

Im Hinblick auf eine ‚normalisierte‘ und situierte Kreativität zielen die bisherigen Überlegungen jedoch gerade darauf, dass es sich bei der Mehrzahl der Merkmale, die kreativen Phänomenen zugeschrieben werden (Personen, Prozessen und Produkten), um solche handelt, die durch das soziale Umfeld, durch Sozialisationsfaktoren und die je individuellen Zugänge (Rezeptions- und Reflexionsweisen) beeinflusst, erprobt und weiter entwickelt werden

können. Auch wenn wir nicht genau wissen, wie kreative Momente im Detail ablaufen, so kann eine Interpretation ihrer Spuren Rückschlüsse dafür bieten, wie Bedingungen geschaffen werden können, die eine situierte Ausbildung des Kreativitätssyndroms begünstigen.

Kreativitätsbedarfe

Die oben dargelegten Diagnosen zur Hybridisierung, Mediatisierung und Ästhetisierung sozialer Praxis können verdeutlichen, dass nicht wenige der angesprochenen Merkmale einer situierten Kreativität in der alltäglichen Lebensbewältigung und Sinnorientierung in verstärktem Maße eingefordert werden, wenngleich zumeist in einer bereits gebundenen Form. Um sich in Anbetracht sich immer weiter verkürzender Halbwertszeiten der Gültigkeit von Qualifizierungen und Wissen, der Tragfähigkeit von sozialen Netzen und Gütern handlungsfähig zu halten, um sich einen persönlichen Reim aus der Mannigfaltigkeit der Welt machen zu können, werden kreative Bezugnahmen abverlangt, die immer schon bezogen sind auf die Vorgaben der Ansprachen. Allerdings erzwingen die Ansprachen nicht die Antwort, vielmehr eröffnet sich (im Rahmen äußerer und innerer Möglichkeitsräume) ein polyvalentes Feld möglicher Bezugnahmen.

Allein für die Alltagsbewältigung bedarf es deshalb bereits vermehrt ästhetisch-reflexiver Kompetenzen und kreativer Bearbeitungsstrategien. Diese für sich genommen reichen jedoch nicht hin, denn – das hatte der Hinweis auf die unsichtbaren Wirksamkeiten mit verdeutlichen können (vgl. Abschnitt 2.1.3) – die Komplexität der Verstrickungen gesellschaftlicher Prozesse kann nicht auf individueller Ebene allein nachvollzogen, durchdrungen und handlungsorientierend bearbeitet werden. Hierfür sind differenzierte Unterstützungssysteme erforderlich, die möglichst in zeitnahe Austausch mit möglichst wenig vorinstrumentalisierten Wissenschaften den Versuch unternehmen, die brennenden Problemlagen der Zeit in den Blick zu nehmen und im Blick zu halten, um für das gemeinschaftliche und individuelle Handeln Orientierungshilfen zu schaffen und adäquate Bearbeitungsvorschläge zu unterbreiten.

5.1.6 Relevanzen ästhetischer Erfahrungen

Für eine weiterführende Betrachtung der eingangs aufgeworfenen Frage nach der Relevanz und den Orientierungsleistungen des Ästhetischen erscheint es sinnvoll, die Verstrickungen von alltäglichen und ästhetischen Erfahrungen näher in den Blick zu nehmen. Produktive

Anknüpfstellen bieten diesbezüglich die Arbeiten von John Dewey, der seine Konzeption der Kunst in Anknüpfung an Kant und andere über die Analyse der Spezifität ästhetischer Erfahrungen entwickelt und dabei auf einen komplexen Erfahrungsbegriff zurückgreift. Ästhetische Erfahrungen im Umgang mit Kunst sind aus dieser Perspektive nicht säuberlich von den übrigen Erfahrungs- und Vollzugsformen zu trennen, sondern markieren spezifische Ausformungen von Vermögen, die sich unter bestimmten Umständen und Einstellungen ausbilden können. Vor dem Hintergrund einer diagnostizierten Krise der Gegenwart, die sich insbesondere in der bereits mehrfach erwähnten Unverhältnismäßigkeit zwischen technisch und medial gesteigerten Möglichkeiten und der sozialen Kritik der aus diesen erwachsenen Folgen ausdrückt, geht es Dewey insbesondere auch um eine Hervorhebung der wichtigen Funktionen ästhetischer Selbst- und Weltverhältnisse innerhalb der alltäglichen Lebenspraxis. Die im Zuge der Moderne erfolgende Ausdifferenzierung und Abspaltung der Kunst und Ästhetik lässt diese zentrale Bedeutung ästhetischer Erfahrungen verkennen (vgl. Engler 1992: 162f.). Ich werde im Folgenden nicht auf Deweys Kunstbegriff eingehen, sondern knapp seine Konzeption ästhetischer Erfahrungen anvisieren.

Erfahrungen

In Abgrenzung zu traditionellen Erfahrungsbegriffen, denen zumeist eine Entgegensetzung von Vernunft und Erfahrung zugrunde liegt, entwickelt Dewey einen Erfahrungsbegriff, der verschiedenste Formen der Bezugnahme zwischen Individuum und Umwelt umfasst (vgl. Oelkers 2009: 143). Erfahrungen sind, auch wenn sie nur individuell durchlebt werden können, immer intersubjektiv geprägt, denn jede Erfahrung wird durch die bereits gemachten Erfahrungen und die über diese ausgebildeten Gewohnheiten angeleitet. Deweys Erfahrungsbegriff geht also nicht einseitig von der Subjektseite aus, sondern versucht gerade eine Ebene in den Blick zu bekommen, auf der „sich Objekte wie Subjekt zur Realität formen.“ (Engler 1992: 121) Anvisiert ist das komplexe Wechselverhältnis von „’doing and undergoing’“ (ebd.: 226).

Gewohnheiten bilden sich im individuellen Entwicklungsprozess in Auseinandersetzung mit den im sozialen Umfeld dominierenden Handlungs-, Denk- und Verhaltensweisen. Diese werden nach Dewey aber nicht einfach übernommen. Allein aufgrund der Tatsache, dass jeder Mensch sich in einer ganz individuellen Zusammenstellung verschiedenster sozialer Kontexte bewegt und dabei unterschiedliche Rollen sowie Handlungs- und Reaktionsweisen ausbildet, wird deutlich, dass der individuelle Umgang mit den vorgefundenen Gewohnheiten nicht einfach als eine Reproduktion zu betrachten ist. Zwar werden die Bedeutungen intersubjektiv im Handeln mit den Dingen ausgebildet bzw. tradiert, es ist aber erst der individuelle Nachvollzug, der die hierbei veranschlagten Ansprachen wirksam werden lässt. Über die Zeit gesehen und in Anbetracht der Pluralität der Handlungskontexte entwickeln sich jeweils individuelle Aneignungs- und Umsetzungsformen, die durch mehr oder weniger ‚kreative‘ Spielräume im Umgang mit den Dingen geprägt sind (vgl. Krinninger 2009: 210f.). Das entspricht auch der Beobachtung, dass ein guter Teil der Handlungs-, Denk und

Verhaltensformen nicht statisch reproduziert, sondern zumeist fortwährend weiter entwickelt wird.

Die jeweils aktuellen Erfahrungen spielen sich vor dem Hintergrund der Gewohnheiten als Resultate der früheren Erfahrungen ab. Sie treffen auf die Verdichtungen assimilierter Erfahrungen, die maßgeblich an den Weisen des ‚Aufmerkens und Merkens‘ mitstricken; oder anders formuliert: das einmalige Erlebnis trifft auf Kondensationszonen bereits gesammelter Erfahrungen. Durch die Abfolge der Situationen hindurch erfolgen Übertragungen von der einen zur anderen, wodurch sich der je individuelle Horizont erweitern oder auch verengen kann. In ein und derselben Welt kann sich ein Individuum zu unterschiedlichen Zeiten in ganz verschiedenen Teilbereichen bewegen, je nach dem, welche Erfahrungen es angesammelt, welche Zugänge es über diese erschlossen hat (vgl. Oelkers 2009: 163).

Die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Erfahrungen kann verdeutlichen, dass Deweys Erfahrungsphilosophie mit einer grundlegenden Kritik der Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt einhergeht, die der Verfassung gelebter Realität nicht gerecht werden kann. Seine Kritik betrifft zugleich die dominierende Rationalitätsauffassung, in der die Sinnlichkeit lange nur als ein unteres Erkenntnisvermögen galt. Für Dewey besitzt auch der Leib ein „Gedächtnis und auch Phantasie“ (Engler 1992: 210). Sinnlichkeit ist durchtränkt mit Informationen und fasst eine Erfahrungssituation nicht als eine rein durch physiologische Reize bestimmte auf, sondern als eine, die aus Bedeutungen aufgebaut ist (vgl. ebd. 210). Mit dem Begriff der ‚primären Erfahrungen‘ spricht Dewey das komplexe und unhintergehbare In-der-Welt-Sein an. Es handelt sich dabei nicht um eine bestimmbar Erfahrung, sondern um den Verweis darauf, dass wir immer schon *in Erfahrungen* Erfahrungen machen, die sich nicht vollständig durch Reflexion erschließen lassen. Zwar kann sich Erfahrung „auf bestimmte Aspekte zurückbeugen“, aber sie steht „selber weiterhin in einem fortlaufenden Kontext“ (ebd.: 126) von Bezügen, die sich nicht einholen oder transzendieren lassen. Sekundäre Erfahrungen nehmen ihren Ausgang in primären Erfahrungen und unternehmen den Versuch, diesen eine Bedeutung zu verleihen. In bestimmten Ausprägungen lassen sie Objekte aus einem anderen Blickwinkel betrachten oder sogar neue Objekte hervortreten. Eine primäre Erfahrung spannt in einer gegebenen Situation den Möglichkeitsraum auf, der in Form von zumeist unreflektierten Weisen der Welterschließung den situativen Horizont bildet, der in den sekundären Erfahrungen nach und nach erschlossen werden kann (vgl. ebd. 125-127).

Eine Erfahrung, die über die schlichte Reproduktion von Gewohnheiten im Sinne von fast automatisch ablaufenden Handlungsrouninen der pragmatischen Lebensbewältigung hinaus geht, ist durch einen spezifischen Charakter gekennzeichnet, in dem emotionale, praktische und intellektuelle Aspekte ineinandergreifen. Zwar lassen sich Phasen einer Erfahrung unterscheiden, allerdings sind die Aspekte derart ineinander verschlungen, dass ihre Separierung mit dem Verlust der als Einheit empfundenen Erfahrung gleichgesetzt werden könnte.

„Bei einer elementaren Erfahrung ist es nicht möglich, Praktisches, Emotionales, und Intellektuelles voneinander zu trennen und die Eigenschaften des einen über und gegen die

anderen zu setzen. Die emotionale Phase fügt die Teile zu einem einmaligen Ganzen zusammen. ‚Intellektuell‘ weist einfach auf die Tatsache hin, dass der Erfahrung eine Bedeutung innewohnt; ‚praktisch‘ zeigt an, dass der Organismus in einer wechselseitigen Beziehung zu den Dingen und Vorgängen seiner Umwelt steht.“ (Dewey 1988: 69)

Wie das Zitat verdeutlichen kann, beleuchtet Dewey mit dem Erfahrungsbegriff einen komplexen und letztlich nicht vollständig in der Reflexion einzuholenden Zusammenhang. Jede Erfahrung weist qualitative Besonderheiten auf, über die sie sich, trotz der Vielzahl der Einzelaspekte, die sie ausmacht, als eine Einheit auffassen lässt.

In einem ganz allgemeinen Sinne umfasst jede Erfahrung ästhetische Aspekte. Alltägliche Erfahrungen verbinden Wahrnehmungen und Empfindungen, reflektierende und interpretierende Aspekte vor dem Hintergrund der jeweils gegebenen Situation innerhalb der Lebenspraxis. „Erfahrungen stellen im Sinne dieser Integration psychische Episoden dar, die wir als Einheiten erinnern, sie umfassen dabei also sowohl passivische wie auch aktivische Aspekte.“ (Vogel 2001: 138) Auf das in der Erfahrung Hingenommene wirken wir zugleich auch ein, in dem wir mit ihm umgehen, selbst wenn dieses Umgehen nur in der Vorstellung erfolgt. Es sind die Folgen dieses Zusammenwirkens, die wir in Erfahrungen ‚erleiden‘ (vgl. Krinninger 2009: 214).

Die jeweilige Situation der Erfahrung als sozialer Kontext, in den sich die subjektiven Erlebnisse einbinden, lässt sich im Vollzug nicht explizieren. Sie bildet als ‚selbstverständlicher‘ Zusammenhang den immer schon ‚verstandenen‘ Horizont der Erfahrung wie auch der auf diese bezogenen diskursiven und kognitiven Aspekte. Diskursives Denken wiederum operiert als fokussierendes Element in dem Feld der Erfahrungen. Und dennoch lassen sich Situationen betrachten und analysieren, jedoch wiederum nur im Zusammenhang mit einer anderen, dann weiter gefassten, Situation. Situationen als Hintergrund der Erfahrungen bilden sich gewissermaßen aus dem Stoff, den die jeweils im Anschlag befindlichen kulturellen Programme – als weitgehend geteilte bedeutungsvolle Antworten auf die Welt – koordinieren und deuten lassen. In die Situation spielen darüber hinaus die vorangegangene Erfahrungen und Gewohnheiten ebenso wie Intentionen und Vorstellungen mit ein, die unsere Perspektive auf und unser Verhalten in einer Situation gleichermaßen beeinflussen. Die sich während der Erfahrung verbindenden emotionalen, praktischen und intellektuellen Anteile können nachholend durch reflektierende Überlegungen näher betrachtet werden; letztlich handelt es sich um ein wechselseitiges Konstitutionsverhältnis.

Betrachtet man die zeitliche Dimension, die in dem Erfahrungsbegriff mit anklingt, dann zeigt sich, dass sich in Erfahrungen Wahrnehmungsformen, die sich über die Zeit ausgebildet haben, mit eingeübten Handlungsweisen verbinden. Um erfahren zu sein, muss man Erfahrungen gesammelt haben. Erfahrung bildet sich als ein Kondensat aus vielen vergleichbaren Einzelerlebnissen aus und bietet als solches eine nicht vollständig zu explizierendes Wissen und Können. Wer in einem bestimmten Gebiet über Erfahrung verfügt, greift auf ein implizites Wissen zurück, das er in der Anwendung nicht eigens reflektieren muss, denn gerade die Selbstläufigkeit des Erfahrungswissens ermöglicht die Handlungserleichterung, die damit assoziiert werden kann (vgl. Fuchs 2002: 69f.). Das heißt nicht, dass der solchermaßen verstandene Erfahrungshintergrund nur für Routinehandlungen taugt. Die besondere

Qualität einer über Erfahrungen gewonnenen Disposition besteht gerade darin, dass sie gegenüber neuen Problemstellungen einen reichen Reflexionshintergrund aufspannt, der eine flexible und das Gegebene überschreitende Auseinandersetzung mit den jeweiligen Herausforderungen erlaubt. Jedes Darüberhinausgehen erweitert wiederum den Erfahrungsschatz.

Ästhetische Erfahrungen

Dewey kennzeichnet ästhetische Erfahrungen als solche, die eine besondere Tendenz aufweisen, die in ihnen veranschlagten Gewohnheiten (sowohl die kulturellen Schemata und Muster als auch die individuellen durch Gewöhnung ausgebildeten Dispositionen) selbst zu reflektieren. Bereits gewöhnliche Erfahrungen beinhalten Phasen mit ästhetischen Qualitäten, die allerdings in der Ausrichtung auf die lebenspraktischen Anforderungen zumeist nicht eigens hervortreten können. Unter Umständen wird die ästhetische Qualität zum Anstoß für den bewussten Übergang in eine ästhetische Erfahrung, in der es dann weniger um die Gegenstände der Erfahrung als um das ‚Wie‘ der Erfahrung geht. Dewey spricht allerdings nur dann von ästhetischen Erfahrungen, wenn die gewöhnlich vorbewusst bleibende Erschlossenheit einer Situation überführt wird in eine Reflexion der Situation und ihrer Selbstverständlichkeiten, aus der Bedeutungen (nicht Begriffe) hervorgehen (vgl. Engler 1992: 205ff.).

In seiner Studie zu Deweys Erfahrungsbegriff ‚Kritik der Erfahrung‘ arbeitet Ulrich Engler die spezifischen Kennzeichen der Einstellungshaltung der ästhetischen Erfahrung bei Dewey unter dem Begriff der ‚ästhetischen Differenz‘ heraus. Diese ist in unterschiedlichen Spielarten auch in anderen ästhetischen Theorien, etwa bei Aristoteles oder Kant, auszumachen. Als spezifische Haltung der Erfahrungssituation gegenüber ist die ästhetische Differenz gekennzeichnet durch eine innige Beziehung zu dem Gegenstand der Erfahrung. Zugleich ist dieser aber freigestellt von spezifischen Interessen der Vereinnahmung; zwar interessiert uns der Gegenstand, wir machen ihn aber nicht zum Handlungsobjekt. Die ästhetische Differenz kann als eine Haltung innerhalb des Prozesses der ästhetischen Erfahrung aufgefasst werden, die sich in der Verbindung mit dem Gegenstand von habitualisierten Beurteilungs-, Zuschreibungs- und Verwendungsweisen distanziert. In spezifischer Weise werden wir in dieser Haltung von dem Gegenstand genussvoll erfüllt (vgl. Engler 1992: 216ff.).

Wie in Seels oben skizzierter Konzeption der ‚Ästhetik des Erscheinens‘ ist die Haltung der ästhetischen Differenz nicht auf Kunstwerke beschränkt, sondern kann auch im alltäglichen Verhalten eingenommen werden, allerdings nur, wenn die hier meist vorherrschende Verfolgung von Zielen zeitweilig in den Hintergrund tritt.

Die Aufmerksamkeit erlangt im Zuge einer ästhetischen Erfahrung eine Weite, die es ihr erlaubt zu schweifen, sich nicht festzustellen in den routinisierten Wahrnehmungs- und Reflexionsmustern. Mit der Weite der Aufmerksamkeit verbindet sich eine Verlangsamung, eine fokussierte Hinwendung auf das Gegebene, wodurch sich eine gewisse Distanznahme und damit zugleich eine veränderte Perspektive zu dem Gegenstand der Erfahrung eröffnet (vgl. Krinninger 2009: 215).

In der ästhetischen Erfahrung bilden die erfahrenen Widerstände, Irritationen und Spannungen den Anstoß in eine Bewegung oder Suchbewegung, in der sich subjektive und objektive Aspekte wechselseitig bespielen. „Wie das Atmen, so ist auch die Erfahrung ein Rhythmus von Aufnehmen und Abgeben. Diese Aufeinanderfolge wird durch Intervalle gegliedert und zu einem Rhythmus geformt – durch Zeiten also, in denen eine Phase endet und die andere im Verborgenen bereits besteht und sich vorbereitet.“ (Dewey 1988: 70f.) In diesem Wech-

selspiel werden die gewohnten Sichtweisen und Dispositionen durch die spezifischen Qualitäten der Erfahrungssituation unterlaufen. Die ‚Widerstände‘ bzw. die Sperrigkeit und die Spannungen der Gegenstände ästhetischer Erfahrungen geben Anlass zu rezeptiv aktiven und konstruktiven, mithin das Gewohnte überschreitenden Reaktionen. Besondere Aufmerksamkeit erfahren dabei sowohl die konkreten Erfahrungssituationen mit ihren Ansprachen als auch die eigenen Versuche des Antwortens unabhängig davon, ob es zu einer Antwort kommt.

Für Dewey sind es insbesondere ästhetische Erfahrungen, die es erlauben, die sozialen Erfahrungshorizonte und Grunddispositionen des Handelns in Verbindung zu bringen mit der gegenwärtigen Situation und den aus dieser anvisierbaren Folgen und noch nicht realisierten Möglichkeiten. Vergangene und gegenwärtige Erfahrungen werden über die bereits oben angesprochene Tätigkeit der Imagination genauso in Verbindung gebracht wie Handlungen mit ihren Folgen und zwar im Lichte zukünftiger Möglichkeiten (vgl. ebd.: 226f.).

„Wenn aber auch die Dispositionen, aus denen heraus wir uns zur Welt verhalten, wesentlich durch die kulturelle Tradition, in der wir stehen, vermittelt sind, so realisieren wir sie, ebenso wie die grundlegenden Änderungen dieser Dispositionen, zunächst immer in der Weise imaginativer Projektion. Aber sowohl die tradierten Grundhaltungen, wie auch die verändernden Interpretationen bedürfen der ausdrücklichen Stellungnahme des einzelnen und der gemeinschaftlichen Interpretation ihrer Gehalte, wie vor allem ihrer Folgen.“ (Engler 1992: 241)

Die Imagination wird gewissermaßen zu dem Agens, das den über die ästhetische Differenz eröffneten Spielraum nutzt, um die Gehalte der Erfahrung sowohl zu durchleuchten als auch zu überschreiten. Sie ist hier produktiv im oben skizzierten Sinne Kants, allerdings eingebettet in der Erfahrungssituation, die wiederum emotionale, praktische und kognitive Aspekte miteinander verbindet. Das exemplarische Sichtbarwerden von realisierbaren zukünftigen Möglichkeiten im Prozess der ästhetischen Erfahrung kann als eine Form der Erkenntnis aufgefasst werden, allerdings nicht im herkömmlichen engeren Sinne, denn mit ihr ist kein Wissen gegeben, mit dem sich bereits praktisch in die Welt eingreifen oder theoretisch arbeiten ließe (vgl. Engler 1992: 235).

Vielleicht lässt sich die hier anvisierte Form des ‚Wissens‘ als eine betrachten, die in je konkreter situativer Verortung über die imaginierend erstellten Verbindungen von vergangenen Erfahrungen, gegenwärtigen Bedingungen und zukünftigen Möglichkeiten neue Bedeutungen hervorbringt und dadurch ein ‚Wissen‘ erfahrbar werden lässt, dass das Gewordene auch anders sein könnte und anderes werden könnte. Es handelt sich bei einem solchen situativen ‚Wissen‘ allerdings um keine unbedeutende Nebensächlichkeit, die sich auch abstrakt mit gleicher Relevanz formulieren ließe. Vielmehr entwickelt sich ein solches ‚Wissen‘ eben in jeder ästhetischen Erfahrung als konkret situierte Kenntnis bezüglich spezifischer Gehalte. Denn auch wenn die ästhetische Erfahrung das ‚Wie‘ der Erfahrung zum Gegenstand hat, dann doch nur in Verbindung mit den in einer Situation jeweils gegebenen Gehalten. In ihr wird von etwas gesagt, wie es erfahren wird und zugleich was dieses etwas sein könnte.

„[...]Wie jede andere Form des Verhaltens ist auch die ästhetische Erfahrung keine selbstbezügliche oder selbstgenügsame. Nicht das Ästhetische wird ästhetisch erfahren, sondern als ästhetisch erfahren wir immer bestimmte, konkrete Inhalte in ihrer Bedeutung. Und die Möglichkeiten, die in der ästhetischen Bedeutung als exemplarisch apprehendiert werden, stellen kein leeres Möglichsein vor, sondern sind die Möglichkeiten der historisch-gesellschaftlichen Situationen, in denen wir uns bewegen.“ (Engler 1992: 236)

5.1.7 Erfahrungen denken

Die sich in der ästhetischen Erfahrung entwickelnde ästhetische Bedeutung lässt sich als eine eigene Form der Erkenntnis auffassen. Bezüglich der Erkenntnisleistungen ästhetischer Bedeutungen kommt Deweys Beobachtung zu den Beziehungen zwischen Erfahrungen und Denken ein besonderer Stellenwert zu.

Die aus der Erfahrungsgeschichte gebildeten ‚Begriffe‘ bzw. Zugangsweisen zu Situationen stehen nicht in unmittelbarer Beziehung zu den jeweils aktuellen Sinnesdaten. Aufgrund der Komplexität der sozialen Welt sind Erfahrungen assoziiert mit Wissen von Zusammenhängen und den entsprechenden Reflexionen (vgl. Oelkers 2009: 143).

Erfahrungen können als Einheiten betrachtet werden, in denen eine Vielzahl von Teilaspekten zusammenstimmen, die jedoch nicht als einzelne zu fassen sind. Sie stehen untereinander über Gewohnheiten und die Reflexionstätigkeit in Verbindung. Wie Dominik Krinninger herausgearbeitet hat, entwickelt Dewey einen Erfahrungsbegriff, der dem Wechselverhältnis von Denken und Erfahrungen zentrale Bedeutung zumisst. Erfahrungen beinhalten Reflexionsanteile genauso wie das Denken nicht unabhängig von Erfahrungen zu denken ist.

„Denken ist auf Erfahrung als Impuls und in seinem Verlauf angewiesen. Erfahrung wiederum kann sich durch Denken ändern oder weiterentwickeln, das geschieht allerdings nicht durch reflexive Präskripte, sondern durch ein sich vorantastendes Denken, das zu einer neuen Perspektive auf Situationen führen kann, aus der heraus dort dann neue Erfahrungen möglich werden. Diese aber werden als Erfahrungen konkret gemacht, sie lassen sich nicht aus einer rationalistischen Intention heraus verfügen.“ (Krinninger 2009: 220)

Es handelt sich bei dem Wechselverhältnis nicht um eines, das durch eine feste Anteilsbestimmung gekennzeichnet wäre. Je nach Situation kann die Verteilung von Erfahrungsmomenten und Denkbewegungen variieren. Dewey scheint es insbesondere um eine Hervorhebung auch des experimentellen Charakters des Denkens zu gehen, eines Denkens, das offen ist für die Bedeutungsgenerierung und Möglichkeitsräume gelebter Erfahrung und das sich mit ebendieser weiterentwickelt. Er hebt die Verflechtung des Denkens in die Praxis sowie seine Prozessualität genauso hervor wie die ‚Performativität des Denkens. In diesem Sinne ‚forschende‘ Denkprozesse lassen sich als ein reflexives Ausprobieren von Erfahrungen charakterisieren.“ (ebd.: 221)

Die durch die ästhetische Differenz markierte veränderte Haltung gegenüber den Objekten der Wahrnehmung unterscheidet sich von der Distanz zu den Objekten, die in theoretischer Reflexion eingenommen wird, dadurch, „dass wir das Objekt nicht allein interesselos fernstellen, von seinen besonderen Bestimmungen absehen, sondern dass wir uns sinnlich-imaginativ darauf einstellen, indem wir seine individuell-exemplarische Bedeutung apperzipieren.“ (Engler 1992: 271)

Dewey misst dieser ästhetischen Vergegenwärtigung der Bedeutungsgehalte von Erfahrungen einen besonderen Wert bei. In ihr werden beispielhaft solche Gehalte zur Erscheinung gebracht, die im Vollzug zumeist im Verborgenen bleiben, zugleich aber bestimmend sind für unsere Interessen, Wünsche und Handlungsausrichtungen. Das implizite Wissen der kulturellen Programme wird über ästhetische Erfahrungen gewissermaßen einer kritischen Reflexion zugeführt und mit Blick auf die in ihnen angelegten Möglichkeiten beleuchtet und zudem mit noch nicht realisierten zukünftigen Potentialen in Beziehung gesetzt. Durch diese auch imaginierende Sichtung bringen ästhetische Erfahrungen eine Veränderung der Bestände auf den Weg. Allerdings müssen die Vollzugsformen, in denen unerwünschte wie erwünschte Dispositionen „ihre wirklichkeitsverändernde oder stabilisierende Kraft entfalten“ (Engler 1992: 242) auch theoretisch durchdrungen und praktisch realisiert werden.

Sieht man von den Anleihen bei biologischen Theorien ab, ist Deweys Erfahrungsbegriff nach wie vor aktuell. Insbesondere mit Blick auf eine notwendige Erweiterung der Weisen der Welterzeugung, die einseitig und primär auf instrumenteller Rationalität fußen, bietet er Anschlussmöglichkeiten für eine Rationalitätskonzeption, die in integrativer Perspektive unterschiedliche Formen der Welterschließung, des Handelns und der Konstruktion von Bedeutungen berücksichtigt.

5.2 Ästhetische Widerstände

Zu Beginn des Kapitels hatte ich bereits darauf hingewiesen, dass mit der Ausbildung des Autonomiestatus der Kunst in der bürgerlichen Gesellschaft verschiedene Auffassungen zur ihrer gesellschaftlichen Relevanz, insbesondere bezüglich ihrer Beziehungen zur Politik verbunden sind. Der kurze Aufgriff von Adornos Reaktivierung der Kunstautonomie als alleinig zweckmäßige für einen Widerstand gegen eine drohende Kurzschließung von Herrschaft und Vernunft, sollte einen Problemzusammenhang anzeigen, der auch gerade in den Diskussionen um die kritischen Potenziale der zeitgenössischen Kunst fortbesteht. Im Folgenden möchte ich mich der in diesem Zusammenhang derzeit prominent auftretenden Position von Jaques Rancière zuwenden, da sie interessante Aufschlüsse zu dem Verhältnis von Politik und Kunst liefert wie auch für die Einschätzung der gesellschaftlichen Relevanz (kunst)ästhetischer Erfahrungen.

5.2.1 Aufteilungen in der Aufteilung des Sinnlichen

Die Weisen der Wahrnehmung und der sich auf diese beziehenden Reflexionsvorgänge sind historisch und kulturell variabel und zugleich, darauf weist Jacques Rancière in seinen Schriften zur Ästhetik und Politik nachdrücklich hin, auf eine bestimmte Weise politisch. Was individuell und gesellschaftlich in den Blick genommen und bedacht wird, ist entscheidend dafür, worüber sich überhaupt in politischen Verhandlungsprozessen verständigt werden kann und welche Handlungen bezüglich der Umsetzung von Interessen und der Verteilung von Ressourcen daraus resultieren. Auch in diesem Zusammenhang zeigt sich, dass die ‚Aufmerksamkeitsökonomie‘ kein nebensächliches, sondern ein zentrales Thema für die Reflexion gesellschaftlicher Zusammenhänge und Entwicklungen darstellt.

Rancières besondere Aufmerksamkeit in Fragen der politischen Theorie gilt insbesondere denjenigen Auseinandersetzungen, die den Möglichkeitsraum gemeinsamer Verhandlungen und die Festlegungen, wer an diesen teilhaben kann, bestimmen. Die Verhandlungen innerhalb dieses Möglichkeitsraums fallen für ihn nicht unter den Begriff des Politischen, für sie schlägt er den Begriff ‚Polizei‘ vor. Das ‚eigentlich‘ Politische betrachtet er als Prozess einer grundlegenden ‚Neuaufteilung des Sinnlichen‘, als die Neuordnung einer ‚Ästhetik‘, die der Arena der gemeinsamen Interessensverhandlung selbst zugrunde liegt. Die Aufteilung des Sinnlichen konstituiert ein System der Gewohnheiten und Normen, über die sich die Weisen der Wahrnehmung einer gemeinschaftlichen Welt ausbilden.

Politik ist für Rancière in erster Linie also das Aushandeln der Unterteilung von Sichtbarem und Unsichtbarem, von Sagbarem und Unsagbarem sowie der Frage, wer überhaupt Zugang zu einer gemeinsamen Sprache des Aushandelns hat und wer nicht (vgl. Rancière 2006: 25f).

„Die Politik bestimmt, was man sieht und was man darüber sagen kann, sie legt fest, wer fähig ist, etwas zu sehen und wer qualifiziert ist, etwas zu sagen, sie wirkt sich auf die Eigenschaften der Räume und die der Zeit innewohnenden Möglichkeiten aus.“ (ebd.: 26f.)

Die Neuaufteilung des Sinnlichen ist dann politisch, „wenn es einen Anteil der Anteillosen, einen Teil oder eine Partei der Armen gib.“ (ebd.: 24)

Die Politik (bzw. das Politische; *le politique*) steckt gewissermaßen den Rahmen ab für die Tätigkeiten der Polizei. Die Polizei wiederum befasst sich mit all den Vorgängen, durch die sich die Zusammensetzung einer Gemeinschaft, die Bildung von Konsens, die Verteilung und Organisation der Mächte und Funktionen sowie die Legitimierung dieser Aspekte abwickeln (vgl. Rancière 2002: 39f.). Ihre Tätigkeiten überschneiden sich mit dem, was gewöhnlich mit der Zuständigkeit der Politik in Verbindung gebracht wird. Die Polizei organisiert die Ordnungen dessen, was ihr über die Politik im spezifischen Sinne Rancières als Verhandelbares zugewiesen wird. Der Politik kommt damit die Rolle zu, die durch die Polizei geordneten Räume neu aufzuteilen und den bis dato Anteillosen einen Anteil zuzuordnen. „Die politische Tätigkeit [...] lässt sehen, was keinen Ort hatte gesehen zu werden, lässt eine Rede hören, die nur als Lärm gehört wurde.“ (ebd.: 41).³⁰

Die Ästhetik der Politik, über welche die Aufteilung des Sinnlichen als der ursprünglichen Ästhetik neu gestaltet wird, überschneidet sich für Rancière mit der Politik der Ästhetik, die er als Verhandlungen und Formen der Sichtbarkeit der Kunst auffasst und die in die grundlegende Aufteilung des Sinnlichen eingreift.

³⁰ Rancières Einengung des Politischen auf Prozesse der Neuaufteilung des Sinnlichen in Gegenüberstellung zu den rein bestandserhaltenden Tätigkeiten der Polizei lassen leicht übersehen, dass die Kämpfe um Sichtbarkeit und Wirksamkeit der Vielzahl der zu vermittelnden Interessen nicht nur an den Linien der Inklusion und Exklusion verlaufen. Die Aushandlungen darum, wem eine *gehörte* Stimme und nicht nur eine *bloße* Stimme zugesprochen wird, sind zwar fortwährend zu führen. In Demokratien wird denjenigen, die in sie integriert sind, üblicherweise das Vermögen zum Erheben der eigenen Stimme zugeschrieben. Die Zuschreibung besagt jedoch noch nicht, dass den Individuen der Gemeinschaft gleichermaßen Bedingungen gegeben sind, um das Stimmvermögen auszubilden und situativ auszudrücken. Darüber hinaus verschaffen sich viele der berechtigten Interessen, die sich innerhalb der Arenen politischer Verhandlung bewegen, zwar Gehör, doch klingen sie häufig wirkungslos ab, weil sie sich gegen die verfestigten Interessenskoalitionen nicht durchsetzen können, selbst wenn sie das Wohl einer Mehrzahl betreffen. Das Feld des Politischen, das Rancière als Polizei dem eigentlichen Politischen gegenüberstellt, ist selbst zu komplex und vermittelt in dem Sinne, dass sich hier Kommunikations- und Handlungssysteme ausgebildet haben, die das Vorrücken in Positionen steigender Wirkmächtigkeit (Umsetzungsmacht) tendenziell für diejenigen begünstigt, die die jeweils dominierenden Interessen innerhalb eines Feldes vertreten. Es ist ja gerade der Anschein, alles Artikulieren und ins Gespräch bringen zu können, der leicht übersehen lässt, dass die zur Zeit etablierten Formen demokratischer Selbstverständigung und Interessensaushandlung große Defizite in der Interessensvertretung und der erforderlichen Reflexion gesellschaftlicher Problemlagen aufweisen.

Bei aller Erhellung, die sich aus Rancières (letztlich stark vereinfachenden) Gegenüberstellung von Polizei und ‚eigentlicher‘ Politik ergibt, sollte nicht übersehen werden, dass die Verhandlungen innerhalb des Kreises der Stimmberechtigten selbst nicht nur mit einer technizistischen Bestandswahrung zu tun haben, dass es hier ebenfalls immer auch um eine Aufteilung dessen, was sagbar und hörbar ist, um eine Güter- und Ressourcenverteilung, der Zugänge und Ausschlüsse etc. geht, und zwar durchaus in einer Weise, die grundlegende Veränderungen des Feldes selbst, aus dem heraus die Akteure agieren, mit sich bringen. Diese Verhandlungen betreffen auch die Grenzen zwischen den Beteiligten und den Ausgeschlossenen und sind deshalb auch nicht neutral gegenüber den Verhandlungen, die Rancière als das eigentlich Politische bezeichnet.

„Kunst ist in erster Linie dadurch politisch, dass sie ein raum-zeitliches *Sensorium* schafft, durch das bestimmte Weisen des Zusammen- oder Getrenntseins, des Innen- oder Außen-, Gegenüber- oder In-der-Mitte-Seins festgelegt werden. Kunst ist dadurch politisch, dass sie einen bestimmten Raum und eine bestimmte Zeit aufteilt, und dass die Gegenstände, mit denen sie diesen Raum bevölkert, und den Rhythmen, in die sie diese Zeit einteilt, eine spezifische Form der Erfahrung festlegen, die mit anderen Formen der Erfahrung übereinstimmt oder mit ihnen bricht.“ (Rancière 2006: 77)

Von der ursprünglichen Ästhetik unterscheidet Rancière eine Ästhetik im engeren Sinne, die er als eine spezifische Bestimmungsweise der Kunst begreift (vgl. Rancière 2007: 16ff.). Im Zuge des Prozesses gesellschaftlicher Differenzierung bilden sich bestimmte Sicht- und Denkweisen aus, die eine Hervorhebung bestimmter ästhetischer Gestaltungen als Kunst ermöglichen.

Für die Spanne von der Antike bis zur Gegenwart nimmt Rancière eine Unterteilung von drei Weisen der Bestimmung von bestimmten Tätigkeiten, Gegenstandsbereichen bzw. Seinsweisen vor, die er Regime nennt und die erst seit der Aufklärung unter dem Begriff ‚Kunst‘ gefasst werden.

Das erste Regime bezeichnet Rancière als *ethisches Regime*, denn unter seiner Bestimmungsform geht es in erster Linie um die Wirkungen der Tätigkeiten, die wir heute als Künste bezeichnen, „auf die Seinsweise der Individuen und der Gemeinschaft“ (Rancière 2007: 39). So werden Tänze als Rituale oder therapeutische Maßnahmen, Theatervorführungen als Feste und Poesie als Bildungsmedium aufgefasst und die Darstellung einer Gottheit ist verbunden mit der Frage nach ihrer Bedeutung in der Gemeinschaft (vgl. ebd. und ders. 2008: 40).

Im *Regime der Repräsentation* rücken nachahmende Tätigkeiten in den Vordergrund, hier werden Qualitäten zur Darstellung gebracht und die passive Materie wird in Form gebracht. Wer was wie in welchem Rahmen nachahmend zur Darstellung bringen kann und wie eine Darstellung beurteilt wird, ist im Regime der Repräsentation durch Regelungen geordnet. Allerdings geht es nicht darum, ob die produzierten Werke Ähnlichkeiten mit bestimmten Vorbildern aufweisen, vielmehr untersteht die Darstellung hierarchischen Ordnungen, beispielsweise in der Beurteilung des Rangs einer Gattung in Abhängigkeit von der „Würde ihrer Gegenstände“. Das Regime der repräsentativen Sichtbarkeit ermöglicht einerseits eine gewisse Autonomie der Künste und formuliert andererseits den Status der Künste „nur im Zusammenhang mit einer generellen Ordnung der Tätigkeitsformen und der Beschäftigungen“ (Rancière 2006: 38). Zwischen den hierarchischen gesellschaftlichen Ordnungen und den Hierarchisierungen in den Künsten besteht demnach ein Verhältnis der Analogie.

Die Zwänge und Ordnungen der Regelung der Nachahmung werden im *ästhetischen Regime* zur Auflösung gebracht. Ästhetisch ist das dritte Regime, weil hier Kunst nicht mehr über eine Unterteilung von Tätigkeitsformen identifiziert wird, sondern den Werken der Kunst eine spezifische *Seinsweise* zugesprochen wird. Es handelt sich um eine Seinsweise, die sich aus der Verbindung eines Objektes mit einem spezifischen Zustand in der Rezeption, einem Zustand der – wie Rancière mit Schiller anführt – sowohl die „Aktivität des Verstandes“ als auch die „Passivität des Sinnlichen“ suspendiert und das Subjekt der ästhetischen Wahrnehmung in einen Zustand der Gegenwärtigkeit führt.

In dem ästhetischen Regime der Künste werden die hierarchischen Bestimmungen der Sichtbarkeit des repräsentativen Regimes unterlaufen und ausgesetzt, so dass sich alle Sujets aus ihrer Rangordnung lösen und eine Gleichheit des Heterogenen begründen, die gewissermaßen als Modell der Gleichheit der Einzelnen in der Gemeinschaft fungieren kann. Durch die Befreiung der Kunst von Regeln und der hierarchischen Ordnung „der Gegenstände, Gattungen und Künste“ (ebd.: 40) werden aber zugleich die Grenzziehungen des Regimes der Repräsentation aufgelöst, über die sich künstlerische von den übrigen sozialen Tätigkeiten unterscheiden konnten. Diese spannungsgeladene Doppelbewegung von Autonomisierung der Kunst und ihrer gleichzeitigen Zuwendung zu den Formen des Lebens und der damit verbundene ‚Einbruch der Gleichheit‘ sind für Rancières Konzeption von zentraler Bedeutung (vgl. Rancière 2007: 35ff., 2006: 40ff.).

„Das ästhetische Regime der Künste bestätigt die absolute Besonderheit der Kunst und zerstört zugleich jedes pragmatische Kriterium dieser Besonderheit. Es begründet die Autonomie der Kunst und zugleich die Identität ihrer Formen mit jenen, durch die sich das Leben selbst ausbildet. Schillers ‚ästhetischer Zustand‘ ist die erste und in gewisser Hinsicht unübertroffene Manifestation dieses Regimes und zeigt die grundlegende Identität der Gegensätze auf. Der ästhetische Zustand ist reine Suspendierung, ein Augenblick, in dem die Form als solche wahrgenommen wird. Es ist der Augenblick, in dem eine besondere Menschheit gebildet wird.“ (Rancière 2006: 40f.)

Mit der sich im ästhetischen Regime ausbildenden Gleichheit der Sujets und Gattungen gelangen nicht nur neue Gegenstände und Materialien in die Künste, auch die Vergangenheit und Tradition werden auf neue Weise aufgegriffen. In den Künsten selbst bildet sich ein Hang zu immer Neuem aus, zugleich aber auch ein Nebeneinander unterschiedlicher Zeitbezüge und Aufgriffe des Gewesenen. Durch den Bruch mit den Zwängen des Regimes der Repräsentation haben sich die Werke der Kunst von Funktionen der Illustration religiöser Themen oder der ‚Repräsentation‘ herrschaftlicher Positionen befreit und ihre eigenen Präsentationsorte mit einem sich pluralisierenden Publikum geschaffen, wodurch zugleich ihre sinnliche Besonderheit aufgewertet werden konnte (vgl. Rancière 2007: 18).³¹

³¹ Hervorzuheben ist, dass nicht nur das ästhetische Regime an der grundlegenden Aufteilung des Sinnlichen teilhat, sondern, das können die Ausführungen in den Abschnitten zu den Ambivalenzen der Modernisierung, zur Technisierung und Mediatisierung verdeutlichen, auch die Verwicklungen der gesellschaftlich jeweils veranschlagten Werthorizonte sowie der soziotechnischen Systeme, durch die sich sowohl die inneren wie auch die äußeren Dimensionen gesellschaftlicher Medialitäten grundlegend verändern. Diese Veränderungen beeinflussen, was in einer bestimmten Situation sichtbar und unsichtbar, was sagbar und unsagbar ist.

Gleiches ließe sich mit Blick auf die Effekte der Ökonomie und des Rechts sagen, denn auch diese werden von Verhandlungen sowohl der ‚polizeilichen‘ als auch der ‚politischen‘ Handlungsbereiche geformt und beeinflussen die grundlegende Aufteilung des Sinnlichen. Die mit den unterschiedlichen Bereichen jeweils in spezifischer Ausformung assoziierten Weisen des Erkennens, des Denkens und der Generierung von Bedeutungen stehen als kulturelle Muster in Wechselbeziehung mit solchen aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen wie der Kunst und der Wissenschaft, der Wirtschaft und der Politik selbst.

Die Hervorhebung der grundlegenden Bedeutung der ursprünglichen Ästhetik als Aufteilung des Sinnlichen erscheint sehr hilfreich, um die Wechselbeziehungen zwischen ästhetischen und instrumentell-rationalen Aspekten in der Gestaltung der Gesellschaft in den Blick nehmen zu können. Dagegen mutet die Begrenzung der Einflussgrößen bezüglich der ursprünglichen Ästhetik auf das Politische und auf die Politiken der Kunst im Sinne Rancières reduktionistisch an. Die Angelegenheiten des Politischen und der damit verbundenen Aufteilung des Sinnlichen dürften sich

Rancières findet in Schillers ‚ästhetischen Briefen‘ den Begründungszusammenhang des ästhetischen Regimes, dessen Ausbildung er mit Blick auf Beispiele aus den unterschiedlichen Künsten nachzeichnet. Eines der Beispiele, das Rancière bei Schiller findet, möchte ich hier aufgrund der sich an ihm bündelnden Gesichtspunkte kurz streifen.

Rancière greift das von Schiller im 15. Brief seiner Schrift ‚Über die ästhetische Erziehung des Menschen‘ angeführte Beispiel der griechischen Statue ‚Juno Ludovisi‘ auf, um ein, wie er sagt, scheinbares Paradox näher zu beleuchten, „das das Politische der Kunst mit ihrer Autonomie selbst verbindet“ (Rancière 2007: 37). Die von Schiller als in sich selbst ruhende, „freie Erscheinung“ gekennzeichnete Statue lässt für Rancière den Müßiggang und die Gleichgültigkeit zum Ausdruck kommen, die nur den Göttern eigen sind. Er deutet die Statue allerdings unter der Identifizierungsweise des ästhetischen Regimes der Kunst. Es spielt deshalb keine Rolle, inwieweit sie den Geltungsanspruch einer Gottheit adäquat zum Ausdruck bringt (ethisches Regime), oder inwiefern sie als eine gelungene Formung der Materie als Darstellung beurteilt werden kann (repräsentatives Regime). Die Statue verdankt ihre Zugehörigkeit zu dem ästhetischen Regime der Kunst ihrer Teilhabe an einem sinnlichen Milieu, an einem bestimmten „*Sensorium*, das den gewöhnlichen Formen der sinnlichen Erfahrung fremd ist.“ (ebd.: 38) Sie ist ‚freier Schein‘ im Sinne Schillers, sie ist eine sinnliche Form, die sich von den gewöhnlichen Formen der Erfahrung dadurch unterscheidet, dass sie sowohl die Verstandestätigkeit der Einordnung der Sinneseindrücke unter Kategorien als auch das durch die Sinneseindrücke angestoßene Begehren suspendiert. Diese doppelte Suspendierung ermöglicht, in der Fassung von Kant, ein freies Spiel von Verstand und Einbildungskraft und, in der Fassung von Schiller, die Freiheit des Spieltriebs, in dem sich Formtrieb (als vernunftgeleiteter gestaltbildender Trieb, der auf Wesenverwirklichung zielt) und Stofftrieb (als über die Sinne empfindender und auf die Empfindungen direkt reagierender Trieb) verbinden.

„Der Gegenstand des sinnlichen Triebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Leben* in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Sein und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt *Gestalt*, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also *lebende Gestalt* heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und, mit *einem* Worte, dem, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient. [...] Der Spieltrieb also, als in welchem beide verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben und den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzen.“ (Schiller 1965: 57ff.)

Die doppelte Suspendierung begründet, so Rancière mit Schiller, eine „neue Lebenskunst, eine neue Form der Gemeinschaft“ (Rancière 2007: 41) und zwar deshalb, weil sich über das

komplexer gestalten als es in Rancières Beleuchtung der Beziehungen zwischen Kunst und Politik den Anschein nimmt.

ästhetische Regime eine Aufteilung des Sinnlichen und zugleich ein neues Sensorium ausbilden, die durch eine grundlegende Gleichheit gekennzeichnet sind und sich damit von Aufteilungen des Sinnlichen durch Beherrschung unterscheiden. Schillers Imperativ des Spieltriebs liefert die Anleitung für eine adäquate praktische Lebensform: „Der sinnliche Trieb will bestimmt *werden*, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will *selbst* bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen; der Spieltrieb wird also bestrebt sein, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der Sinn zu empfangen trachtet.“ (Schiller 1965: 57)

Die Statue der Juno Ludovisi steht in ihrem Müßiggang und ihrer Gleichgültigkeit dem Betrachter fremd gegenüber, sie bietet gewissermaßen keine Anknüpfstellen für dessen Begiehenden und Zwecke und stellt damit etwas Unverfügbares dar. Es ist für Rancière gerade dieser Entzug, diese Fremdheit, durch die die Statue zum Versprechen für eine andere Welt wird. Dadurch dass der Besitz der Statue verwehrt bleibt, drängt sie den Betrachter in eine passivische Haltung. Zugleich verweist die Statue aber auch auf die Form einer lebendigen Gemeinschaft, der sie angehört, einer Gemeinschaft, die frei ist und die keine „Trennung zwischen dem alltäglichen Leben, der Kunst, der Politik oder der Religion kennt. [...] Was die im freien Schein gegenwärtige Suspension nun verspricht, ist eine Gemeinschaft, die in dem Maße frei sein wird, als auch sie nicht mehr diese Trennungen kennen wird, als sie keine Kunst als eine vom Leben getrennte Sphäre mehr kennen wird.“ (Rancière 2007: 46)

Die Statue manifestiert somit auf zweierlei Weise das Versprechen einer möglichen Gemeinschaft, einmal *als Kunst*, die eine eigene Erfahrungsweise und einen mit dieser assoziierten spezifischen Raum eröffnet, und einmal *nicht* als Kunst, sondern als Verweis auf eine gemeinschaftliche Lebensweise, auf „eine Art, einen gemeinsamen Raum zu bewohnen“, der frei ist von der Aufteilung unterschiedlicher Wertsphären, wie etwa die Trennung von Arbeit und Genuss.

Rancière hebt mit Nachdruck hervor, dass die „Politik der Kunst“ in dieser widersprüchlichen Grundkonstellation der Kunst des ästhetischen Regimes auszumachen ist, die Kunst gerade auch dadurch ist, dass sie „auch Nicht-Kunst, etwas anderes als Kunst ist. [...] Es gibt einen ursprünglichen und unaufhörlich tätigen Widerspruch. Die Einsamkeit des Werks trägt ein Versprechen der Emanzipation. Aber die Erfüllung des Versprechens ist die Aufhebung der Kunst als getrennte Wirklichkeit, ihre Umwandlung in eine Form des Lebens.“ (ebd.: 47) Schillers ästhetische Erziehung ziele nun darauf, das Versprechen, das sich aus der Einsamkeit des freien Scheins der Juno Ludovisi heraus zeigt, in „gelebte Wirklichkeit“ (ebd.: 47) zu verwandeln und die Einstellung des ‚Müßiggangs‘ in ein „Handeln der lebendigen Gemeinschaft“ zu überführen“ (ebd.: 47).

Rancière diagnostiziert für die weitere Entwicklung der Perspektive einer ästhetischen Erziehung zwei unterschiedliche Richtungen. Die eine Richtung bezeichnet er als „Projekt der ästhetischen Revolution“, das bereits das ‚Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus‘ von Hegel, Hölderlin und Schelling anvisiere und zwar als eine Revolution, durch die sich eine „Gemeinschaft des Fühlens“ ausbilden soll. Hinstrebend auf eine herrschaftsfreie Welt wird hier „die lebendige Kraft der Gemeinschaft“ beschworen, „die von der sinnlichen Verkörperung ihrer Ideen genährt wird.“ (ebd.: 48) Fortsetzungen findet diese Richtung in

unterschiedlichen Strömungen der klassischen Avantgarden, die Gegenstände des Alltags in ihre künstlerische Praxis aufnehmen oder die Lebenspraxis durch die Gestaltung ihrer Formen direkt verändern möchten, bis hin zu dem Umherschweifen der Situationisten und den künstlerisch partizipativen Projekten, die Nicolas Bourriaud als ‚relationale Kunst‘ bezeichnet. Den unterschiedlichen Spielarten des Projekts einer ästhetischen Revolution als „Politik der freien Form“ ist für Rancière gemeinsam, dass ihre Realisierung nicht zu haben ist, ohne den Verlust der sinnlichen Verschiedenartigkeit, über die sich das Versprechen einer neuen Gemeinschaft ästhetisch überhaupt manifestieren konnte. Ob diese Überlegung aufrechtzuerhalten ist, wird mich nachfolgend noch beschäftigen.

Die zweite Richtung, die Rancière als „Politik der widerständigen Form bezeichnet“ lehnt eine solche, im Prozess vollzogene Abschaffung der ästhetischen Form grundlegend ab.

Denn die Form kann ihre Widerständigkeit nur dadurch entwickeln und erhalten, indem sie sich die Welt pragmatischer Zusammenhänge auf Distanz hält und, mit Adorno, die gesellschaftliche Funktion übernimmt, keine Funktion zu haben.

„Das Werk, das nichts will, das Werk ohne Blickpunkt, das keinerlei Botschaft übermittelt und sich weder um Demokratie noch um Anti-Demokratie kümmert, ist ‚egalitär‘ gerade durch diese Gleichgültigkeit, die jede Bevorzugung, jede Hierarchie aufhebt. Es ist subversiv [...] gerade dadurch, dass es radikal das Sensorium der Kunst von dem des ästhetischen alltäglichen Lebens trennt.“ (Rancière 2007: 51)

Kunstwerke sind in dieser Logik nur dann zweckmäßig, ein emanzipatorisches Potential freizulegen, wenn sie eine Distanz zu gewöhnlichen Erfahrungen aufbauen, sich radikal von ästhetisierten Waren und von Formen der durchrationalisierten Welt absetzen. Sie halten das Versprechen in der Textur ihrer widerständigen Form, sei dies in Schönbergs Partituren oder in den monochromen Werken Barnett Newmans (vgl. ebd. 52f.).

Resümierend kann Rancière eine mit dem ästhetischen Regime einsetzende Spannung von „zwei großen Politiken der Ästhetik“ feststellen. Die eine Politik versucht mit ihren Formen der ästhetischen Erfahrung in die Lebenspraxis einzudringen, um diese zu verändern. Kunst ist in dieser zweckmäßig für den Aufbau neuer gemeinschaftlicher Lebensweisen und tendiert damit zur Abschaffung ihrer selbst im Sinne eines getrennten Feldes. Die andere Politik hält an der Trennung der Kunst von anderen Feldern gesellschaftlicher Praxis fest, weil sie nur so als zweckmäßig erachtet wird, das Versprechen eines anderen Lebens aufrechterhalten zu können. Die eine wird politisch, in dem sie ihren Kunststatus abschafft, die andere verbleibt in einer abgegrenzten Sphäre, enthält sich jeglicher politischer Bezugnahmen und Wirkungen und wird gerade dadurch politisch.

Beide Politiken und die aus ihnen erwachsende Spannung sind selbst eingebunden in die Weisen, „nach denen wir die Kunst als Gegenstand einer spezifischen Erfahrung identifizieren.“ (ebd.: 55) Die Identifizierung von Kunst ist gebunden an eine bestimmte Aufteilung des Sinnlichen und damit zugleich an eine bestimmte Politik. Nun wird die Kunst des ästhetischen Regimes durch die Spannung der beiden skizzierten Politiken der Ästhetik sowohl ermöglicht als auch bedroht. Wird die Spannung einseitig in die eine oder andere Richtung aufgelöst, verlieren sich auch ihre Gegenstände (vgl. ebd.: 55f.).

Rancières Diagnose zweier Politiken der Ästhetik, die in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen, gewährt interessante Einblicke. Sie eröffnet eine Perspektivierung unterschiedlicher Beziehungen zwischen Ästhetik und Politik. Mit ihr lässt sich die Ausbildung eines Nebeneinanders unterschiedlicher künstlerischer Praxisformen genauso plausibel erfassen wie das Nebeneinander sich scheinbar widersprechender kunstphilosophischer Positionen. Die Diagnose wirft zudem ein Licht auf die von Rancière thematisierten, hier jedoch nicht aufgegriffenen, Austauschbeziehungen zwischen den unterschiedlichen Künsten. Für den hier verfolgten Zusammenhang von (kunst)ästhetischer Erfahrung und Lebenspraxis lassen sich aus den Überlegungen Rancières zu den komplexen Beziehungen zwischen Kunst und Nicht-Kunst im ästhetischen Regime jedoch auch andere Rückschlüsse ziehen.

Mit Blick auf das Programm einer ästhetischen Erziehung bei Schiller hebt Rancière hervor, dass die ästhetische Erziehung darauf ziele, das Versprechen in „gelebte Wirklichkeit“, die Einstellung des ‚Müßiggangs‘ in das „Handeln der lebendigen Gemeinschaft“ zu überführen. Die sich in der Statue der Juno Ludovisi als Verweis manifestierende egalitäre, durch Freiheit bestimmte Lebensweise soll auch in der Form der Lebenspraxis verwirklicht werden, aus der heraus sie bislang nur als positives Gegenbild vorgestellt werden konnte. Für Rancière sind die beiden Politiken der Ästhetik unterschiedliche Ausdrücke der widersprüchlichen Grundverfassung des ästhetischen Regimes. Wie oben skizziert, ist diese Grundverfassung dadurch gekennzeichnet, dass Kunst einerseits nur durch ihre Distanz und Fremdartigkeit zum gewöhnlichen Leben zum Träger des Versprechens der Emanzipation werden kann, andererseits die Verwirklichung des Versprechens Kunst in eine Form des Lebens verwandeln und somit ihre Trennung von den übrigen gesellschaftlichen Bereichen aufheben würde. Fraglich ist, ob das diagnostizierte Verhältnis von Versprechen aus der Distanz und Aufhebung der Distanz durch die Einlösung des Versprechens nur als widersprüchliches aufgefasst werden kann oder ob es sich nicht, wie das Verhältnis der beiden Politiken auch, eher um ein Spannungsverhältnis handelt, das eine Komplementarität der beiden Aspekte zum Ausdruck bringt. Denn diese Spannung könnte auch dann bestehen bleiben, wenn die durch die Distanznahme der einen Politik der Ästhetik eröffnete „Konfrontation dessen, was die Welt ist, mit dem, was sie sein könnte“ (ebd.: 56) den Anstoß gibt für eine Realisation dieses ‚Versprechens‘ in der Lebenspraxis.

Der Widerspruch tritt nämlich nur dann auf, wenn man zum einen davon ausgeht, dass es sich bei dem distanzierten Möglichkeitsraum der Bildung sinnlich fremder Formen um einen Raum handelt, der kategorial von den übrigen lebenspraktischen Bereichen getrennt ist. Es lässt sich im Unterschied dazu aber auch davon ausgehen, dass sich jener distanzierte Möglichkeitsraum lediglich graduell von anderen Bereichen unterscheidet, d.h. durch eine spezifische Ausprägung verschiedener Elemente, die in unterschiedlichen Ausprägungen und Konstellationen auch in anderen gesellschaftlichen Feldern ausfindig gemacht werden können, ähnlich wie dies bereits für die Elemente des Kreativitätssyndroms und der ästhetischen Wahrnehmung bzw. Erfahrung gesagt werden konnte.

Auch lässt sich davon ausgehen, dass das aus dem Distanzverhältnis heraus in Erscheinung gebrachte Versprechen der Egalität und Freiheit nicht von den Werken selbst getragen wird,

sondern von der Beziehung zwischen den Werken und der spezifischen subjektiven Haltung diesen gegenüber. Um diese Beziehung in den Blick zu nehmen, ist es erforderlich, zwischen einem subjektiven und einem objektiven Pol des Erfahrungszusammenhangs zu unterscheiden. Ausgehend von diesen Annahmen ist eine Deutung der Grundlage des ästhetischen Regimes möglich, die nicht durch ein widersprüchliches, sondern ein dynamisch komplementäres Spannungsverhältnis gekennzeichnet ist.

Von dem *subjektiven Pol* her betrachtet, ist die spezifische ästhetische Erfahrungsweise durch eine doppelte Suspension gekennzeichnet, aus der ihr freies Spiel der Vermögen hervorgeht. Diese ästhetische Einstellung kann nur zeitweilig und nicht dauerhaft eingenommen werden. Sie ist, wie oben ausgeführt, allerdings nicht nur auf den Gegenstandsbereich der Künste beschränkt. Das von Kant und Schiller anvisierte freie Spiel ist ein solches, das sich als Vermögen höherer Ordnung erst ausbilden muss. Es bedient sich dafür der grundlegenden Vermögen von Einbildungskraft und Verstand. Das Spiel als Haltung ist dadurch gekennzeichnet, dass es sich von den Vollzugsformen der Einbildungskraft und des Verstandes unterscheidet, zugleich aber auf diese bezogen bleibt und zu einem offenen Wechselspiel zwischen beiden führt. Ein Zustand fortwährender Gleichgültigkeit und spielerischer Ausgewogenheit der Vermögen ist zwar vorstellbar, aber nicht gleichzusetzen mit einer gesellschaftlichen Lebenspraxis, in der sich keine Trennungen in unterschiedliche Bereiche mehr ausmachen lassen; auch das Universum der Götter kennt die Aufteilung von Zuständigkeiten.

Gerade der offene Vollzug des freien Spiels der Vermögen, in dem die sinnlichen Eindrücke nicht sogleich auf den Begriff zu bringen sind, verweist auf eine Reflexionsform, die sich tastend und im Vagen verbleibend bewegt. Eine solche Reflexionsform eröffnet Spielräume des Deutens und Reagierens auf qualitativ ganz unterschiedliche Ansprachen, indem sie Analogien bildet, mit der Übertragung von Elementen eines Gebietes in ein anderes experimentiert, heterogene Elemente zu bislang nicht vorhandenen Formen verknüpft oder gewohnte Deutungsmuster hinterfragt.

Als ausgebildetes subjektives Vermögen kann das freie Spiel von ihren Subjekten in ganz unterschiedlichen Lebenszusammenhängen, etwa in bestimmten alltäglichen Situationen, im Unterhaltungskonsum, in der Kunstbetrachtung wie auch im reflektierenden Nachdenken veranschlagt werden. Kant hatte trotz seiner Bemühungen um eine klare Trennung unterschiedlicher Zuständigkeiten darauf hingewiesen, dass das freie Spiel von Einbildungskraft und Verstand indirekt auch die Erkenntniskräfte belebt und sogar, wenn es in der Betrachtung von Naturschönheiten von Lust begleitet wird, auf eine gute moralische Gesinnung schließen lasse. Die aus einem freien Spiel der Vermögen hervorgehenden Bezüge auf ästhetische Ansprachen weisen dabei produktive Anteile auf im Sinne der oben mit Schwarte angesprochenen Erfüllung: „Ein Betrachter wird erfüllt von einer fragmentarischen, verstörenden Konstellation, in die er sich einfügt und in der er die Wahrnehmung dessen, was fehlt, ausfüllt mit etwas, das aus Prinzip nicht passt, nämlich mit etwas Imaginärem, mit etwas Potentiellem.“

Das Vermögen zum freien Spiel bildet sich insbesondere durch Erfahrungen seiner Anwendung aus. Das heißt, es ist auf *zweckmäßige* Erfahrungsräume angewiesen, in denen es auf geeignete ästhetische Gegenstände trifft; dass diese auch auf der Straße liegen können, zeigen nicht zuletzt zahlreiche künstlerische Praxisformen des ästhetischen Regimes. Und selbst wenn wir noch davon ausgehen würden, dass sich entsprechende Erfahrungsmöglichkeiten hauptsächlich im engeren Feld der Künste bieten, so heißt das nicht, dass sie auf dieses Feld beschränkt bleiben. Über die individuellen Erfahrungsgeschichten der Subjekte wandern die ästhetischen Haltungen zwischen den unterschiedlichen Sphären gesellschaftlicher Praxis hin und her. Und die Felder selbst zeigen sich durchlässig füreinander: Die Künste lassen sich von der Technik und den Wissenschaften inspirieren. Und die Produktion, die Distribution und der Konsum von Gütern suchen – vermittelt über die gestaltenden Berufe und die Werbung – in den Künsten nach Nahrung für ihren Hunger nach Neuem und neuen Inszenierungen des Alten.

Die Überlegungen zur ästhetischen Produktivität und zum Kreativitätssyndrom wie auch zur ästhetischen Erfahrung bei Dewey haben gezeigt, dass die vermeintlich kategorialen Aufgliederungen und Absonderungen unterschiedlicher Erfahrungsbereiche nur begrenzt tragfähig sind, und dass in der Lebenspraxis ästhetische Erfahrungen und ästhetische Produktivität in unterschiedlichen Zusammenhängen veranschlagt werden können, wenn auch als situierte in je unterschiedlichen Ausprägungen und Bewertungen. So dürfte die Freisetzung der Produktivität und der Rezeptivität von instrumentellen Zwecken im Bereich der Künste deutlicher ausgeprägt sein als in der Produktion von Werbeclips oder in der Berechnung statischer Zusammenhänge im Bereich des Bauwesens. Dennoch manifestieren sich beide in mehr oder weniger ausgeprägter Form und Dauer auch in der Alltagspraxis, in situativem Witz und in ironischen Bezugnahmen zu lebenspraktischen Zusammenhängen, in der Wissenschaft und in der Technikentwicklung.

Vielleicht lässt sich die Spannung der beiden Politiken der Ästhetik aus der *Perspektive des Objektpols* dann auch eher als ein komplementäres Verhältnis von distanzbildenden und anschlussuchenden Dynamiken auffassen. Die beiden Wege bilden je nach künstlerischer Praxis unterschiedliche Verbindungen der Abstoßung vom Vorgegebenen und Beziehungen auf eben dieses aus. Aus der Distanznahme heraus eröffnet sich ein Raum für das, was sein könnte, ein Versprechen zur Transformation der gewöhnlichen Lebenspraxis. Dieses Versprechen lässt das Bestehende nicht unberührt, sondern stellt ihm etwas an die Seite, was als Möglichkeit in Erscheinung tritt. Nicht das in der Distanz zum Bestehenden ermöglichte Werk selbst kann zur Lebenspraxis werden, vielmehr regt es durch seine sinnliche Verschiedenheit zu einem Veränderungspotential an, das in der bestehenden Gemeinschaft auf Resonanz stoßen muss, um zum Handeln einer lebendigen Gemeinschaft transformiert werden zu können.

Die bestehende Gemeinschaft benötigt *in sich* Resonanzräume für das Andere, für das Neue, für das, was möglich wäre, und sie bedarf derjenigen, die die Gemeinschaft verlassen und zugleich auf diese bezogen bleiben, um das, was möglich wäre, ausfindig zu machen und zum Vorschein zu bringen. Auch wenn sich das Versprechen einer egalitären, durch Freiheit

gekennzeichneten Gemeinschaft weitgehend verwirklichen sollte, so wäre auch diese Gemeinschaft auf die Möglichkeit der Distanzbildung, der graduellen Abtrennung von Möglichkeitsräumen zur Erkundung des Möglichen frei von Zweckzuweisungen angewiesen. Denn auch eine emanzipierte Gemeinschaft bleibt nicht eine solche ohne Movens zur Selbstveränderung im Kontext der unaufhaltsamen Veränderung der Welt, in der sie sich ausbildet; die Utopie eines nicht endenwollenden Genusses des Immergleichen gleicht eher einem Albtraum. Wenn man von der Verwirklichung des Versprechens her denkt, dann wird die sinnliche Heterogenität und Fremdheit der Werke der einen Politik der Ästhetik, die als Versprechen die Möglichkeit der Emanzipation bewahrt, durch die Verwirklichung der Emanzipation weder aufgelöst noch überflüssig.

Die Resonanzräume, über die die Anstöße des Spiels des freien Scheins in gelebte Wirklichkeit überführt werden könnten, werden von den je individuellen Erfahrungshintergründen und der mit diesen verbundenen Entwicklung des Vermögens zum freien Spiel maßgeblich mit hervorgebracht. Sie vervollständigen die widerständige Form und die Manifestationen des „Projektes der ästhetischen Revolution“, wie etwa Projekte der relationalen Kunst oder die urbanen Streifzüge der Situationisten, wenn auch auf verschiedene Weise. Sucht das Werk als widerständige Form eher die Präsenz des Abwesenden als Markierung der Realität des Unbekannten bzw. der Alterität, so bewegen sich etwa die situationistischen Versuche des ‚Fremdgehens‘ und ‚Fremdsehens‘ mitten in das Gewöhnliche der Alltagspraxis hinein und lassen in diesem Anderes und Vertrautes anders in Erscheinung treten.

Ästhetisches Wissen und wissendes Nichtwissen

Die Hervorhebung einer bestimmten ästhetischen Einstellung und Erfahrungsweise, wie sie Rancière in Anschluss an Kant und Schiller vornimmt, verweist gerade auch darauf, dass diese als subjektives Vermögen nicht einem abgegrenzten Bereich zugeschrieben werden kann. Denn, wie Dirk Setton hervorhebt, indem die ästhetische Erfahrung sich freistellt von den Bindungen an Moral, Begehren und Erkenntnisse kann ihre Bestimmung auch nicht mehr auf die üblichen repräsentativen und normativen Ordnungen rekurren. Der im ästhetischen Regime ausgemachte Bruch mit den Ordnungen anderer Formen der sinnlichen Erfahrung und Reflexion verhindert, „das Ästhetische an einer bestimmten Praxis oder an einer bestimmten Gattung sinnlicher Präsentation festzumachen. Das ästhetische Regime konstituiert also einerseits die Besonderheit einer spezifisch ästhetischen Seinsweise; und es konstituiert zweitens die Unmöglichkeit, diese Besonderheit in den Grenzen einer bestimmten Praxis und ihrer Objekte zu verorten. Mit anderen Worten, das Ästhetische ist in dem Maß besonders, wie es *virtuell ubiquitär* ist.“ (Setton 2010: 89)

Settons Überlegung lässt die Spannung im Zentrum des ästhetischen Regimes in einem anderen Licht erscheinen. Das Ästhetische kann als unterschieden von den Praktiken der anderen gesellschaftlichen Felder ausgemacht werden, es ist aber zugleich potentiell immer auch in diesen anwesend. Setton schlägt vor diesem Hintergrund eine Brücke vor zu Kants Bestimmung des ästhetischen Urteils. Dieses, das wurde bereits hervorgehoben, liefert selbst keine bestimmte Erkenntnis im engeren Sinne, aber es belebt die Erkenntniskräfte und lässt damit

zugleich subjektiv die Erkenntnisfähigkeit erfahren. In der Belebung der Erkenntniskräfte erfährt das Subjekt, dass es trotz der Unmöglichkeit, das Gegebene mit dem Verstand vollständig zu erfassen, mit diesem in eine eigenartige Zusammenstimmung gelangt. Ins Spiel kommt hier die befreite Einbildungskraft, die eine eigene „Sorte des *ästhetischen Wissens*“ mit sich bringt, ein Wissen, das „zugleich ein *Nichtwissen* ist“ (ebd.), da es nicht den Bedingungen des Verstandes unterliegt. In eigensinniger Vollzugsweise liefert das freie Spiel der Einbildungskraft eine vage Form der Auffassung des Gegebenen. Aus der Perspektive der begrifflichen Erfassungsbemühungen des Verstandes handelt es sich bei diesem ‚Verstehen‘ um ein Nichtverstehen, „das aber dennoch, in ihrem ‚begriffslosen Schematisieren‘ zu den Bedingungen des Verstehens ‚passt‘. Die Einbildungskraft beschreibt derart ein nichtverstehendes Verstehen, einen von sich selbst entfremdeten Verstand.“ (ebd.: 90) Auch die unter dem ästhetischen Regime bestimmte ästhetische Einstellung kann somit ein ‚Wissen‘ hervorbringen und zwar ein solches, dass das Wissen der anderen Felder der Lebenspraxis potentiell durchziehen kann, diesem bei aller vermeintlichen Klarheit der jeweiligen Bestimmungen gewissermaßen auch eingeschrieben ist. Setton findet das ‚nichtverstehende Verstehen‘ als eine Form des ästhetischen Wissens bei Rancière gefasst als „eine Immanenz des Wissens im Nichtwissen, respektive eine Immanenz des Nichtwissens im Wissen“ (ebd.). Die Belebung der Gemütskräfte durch das freie Spiel von Einbildungskraft und Verstand bringt nicht nur eine eigentümliche Form des Wissens hervor, die andere Formen des Wissens ästhetisieren und damit transformieren kann. Einbildungskraft und Verstand erfahren in ihrem Spiel zudem selbst jeweils eine Belebung, die sie tendenziell – gewissermaßen als Sekundäreffekt vermittelt über das Erfahrungskontinuum – auch in zweckgebundenen Zusammenhängen öffnet für neue Einsichten und ethische Fragestellungen.

5.2.2 Subjektive Aufteilungen des Sinnlichen

Die Etablierung eines von den Irrungen und Wirrungen des gewöhnlichen Lebens gänzlich verschont bleibenden Ortes zur Ausbildung des wie auch immer definierten *Eigentlichen* ist nur im Sinne einer sich für den Facettenreichtum der Lebenspraxis blind machenden Absonderung denkbar. Damit würde sich aber das Projekt einer ästhetischen Erziehung aller Möglichkeiten berauben, Wirkungen auf die übrige Gesellschaft zu zeitigen. Geht es um die Überführung der ästhetischen Einstellung bzw. Erfahrungsweise in das Handeln der gelebten Gemeinschaft, dann geht es in erster Linie um die Bearbeitung der Bedingungen, die die Ausbildung einer solchen Erfahrungsweise begünstigen können.

Folgt man den Vermutungen Schillers, dass die Erfahrungen des freien Spiels in der Gesellschaft auf positive Weise wirksam sein können, so kann sich diese Wirkung letztlich nur über die je individuellen ästhetischen Erfahrungen ihrer Subjekte ausbilden. Die Möglichkeiten, ästhetische Erfahrungen zu machen, sind dabei auf äußere Medien des freien Scheins angewiesen, auf Ansprachen, die mehr zu empfinden und zu denken veranlassen, als mit Begriffen zu fassen ist. Sie sind zudem auf die Ausbildung subjektiver ästhetischer Haltun-

gen angewiesen, die sich insbesondere über die erfüllende Reflexion der äußeren Medien des freien Scheins entwickeln können, sich aber darüber hinaus im Prinzip auf fast alle Gegenstände der Wahrnehmung und Vorstellung beziehen können. Das subjektive Vermögen eines freien Spiels unterschiedlicher Reflexionsvermögen beschränkt sich deshalb auch nicht auf Kontexte, die als ästhetisch besonders wertvoll markiert werden, vielmehr wandert es mit seinen Subjekte durch unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche und äußert sich dort jeweils in situativer Ausprägung und Färbung; insbesondere auch als Phasen freier kreativer Reflexion in zweckbestimmten Zusammenhängen, wie dies die Überlegungen zum Kreativitätssyndrom verdeutlichen konnten.

In einem Text zum Design weist Rancière in eine ähnliche Richtung. Dort reflektiert er über Arbeiten von Mallarmé und von Peter Behrens und stellt fest, dass diese aus unterschiedlichen Kontexten her auf ähnliche Weise in die Aufteilung des Sinnlichen eingreifen. In Rodtschenko macht Rancière schließlich eine Person aus, in der sich die unterschiedlichen Zugänge verbinden (vgl. Rancière 2005: 107ff.). Rancière geht hier ebenfalls von der widersprüchlichen Grundspannung des ästhetischen Regimes der Kunst aus, die Vermischung zwischen Kunst und Nicht-Kunst wird aber auf eine andere Weise als möglich in Aussicht gestellt, als dies in seinen kunsttheoretischen Schriften über den Weg der ästhetischen Revolution vorgestellt wird. Mit Blick auf Rodtschenkos Plakatgestaltungen für die Fluggesellschaft Dobrolet hebt er hervor, dass dieser hier als Designer und Künstler zugleich tätig ist und solchermaßen die stilisierten Formen des Flugzeugs und die Typografie der Buchstaben zu „geometrisch homogenen Formen“ verbindet. Diese Homogenität der Formen liege aber nicht nur der angewandten Kunst Rodtschenkos zugrunde, sondern gleichermaßen seinen suprematistischen Bildern wie auch der über den Flugzeugkörper symbolisierten Dynamik einer neuen Gesellschaft. „Ein und derselbe Künstler schafft abstrakte Bilder und Werbeplakate und arbeitet im einen wie im anderen Fall auf dieselbe Art an der Schaffung neuer Lebensformen.“ In diesen Querverbindungen und Austauschverhältnissen „gehört die Reinheit der Kunst und der Zusammenschluß von Kunstformen und Lebensformen zusammen.“ (ebd.: 125)

Es ließe sich sagen, dass in diesem Beispiel eine Aufteilung des Sinnlichen von zwei Seiten her vorgenommen wird: eine subjektive Aufteilung der Sinnlichkeit in der Person Rodtschenko, der durch sein Wirken in unterschiedlichen Bereichen eine Übertragung und Vermischung von Formen leistet und eine verobjektivierte Aufteilung durch das Eingreifen der Hervorbringungen Rodtschenkos einerseits als Designer und andererseits als abstrakter Maler in die bestehende Aufteilung des Sinnlichen. Sowohl der abstrakte Maler als auch der Designer arbeiten mit an der Aufteilung des Sinnlichen.

Wir alle nehmen subjektiv eigensinnige Aufteilungen des Sinnlichen vor, die aus unseren je individuellen Erfahrungsgeschichten erwachsen; auch diese sind beteiligt an der Konstitution der sozialen Realität, an der Aushandlung der Sichtbarkeiten, der Bereitschaft, sich dem Fremden zu öffnen und das Unbekannte zu erkunden. Bestimmte Konstellationen von Erfahrungssituationen stellen sich als geeigneter heraus, unsere Erkenntnis- und Vorstellungskräfte spielerisch anzusprechen. Die Künste bieten vorzügliche Bühnen für diejenigen, die sie

wahrnehmen. Die Bespielung dieser Bühnen ist bekanntlich allerdings alles andere als voraussetzungsfrei. Aber auch in der Wissenschaft und besonders in der Wahrnehmung von Populärkultur wird das hier anvisierte ‚freie Spiel‘ angesprochen, wenn auch häufig in einer zielgerichteten Weise oder eingebunden in Zusammenhänge, die die Ansprachen insgesamt instrumentalisieren, wie in den oben thematisierten Formen der Ästhetisierung. In Fragen der ästhetischen Wahrnehmung und Erfahrung geht es immer um mehrere Dimensionen des Erfahrungszusammenhangs, die objektive, die subjektive und die situative im Sinne eines konkreten zeitlichen und räumlichen Zusammenhangs, alle drei sind zugänglich für vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten.

5.2.3 Vielfältigkeit (kunst)ästhetischer Interaktionen

Die Möglichkeiten zur Ausbildung eigensinniger subjektiver Aufteilungen des Sinnlichen sind verbunden mit Fragen der Aufmerksamkeitsökonomie wie sie in Abschnitt 2.4 bereits thematisiert wurden. Im Zusammenhang mit einer Verortung der Kunstproduktion im Kontext einer sich weiter ausdifferenzierenden Kulturindustrie werfen Christine Resch und Heinz Steinert die Frage auf: „Welche Angebote an den Betrachter sind es überhaupt, die die Rezipienten dazu veranlassen, mehr als einen flüchtigen Blick aufzubringen?“ (Resch/Steinert 2003: 9) In ihrem Ansatz zu einer ‚Interaktionsästhetik‘ formulieren sie die Frage auch folgendermaßen:

„Welche ‚Arbeitsbündnisse‘ – verstanden als die Vorkenntnisse, Haltungen und Handlungen aller Beteiligten, die notwendig sind, damit sich Kunst realisiert – werden in welcher kulturellen Tradition, unter welchen institutionellen Bedingungen, zu welchem historischen Zeitpunkt und in welcher Subkultur geschätzt, welche scheitern, welche sind umkämpft.“ (Resch/Steinert 2003: 9)

Resch und Steinert übertragen den Begriff der Arbeitsbündnisse aus dem Bereich der Psychoanalyse in den der Kultur und fassen damit, die „Haltungen, Kenntnisse und Handlungsweisen aller Beteiligten, die vorausgesetzt sind, damit [...] ‚ein Kulturereignis‘ [...] überhaupt stattfinden und als sinnvoll wahrgenommen werden kann.“ (ebd.: 18) Über Arbeitsbündnisse und die in diesen veranschlagten „kognitiven und normativen Voraussetzungen“ wird gewissermaßen der Möglichkeitsraum konstituiert, der ein Kulturereignis wahrnehmbar macht und das Spektrum möglicher Reaktionen und Reflexionen weitgehend bestimmt. Die Kunstproduktion und -rezeption werden hier aus einer Perspektive gefasst, die bei den sozialen Interaktionen ansetzt, über die sie sich ausbilden. Die Interaktionspartner werden dabei nicht als gänzlich interesselos sondern als eingebunden in verschiedene Aspekte der Lebenspraxis aufgefasst.

Der *Künstler* und der *Veranstalter* von Kunst-Ereignissen wollen ganz handfest möglichst selbstbestimmt produzieren und davon leben und daher geht es um die Verfügung über die künstlerischen Produktionsmittel [...]. Das geschieht im Rahmen einer Produktionsweise und der damit vorgegebenen und möglichen sozialen Stellung von Kunst. Das

Publikum will belehrt, auf neue Ideen gebracht, unterhalten, amüsiert, beeindruckt werden – und es beschäftigt sich mit Kulturereignissen in einem Lebenszusammenhang, in dem meist andere Ziele wichtiger sind, denen sich das Kultur-Ereignis unterordnen muss. Auch das Publikum bemüht sich um seine Autonomie gegenüber dem Kultur-Ereignis und will selbst bestimmen können, was es daraus macht.“ (ebd.: 19)

Wird die Kunst des ästhetischen Regimes unter Gesichtspunkten der mit ihr verbundenen Arbeitsbündnisse betrachtet, dann entsteht ein Bild der Vielfältigkeit nicht nur im Hinblick auf die künstlerischen Ausdruckformen, sondern auch der Kontextualisierungen ihres Erscheinens und der Formen ihrer Aneignung. Ästhetische Wahrnehmungen, Erfahrungen und Urteile erfolgen aus diskursiven, historisch-kulturellen, institutionellen und individuellen Bezugssystemen heraus, über die die Möglichkeiten der Wahrnehmung und der Beurteilung eines Objektes mitbestimmt werden. Ästhetische Erfahrungen, sei es im Umgang mit Kunstwerken oder anderen ästhetischen Erscheinungen, stehen immer im Zusammenhang mit den sozialen Räumen, in denen sie stattfinden. Entsprechend können vergleichbare ästhetische Ansprachen bei unterschiedlichen sozialen Gruppierungen mit unterschiedlichen sozialen Rollenbildern zu ganz verschiedenen Erfahrungen führen. In Erfahrungssituationen bilden sich im Wechselspiel der beteiligten Akteure jeweils eigene Möglichkeitsräume der Erfahrung aus, in denen sich objektive und subjektive Aspekte verbinden.

Auch Riethmüller weist auf die Rahmungen ästhetischer Urteile hin und hebt zurecht hervor, dass in dem „traditionsreiche(n) Begriff des Geschmacks [...] völlig unterschiedliche Dimensionen aufgehoben sind, nämlich bewusste und unbewusste, etwa kulturelle Automatismen, spezifische psycho-emotionale Vorprägungen des Einzelnen, aber auch antrainierte Fertigkeiten, die auf kognitives Lernen und Wissen verweisen.“ (Riethmüller 2008: 256) Es sind gerade diese Vor- und Nebengeschichten der Möglichkeit ästhetischer Wahrnehmungen und Erfahrungen, die stärker berücksichtigt werden müssten, wenn man die Tendenzen zur Ideologisierung, die Verallgemeinerungsbegriffen wie dem ‚Geschmack‘ oder der ‚Kunst‘ anhaften, abmildern möchte.

Resch und Steinert heben hervor, dass man aus der Kulturindustrie nicht aussteigen sondern nur versuchen kann, kritisch mit ihr umzugehen, „sich ihren Zumutungen zu entziehen oder sie selbst zum Gegenstand zu machen.“ (ebd.: 21) Diese kursorischen Überlegungen mögen hier als Verweis auf den Bedarf einer Erweiterung der von Rancière in seinen kunsttheoretischen Texten eingenommenen Perspektive dienen. Ohne eine Berücksichtigung der Verflechtungen künstlerischer Produktion in die Netze und Mechanismen der Kulturindustrie und ohne eine Berücksichtigung der je subjektiven Aufteilungen des Sinnlichen in der ästhetischen Reflexion unterschiedlicher Ansprachen gerät die Betrachtung der Relevanz der Kunst für das Politische im Sinne einer grundlegenden Aufteilung des Sinnlichen in eine Schiefelage.

Die Skizze der drei von Seel differenzierten ästhetischen Einstellungen wie auch die Überlegungen zum Kreativitätssyndrom und zum Begriff der ästhetischen Erfahrung bei Dewey konnten andeuten, dass sich ästhetische Wahrnehmungen und Erfahrungen aus Elementen zusammensetzen, die je nach den subjektiven und objektiven Bedingungen einer gegebenen

Situation in unterschiedlichen Ausprägungen und Mischungsverhältnissen zusammenstimmen können.

Wenn man die Bedeutsamkeit der Kunst in einen offenen Zwischenbereich zwischen Produzent, Werk/Prozess und Rezipient legt, dann heißt das im Grunde auch, dass von Kunst nur schwerlich verallgemeinert gesprochen werden kann. Vielmehr sind die besonderen Qualitäten, die den Werken der Kunst und dem Umgang mit ihnen bisweilen zugeschrieben werden, je situativ erst herzustellen. Das heißt freilich nicht, auf Werke bzw. Prozesse, die eigens mit Blick auf künstlerisch-ästhetische Qualitäten bzw. die unter den für ihre Entstehung günstigen Bedingungen entwickelt werden, wäre leichtfertig zu verzichten.

6 Fluchtlinien

Mit Gernot Böhme lässt sich in der zunehmenden Ästhetisierung und Mediatisierung des Alltagslebens eine grundlegende Herausforderung sehen, Begriffe und Kompetenzen zu entwickeln, um mit diesen Veränderungen kritisch umgehen zu können (vgl. Böhme 2001: 22). Einer Kritik der Ästhetisierung der Politik wie auch der ästhetisierten Ökonomie ginge es u.a. darum, neben den symbolischen Bezugssystemen auch Mechanismen der Erzeugung affektiver Betroffenheit über atmosphärische Inszenierungen zu kritisieren. Einsetzen müsste eine solche Kritik zunächst einmal damit, das Ineinandergreifen von affektiven, symbolischen und imaginären Dimensionen überhaupt zu einem Gegenstand zu erheben.

Ästhetische Dimensionen können, das wurde oben herausgestellt, in fast allen gesellschaftlichen Teilbereichen zu einem Bestandteil der sozialen Praxis gezählt werden; und sie sind involviert in die kritische Reflexion ebendieser Praxis. Die ästhetischen Strategien des Umformens bekannter Markenlogos markieren beispielsweise ein Wissen über die impliziten Mechanismen der Markenbildung und der Konstruktion von Identitätsschablonen.

Eine entsprechende ästhetische Bildung könnte daran ansetzen, die verschiedenen Inszenierungs- und Wahrnehmungsweisen zu befragen, die mit den unterschiedlichen Handlungs-, Erkenntnis- und Kommunikationsprozessen assoziiert sind, aber zumeist nicht eigens reflektiert werden. Es ginge darum, sowohl das Wissen als auch die Aspekte der Wahrnehmung zu analysieren, die eher als ein undeutliches ästhetisches Verspüren präsent sind und uns im Handeln orientieren. Die durch Interessen geleitete Attraktion von Aufmerksamkeit zielt bewusst (mit erheblichem psychologischen Untersuchungsaufwand) gerade auch auf diese Vermittlungsdimension.

Angesichts der weitgehenden Ästhetisierungsprozesse hat die Entwicklung adäquater ästhetischer Reflexionsfähigkeiten nicht Schritt halten können. In den folgenden Abschnitten werde ich versuchen, einige Gesichtspunkte in den Blick zu nehmen, die für eine Bearbeitung der bestehenden gesellschaftlichen Reflexionsdefizite relevant erscheinen. Wie Böhme geht es mir darum, der gesellschaftlichen Bedeutung des Ästhetischen und der damit verbundenen Anforderung zur Entwicklung von Kompetenzen für eine Bearbeitung der damit verbundenen Ambivalenzen Rechnung zu tragen.

Im Mittelpunkt der verfolgten Fluchtlinien stehen die Wechselbeziehungen unterschiedlicher Reflexionsformen sowie der Hinweis auf das Erfordernis zur Ausbildung zeitgemäßer Kompetenzen. Dabei geht es um Kompetenzen des schöpferischen Antwortens, die produktive und rezeptive Aspekte ästhetischer Selbst- und Weltbezüge umfassen und die sowohl die Pluralität ästhetischer Ansprachen als auch die für eine Reflexion dieser Ansprachen erforderliche Praxis der Kritik berücksichtigen. Es geht um Kompetenzen, die aus dem Alltags-handeln heraus veranschlagt werden können und die der Imagination einen gewichtigen Stellenwert zugestehen, um Kompetenzen, die die Gegenwart vor dem Hintergrund der Vergangenheit mit gestalten und die es dabei verstehen, die Wirkungen des Abwesenden ebenso zu vergegenwärtigen wie die Wirkungen von vorlaufenden Zukunftsentwürfen. Es geht um die besondere Relevanz des dynamischen Wechselspiels zwischen sinnlichen Wahrnehmungen,

Vorstellungen und Reflexionen für die Orientierung in der sozialen Praxis und der Generierung von Bedeutungen.

Anvisiert ist damit ein Projekt, das die Ausbildung subjektiver reflektorischer Vermögen und gleichermaßen eine gemeinschaftliche Entwicklung von Unterstützungssystemen als dringend erforderlich erachtet; ein Projekt, das versucht, die Aufforderung Lucius Burckhardts zu einem „Design von morgen“ ernst zu nehmen, „das unsichtbare Gesamtsysteme, bestehend aus Objekten und zwischenmenschlichen Beziehungen, bewusst“ (zitiert nach Riethmüller 2008: 481) berücksichtigt.

Dafür werde ich zunächst auf einer allgemeinen Ebene das Verhältnis von Selbst und Anderen und die Zwischenräume zwischen Ansprachen und Antworten thematisieren, die schöpferische Bezugnahmen auf die Umwelt nicht nur ermöglichen, sondern geradezu einfordern. Danach wird es um eine erste Skizze der anvisierten Kompetenzen des Antwortens gehen, die ich versuchsweise mit der dem Begriff einer ‚Responseability‘ fassen möchte. Schließlich werde ich das Erfordernis von Unterstützungssystemen in den Blick nehmen, die sowohl zur Ausbildung der gesuchten Kompetenzen als Dimension einer Lebenskunst wie auch zu einer Bearbeitung des gesellschaftlichen Reflexionsdefizits beitragen können.

6.1 Fragendes Antworten

„Da wir in die Welt geboren und von Anderen beim Namen gerufen wurden, ist alles, was wir leben und tun, von Anfang an dem Anderen ausgesetzt. In gewissem Umfang können wir wählen, wie wir auf den fremden Anspruch antworten, doch es liegt nicht in unserer Wahl, überhaupt zu antworten. Was uns in Bewegung setzt und in Bewegung hält, ‚findet statt‘, doch es ist nicht einfach an seinem Platz. Wir sind unfähig, den ‚Ort‘, von dem wir in unserer Bewegung, unserem Sprechen und Tun ausgehen, zu lokalisieren.“ (Waldenfels 1999: 223)

Für eine nähere Untersuchung des Verhältnisses von Wahrnehmung und Umwelt aus alltagsweltlicher Perspektive werde ich im Folgenden auf einer allgemeinen Ebene einige Überlegungen zu dem Beziehungsgeflecht zwischen Selbst und Anderem skizzieren. Die oben mit Latour problematisierten soziotechnischen Verstrickungen weisen ja gerade auch darauf hin, dass wir in der Gesellschaft von unzähligen Mischwesen leben, die das soziale Miteinander grundlegend mitbestimmen. Um die soziotechnischen Verstrickungen auf die Ebene der Reflexion zu heben, um sie individuell und politisch bearbeiten zu können, scheint es hilfreich, sich zunächst auch einige Klarheit über die subjektiven Selbst- und Weltbezüge zu verschaffen, die unweigerlich an der Perpetuierung sowohl erwünschter als auch unerwünschter Folgen der jeweiligen Konfigurationen beteiligt sind.

Mit dem vorangestellten Zitat von Waldenfels gehe ich davon aus, dass die Selbst- und Weltbezüge grundlegend über eine ‚offene Mitte‘ verlaufen. Das heißt, der eigene Standort lässt sich immer nur relativ in Bezug zur jeweiligen situativen Konfiguration über den Weg durch die ‚Außenwelt‘ näher bestimmen. Wenn auch jede Bezugnahme gewissermaßen in einer Lemniskate des Fremdbezugs im Selbstbezug und des Selbstbezugs im Fremdbezug erfolgt, so ist diese Beobachtung deutlich von Positionen abzugrenzen, die die Welt durch eine der Zeichen ersetzen möchten und dabei das Moment der Präsenz und erfahrenen Wirkungen vernachlässigen.

6.1.1 Schöpferische Antworten

„Es geht längst nicht mehr darum, ob unsere Sinnesorgane die Außenwelt getreu wie eine Fotoplatte abbilden oder ob unser Geist genügend Freiheit beim Entwerfen der Welt besitzt. Wichtiger ist geworden, dass wir uns selber in solche Dispositionen zum Handeln bringen können, dass wir uns auf die Gestaltung der Welt ausrichten können. Hierbei eben müssen wir berücksichtigen, in welcher außerordentlichem Maße wir Wesen sind, die mit einem Gehirn ausgestattet sind, das Einbildungskraft, Phantasie, Imaginationsfähigkeit und Visualität zu einer seiner Hauptaufgaben gemacht hat.“ (Linke 2001: 22)

Zwischen Ansprachen und Antworten

Für das Alltagshandeln ist die Fähigkeit des Antwortens auf die unterschiedlichen Anforderungen und Ansprachen von zentraler Bedeutung. Antworten lässt sich in einem deutlich erweiterten Sinn auffassen als dies in dem üblicherweise damit assoziierten Verständnis eines Antwortens auf eine Frage zur Schließung einer Wissenslücke nahe gelegt wird. In verschiedenen Studien hat Waldenfels das Geflecht von Selbst- und Fremdbezügen in unseren Weltbezügen analysiert und hervorgehoben, dass es „die Beziehung auf den Anderen, und gleichzeitig die Beziehung des Leibes auf sich selbst [gibt]. Der Selbstbezug geht dem Bezug zum Anderen nicht voraus, [...] sondern Selbstbezug und Bezug zum Anderen sind synchron zu lesen. Ein Beispiel dafür [...] ist das Sichempfinden in der Welt.“ (Waldenfels 2000: 284f.)

Oben hatte ich unter anderem mit Latour auf die Ansprachen der Dinge hingewiesen, um deren ‚Aktivität‘ im menschlichen Handeln verdeutlichen zu können. Eine Tür spricht von ihrer Funktion des Durchlasses oder Abschlusses, ein Trampelpfad sagt uns anderes als eine geteerte Piste. So selbstverständlich diese Ansprachen erscheinen mögen, in ihnen verdichten sich enge Verflechtungen der Selbsterfahrung mit der Welt und den Dingen. Handeln wird davon mitbestimmt, wie die Dinge uns begegnen. „Das Handeln beginnt mit der Aufforderung der Dinge, es beginnt außerhalb seiner selbst, so wie wir ‚außer uns‘ geraten können, vor Freude oder vor Schrecken [...]. Aber Aufforderungscharaktere verweisen nicht geradewegs auf einen künftig zu erreichenden Zustand, sie zeichnen sich durch eine größere Offenheit aus, indem sie mehrere Möglichkeiten gleichzeitig anbieten. Es geht nicht bloß darum, ein Ziel zu erreichen, sondern darum etwas“ (ebd.: 375) mit den Dingen anzufangen. Angesprochenen wird hier ein symbolischer Überschuss der Ansprachen, der sich bereits im Hinblick auf die einfachsten Dinge im Technik- und Mediengebrauch ausmachen lässt. Im Anschluss an Waldenfels möchte ich hier einem Antworten im weiten Sinne einer Responsivität nachgehen, die sich auf ein Eingehen auf fremde Ansprüche und Angebote

bezieht (vgl. Waldenfels 1998: 94f, 2000: 364ff., 2002: 54ff.). Waldenfels verweist mit dem sonst in der Liturgie als Bezeichnung für Antwortgesänge verwendeten Begriff ‚Responsorium‘, den er aber parallel zu ‚Sensorium‘ und ‚Motorium‘ gebraucht, darauf, dass die Responsivität als ein leiblich verankertes Grundverhältnis zur Wirklichkeit aufgefasst werden kann, als ein Grundverhältnis des Antwortens.

Responsivität umfasst ein Antworten mit den Sinnen, „indem man hinsieht undinhört und jemandem oder einer Sache Aufmerksamkeit schenkt.“ (Waldenfels 1998: 95) Aber auch das Handeln selbst kann als eine Art des Antwortens aufgefasst werden. Handeln vollzieht sich nicht nur in bestimmten Kontexten unter Verfolgung von Zielen über die Anwendung von Wissen und Können, sondern auch als ein Antworten auf Bedürfnisse und Wünsche, auf Anforderungen und Angebote. Es lässt sich fragen, worauf eine Handlung antwortet, indem sie dieses oder jenes vollzieht oder unterlässt; auch die Antwortverweigerung ist eine Möglichkeit des Antwortens.

Waldenfels fasst deshalb Responsivität neben der Intentionalität und der Kommunikativität als den dritten grundlegenden Zug des Verhaltens auf. Intentionalität meint in der Phänomenologie nicht ein intentionales Verfolgen einer Absicht, sondern vielmehr die Weise *wie* etwas getan, gesagt oder erfahren wird. Intentionalität kennzeichnet einen Grundzug von Handeln und Verhalten, nämlich dass sich jedes Erleben auf etwas bezieht, das sich in einem bestimmten Sinne als etwas in einer bestimmten Verfassung zeigt. In diesem Sinne ist Intentionalität kein Akt, sondern Handlungen und Erleben sind in ihrem Eingebettetsein in ein Handlungsfeld durch Intentionalität gekennzeichnet.

Mit dem intentionalen Sinn ist die Dimension des *Woraufhin* eines Erlebens oder eines Verhaltens angesprochen. Dieser intentionale Sinn steht Waldenfels zufolge in Beziehung mit der *Kommunikativität* des Verhaltens, die bezeichnet, *wonach* sich ein Handeln richtet. Dabei ist das, was getan oder erlebt wird, wiederum nicht gleichzusetzen mit dem, wie es getan oder erlebt wird bzw. welche intersubjektiven Regeln dabei in Anschlag gebracht werden. Im Hinblick auf die Sinnbildungen, die mit jedem Erleben und Verhalten assoziiert sind, besagt dies, dass mal der subjektiven Intentionalität und mal den intersubjektiven Regelungen der Kommunikativität ein größeres Gewicht zukommen kann (vgl. Waldenfels 2000: 367f.).

Die *Responsivität* als das dritte von Waldenfels differenzierte Moment des Verhaltens, das mich hier im Weiteren besonders interessiert, steht unter der Frage eines *Worauf* des Antwortens. Die Frage nach dem Worauf ist mit den anderen Momenten verbunden und wirkt sich auf die Gewichtungen des Erlebens und der Handlungen aus. Dabei kommt in ihr die Dimension des Fremden in den Ansprachen der Menschen und Dinge – der Umwelt insgesamt – zur Geltung. Responsivität „hat es mit dem Fremden zu tun, mit dem, worauf ich antworte, wenn ich etwas im Sinn habe oder wenn ich bestimmten Regeln folge.“ (ebd.: 369) Der Anspruch ist das, worauf das Antworten erfolgt, wobei es sich sowohl um ein appellierendes als auch um ein Anspruch erhebendes Ansprechen handeln kann.

Auch bezüglich des Antwortens lässt sich unterscheiden zwischen dem, auf *was* eine Antwort erfolgt und dem *Wie* dieser Antwort. Es könnte im Hinblick auf eine bestimmte Handlung beispielsweise gefragt werden, warum gerade dieser Gegenstand Gegenstand des Ant-

wortens geworden ist und warum das Antworten gerade auf diese Weise erfolgt. Dabei kommt der Aufmerksamkeit eine zentrale Bedeutung zu in der Beziehung zwischen dem, wovon eine Affizierung ausgeht und dem, worauf eine Antwort erfolgt. Schon das Sehen ist nicht darauf reduzierbar, dass Sinneseindrücke rezipiert und registriert werden, sondern der Blick ist *tätig*, er bewegt sich über seine Objekte, hält inne, fährt fort, kann sich verschließen und wieder öffnen (vgl. Waldenfels 1999: 71).

Bemerken bedeutet immer auch etwas auf selektive Weise wahrzunehmen. Das Bemerken eines Reizes über das Sensorium und die durch diesen bewirkten Regungen und Bewegungen der Motorik bilden eine zirkuläre Wirkkette, indem die Wirkungen, die bestimmte Reize erzielen, selbst wieder zu Reizen werden, die das Verhalten bestimmen (vgl. Waldenfels 2000: 371f.). Waldenfels markiert das Worauf der Antwortbeziehung als eine eigene Dimensionalität der Selbst- und Umweltverhältnisse, die selbst nicht in einen geschlossenen Regelkreis eines Reiz-Wirkungs-Mechanismus eingeordnet werden kann, sondern eher im Sinne einer Schwelle aufgefasst werden muss. „Ähnlich wie im Falle des Staunens oder der Angst bricht etwas ein, auf das ich antworte, ohne daß zwischen Antwort und Anspruch eine Synthese oder sonst eine vermittelnde Ordnungsinstanz aufträte. Die Schwelle verbindet, in dem sie trennt.“ (ebd.: 372)

Antworten können eher reproduktiv sein, etwa wenn die Antwort gewissermaßen schon vorgegeben ist oder wenn eine geradezu mechanische Reaktion auf einen Anspruch erfolgt. Antworten sind häufig aber auch durch produktive schöpferische Aspekte gekennzeichnet, wenn sie die Antwort auf fremde Ansprüche, die selbst dadurch gekennzeichnet sind, dass ihr Ansprechen nicht eindeutig und vollständig bestimmbar ist, erst erfinden müssen. „Kreatives Antworten geschieht nicht ohne Erfindung, doch bedeutet sie keine bloße Erfindung. *Wir erfinden, was wir antworten, wir erfinden aber nicht, worauf wir antworten.* Das, worauf wir antworten, bleibt uns bis zu einem gewissen Grade fremd.“ (Waldenfels 1998: 97) Anders als im Rückriff auf standardisierte, routinierte Antworten, auf ein striktes Befolgen von ‚Sprachregeln‘, die sich im Lauf der Erfahrungssammlung akkumuliert haben und unsere Erwartungen lenken, ist mit dem Ausdruck eines schöpferischen Antwortens auf die Möglichkeit verwiesen, bestehende Ordnungen modifizieren zu können. Die exzentrische Positionalität des Menschen bringt schon auf der grundlegenden Ebene des Selbst- und Weltbezuges die An- und Aufforderung mit sich, den eigenen Standort bestimmen zu müssen und zu können. Und das heißt, im produktiven Antworten wird immer etwas gegeben, was der Antwortende noch nicht hat, „*sondern im Geben der Antwort erfindet.*“ (ebd.: 109) Die Differenz zwischen dem, worauf eine Antwort erfolgt, und dem was als Antwort erfolgt, bezeichnet Waldenfels auch als *responsive Differenz* (vgl. Waldenfels 2002: 60).

Angesprochen ist hiermit zugleich ein grundlegender Überschuss bzw. eine grundlegende Differenz, die sich in allen Bereichen der Selbst- und Weltbezüge nachzeichnen lässt. Die angesprochene Intentionalität besagt, dass *etwas als etwas* erscheint, bzw. dass *etwas als etwas* gemeint ist. Waldenfels spricht bezüglich dieser ‚Minimalformel‘ von einer *signifikativen Differenz*, die auch als eine „*originäre Verschiebung* oder *Versetzung*“ betrachtet werden kann (vgl. Waldenfels 2002: 28ff.). Auch wenn es so etwas wie eine reine unmittelbare Gegebenheit vor der Repräsentation *als etwas* nicht gibt, verweist die Differenz darauf, dass

das Repräsentierte im Repräsentierenden nicht aufgeht. Zumindest können wir begründet annehmen, wenn auch nicht sicher beweisen, „daß es ein präsentatives Moment in jeglicher Repräsentation gibt, etwas, das nicht etwas, aber deswegen doch nicht nichts ist.“ (Waldenfels 2002: 29) Wenn das Erscheinen *als etwas* auf ein *etwas* reduziert wird, wird die Differenzierbarkeit zwischen dem, was hergerichtet wird, und den Formen des Herrichtens verwischt.

Waldenfels betont, dass in intentionalen Sinnbildungen Bedeuten und Begehren mit einander verschlungen sind und hebt in diesem Zusammenhang weitere grundlegende Differenzen hervor, die in den Selbst- und Weltbezügen wirksam sind. Ist das sinnbildende Bedeuten, das auf theoretische Erfüllung aus ist, durch eine signifikative Differenz gekennzeichnet, nach der etwas als etwas erscheint, so zeichnet sich das bewirkende Begehren, das auf praktische Erfüllung zielt, durch eine *appetitive Differenz* aus. Die appetitive Differenz verweist auf den Unterschied zwischen einem Begehren, das im praktischen Handeln dem Schema ‚Suchen und Meiden‘ bzw. ‚Ja und Nein‘ folgt, und einem „Gesamtstreben des Lebens“ (ebd.: 42), das vor jedem Ja und Nein liegt. „Es gibt also ein integrales *Ja vor dem Ja und Nein* [...]“. Diese Grundstreben führt dazu, daß sich im Streben selbst ein Spalt auftut zwischen dem, was als Ziel erstrebt beziehungsweise als Weg und Mittel zum Ziel gewählt wird, und dem, was *in diesem* Ziel gesucht wird.“ (ebd.) Auf das Bedeuten und Begehren, die in den Selbst- und Weltbezügen miteinander verschlungen sind, wirken sich (intersubjektiv kommunikativ gebildete) Repräsentationen aus, die als Regulative fungieren, da etwas nur „gemäß einer *Regel*“ (ebd.: 235) erfasst werden kann.

Repräsentationen können selbst wiederum nur in Form einer Differenz aufgefasst werden, die Waldenfels als *repräsentative Differenz* bezeichnet. Diese verweist darauf, dass *etwas*, das *als etwas* erscheint bzw. gemeint ist, einen Spalt eröffnet, „der das, was ist, von sich selbst trennt.“ (ebd.: 34) Mit dieser Abrückung in der repräsentativen Differenz, ist ein Bedarf an Vermittlung assoziiert, der wiederum nur vermittels weiterer Repräsentationen bearbeitet werden kann. Das, was sich präsentiert, wird durch seine Repräsentationsformen, in denen es erscheint beziehungsweise in den Blick gerät oder ausgesprochen wird, nicht erschöpft. Die Verschlingung von Bedeuten und Begehren schlägt sich auf der Ebene theoretischer und praktischer Erfüllung darin nieder, dass das Erkannte bzw. das Gesagte des Bedeuten die jeweils im begehrenden Handeln veranschlagten Zielvorstellungen mitbestimmt, ebenso wie das Getane und das Erreichte des Begehrens Einfluss auf die im Bedeuten verfolgten Wissensziele hat.

In der näheren Erhellung der Frage, worin sich Bedeuten und Begehren treffen, erlangt die bereits angesprochene Ausgangsdimension der Widerfahrnisse, zu deren Bezeichnung Waldenfels auf den Begriff des Pathos oder des Pathischen zurückgreift, einen besonderen Stellenwert. Es sind Aspekte des Überschusses, die mit der signifikativen und der appetitiven Differenz markiert sind, an denen sich die Verschlingung von Bedeutung und Begehren hervorheben lässt.

Der Begriff des Pathos³² verweist auf Widerfahrnisse, auf etwas, „das uns ohne unser Zutun zustößt oder entgegenkommt.“ (Waldenfels 2002: 15) Angesprochen sind damit auch die Affektionen und der Aspekt der Passivität in dem ‚Affiziertwerden‘ von der Welt. Der doppelte Überschuss der signifikativen und der appetitiven Differenz lässt sich nicht unter regulierende Ordnungen bringen, vielmehr handelt es sich bei diesem Überschüssigen um etwas, das nur indirekt in den Blick genommen werden kann.

Waldenfels fasst das „pathische Ereignis des Widerfahrnisses als *Getroffensein*“ (ebd.: 56) auf. Dieses Getroffensein ist dadurch gekennzeichnet, dass es zeitlich immer *vor* jeglichem Antworten auf Affektionen erfolgt. Bezugnahmen auf Widerfahrnisse sind indirekt, weil sie aus einem zeitlichen Abstand heraus erfolgen. Allerdings tritt das, was trifft, erst im Antworten auf das Wovon des Getroffenseins hervor. Das Antworten ist „vom Getroffensein her zu denken, in der *Nachträglichkeit* eines Tuns, das nicht bei sich selbst, sondern beim anderen beginnt, als eine Wirkung, die ihre Ursache übernimmt. Der Antwortende tritt primär auf als der, *dem* etwas widerfährt und widerfahren ist. Diese Verzögerung läßt sich niemals aufholen; um sie aufzuholen, müßte ich mein eigenes ‚Vor-Sein‘ aufholen, obwohl dieses unauflöslich mit fremden Einwirkungen verquickt ist.“ (ebd.: 59)

Durch die Verzögerung der Antwort eröffnet sich bereits auf der Ebene der Affektionen ein Spalt, und zwar ein Spalt, der auch von der Einbildungskraft (in einem weiten Sinne) aufgesucht wird (vgl. unten) und der das ‚Nichtfestgestelltsein‘ des menschlichen Daseins genauso markiert wie den möglichen Überschuss des Antwortens.

„Etwas, das *als etwas* intendiert oder *in etwas* erstrebt wird, ist darüber hinaus etwas, *wovon* wir getroffen sind und *worauf* wir antworten, indem wir es auf diese oder jene Weise meinen und erstreben. [...] Das Worauf des Antwortens nimmt im Wovon des Widerfahrnisses eine pathische Färbung an.“ (ebd.: 60) Dabei ist der „Doppelaspekt“ des Wovon und des Worauf selbst nicht als eine Differenz aufzufassen, sondern eben als ein Spalt, der sich mitten durch alles Geschehen zieht und dem „eine Welt, Andere und ich selbst entspringen.“ (ebd.)

Zur Kennzeichnung dieses Spaltes verwendet Waldenfels den Begriff der ‚Urdiastase‘. Mit dem Wort ‚Diastase‘ bezeichnet er im Unterschied dazu ein „Zwischengeschehen“, in dem sich das, was sich unterscheidet, erst hervorbringt. Das angesprochene Zwischen lässt sich nur in paradoxen Ausdrucksweisen näher fassen: „als *Riß* ohne etwas, das zerreißt, als *Spalt* ohne etwas, das sich aufspaltet, als *Pause*, ohne etwas, das aufhört und wieder beginnt, als *Abweichung* ohne etwas, das abweicht.“ (ebd.: 174) Diese paradoxe Kennzeichnung weist auf die Schwierigkeit hin, prozessuales Geschehen näher zu kennzeichnen, das nur auf indirekte Weise angesprochen werden kann, da es gerade dadurch charakterisiert ist, dass es nicht unter ein Ordnungsschemata subsumiert werden kann. Wie in Derridas Begriff der *Différance* geht es nicht um den Akt der Unterscheidung, sondern um den Prozess der Scheidung selbst. Die oben kurz skizzierten Differenzen, die signifikative, die repräsentative, die

³² Waldenfels verweist auf die Spannbereite der Bedeutungen, die der Begriff ‚Pathos‘ im Altgriechischen ebenso aufweist wie die verschiedenen Wörter, die im Lateinischen seine Konnotationen spiegeln (*Affectus, passio* u.a.). „Formen des Pathos finden wir in den Sinnesempfindungen, mit denen die Wahrnehmung beginnt, im Bereich des Strebens, das Angenehmes sucht und Unangenehmes meidet, oder schließlich im Reden und Überreden, das praktische Wirkungen hervorbringt. Ferner gehört das Pathische zum Hintergrund des Verhaltens, das entsprechend der Verhaltenslage eingestimmt wird und es erreicht einen Überfluß und Überschuß über alles Gewohnte hinaus in der Ekstase des Eros, aber auch im unermesslichen Leid, das die Tragödien auf die Bühne bringen.“ (Waldenfels 2002: 16)

appetitive und die responsive Differenz, können als Formen von Diastasen aufgefasst werden, die auf den Ort verweisen, „wo etwas *als* etwas auftritt, etwas *für* anderes steht, etwas *in* anderem erstrebt oder *auf* etwas geantwortet wird.“ (ebd.: 175) Der Begriff der ‚Urdiastase‘ ist demnach auch nicht als ein Ursprung der übrigen Diastasen aufzufassen, sondern als eine grundlegende Spannung, die menschliche Erfahrungen kennzeichnet und beansprucht. Das Wovon der Widerfahrnisse und das Worauf des Antwortens bilden die Pole dieser Spannung, „also das, was uns angeht, und das, worauf wir eingehen. Statt von Polen sollten wir vielleicht angemessener von Orten der Entrückung sprechen. Wir sind nicht dort, von wo wir ausgehen und worauf wir zugehen.“ (ebd.: 176) Das diastatische Geschehen lässt sich nur als eine Doppelbewegung kennzeichnen, ähnlich der Redeweise vom Fremdbezug im Selbstbezug. Das heißt für Waldenfels nicht – und das macht die Begriffe der Responsivität und der ‚Zwischenereignisse‘ so interessant für die weiteren Überlegungen –, dass hier ein sich in Pluralitäten verlierendes Denken ohne Ordnungen impliziert würde, wohl aber, dass dem ‚In-der-Welt-Sein‘ der Selbst- und Weltbezüge versucht wird, auf differenzierte Weise Rechnung zu tragen.

6.1.2 Zwischenereignisse

Einen Anknüpfungspunkt für die eingangs aufgeworfene Frage nach einer Kompetenz, die für eine Bewältigung gegenwärtiger Alltagsanforderungen als erforderlich angesehen werden kann, bietet die von Waldenfels aufgezeigte zeitliche Verschiebung im Antworten.

„Es stimmt zwar, wir antworten auf das, wovon wir getroffen sind, und wir sind von dem getroffen, worauf wir antworten, doch beides geschieht in eins, wenngleich in einer zeitlichen Verschiebung, die eben aus der Antwort ein nachträgliches, aus dem Widerfahrnis ein vorgängiges Ereignis macht. Die Scheidung vollzieht sich in dieser Verschiebung und sie erklärt, daß das Antworten auf sich selbst rekurriert und eben darin seine freie Initiative entfaltet. Die Verschiebung bildet zugleich den Ort jenes Mangels, der sich jeder Sinnggebung und Zielsetzung entzieht und doch bewirkt, daß es etwas zu sagen und zu tun gibt.“ (Waldenfels 2002.: 60)

Mit der zeitlichen Verschiebung oder der Distanz, eröffnet sich, mit Waldenfels gesprochen, eine *responsive Differenz*, das heißt, eine Differenz zwischen dem, worauf wir antworten und dem, was wir zur Antwort geben. Eine solche Verschiebung, die Waldenfels auch mit dem Begriff der Diastase bezeichnet, verweist auf Zwischenereignisse, die sich zwischen Subjekt und Anderem abspielen. Waldenfels nähere Ausführungen zu diesen ‚Zwischen‘ bieten interessante Anhaltspunkte für eine Reflexion der Vermittlungsanforderungen und -leistungen, die das alltägliche Handeln mit sich bringt. In aller gebotenen Kürze: Zwischenereignisse spielen sich in dem Bereich *zwischen* Anderem und Selbst ab; hier greifen Eigenes und Fremdes ebenso ineinander wie sich Eigenes und Fremdes (immer wieder anders) auseinander dividieren im Sinne von Abgrenzungsprozessen. Kennzeichnend für den Vorgang des Zwischenereignisses ist ein Selbstbezug, an dem die ‚Abweichung vom Selbst‘, das heißt,

die Selbstspaltung, die in jedem Selbst- und Weltbezug veranschlagt ist, hervortritt. In dieser Spaltung weist der Selbstbezug seinen blinden Fleck auf, „den keine Reflexion je ausleuchtet“ (ebd.: 181). Zu dem Selbstbezug des Zwischenereignisses tritt der Bezug auf Widerfahrnisse, auf Anderes, das das Selbst affiziert, zu etwas auffordert, und auf das das Selbst antwortet.

Zwischenereignisse sind bezogen auf 'ein Drittes', das eine Ordnung verkörpert. In Ordnungen wird „Verschiedenes auf nicht beliebige Weise“ (ebd.: 184) darüber verknüpft, dass bestimmte allgemeine Maßstäbe in Anschlag gebracht werden. Ordnungen wirken gestaltend auf die Zone der Zwischenereignisse ein, auf alles, was sich dort „als bedeutsames Etwas, als erstrebbares Ziel, in der Rolle eines Jemand oder auf sonstige Weise“ (ebd.: 184) ereignet. Ordnungen bilden Fundamente und Begründungen und stehen dem Chaos zwar gegenüber, zugleich weist eine jede Ordnung aber auch ein Moment des Chaotischen auf, wie auch jedes Chaos sich an seinen Rändern zu Gestaltungen 'verfestigt'. „Reine Ordnung und reines Chaos [...] Einheit ohne Vielheit und Vielheit ohne Einheit sind nur als Grenzwerte denkbar.“ (ebd.) Ordnungen rühren selbst aus einem diastatischen Geschehen her, sie weisen also keine Letztbegründbarkeit auf. Sie treten doppelt auf, insofern zu bestehenden Ordnungen neu entstehende Ordnungen hinzutreten, die aus den ersteren zwar entwickelt, aber in diesen noch nicht enthalten sind. Die hier angedeutete Kontingenz macht die chaotische Spur in der Ordnung aus.

Es geht Waldenfels um eine bestimmte „Figur des Zwischen“, die in allgemeiner Form als eine „Bewegung des Überschreitens“ bezeichnet werden kann. Die Transformation einer Ordnung erfolgt über die Bewegung des Überschreitens und anschließenden Wiedereintritts in die Ordnung. Aufgrund der Trennung zwischen dem Wovon der Affektion und dem Worauf des Antwortens sind „Sinn-, Ziel- und Regelordnungen“ immer schon in gewisser Weise als durchkreuzt und 'überschritten' aufzufassen. In dem angedeuteten Zwischenbereich stößt eine Ordnung auf potentielle Ereignisse, über die sie sich transformiert. Zwischen „Beliebigkeit, die alles mögliche zuläßt, und Notwendigkeit, die etwas Bestimmtes erzwingt“ ist ein Spielraum auszumachen, „der nicht nur Erfindungen zuläßt, sondern sie erfordert.“ (ebd.: 235, 238) Ordnungen greifen in die Zwischenereignisse der Erfahrung, in der 'Verschiebung' zwischen Ansprache und Antwort' ein und nehmen damit Eingrenzungen und Ausgrenzungen vor. Sie laden nicht nur zu Überschreitungen ein, sondern ihre Grenzen sind, da „niemand und nichts völlig in dem aufgeht, was die Ordnung aus ihm macht“ (ebd.: 259), immer schon überschritten. Allerdings ist ein solches ‚Überschrittensein‘ einer jeden Ordnungsgrenze nicht wählbar, sondern eine Verfassung. Es ist nicht gleichzusetzen mit Formen des Überschreitens, die über das Zutun eines Selbst im Bezug auf ein Anderes erfolgen. Die in Ordnungen sich ausbildenden Ein- und Ausgrenzungen entwickeln sich im Ordnen selbst. Dabei wird die 'Geschichte' einer Ordnung über den Wiedereintritt dessen gewährt, was die Ordnung zuvor überschritten hat. Im Überschreiten dringt etwas aus dem Inneren des Bestandes einer Ordnung in das Außerhalb der Ordnung. Das die Ordnung Überschreitende schlägt auf diese zurück und bringt sie so in einen Prozess des Umordnens.

Mit Blick auf die Randzonen von Ordnungen lassen sich einige Aspekte herausstellen, die auch ein weiteres Licht auf die Weisen des Antwortens werfen. Hilfreich ist hierfür der Be-

griff der Anknüpfung, der im Unterschied zur synthetisierenden, Ordnungsmuster bildenden Verknüpfung, den Pol der Offenheit des Antwortens in den Blick nimmt und ähnlich einer offenen Frage, Unvorhergesehenes, Ungeregeltes und Ungeplantes zulässt. Im Modus ‚offener Anknüpfung‘ ist die Erforderlichkeit schöpferischen Antwortens angesprochen, das auf Ansprachen antwortet und dabei an das Gesagte oder das Getane anknüpft. Der Spielraum des Anknüpfens kann auf eine kaum wahrnehmbare Enge begrenzt sein oder sich bis ins Unermessliche steigern. Dabei sind auch die affektiven Ansprachen im Plural zu denken, denn ein Anspruch ist immer eingebettet in ein „Anspruchsfeld“ (ebd.: 256), das mit diesem Anspruch hervortritt und über Ordnungen strukturiert wird.

Es bestehen Unterschiede hinsichtlich der Weisen der Ansprachen ebenso wie dies bereits für das Antworten hervorgehoben wurde. Bestimmte, die Antwortmöglichkeiten stark vorbestimmende Fragen, wie etwa die nach der Uhrzeit, rufen nach ebenso stereotypen Antworten, während offene Fragen, wie: ‚Was denkst du‘, ein weites Spektrum des Antwortens evozieren. Ähnlich implizieren befehlende Aufforderungen ein engeres Antwortspektrum als Einladungen zu freier Entfaltung.

Ein für die weiteren Überlegungen wesentlicher Hinweis bezüglich des Zusammenspiels von Selbst, Anderem und Ordnungen in den Zwischenereignissen gibt Waldenfels im Zusammenhang mit einer an G. H. Mead anknüpfenden Unterscheidung. Danach spaltet sich das Selbst auf in ein Ich (je, I) und ein Mich (moi, me), in ein großes Selbst (S), das von Widerfahrnissen affiziert wird, auf die es antwortet, und ein kleines Selbst (s), das wechselnde Rollen übernimmt und einen bestimmten Habitus annimmt (vgl. ebd.: 271). Waldenfels hebt nun hervor, dass es sich bei dieser Differenzierung um mehr handelt als um eine Spaltung des Selbst: „Sie bedeutet, daß ich selbst *als Selbes* in der Ordnung wiederkehre, an deren Entstehung und Fortbestand ich beteiligt bin. Dieser Wiedereintritt wiederholt sich in jedem Sprechakt, in dem ich *zu dir* und zugleich auch *über mich* und *über dich* spreche. So wie du niemand bist ohne die Rollen, in denen du mir begegnest, so bin ich nicht ich selbst, ohne bestimmte Identitäten, so flüchtig und flüchtig sie auch sein mögen.“ (ebd.: 271f.) *Es besteht also eine grundlegende Anforderung an das Selbst, seine Identität über eine fortwährende re-präsentierende Reaktivierung von Momenten der eigenen Geschichte wie auch von imaginierten Szenarien und Plänen zu aktualisieren.* Eine solche Reaktivierung vollzieht sich, so ließe sich sagen, immer in je aktuellen Auseinandersetzungen mit Ordnungen, die in die Erfahrungen und damit in die Verhältnisse zwischen Selbst und Anderen einspielen und dabei selbst in Bewegung versetzt werden.

Schöpferisches Antworten kann als ein Erfinden von Antworten in der Form eines offenen Anknüpfens gekennzeichnet werden. „Antworten liegen nicht parat, sie haben etwas Unentscheidbares [...]. Es gibt Gründe, warum so angeknüpft wird und nicht anders, aber es gibt keine zureichenden Gründe. Umgekehrt müssen wir von einem *antwortenden* Schöpfen ausgehen, sofern diese Schöpfungen und Erfindungen woanders beginnen, im Bereich des Pathischen, das in Aufforderungen übergeht und einen eigenen Zwang ausübt.“ (ebd.: 239)

6.1.3 Responseability

Anknüpfend an den Begriff der Responsivität von Waldenfels werde ich im Folgenden versuchen, mit der begrifflichen Konstruktion ‚Responseability‘ eine ‚Fähigkeit zu antworten‘ im Sinne der gesuchten Kompetenz anzuvisieren. Ich beziehe mich hier auf Konnotationen des englischen Wortes ‚Responsibility‘, das zum einen mit Verantwortung bzw. Verantwortlichkeit übersetzt wird, zum anderen die Worte ‚response‘ und ‚ability‘ mit sich führt und so an ‚ability to respond‘ denken läßt. Mit dem Begriff der ‚Responseability‘ möchte ich die von Waldenfels aufgezeigte Spanne zwischen dem Wovon der Widerfahrnisse und dem Worauf des Antwortens aufgreifen im Sinne einer Doppelbewegung, die das ‚Herkommen‘ der Selbst- und Weltbezüge von Anderem her wie auch das Überschreiten, das Verantworen auf Anderes hin umfasst.

Ein Großteil der auf uns einwirkenden Reize wird gewissermaßen unbewusst ‚bemerkt‘ und bearbeitet, wodurch eine zumeist im Hintergrund bleibende Orientierungsfolie der Erfahrungen aufgespannt wird. Bezüglich der Ansprachen, gegenüber denen wir aufmerken, bieten sich – aufgrund der Verzögerung zwischen dem Getroffensein und einem Antworten – Möglichkeiten des vorübergehenden Heraustretens aus der aktuellen Situation, die einen Blickwechsel und damit einen Spalt der Reflexion von Ereignissen erlaubt, die ansonsten zumeist unreflektiert vor sich gehen. Eine solche Ausrichtung richtet sich nicht nur auf etwas, sondern auch *nach* etwas, und zwar nach den intersubjektiv ins Erfahrungswissen eingelagerten ‚Regeln‘, die unsere Erwartungen lenken, ohne als Regeln expliziert zu sein. „Eine jegliche Ordnung ist nicht weniger, aber auch nicht mehr als die Verkörperung eines bestimmten Gesichtspunktes, als ein Gesichtsfeld, das seine spezifische Optik, seine eigene Perspektive hat: ein so und nicht anders.“ (Waldenfels 2002: 255)

Gerade am Übergang von einer Ordnung zu einer anderen treten die in diesen verstetigten Regeln und Handlungsmuster tendenziell deutlicher in Erscheinung. Dass der kontinuierliche Strom der Selbst- und Weltkonstruktionen zumeist und in weiten Teilen unbewusst erfolgt, sich aber gerade deutlicher zeigt, wenn die selbstlaufende ‚Erneuerung‘ der Bedeutungsbildung durch äußere Umstände unterbrochen wird, besagt nicht zugleich, dass hierbei nicht auch auf Fähigkeiten zurückgegriffen wird. Vielmehr deutet sich an, dass hierbei ein Zusammenspiel von Kompetenzen veranschlagt wird, das so selbstverständlich erscheint, dass es keiner eingehenden Reflexion zu bedürfen scheint.

Eine solche, leicht zu übersehende Kompetenz lässt sich mit Aleida Assmanns Begriff einer ästhetischen Aufmerksamkeit markieren. Zur Erinnerung: die ästhetische Aufmerksamkeit ist durch eine transzendierende Kraft gekennzeichnet, die auf einer Kompetenz beruht, die Wahrnehmung umschalten zu können, „vom Alltäglichen aufs Außeralltägliche und vom Sinnlichen aufs Geistige beziehungsweise vom Abstrakten aufs Sinnliche, vom Gewöhnlichen aufs Ungewöhnliche und vom Zweckmäßigen aufs Bedeutungsvolle“. Von dieser Kompetenz des ‚transzendierenden Umschaltens‘ machen wir im Alltag zumeist Gebrauch, ohne uns der darin einbegriffenen Voraussetzungen und Möglichkeiten bewusst sein zu

müssen. Im Vollzug des Umschaltens und in den damit eröffneten Reflexionsräumen bespielen wir gewissermaßen den oben skizzierten Bereich der Zwischenereignisse zwischen Ansprachen und Antworten, wobei im Prozess der Formung einer Antwort wiederum eine Vielzahl weiterer Ansprachen bzw. Widerfahrnisse eine Rolle spielen können, seien dies externe Begebenheiten oder innere Vorstellungen.

Annäherungsweise lässt sich sagen, dass der Gebrauch der ästhetischen Aufmerksamkeit den Freiraum eröffnet für ein unbestimmtes Wechselspiel von affektiven, ästhetischen und kognitiven Reflexionsformen. Der Gebrauch dieser Reflexionsformen wird wiederum mitbestimmt von einer ganzen Palette von Elementen, die uns ebenfalls zumeist zu selbstverständlich erscheinen, um sie eigens herauszugreifen und im Hinblick auf die mit ihnen verbundenen Voraussetzungen, Möglichkeiten und Wechselwirkungen genauer zu untersuchen. Dazu zählen vergangene und aktuelle Entscheidungen und Entschlüsse genauso wie mit der Zeit entwickelte und situativ veranschlagte Einstellungen und Überzeugungen, Ansichten, Gedanken und Gefühle genauso wie unser Wünschen und Wollen, unser kritisches Reflektieren und Imaginieren, unser Auswählen und Entscheiden, Erwarten und Vertrauen. Diese Elemente werden fortlaufend in unseren Selbst- und Weltbezügen veranschlagt. Zwischen ihnen bestehen Beziehungsgeflechte, die situativ im Handeln in unterschiedlicher Ausprägung zusammenstimmen.

Entschlüsse und Einstellungen, Überzeugungen und Ansichten, Gedanken und Gefühle lassen sich als Materialien auffassen, auf die wir über unser Wünschen und Wollen, durch unser Imaginieren und unsere Erwartungen, durch aktives Vertrauen wie auch durch kritisches Reflektieren einwirken. Diese Materialien, die freilich durch kulturelle und sozialisatorische Bedingungen mitgeformt sind, können, auch wenn sie als Grundstoffe der Welterzeugung zumeist unreflektiert zur Anwendung gebracht werden, einer Reflexion zugänglich gemacht werden; die anvisierte Kompetenz des Antwortens findet hier ein naheliegendes Übungsfeld. So lassen sich Fragen formulieren, etwa danach, welche Einstellungen, Überzeugen, Vorannahmen und Gewohnheiten, welche Bilder und Erwartungen einem bestimmten Verhalten zugrunde liegen oder in bestimmte Dinge und Konfigurationen von Dingen eingeflossen sein mögen. Die hier anvisierte ‚Kompetenz des Antwortens‘ baut mithin auf einer ‚Kompetenz des Fragens‘ auf, die sich gleichermaßen der Bearbeitungsinstrumente (das Wünschen und Wollen, das kritische Reflektieren und Imaginieren, das Auswählen und Entscheiden, Erwarten und Vertrauen) und Materialien (Entschlüsse und Einstellungen, Überzeugungen, Wissen und Ansichten, Gedanken und Gefühle) bedient.

Die Instrumente, mit denen sich die Materialien bearbeiten lassen, werden selbst durch diese in Form gebracht; es handelt sich um ein zirkuläres Konstitutionsverhältnis. Auch sie können bearbeitet, verändert und weiterentwickelt werden.

Die subjektive Bearbeitung der Ansprachen und Widerfahrnisse stellt sich bei näherer Hinsicht als ein komplexes Zusammenspiel verschiedener Elemente, Bearbeitungsinstrumente und Kompetenzen heraus. Ästhetische Aufmerksamkeit kann in diesem Zusammenhang als eine Kompetenz zu einem situativen Innehalten und Umschalten zwischen verschiedenen Reflexionsformen betrachtet werden. Über sie lässt sich das Zusammenspiel der unterschied-

lichen Materialien und der Einsatz der Instrumente bewusst verfolgen und ggf. auch steuern. Es ist dieses im Alltag situierte Zusammenspiel, das ich hier unter dem Begriff der ‚Responsability‘ anvisieren möchte. Es handelt sich um ein Zusammenspiel, in dem affektive, ästhetische und kognitive Reflexionsformen ineinander greifen und sich wechselseitig ergänzen und beleuchten, aber auch überlagern und konterkarieren können.

Die ästhetisierte Alltagswelt ermöglicht und erfordert in verstärktem Maße ein kompetentes Umgehen mit der eigenen Sinnlichkeit und dem eigenen Imaginieren und Wollen. Gleichermaßen bedarf es kritischer und selbstkritischer Reflexionsfähigkeiten, um die pluralen Ansprachen und Widerfahrnisse der alltäglichen Anforderungen einschätzen und auf diese reagieren zu können. Sowohl die Ausbildung adäquater Kompetenzen im hier anvisierten Sinne als auch ihre alltägliche Anwendung sind auf geeignete gesellschaftliche Rahmenbedingungen und Unterstützungssysteme angewiesen

6.2 Zwischen Unterstützungssystemen und Lebenskünsten

Auf gesellschaftlicher Ebene bestehen ohne Zweifel Potentiale, die mehr oder weniger stillschweigend perpetuierten kulturellen und organisatorischen Muster gesellschaftlicher Praxis bewusst zu analysieren, zu reflektieren und ggf. zu verändern. Die unzähligen Organisationen und Netzwerke, die sich einer verstetigten Bearbeitung ausgegrenzter oder nur vorübergehend in den Blick genommener gesellschaftlicher Problemlagen annehmen, verdeutlichen dies hinreichenden. Sie bieten Anknüpfstellen für eine kontinuierliche Reflexion und Bearbeitung von Handlungsmustern in den Dingen und Organisationsstrukturen, in den Leitbildern und -konzepten, sowie in den übergeordneten gesellschaftlichen Entwicklungsperspektiven. Zunehmend erforderlich wird ein ‚Verbraucherschutz‘, der den ‚Inszenierungswert‘ (Böhme) der Waren und Fragen der Aufmerksamkeitsorientierung in sein Gegenstandsfeld übernimmt. Gleichermaßen erforderlich erscheint die Ausbildung von ästhetischen und kritisch-reflektierenden Kompetenzen in dem oben angesprochenen Sinne. Die Anforderung, beurteilen zu müssen, was in einer bestimmten Situation von vorrangiger Dringlichkeit bzw. Bedeutung ist, kann schwerlich an abstrakte Systeme delegiert werden, auch wenn abstrakte Systeme zur Bewältigung weiterer Bereiche gesellschaftlicher Aufgaben unentbehrlich geworden sind. Für die Entwicklung sowohl geeigneter Unterstützungssysteme auf gesellschaftlicher Ebene als auch für die Ausbildung subjektiver Kompetenzen bedarf es gleichermaßen geeigneter Rahmenbedingungen.

Deweys ‚Reflexionen der Öffentlichkeit und ihrer Probleme‘ zeigen sich in diesem Zusammenhang als zeitgemäß, wenn er im Hinblick auf die Übersetzungsproblematik von (soziologischem) Wissen in die Öffentlichkeit und damit in das politische Feld mit – aus heutiger Sicht – überschwänglicher Hoffnung schreibt:

„Die höchste und allerschwierigste Form der [soziologischen] Untersuchung und eine subtile, empfindsame, lebendige und empfängliche Kunst der Kommunikation müssen

von der physischen Apparatur der Übertragung und Verbreitung Besitz ergreifen und ihr Leben einhauchen. Wenn das Maschinenzeitalter seine Maschinerie auf diese Weise vervollkommnet, wird sie ein Mittel des Lebens und nicht sein despotischer Gebieter sein. [...Die Demokratie] wird ihre Erfüllung finden, wenn die freie Sozialforschung unauflöslich mit der Kunst unumschränkter und ergreifender Kommunikation vermählt ist.“ (Dewey 2001: 155)

6.2.1 Unterstützungssysteme

„Gewohnheit schließt den Gebrauch des Denkens nicht aus, aber [...sie] bestimmt seine Bahnen. Das Denken ist in den Zwischenräumen der Gewohnheit versteckt.“ (Dewey 2001: 137)

Die im ersten Kapitel dargelegten Überlegungen zu den ambivalenten gesellschaftlichen Entwicklungsdynamiken waren mit dem Hinweis verbunden, dass sich in mindestens drei Dimensionen Tendenzen einer kritischen Hybridisierung abzeichnen und dass daraus nicht zu unterschätzende Vermittlungsanforderungen erwachsen. Die Ausbildung von adäquaten Vermittlungsformen und Kompetenzen für die individuelle und gesellschaftliche Bearbeitung dieser Anforderungen hat mit diesen Entwicklungen bislang nicht mithalten können. Wie das obige Zitat von John Dewey andeuten kann, muss sich das Denken, oder allgemeiner das Reflektieren, in den Zwischenräumen der Gewohnheiten von diesen abstoßen, um zumindest vorübergehend ein Distanzverhältnis einnehmen zu können. Das Reflektieren muss sich aus dem Versteck herausarbeiten, um die Folgen des Handelns, mit dem es verbunden ist, zu beurteilen und ggf. zu verändern.

In der im Folgenden eingenommenen Perspektive geht es um zwei sich einander ergänzende Aspekte, die für eine Ausbildung der für eine Bearbeitung der bestehenden Anforderungen einer verstärkten Aufmerksamkeit bedürfen. Es geht zum einen um die gesellschaftliche Arbeit an der Verbesserung der Unterstützungssysteme, die gewissermaßen aus der Beobachterperspektive Analysen und Materialien für eine Kritik der im Alltagshandeln zumeist unreflektiert bleibenden kulturellen Muster und Präferenzsetzungen, Vorannahmen und Meinungen und generell der Rahmenbedingungen der sozialen Praxis bereitstellen könnten. Es geht zum anderen um den Ausbau und die Erweiterung von Möglichkeitsräumen, die es den beteiligten Akteure erlauben, Kompetenzen zur Reflexion von Praxisformen *und* zur Konstruktion von Alternativen ausbilden zu können.

Wie oben hervorgehoben wurde, erfolgt das Alltagshandeln in vielen Bereichen im Rückgriff auf Expertensysteme und Technologien und in Verbindung mit einer unweigerlichen Fortschreibung auch nicht-intendierter Handlungsfolgen. Als Systematisierung und Verkörperung von Können, Wissen und Wollen strickt Technik an unserem Handeln entscheidend

mit und kann damit zugleich auch als ein Medium der Selbst- und Weltbezüge aufgefasst werden. Angeschlossen an oder im Rückgriff auf Expertensysteme ist Handeln immer schon partizipativ, wenn auch eher selten im engeren politischen Sinne. Und dennoch, darauf hat John Dewey in seinen Überlegungen zur Öffentlichkeit und zu ihren Problemen vor über siebzig Jahren bereits hingewiesen, erwachsen hieraus indirekte Folgen, die einer öffentlichen Vermittlung und einer politischen Bearbeitung bedürfen. Dewey hat sich in diesem Zusammenhang der Frage zugewandt, wie zunächst die indirekten Handlungsfolgen gesellschaftlicher Aktivität wahrgenommen werden können, um sie beurteilen und mit den Bedürfnissen und Interessen der Betroffenen vermitteln zu können. Da die Betroffenen von Handlungsfolgen in den seltensten Fällen mit den Handelnden in direktem Kontakt stehen, bedarf es diesbezüglich intermediärer Vermittlungsschichten, über die, so Deweys Ansinnen, auch ein Austausch zwischen (Sozial)Wissenschaften und Alltagshandeln ermöglicht werden könnte. Dazu hält er allerdings ein Umdenken im Wissenschaftsbetrieb für grundlegend erforderlich. Denn gegenwärtig

„erfolgt die Anwendung der physikalischen Wissenschaft eher *auf* die menschlichen Angelegenheiten als *in* ihnen. Das heißt, sie ist äußerlich, sie geschieht im Interesse ihrer Folgen für eine besitzende und gewinnsüchtige Klasse. Anwendung *im* Leben würde bedeuten, daß die Wissenschaft angeeignet und verarbeitet würde, daß sie das Werkzeug jenes gemeinsamen Verstehens und jener umfassenden Kommunikation wäre, welche die Vorbedingung für die Existenz einer wahren und wirksamen Öffentlichkeit darstellen.“ (ebd.: 148)

Im Hinblick auf die Rolle der Sozialwissenschaften im Dienst der öffentlichen Kommunikation, die sich mit den indirekten Handlungsfolgen befasst und die Ereignisse im Zusammenhang mit den Prozessen betrachtet, aus denen sie hervorgehen, hebt Dewey hervor, dass nur „eine kontinuierliche Untersuchung, kontinuierlich im Sinne von zusammenhängend und anhaltend, [...] das Material für eine dauerhafte Meinung in öffentlichen Angelegenheiten liefern [kann].“ (ebd.: 151)

Der Vielfältigkeit sozialer, kultureller und kognitiver Voraussetzungen der Betroffenen insgesamt Rechnung tragend, fordert Dewey die Ausbildung einer ‚Kunst der Kommunikation‘, die gewissermaßen zentrale gesellschaftliche Vermittlungsfunktionen übernehmen soll, um – Louis Wirth paraphrasierend – Demokratie als gesellschaftliches Gestaltungsprinzip durch ihre Kultivierung als soziale Lebensform fortwährend zu entwickeln.

Um zumindest Anhaltspunkte im Hinblick auf die Anforderungen einer solchen ‚Kunst der Kommunikation‘ geben zu können, werde ich im folgenden Abschnitt einige Überlegungen zu aktuellen Konzeptionen einer kritischen Theorie anreißen, wie sie unter anderem Robin Celikates in seinem Buch ‚Kritik als soziale Praxis‘ (Celikates 2009) darlegt. Anschließend werde ich versuchen, die oben bereits aufgeworfene Frage nach einer Kompetenz des (schöpferischen) Antwortens weiter zu verfolgen und in Verbindung zu bringen mit Überlegungen zu den Wechselspielen unterschiedlicher Reflexionsformen. Diese erhalten im Antworten auf die drei hervorgehobenen Dimensionen kritischer Hybridisierung ein besonderes Gewicht. Unter den Bedingungen der gegenwärtigen Komplexität gesellschaftlicher Vermittlungsprozesse kann davon ausgegangen werden, dass die wechselseitige Beziehung zwi-

schen eher ästhetischen und eher kognitiven Dimensionen gesellschaftlicher Kommunikation von zentraler Bedeutung ist für die Frage nach den Möglichkeiten politisch-sozialer Partizipation.

6.2.2 Sozialisierte Kritik

Frederik Jamesons Diagnose eines Verlustes kritischer Distanz (vgl. Abschnitt 2.2.9), der für die gegenwärtige Verfassung des Spätkapitalismus kennzeichnend sei, ist sich selbst untreu, denn sie erlaubt im Grunde keine Reflexion eben dieser Verfassung. Jameson entzieht sich in zweierlei Hinsicht seiner eigenen Diagnose: zum einen indem er selbst den Standort eines zur Kritik der Verhältnisse befähigten Beobachters einnimmt und zum anderen, indem er aus dieser Haltung heraus Vorschläge zur Veränderung der Situation des Distanzverlustes unterbreitet. Er entwickelt erste Gedanken zu einer globalen Kartographie unserer Wahrnehmung und Erkenntnis und zur Entwicklung einer ‚pädagogisch-politischen Kultur‘. Dabei analysiert und überschreitet er das Gegebene gleichermaßen, um den offensichtlichen Reflexionsdefiziten der Gegenwart zu begegnen und „das Subjekt mit einem neuen und erweiterten Sinn für seinen Standort im Weltsystem“ (Jameson 1990: 99) auszustatten.

Ohne hier weiter auf Jamesons Ansinnen einzugehen, kann sein Vorhaben auf zwei Seiten einer kritischen Praxis verweisen, die versucht sich auf die Höhe der Anforderungen der eigenen Zeit zu begeben. Die kritische Analyse und Theoriearbeit auf der einen Seite wird von Jameson ergänzt durch das Erfordernis von Bildungs- und Vermittlungsprozessen, über die die Einsichten gesellschaftliche Relevanz erlangen sollen, ohne den beteiligten Akteuren einfach übergestülpt zu werden. Die Einsichten sollen in der Realität Wirksamkeit erlangen, was nur vorstellbar ist, wenn alle Beteiligten auch ihr Verhalten ändern, wofür wiederum Motivationen erforderlich sind. Bildungsprozesse können hier allgemein in einem weiten Sinne aufgefasst werden als ein Zusammenhang, in dem sich die Vermittlung von Fertigkeiten, selbst lernen und erfahren, analysieren und verstehen zu können, verbindet mit einer reflektierten Übernahme von Erkenntnissen und Methoden anderer.

Eine in diesem Zusammenhang weitergehende Reflexion der Möglichkeiten und Anforderungen einer zeitgemäßen kritischen Praxis bietet das von Robin Celikates konzipierte Modell einer ‚rekonstruktiven Kritik‘ (vgl. Celikates 2009). Celikates erarbeitet einen Zwischenweg, der sich sowohl von Modellen absetzt, die Kritik an den Verhältnissen aus einer externen Perspektive formulieren und dann die Ergebnisse den von dieser Kritik Betroffenen vorsetzen, als auch von solchen Modellen, die allein von einer internen Perspektive der Beteiligten ausgehen möchten. Es geht ihm darum, die verfeinerten Reflexionsmöglichkeiten, wie sie im Bereich der Sozialwissenschaften möglich erscheinen, zu verbinden mit den reflexiven Potentialen der Adressaten, für die die kritischen Überlegungen relevant sind. Eine so verstandene kritische Theorie liefert gewissermaßen Deutungsvorschläge zu einer gegebenen Situation, zu Hintergründen, zu unsichtbaren Zusammenhängen und Wirkmechanismen. Die von ihr erarbeiteten Informationen und Deutungsvorschläge warten allerdings noch

nicht mit den ‚richtigen‘ Lösungen auf. Vielmehr sieht das rekonstruktive Kritikmodell vor, dass die Sinnangebote in Selbstverständigungsprozessen der betroffenen Akteure zur Erweiterung der reflexiven Möglichkeiten beitragen. In diesem Aushandlungsprozess werden die deutenden Hypothesen, die aus einer externen Position heraus generiert werden, in Verbindung gebracht mit den Einschätzungen der beteiligten Akteure, so dass deren Bedürfnisse gebührend berücksichtigt werden können. Es geht Celikates darum, die emanzipatorischen Zielsetzungen der kritischen Theorie zu sichern und sie methodisch entsprechend auszurichten. Emanzipation kann deshalb „nur *Selbstemanzipation* sein, die Transformation, die sie anstrebt, nur *Selbsttransformation*.“ (Celikates 2009: 225)

Celikates ist sich als versierter Gesellschaftstheoretiker natürlich bewusst, dass nicht wenige soziale Praktiken und ihre Institutionalisierungen von einem „unhinterfragten[n] Schein der Legitimität oder der Natürlichkeit“ (ebd.: 169) umgeben sind, der es erschwert, die in diesen Praktiken perpetuierten kulturellen Muster, Dispositionen und Prioritätensetzungen kritisch zu durchleuchten. Diese „strukturellen Reflexionsdefizite“ können den beteiligten Akteuren in vielerlei Hinsicht verborgen bleiben, weshalb sie mitunter auch wenig Motivation zeigen, die Bedingungen, unter denen sie leiden, zu verändern. Aufgeworfen ist damit zugleich die Frage, inwiefern die beteiligten Akteure überhaupt befähigt sind, die strukturellen Bedingungen ihres Handelns reflektieren zu können. Problematische gesellschaftliche Grundkonstellationen können sich ausdauernd hinter variationsreichem Anschein verbergen und damit für die beteiligten Akteure weitgehend unzugänglich und unreflektiert bleiben. „Dafür kann es unterschiedliche Ursachen und Gründe geben, etwa eine sachliche und normativ unangemessene Verantwortungszuschreibung (wenn sozial bedingte Problemlagen – wie Arbeitslosigkeit – individuell zugerechnet werden) oder eine Naturalisierung gesellschaftlicher Verhältnisse (wenn sozial bedingte Problemlagen – wie die Konkurrenz um bestimmte Ressourcen – als unvermeidliche Folge der Natur des Menschen verstanden werden).“ (ebd.: 169)

Um verstehen zu können, wie sich soziale Praktiken vollziehen, ist es nach Celikates erforderlich, den beteiligten Akteuren bestimmte Fähigkeiten zuzuschreiben. Denkt man an die Grundkonzeption der Demokratie, die von ‚mündigen‘ Bürgerinnen und Bürgern ausgeht, dann ist diese Zuschreibung unumgänglich. Nach Ansicht Celikates ist es allerdings erforderlich, und das scheint mir der zentrale Punkt seiner Argumentation zu sein, zwischen den Fähigkeiten und ihren Aktualisierungen zu unterscheiden. Denn ein potentielles Vermögen allein besagt noch nicht, dass dieses auch auf geeignete Ermöglichungsbedingungen trifft, die aber erforderlich wären, damit sich die damit unterstellten Fähigkeiten auch verwirklichen können. Kritische Gesellschaftstheorie ist deshalb angehalten zu fragen, ob sich die unterstellten Vermögen der Akteure auch hinreichend ausbilden und ob sich die assoziierten Fähigkeiten unter den gegebenen Bedingungen angemessen zum Ausdruck bringen können. Sie geht somit über die von den Akteuren selbst ausgeübte Kritik hinaus und analysiert die gesellschaftlichen Bedingungen, die symbolischen Ordnungen und die Selbsteinschätzungen der Akteure, um sichtbar zu machen, wodurch die Ausbildung bzw. die Ausübung der Fähigkeiten zur Kritik und damit auch die Vergegenwärtigung der eigenen Lage verhindert werden (vgl. ebd. 166ff.).

Im Unterschied zu Jameson hält Celikates daran fest, dass Distanzbildungen zur sozialen Praxis möglich sind, die sich beispielsweise immer auch in den Rechtfertigungen sozialer Praxis ausdrücken. Auch wenn die reflexiven Potentiale der Akteure je nach kontextuellen Bedingungen sehr unterschiedlich ausgebildet und ausgeübt werden, so sind sie doch vorhanden und können durch eine Transformation der Bedingungen auch weiter entfaltet werden. Gegenstand der kritischen Reflexion durch die Theorie sind die Bedingungen, „die als Blockaden der sozialen Praktiken der Rechtfertigung und der Kritik wirken“ (vgl. ebd.: 229). Nach der hier nur angerissenen Konzeption von Celikates vermag es kritische Theorie, zwei Gesichtspunkte zu verbinden, die ein Spannungsverhältnis bilden und die sich zunächst auszuschließen scheinen. Das Spannungsverhältnis zeigt sich u.a. darin, dass eine von der Theorie formulierte Kritik ihre transformative Kraft nicht unabhängig von der Zustimmung ihrer Adressaten entfalten kann, umgekehrt aber die Ablehnung der Kritik durch die Adressaten nicht gleichbedeutend ist mit der Inadäquatheit ihres Gehalts. Denn die Akteure sprechen ihre Ablehnung möglicherweise aufgrund unzureichender Möglichkeiten zur Ausbildung oder Ausübung ihrer Reflexionsfähigkeiten aus. Kritische Theorie geht davon aus, dass die verhindernden Bedingungen nur dann bewusst gemacht und bearbeitet werden können, wenn die beteiligten Akteure zur Selbstreflexion befähigt werden (vgl. ebd.: 229ff.).

Celikates Modell einer rekonstruktiven Kritik möchte den Trugschluss vermeiden, Theorie könne sich über die Zuschreibung der Wissenschaftlichkeit heraushalten aus den Gebieten umkämpfter Funktionen und Bedeutungen. Kritische Theorie kann vielmehr als eine soziale Praxis aufgefasst werden, die den analysierten Feldern sozialer Praxis weder unvermittelt distanziert gegenüber steht, noch in ihnen aufgeht. Ihre Rekonstruktionen problematisieren die kulturellen Muster sozialer Praktiken und die darin veranschlagten Selbsteutungen, um Möglichkeiten der Veränderung aufzuzeigen. „Sie befähigen die Akteure, indem sie ihren Alltagsrealismus mit der Unzumutbarkeit der Realität konfrontieren, nämlich zu einem Perspektivwechsel und zur Einnahme einer *anderen* Position gegenüber den eingespielten Handlungsweisen und Diskursen, so dass diese als *auch anders mögliche* – also als kontingente – Formen der Organisation und der Repräsentation der sozialen Welt begriffen werden können“ (ebd.: 251f.). Kurz: kritische Theorie befragt die Spannung zwischen dem Realen und dem Möglichen; wohlwissend, dass sich das Mögliche in der Verwirklichung selbst transformiert.

Im Hinblick auf bestimmte systemische Problemlagen (wie etwa die ökologischen Probleme, die massiven Externalisierungen von Folgekosten seitens der Wirtschaft, oder die strukturelle Benachteiligung bestimmter Bevölkerungsschichten) wäre das Modell allerdings zu ergänzen: durch adäquate Mechanismen politischer Steuerung, die sich an Prioritätensetzungen gesellschaftlichen Handelns ausrichten, die immer wieder neu auszuhandeln wären und dabei die Freiheiten des Handelns des Einen in Abgleich bringen mit den aus diesem Handeln hervorgehenden Beeinträchtigungen des Handelns eines Anderen. Denn auch wenn die Freiheitszugewinne des Einzelnen, die sich im Zuge der eingangs skizzierten ambivalenten Modernisierung einstellen, zu begrüßen sind, so leben wir nicht in einer Situation, in der jede Freiheit zugleich Rücksicht nähme auf die Gleichberechtigung aller. Wie die Überlegungen von Celikates in Erinnerung rufen, kann die unterstellende Zuschreibung, dass jeder bereits auf

‚natürliche‘ Weise mit bestimmten Vermögen ausgestattet ist, übersehen lassen, dass es zur Ausbildung von Möglichkeiten immer auch geeigneter Bedingungen zu deren Entfaltung bedarf. Dass diese höchst ungleich ausfallen, ist kein Geheimnis, wird aber dennoch sowohl von denjenigen, die ihre Vorteile aufrechterhalten wollen, als auch von denjenigen, die aufgrund ihrer Mandate für eine gerechte Verteilung geeigneter Bedingungen sorgen müssten, wie auch von einem nicht geringen Teil der Benachteiligten selbst großzügig ignoriert. Dafür gibt es vielfältige Gründe, die hier nicht weiter thematisiert werden können.

Die Austarierung von Freiheit und Gleichheit, als Grundlage für Gerechtigkeit, trifft bereits in der gewöhnlichen Fortschreibung sozialer Praktiken auf grundlegende und leicht zu übersehende Widerstände. In den Gewohnheiten des Handelns, Denkens und Fühlens schreiben sich die Verhältnisse von Gleichheit und Ungleichheit von Freiheit und Unfreiheit fort; auch in sozialen Praktiken und in Habitusformen verbergen sich ideologische Dimensionen. Deshalb geht es in der Kritik bestimmter ideologischer Verhältnisse nicht nur um Konzepte und Wertsysteme, sondern auch um Praxisformen (vgl. Jaeggi 2009: 268).

Auch in dieser Hinsicht lässt sich Kritik als Praxisform betrachten, wobei sie sowohl affirmativ als auch transformativ veranschlagt werden kann. Es lässt sich fragen, ob kritische Praxis, anders als dies das Konzept von Celikates vorsieht, nicht in bestimmten Bereichen und Themengebieten auf eine Vermittlung ihrer Kritik mit den Selbstverständnissen und Bedürfnissen der Hauptakteure in der jeweiligen sozialen Praxisform verzichten kann. Dies dürfe in solchen Fällen geboten sein, die sich als grundlegend ungerecht oder als Resultate externalisierter Nebenfolgen herausstellen, wie etwa im oben thematisierten Beispiel der Devisenspekulationen. In diesem spekulativen Geschehen, das sich weitgehend von den realwirtschaftlichen Erfordernissen entkoppelt hat, nach geltendem Recht aber legal ist, wird eine Freiheit veranschlagt, die von einigen wenigen Personen beansprucht wird. Die Folgen der Spekulationen allerdings vermögen die Möglichkeitsräume der Bevölkerungen ganzer Länder in kurzer Zeit erheblich zu beeinflussen, wie im erwähnten Fall der Spekulationen gegen Landeswährungen (vgl. Abschnitt 2.2.8).

In solchen Fällen ist nicht zu sehen, wie eine Berücksichtigung der Interessen aller Beteiligten gewährleistet werden könnte, zumal es darum geht, den Interessen einiger Weniger, die mit immensen negativen Wirkungen gekoppelt sind, die Möglichkeit zu nehmen, diese Wirkungen zu veranlassen. Es geht in nicht wenigen gesellschaftlich produzierten Problemlagen, insbesondere auch im Hinblick auf externalisierte Folgekosten, in erster Linie um die Einschränkung negativer Wirkketten, die durch das ungebremste teilblinde Handeln einiger Akteure mit Folgen für viele losgetreten werden. Was sich für die Betroffenen auf ihre grundlegenden Bedürfnisse wie Gesundheit, Selbstbestimmung und Existenzsicherung auswirkt, steht hier häufig Interessen gegenüber, die auf die Freiheit ihres Handlungsspielraums drängen, die auf einer Ebene bereits vielfach befriedigter Grundbedürfnisse aufruhend. Welcher Multimillionär sollte ernsthaft behaupten können, er werde in seiner Freiheit beschnitten, wenn ihm der Möglichkeitsraum eingeschränkt wird, toxisch belastete Textilien in Bangladesch oder Kambodscha herstellen zu lassen unter Produktionsbedingungen, die schlichtweg menschenverachtend sind. Warum sollte es nicht möglich sein, seine Produkti-

ons- und Gewinninteressen zu binden an menschenwürdige Standards und den Verzicht auf Giftbeimengungen.³³

Auch in weniger spektakulären Hebel- und Knebelmechanismen zeigt sich die Wechselwirkung unterschiedlicher Möglichkeitsräume der Freiheit. So obliegt den Medien die Freiheit, fast alles thematisieren und reflektieren zu können, was zweifelsohne eine unerschätzbare Errungenschaft darstellt. Doch zeigt sich diese Freiheit als überformt durch die strukturellen Abhängigkeiten weiter Teile der Medien von den Geldgebern der Wirtschaft, die damit zugleich einen nicht geringen Einfluss auf die Gestaltung ihres Möglichkeitsraums ausüben. Die Programmgestaltung unterliegt der Messlatte der Einschaltquote, die wiederum nur vermeintlich die tatsächlichen Interessen des Publikums abzubilden vermag.

Bedenkt man die Angebotsvielfalt und -fülle, so erscheint diese Verfassung auf den ersten Blick kaum problematisch. Allerdings steht dieser Einschätzung ein ebenfalls nicht zu übersehendes immenses Reflexionsdefizit gesellschaftlicher Belange quer zu den Bereichen gegenüber. Für eine adäquate Bearbeitung dieser Defizite wären, neben den erwähnten Bildungsanforderungen, aber gerade die Massenmedien als zentrale Reflexionsinstanz gesellschaftlicher Verhältnisse dringend erforderlich. Auch im Bereich der Medien wird vor unseren Augen alltäglich ein Möglichkeitsraum tendenziell einseitig und (zumindest aus der Perspektive eines Gemeinwohls) ‚un-vernünftig‘ überformt, was aufgrund des Nadelöhrs der Ressource Aufmerksamkeit die Thematisierung anderer Möglichkeitsräume nicht unberührt lässt.

Das soll nicht heißen, dass die Massenmedien in Anbetracht der bestehenden Reflexionsdefizite per se inadäquat funktionierten. Der Anteil der Angebote, die sich der gesellschaftlichen Selbstverständigung im Hinblick auf die Problemlagen widmen, ist im Verhältnis zu deren Relevanz allerdings deutlich zu gering. Entsprechende Thematisierungen sind aufgrund des Zwangs der Medien zum Neuen strukturell bedingt kaum in verstetigter Form präsent, was ihre handlungsrelevante Reflexion ebenfalls erschwert. Nicht zuletzt sind bestimmte kritische Reflexionserträge, die sich an den Grundverfassungen der gesellschaftlichen Entwicklungsdynamiken abarbeiten, aus dem Vermittlungsraum der Medien grundlegend ausgeschlossen, da sie an dem Ast sägen, auf dem diese sitzen.

Diese Bereiche der Kritik bilden eigene Vermittlungsformen im Sinne von Gegenöffentlichkeiten aus, die jedoch auf relativ wenig Aufmerksamkeit stoßen, wie zum Beispiel die Blogs und Foren der Indymedia- oder anderer sozialer Bewegungen. Die begrenzte Reichweite solcher Teilöffentlichkeiten besagt allerdings nicht, dass sie wirkungslos oder gar überflüssig seien.

Angedeutet sei hiermit lediglich, dass die Konzeption einer Kritik als sozialer Praxis auch solche Kritikformen umfassen müsste, die gegebene Problemlagen und Ungerechtigkeitsverhältnisse analysiert, nach Veränderungsmöglichkeiten sucht und zwar durchaus auch gegen solche Interessen, die als Ursachen von negativen Wirkmechanismen ausgemacht werden können, für die sie selbst nicht hinreichend Abhilfe schaffen.

³³ Das Beschämende an der gegenwärtigen Situation ist nicht nur, dass es sich bei den angedeuteten Beispielen um gängige Praxis auf breiter Basis und nicht um Einzelfälle handelt. Beschämend ist auch, dass wir es fertig bringen, so zu tun als sei dies ganz normal, alternativlos und letztlich Teil der ‚besten aller möglichen Welten‘.

Die kritische Praxis, auch darauf verweisen die Überlegungen von Celikates, kann sich allerdings nie gänzlich außerhalb der von ihr kritisierten ideologischen Zusammenhänge wähen; sie kann aber versuchen, sich von diesen abzustoßen, um über Prozesse der gemeinschaftlichen Selbstverständigung auf die Probleme und Widersprüche hinzuweisen und um im Abgleich mit dem Möglichen Wandlungsprozesse anzustoßen.

Das von Celikates konzipierte Modell einer Gesellschaftskritik als Teil der gemeinschaftlichen Reflexion über die Bedingungen der gesellschaftlichen Praxis kann als ein Projekt aufgefasst werden, in dem sich kritische Theoriearbeit mit der kritischen Reflexion aus der Alltagspraxis heraus verbindet. Ein solches Projekt kann ergänzt werden durch Praxen der Kritik, die (auch wenn sie keine unanfechtbare Position behaupten können) gute Gründe für eine Transformation bestimmter sozialer Praktiken mit (un)absehbaren negativen Nebenfolgen vorzubringen vermögen; Gründe, die wiederum nur von gewählten Vertretern einer Gemeinschaft unter Berücksichtigung einer möglichst breiten Wissensbasis in Handlungen übersetzt werden können.

Die in dem Projekt einer Kritik als sozialer Praxis anvisierte gesellschaftliche Selbstverständigung vollzieht sich in vielerlei Hinsicht bereits fortwährend über die Praxis intermediärer Organisationen, die sich mit verschiedensten gesellschaftlichen Problemfeldern in direkter Auseinandersetzung mit den Betroffenen befassen. Dabei kann es sich beispielsweise um Initiativen handeln, die indischen Landwirten wieder zu dem traditionellen Saatgut verhelfen möchten, das sich Konzerne wie Monsanto zunächst angeeignet haben, um es den Landwirten anschließend als neue Errungenschaft zu verkaufen: als genmanipuliertes und unter Patentschutz gestelltes Saatgut, das nicht mehr dazu fähig ist, selbst wieder saatzfähiges Getreide zu produzieren. Es kann sich dabei auch um Aufklärungsfilme handeln, die auch den Angestellten von Supermarkt- oder Bekleidungsketten verdeutlichen, wie sie selbst und insbesondere die Produzenten der von ihnen verkauften Waren Opfer von ausbeuterischen und menschenverachtenden Praktiken sind.

In Anbetracht der gegenwärtigen Problemlagen erscheint es erforderlich, dass das anvisierte Projekt einer Kritik als sozialer Praxis verallgemeinert wird und sich auf alle Bereiche gesellschaftlicher Praxis bezieht. Das setzt allerdings voraus, dass eine derartige Problematik auf gesellschaftlich breiter Basis überhaupt gesehen wird, wofür selbst wiederum erhebliche Vermittlungsanforderungen in Anschlag zu bringen wären.

Erproben lassen sich die Konzeptionen gesellschaftlicher Selbstverständigung nur an konkreten Beispielen. An solchen dürfte es allerdings kaum mangeln, wenn die blinden Flecken des gesellschaftlichen Handelns als fortwährend zu reflektierende anerkannt würden. Zu solchen blinden Stellen zählen unter anderem die in der vorliegenden Studie gestreiften Verstrickungen soziotechnischer Systeme in die soziale Praxis genauso wie die dominanten Wertsysteme und Entwicklungskonzepte wie auch unzählige Gewohnheiten des alltäglichen Handelns. Um aus dem Alltagshandeln heraus Gegenstände und Situationen kritisch beurteilen und neue Möglichkeitshorizonte eröffnen zu können, bedarf es einer verstetigten kritischen Suche nach den blinden Flecken der sozialen Praxis und des Reflektierens selbst. Im Sinne Deweys könnten die Erträge einer solchen wissenschaftlich-kritischen Praxis zu einer Refle-

xion der in der sozialen Praxis perpetuierten Nebenfolgen beitragen und Materialien für die Orientierung im Handeln liefern. Dafür wären aber nicht nur ‚unbedingte‘ Stätten der Wissenschaft und Bildung erforderlich, sondern auch funktionstüchtige Vermittlungsinstanzen, die sich sowohl auf die Vermittlung von Wissen beziehen als auch auf die Ermöglichung der Ausbildung und Ausübung kritischer Reflexionsfähigkeiten.

Wie eingangs hervorgehoben, sind die gegenwärtigen gesellschaftlichen Selbstverständigungs- und Entwicklungsprozesse durch ambivalente kritische Potentiale gekennzeichnet, die sowohl die Dimension des individuell und gesellschaftlich verfügbaren Wissens betreffen als auch die ästhetischen Aspekte gesellschaftlicher Vermittlungsprozesse und die Dimension der Motivationen und Ziele. In den vorangegangenen Kapiteln konnte hervorgehoben werden, dass es sich bei den zwei letzteren Dimensionen nicht um solche handelt, die im Vorbeigehen als nebensächliche sekundäre Begleitphänomene zu betrachten wären. Vielmehr hat sich gezeigt, dass den ästhetisch grundierten Selbst- und Weltbezügen ein zentraler Stellenwert in der sozialen Praxis, in der Orientierung und Vermittlung wie auch in der Motivation und Ausrichtung auf Ziele zukommt. Gerade die einseitige Überzeichnung und Wertschätzung instrumentell-rationalistischer Reflexionsformen lässt übersehen, dass auch diese immer in ein Erfahrungskontinuum eingeschrieben werden, in dem sie sich mit Erfahrungen aus anderen reflexiven Vollzugsformen vermischen. Beide Dimensionen sind deshalb in der Konzeption einer Kritik als sozialer Praxis mit zu berücksichtigen; in der Praxis selbst sind sie ohnehin mehr oder weniger ineinander verschlungen.

Die fortwährende, ambivalente Erfahrung der hochgradigen Pluralität kultureller Formen und Praktiken setzt diese jeweils bereits einer potentiell kritischen Vergleichbarkeit aus, an die sich in der Ausbildung kritischer ästhetischer Fertigkeiten anknüpfen ließe. Mit dem Bedeutungszuwachs immer neuer Möglichkeiten der Lebensstilisierung und der Lebensentwürfe werden die bestehenden Formen als kontingente und der Möglichkeitshorizont als offener erfahrbar. Die insbesondere über die Medien und in den Künsten zum Vorschein kommenden Möglichkeitsräume haben eine utopische Funktion inne, indem sie mögliche Alternativen wachrufen und Funktionen der Welterschließung wie auch der ethischen Orientierung übernehmen (vgl. hierzu auch Cooke 2009: 119).

Die für eine Etablierung kritischer Reflexivität im Sinne einer Kritik als sozialer Praxis erforderlichen Vermittlungs- und Bildungszusammenhänge zielen auf eine sozialisierte Kritik, die den unterschiedlichen Reflexionsvermögen gleichermaßen Beachtung schenkt. Es ginge dabei auch darum, die unterschiedlichen Reflexionsformen in ihrer jeweiligen Spezifität und Leistungsfähigkeit, in ihren Defiziten und Problematiken und in ihren Beziehungen untereinander kritisch zu durchleuchten. Die rezeptiven und produktiven ästhetischen Kompetenzen erlangen in diesem Zusammenhang einen anderen Stellenwert als dies gemeinhin in ihrer Zuordnung zu den ‚musischen Fächern‘ suggeriert wird. Sie werden deutlicher wahrnehmbar als situativ mehr oder weniger veranschlagte integrale Bestandteile der unterschiedlichen Felder sozialer Praxis. Entsprechend ginge es darum, in den unterschiedlichen Bildungszu-

sammenhängen stärker von dem wechselseitigen Zusammenspiel und Ergänzungsverhältnis unterschiedlicher Reflexionsformen auszugehen.³⁴

Das hier anvisierte Projekt einer sozialisierten kritischen Praxis versucht den Gesichtspunkt potentieller Selbstveränderung und die drei eingangs differenzierten Dimensionen ambivalenter Reflexivität gleichermaßen zu berücksichtigen. In allen drei Dimensionen besteht zweifelsohne ein großer Bedarf zur gesellschaftlichen Ausbildung von adäquaten Unterstützungssystemen sowohl für die individuellen als auch die kollektiven Reflexions-, Orientierungs- und Bildungsprozesse. Durch die aus unterschiedlichen Kontexten heraus erfolgende Adaption von Elementen, die für produktive und rezeptive ästhetische Prozesse kennzeichnend sind, wie etwa die Schaffung situativer Distanz zu den Routinen der sozialen Praxis, die (temporäre) Freistellung des Reflektierens von Zweckbindungen und das Verknüpfen der Erscheinungen mit individuellen Assoziationsräumen und gesellschaftlichen Wissensbeständen, ließen sich in diesem Zusammenhang weitergehende Reflexionspotentiale erschließen. In den folgenden Abschnitten werde ich die oben aufgeworfene Frage nach einer Kompetenz des Antwortens weiter verfolgen. Zunächst werde ich mich einigen Qualitäten künstlerischer Ansprachen zuwenden und dabei exemplarisch einige ihrer Vermittlungsleistungen beleuchten. Anschließend geht es mir darum, nochmals die im Umgang mit ästhetischen Ansprachen in ein Wechselspiel gebrachten Reflexionsformen in den Blick zu nehmen, um schließlich ihre Relevanz für die Alltagspraxis wie auch für die Ausbildung von Praktiken einer kritischen Lebenskunst zumindest anzudeuten. Praktiken der Kulturvermittlung können in diesem Zusammenhang als eine Form der Unterstützungssysteme aufgefasst werden, die die Ausbildung ästhetisch-hermeneutischer Reflexionsformen und Kompetenzen befördern und deren Wechselspiele mit anderen Reflexionsformen beleuchten können.

6.2.3 Ansprachen des Künstlerischen

Die Ansprachen der Kunst bieten spezifische Möglichkeiten für individuelle Auseinandersetzungen mit der sozialen Konstruktion von Wirklichkeiten. Das nach wie vor für weite Bereiche der Kunstpraxis und -rezeption kennzeichnende Herausgenommensein aus zweckbestimmten gesellschaftlichen Handlungskontexten ermöglicht ein Experimentieren mit den Beziehungen zwischen sinnlicher Wahrnehmung, imaginierendem Vorstellen und kognitivem Reflektieren, die hier jeweils zeitweise in den Vordergrund treten können. Dabei werden zumeist auch die Medialitäten der Darbietungen thematisch.

³⁴ Fragestellungen mit Blick auf die ästhetischen Dimensionen sozialer Praxis ließen sich beispielsweise in ganz verschiedenen schulischen Fächern aufgreifen, etwa im Zusammenhang mit der Vermittlung von Medienkompetenz, in Geschichte, Sozial- bzw. Gesellschaftskunde, im Religions- bzw. Ethikunterricht usw. Insbesondere die alltäglichen Dinge und (medialen) Umwelten bieten Anknüpfstellen für eine Thematisierung ihrer Verfassungen und Beziehungssysteme, ihrer Anforderungen und Möglichkeiten, die zu einer facettenreichen Bearbeitung mit allen Reflexionsregistern einladen.

Die Sphäre der Kunst bietet demnach ein spezifisches Feld der Ausbildung von Reflexionsfertigkeiten. Allerdings ist die Auseinandersetzung mit Werken der Kunst alles andere als voraussetzungslos. Für eine Auseinandersetzung mit großen Teilen künstlerischer Hervorbringungen der Gegenwart ist Wissen erforderlich sowohl bezüglich des Zugangs zu den Werken als auch im Hinblick auf die für ein Werk relevanten Kontexte. Siegfried J. Schmidt unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen der Komplexität und der Kompliziertheit eines Kunstwerkes (vgl. Schmidt 2000: 309ff.). Komplex ist, so das Beispiel Schmidts, Hieronymus Boschs ‚Garten der Lüste‘, denn dieses weist viele Komponenten auf, die untereinander auf vielfältige Weise miteinander in Beziehung stehen. Der Garten der Lüste ist zudem aber auch kompliziert, denn die vielen Komponenten lassen sich in ganz unterschiedliche Bezüge setzen, unter anderem zu verschiedenen literarischen, theologischen, philosophischen Theorien und Sinnsystemen. „Kunstwerke können kompositorisch komplex und semantisch kompliziert sein. Während die Komplexität sich jedem erschließt, der das Bild genau betrachtet, ist seine Kompliziertheit nur denjenigen zugänglich, die sich in den Voraussetzungstheorien auskennen.“ (ebd.: 310) In Kasimir Malewitsch’s Werk ‚Schwarzes Quadrat auf weißem Grund‘, ein weiteres von Schmidts Beispielen, ist die Komplexität nach dieser Unterscheidung derart zurückgenommen, dass eine über ein flüchtiges Aufmerken hinausgehende Beschäftigung mit dem Werk auf eine Auseinandersetzung mit dessen Kompliziertheit hinausläuft.

Um von den Qualitäten künstlerischer Produktionen ‚lernen‘ zu können, muss ich lernen diese wahrzunehmen und mit ihnen umzugehen. Nicht ohne Grund stoßen deshalb viele der elaborierten Werke der Künste auf sehr begrenzte Rezipientenkreise. Die Erwartungen an die unmittelbaren Vermittlungsleistungen der zeitgenössischen Kunst dürften deshalb eher als relativ begrenzt einzustufen sein, was nicht heißen soll, dass von dieser nicht ein gewichtiger Einfluss auf die Ausbildung neuer kultureller Codes und Muster und auf Gestaltungen der Populärkultur ausgeht. Kunst, indem sie Einfluss nimmt auf unsere Sichtweisen und Wahrnehmungshaltungen, strickt auf eine durchaus generelle Weise mit an der gesellschaftlichen Wirklichkeitskonstruktion; sie ist beteiligt an der Weltauslegung. Und ähnlich wie sich eine mediatisierte soziale Praxis auch auf diejenigen auswirkt, die selten technische Medien nutzen, so verändert sich die Wirklichkeit durch Kunst auch für diejenigen, die kaum direkt an ihrer Produktion und Rezeption teilhaben. Dies gilt insbesondere, wenn künstlerische Verarbeitungs- und Darstellungsformen im Zuge der gesteigerten Symbolproduktion und -zirkulation verstärkt aus dem Bereich der Künste im engeren Sinne in das weite Feld gesellschaftlicher Kommunikation und insbesondere in die Populärkultur eindringen, wenngleich auch als transformierte. Die populären kulturellen Produktionen, etwa der Musik, des Films, der Werbung und der digitalen Medien werden selten unter Gesichtspunkten künstlerischer Produktionen betrachtet, erreichen aber ein großes Publikum. Ihre Vermittlungsleistungen in ästhetischen Fragen sind deshalb kaum zu überschätzen.

In der Auseinandersetzung mit Objekten der Kunst wie auch mit Objekten der Alltagswelt in ästhetischer Haltung rücken die Materialien, Medialitäten und Sinnangebote genauso in den Blick wie die Differenzen und Beziehungen zwischen diesen. Zugleich eröffnen sich

Möglichkeiten des Befragens der Weisen, wie Kunstwerke wahrgenommen und beschrieben werden. Gerade weil Kunstwerke nur unter Bezug auf ihre Kontexte als solche bestimmbar sind, wird an ihnen die Relationalität ihrer Konstitutionsbedingungen und Verweise reflektierbar. Eine solche Relationalität und Differenzwahrnehmung ist, wenn auch weniger thematisiert, ebenfalls kennzeichnend für sinnliche Wahrnehmungen und Vorstellungen überhaupt, die isoliert als einzelne gar nicht zu denken sind.

Das ästhetische Spiel mit der Kunst und mit anderen ‚ästhetisierten Dingen‘ ist durch eigene räumliche und zeitliche Bezüge gekennzeichnet, in die man sich hineinbegibt oder in die man hineingezogen wird. Von den bewusst hervorgebrachten ästhetischen Objekten, seien dies Kunstwerke oder andere ästhetische Gestaltungen, können spezifizierte Ansprachen ausgehen, die ihre Betrachter zu schöpferischen Antworten anregen, die sich wiederum mehr oder weniger auf den durch das Werk bzw. die Situation gerahmten Möglichkeitsraum beziehen können. Erfüllt wird der äußere Möglichkeitsraum durch die Interaktionen des betrachtenden Subjekts, das eine Verbindung herstellt zwischen den gebotenen Ansprachen und den je individuellen Erfahrungshintergründen und Wissensbeständen sowie den damit assoziierten Fertigkeiten in der Einnahme von Reflexionshaltungen. Zu dem äußeren Möglichkeitsraum der ästhetischen Objekte bzw. Situationen tritt der inner Möglichkeitsraum ästhetischer und anderer Reflexionshaltungen.

Das ästhetische Spiel bewegt sich damit in einem mehr oder weniger wahrscheinlichen Möglichkeitsraum, der sich aus der Verschlingung zwischen inhaltlichen und formalen Anteilen der gegebenen Situation und den subjektiven Beigaben in diese Situation herausbildet. Als solcher weist der Raum der ästhetischen Erfahrung gewissermaßen ein Gravitationszentrum auf, um das sich der Prozess der situativen Erfahrung entwickelt. Der Möglichkeitsraum der Erfahrung bleibt aber im Vollzug nicht statisch, vielmehr kann er aufgrund seiner Zusammensetzung aus objektiven und subjektiven Elementen als ein Spannungsgefüge zwischen dem zunächst gesetzten Gravitationszentrum und den sich im subjektiven Vollzug ausbildenden Attraktoren aufgefasst werden, die von der individuellen Erfahrungsgeschichte gekennzeichnet sind. Wie dies unten noch thematisiert wird, lässt sich an den subjektiven Haltungen arbeiten; wir können mithin lernen mit ihnen zu experimentieren, sie auszurichten und umzuformen.

In unterschiedlichen Ausprägungen und spezifischen Mischungsverhältnissen ist das dynamische Wechselspiel zwischen sinnlichen Wahrnehmungen, subjektiven Vorstellungen und Reflexionen, das in der Kunst auf besondere Weise angesprochen wird, auch in der Auseinandersetzung mit ‚Werken‘ der Populärkultur, der Werbung und den Alltagsgegenständen und -ereignissen im Spiel. Wer die Exponate der Ausstellung ‚Körperwelten‘ von Gunter Hagen gesehen hat, kann in der Folge seine ‚ungebundene‘ Imagination anders auf den eigenen Körper beziehen als zuvor. Wer Fernsehserien wie die Schwarzwaldklinik gesehen hat, verfügt über ein anderes Assoziationsrepertoire im Hinblick auf einen bevorstehenden Krankenhausaufenthalt als jemand, der nur den Titel kennt oder ‚Der Zauberberg‘ gelesen hat. Wer ‚Memento‘ oder ‚Mullholland Drive‘ gesehen hat, dem eröffnen sich neue Reflexionsmöglichkeiten über das Verhältnis von Bild und Erinnerung.

Dennoch können gerade die Vermittlungen, die von komplexen *und* komplizierten Werken der Kunst ausgehen, ein exemplarisches Licht auch auf die Vermittlungsleistungen und -anforderungen ganz unterschiedlicher kultureller Hervorbringungen und nicht zuletzt auch von kulturellen Praktiken allgemein werfen. Praktiken der Kulturvermittlung können in diesem Zusammenhang als eine mögliche Form der oben als Bedarf angemeldeten Unterstützungssysteme angesehen werden, von solchen, die in erster Linie auf Möglichkeiten selbstgesteuerter Lern- und Reflexionsformen zielen und die für ein solches Lernen Zugangsweisen, Materialien und Reflexionsinstrumente zur Verfügung zu stellen.

6.2.4 Künstlerische Vermittlungen

Aktive Kulturvermittlung kann allgemein als Handlungs- und Reflexionszusammenhang betrachtet werden, der sowohl Momente der Herstellung von Bedeutung als auch Momente der Kommunikation über die Herstellung, Tradierung und Variation von Bedeutungen umfasst. In Prozessen der Kulturvermittlung besteht das Potential, kulturelle Muster, *in* denen wir etwas erfahren bzw. *in* denen wir *an* etwas denken in den Horizont der ästhetisch-emotionalen und kognitiven Reflexion zu bringen. In Verbindung mit der Reflexion ästhetischer Erfahrungen kann die Untersuchung kultureller Bestände und Praxis diskursanalytische Momente aufweisen, die versuchen, das den kulturellen Formen und Mustern zugrunde liegende Wissen freizulegen. Dabei kann es sich gerade auch um solches ‚Wissen‘ handeln, das sich im oben skizzierten Sinne Deweys in der sozialen Praxis fortschreibt, ohne expliziert zu werden, und das beteiligt ist an den in der Zeit erfolgenden Prozessen, über die sich soziale Strukturierungsmuster und Wahrnehmungsschemen in Artefakten verdinglichen und in Organisationsmustern verstetigen. In der Untersuchung der in den Praktiken und Dingen sedimentierten Muster wird der Versuch unternommen, diese für eine Weile auf die Ebene der Reflexion zu bringen, um zugleich die Möglichkeitsräume ihrer Variierbarkeit zu erkunden und mit ihren Um-schreibungen zu experimentieren.

In einer durch künstlerische Praxisformen angeleiteten Kulturvermittlung geht es u.a. darum, von den je individuellen ästhetischen Wahrnehmungen und Erfahrungen aus, Erkundungen bezüglich der in diesen zur Geltung kommenden Wahrnehmungs- und Reflexionsweisen zu katalysieren. Es geht auch darum, die an ästhetischen Objekten ‚eingeübten‘ ästhetischen Haltungen und Umgangsformen von den Objekten selbst zu lösen und mit ihnen Dinge und Ereignisse selbstgesteuert zu ‚ästhetisieren‘, wie dies oben im Aufgriff der von Seel differenzierten ästhetischen Einstellungen bereits angedeutet wurde. Die von Werken der Kunst und allgemein von ästhetischen Dingen angeregten Haltungen lassen sich in vergleichbarer Weise durchaus bewusst nachvollziehen und im Gewahren auch anderer Objekte oder Ereignisse einnehmen.

Die in Abschnitt 5.1 thematisierten Elemente ästhetischer Wahrnehmung und des Kreativitätssyndroms können situativ in unterschiedlichen Zusammenstellungen und Ausprägungen veranschlagt werden. Dazu zählt etwa die korrespondierende Haltung, in der die Wahrnehmung

gen verknüpft werden mit einer imaginierenden Reflexion biografischer Erfahrungen, oder das bewusste Innehalten, das zunächst darauf aus ist, Wahrnehmungen genau nachzuvollziehen, ohne sie sogleich mit bestimmten routinierten emotionalen und kognitiven Reaktions- und Reflexionsschemen zu besetzen. Dazu zählt auch das imaginierende Überschreiten des gegebenen Wahrnehmungsinhaltes, sei dies ein Gegenstand oder eine Vorstellung. Im imaginierenden Überschreiten eröffnen sich verschiedenste Verknüpfungsmöglichkeiten mit anderen Gegenständen, Vorstellungen und Erfahrungsgehalten oder anschließenden Reflexionen, die auf Wissen zurückgreifen und Antworten herausfordern oder zu neuen Fragen führen. Dazu zählen auch Reflexionen der vorgeführten und der eigenen Motivationen und Wünsche sowie die von diesen ausgehenden Vorstellungen darüber, wo der Weg hinführen soll.

Kunst- und Kulturvermittlung weisen Überschneidungen auf, auch wenn sich Unterschiede betonen lassen, etwa im Hinblick auf die oben angesprochenen spezifischen Eigenheiten kunstästhetischer Erfahrungen. Für die Ausbildung von ‚Methoden‘ für die hier angedeuteten Zugänge einer Praxis der Kulturvermittlung bieten künstlerische Praxisformen vielfältige Anschlusszonen. (Kunst)ästhetische Erfahrungen und Gestaltungsprozesse sind in der Auseinandersetzung mit Themen und Fragestellungen mehrperspektivisch und können so veranschaulichen, dass Gegenstände von verschiedenen (disziplinären) Standpunkten aus ganz unterschiedlich in Erscheinung treten und dennoch (oder gerade deshalb) auch solche Qualitäten zu erkennen geben, die sich quer durch die verschiedenen Perspektiven durchhalten. In der Selbstreflexion und in der sozialen Selbstverortung erlauben die in der Kunst erprobten Verfahren eine Dekonstruktion tradierter Stereotypen und zugleich eine Rekonstruktion der sozialen Einbettung des identitäts- bzw. kohärenzbildenden Handelns.

Kunstästhetische Erfahrungen können sowohl situativ Distanznahmen ermöglichen, durch die Reflexionsprozesse angeregt werden, als auch Momente der Immersion eröffnen. Nicht zuletzt sind es solche Momente, die immer wieder von Machtinteressen instrumentalisiert und bewusst inszeniert werden. Kulturvermittlung kann hier Aufmerksamkeiten wecken für die Möglichkeiten des Spiels zwischen eintauchendem Gewahrsein, situativer Distanznahme und kritischer Reflexion. In Adaption künstlerischer Verfahren und in ästhetischer Wahrnehmungshaltung kann der Wechsel zwischen den Zugangsweisen auch für die Betrachtung von Gegenständen und Prozessen des Alltagshandelns veranschlagt werden.

Für ein situationsadäquates Antworten auf alltagspraktische Anforderungen ist die Fähigkeit zum Umschalten zwischen diesen unterschiedlichen Reflexionsqualitäten erforderlich. Eine solche Kompetenz formuliert, wie oben ausgeführt, Aleida Assmann mit dem Begriff der ästhetischen Aufmerksamkeit. Die „transzendierende Kraft“ der ästhetischen Aufmerksamkeit beruht auf der angesprochenen Umschaltkompetenz, die es erlaubt, „die Wahrnehmung vom Alltäglichen aufs Außeralltägliche und vom Sinnlichen aufs Geistige“ umzustellen. In den Alltagsvollzügen bewegt sich ein solches Umschalten mehr oder weniger bewusst und kompetent in beide Richtungen.

Marcel Duchamps *Boîte-en-valise* (Schachtel im Koffer) kann hier als ein anschauliches Beispiel für eine künstlerische Praxis angesprochen werden, die in ihrer Produktion ihre eigene Medialität wie auch die kulturellen Gepflogenheiten ihrer Referenzsysteme reflektiert und damit ihre Vermittlungen mit thematisch werden lässt. *Boîte-en-valise* ist ein tragbares Miniaturmuseum, das Repräsentationen fast des gesamten Œuvres Duchamps umfasst, teils in Form kleiner Modelle, teils als Reproduktionen auf Papier oder im Falle des *Großen Glases* auf Celluloid. Unter den Reproduktionen sind auch solche, die in Originalform nicht mehr vorhanden oder nicht mehr auffindbar sind. Jede Schachtel ist als aufstellbares Präsentationssystem konzipiert, das es erlaubt, die Werkdarstellungen wie in einer Ausstellung zueinander in Beziehung zu setzen. Die Anordnung einiger Objekte ist durch dieses System vorgegeben, mit anderen lassen sich eigenwillige Arrangements erstellen. Duchamp hat in mehreren Auflagen etwa 300 dieser Schachteln produziert. Und auch im Hinblick auf ihre Präsentationsform hat er mit den üblichen Gepflogenheiten gebrochen, indem er einige der Schachteln in Koffern von Türverkäufern an die Haustüren potentieller Kunden bringen ließ (vgl. Germer 1994: 30).

Über die Re-Produktion seiner Werke erstellt Duchamp mit *Boîte-en-valise* ein eigenständiges, als Serienprodukt angelegtes Werk, das sich als offenes Verweissystem auffassen lässt. Die Schachtel im Koffer thematisiert ihre Voraussetzungen – die Einzelwerke –, indem es diese in ein System von Relationen setzt, das zuvor so nicht vorhanden war. Dadurch treten Bedeutungsschichten hervor, die an den Einzelwerken selbst nicht sichtbar werden konnten und die auf die Prozesse ihrer Produktion verweisen. Duchamp kommentiert seine Werke hier selbst, allerdings nicht in einer auf den Begriff zu bringenden Form. Vielmehr entsteht aus den Kommentaren, die sich die Werke in ihren Beziehungen zueinander geben, ein neues Werk, das zuvor unsichtbare Zusammenhänge ihrer Entstehung und gedankliche Kontexte sichtbar werden lässt.

Der musealisierende Blick, den Duchamp selbst auf seine Werke wirft, ist mit den knappen Hinweisen zu Titel, Jahr und Ort der Entstehung wie auch zu Technik, Maßen und Besitzer (vgl. Daniels 1992: 128) der Präsentation im Museum nachempfunden. Indem er seine eigenen Arbeiten miniaturisierend re-produziert und in eine Ordnung bringt, betrachtet er sie aus der Perspektive derjenigen, die sie sich aneignen, die sie ordnen und exponieren, sei dies als Betrachter, als Sammler oder als Institution. Damit wird von Duchamp die *Produktion* der Kunst im ‚Betriebssystem‘ *nach* ihrer Herstellung augenscheinlich vorweggenommen. Die von ihm in *Boîte-en-valise* erstellte Ordnung führt den Vorgang der Wertschätzung und der Setzung von Voraussetzungen durch die Verdichtung von Zeit im Museum vor Augen. *Boîte-en-valise* ist das persönliche Vermächtnis eines Gedächtnisses, das gleichwohl das Gedächtnis in Bewegung versetzt, indem es in die Schachtel zurückgefaltet und im Koffer an unterschiedlichen Orten de- und rekontextualisiert werden kann. Obgleich *Boîte-en-valise* Duchamps Œuvre voraussetzt, so doch als sichtbar imaginäres und ortloses, das sich im

³⁵ Der folgende Abschnitt wurde in leicht abgewandelter Form zuerst veröffentlicht in Kittlausz 2006.

Wandern durch unterschiedliche Kontexte zudem vervielfältigt hat. Die bestandsbildende Präsentationsform des Miniaturmuseums wird mit der vielfachen Produktion der Schachtel sogleich wieder unterlaufen.

Während Duchamp mit *Boîte-en-valise* sein verstreutes Werk verewigen konnte und sich derart mit dem von ihm konstituierten Œuvre gewissermaßen zu Lebzeiten bereits selbst zu einer Größe der Kunstgeschichte stilisierte, so bringt er zugleich eben die Mechanismen, die ein Kunstwerk wertschätzen und es überdauern lassen als Objekte der Reflexion zur Anschauung: ihre Anerkennung durch Kritik, Institutionen und Kunstmarkt. Duchamp betreibt hier gewissermaßen Geschichtsschreibung und Theoriebildung mit bildenden Mitteln. In seinem ‚künstlerischen Selbstgespräch‘ vereinnahmt er zentrale Stellen des Kunstsystems und lässt sie damit als konstruierte und konstruierende Kontextbedingungen eines Werkes in Erscheinung treten. Auch die Schachteln haben allerdings nicht das eingelöst, was Apollinaire gesagt haben soll, nämlich dass es wohl Duchamp zukommen werde, „die Kunst und das Volk zu versöhnen“ (Germer 1994: 24); dazu waren sie wohl auch nicht intendiert. Sie haben jedoch früh und vielschichtig das Verhältnis von Kunst, Ware und Konsum angesprochen.

6.2.5 Reflexive Wechselspiele

Das kurz skizzierte Beispiel einer künstlerischen Praxis, die sich zugleich als eine Form von Kulturvermittlung auffassen lässt, kann andeuten, dass es in dieser u.a. um die Kommunikation über die Sinnproduktion geht und dass dabei die spezifischen Zugangsweisen, die durch künstlerische Praxisformen, ihre Werke und ihre Bezüge zu Kontexten eröffnet werden, im Vordergrund stehen. Künstlerische Praxisformen begeben sich auf das Terrain der Unbestimmtheiten und lassen das thematisch werden, was nicht fixierbar und definierbar ist, aber dennoch im Raum steht. In reflexiven ästhetischen Erfahrungen wird das Feld der offenen Erkundung auch des Nicht-Wissens und dessen Wirkungen im Sozialen betreten. Im Unterschied zu der Annahme, dass verantwortliches Handeln nur auf Grundlage weitreichender Informiertheit erfolgen kann (eine Situation, die vielleicht wünschenswert, aber selten realisiert ist), lässt sich sagen, dass es gerade dieses Feld ist, auf dem verantwortliches Handeln erforderlich wird.

Eine durch künstlerische Praxisformen angeregte Kulturvermittlung befasst sich u.a. mit dem Nachvollzug, mit der Aneignung und der Erprobung dieser fortwährend sich weiterentwickelnden künstlerisch-ästhetischen Zugangsweisen. Sie bietet besondere Möglichkeiten des Experimentierens mit unterschiedlichen Erkenntniszugängen und ihren Verhältnissen zueinander. Unter den heutigen Bedingungen einer zunehmenden Ästhetisierung und Mediatisierung zentraler Lebensbereiche erscheint eine stärkere Berücksichtigung dieser Möglichkeiten sogar grundlegend erforderlich.

„Jeder kann erfahren (und erfährt es auch), daß alles auch (ganz) anders sein könnte, daß andere alles ganz anders sehen und machen, bewerten und empfinden. Diese Proliferati-

on von Möglichkeiten, Sichtweisen und Wertpräferenzen wird nur von kognitiv kreativen und nicht gerade ängstlichen Gemütern als Freiheit und Gestaltungsfreiraum erfahren. Für viele andere sind Kontingenz- und Pluralitätserfahrungen angsteinflößend, desorientierend, ja erschreckend.“ (Schmidt 1998: 68f.)

Die Bearbeitung des Verhältnisses von Beständigkeit und Wandel, von immer wieder herzustellenden Orientierungspunkten und einer kritischen Reflexion der in diesen verstetigten Prioritätensetzungen, wird unter diesen Voraussetzungen zu einer Daueranforderung. In der individuellen Organisation der Selbst- und Weltbezüge werden dafür in verstärktem Maße Interaktions- und Kommunikationsfähigkeiten erforderlich. Allerdings können die komplexen Wechselbeziehungen, die den jeweils gegenwärtigen Ausformungen der sozialen Praxis zugrunde liegen, nie gänzlich und vor allem nicht zeitnah im Vollzug aufgeklärt werden. Um sich als Individuum dennoch im Handeln orientieren zu können, bedarf es – auch aus rational-pragmatischer Perspektive – der Ausbildung der je subjektiven Fähigkeiten im Sinne einer weit gefassten Urteilskraft (vgl. oben u. Lenk 2000: 288ff.), die gerade auch die affektiven und ästhetischen Aspekte sozialer Interaktionsprozesse mit berücksichtigt und diese mit anderen Reflexions- und Rationalitätsformen in Beziehung setzen lässt.

Nun lassen sich die hier angesprochenen Anforderungen nicht auf die Praxis der Kunst- und Kulturvermittlung in dem gängigen Verständnis und ihrer derzeit dominanten Bearbeitung in enger Bindung an die Künste abwälzen, ganz so als ließe sich diesen die Aufgabe zutragen, mit Mitteln, über die sie nicht verfügen, auszubügeln, was ansonsten nicht recht gelingen mag. Im Gegenteil, die hier eingeschlagene Argumentation verweist gerade auf die Notwendigkeit inter- und transdisziplinärer Zugänge; insbesondere auch solcher, die den Möglichkeiten der in den Künsten auf spezifische Weise ‚kultivierten‘ Reflexionsformen, die bislang in Bildungsprozessen und für Alltagspraktiken nur unzureichend erschlossen werden, stärkere Aufmerksamkeit zukommen lassen.

Ähnlich wie in den Künsten Praxisformen unterschiedlicher gesellschaftlicher Bereiche aufgegriffen und reflektiert werden, können künstlerische Arbeits- und Reflexionsformen und ‚Verfahren‘ der Kunst- und Kulturvermittlung in anderen ‚Disziplinen‘ zur Erprobung kommen, um die jeweiligen Gegenstände und Wirklichkeiten zu befragen und zu gestalten. Sie können herangezogen werden für die Kommunikation über die jeweils bereichsspezifischen Weisen der Herstellung von Bedeutung wie auch für die kritische Befragung der kulturellen Programme und der über diese verstetigten Macht- und Ungleichheitsverhältnisse, in denen die jeweiligen Funktionen ausgeführt werden. Für solche Adaptionen sind insbesondere die Aspekte der situativen Abstoßung von den Alltagsroutinen und die Schaffung von relativ zweckfreien Reflexionsräumen und -situationen von zentraler Bedeutung, die eine kritische Befragung des Gegebenen im Hinblick auf selbstgesetzte Wertprioritäten zumindest anregen. Das hier angedeutete Erfordernis von Zugängen zu Fragen der Relevanz des Ästhetischen, die quer zu den Disziplinen verlaufen, findet weitere Anschlussstellen, wenn (kunst)ästhetische Erfahrungen als spezifische Form kommunikativer Erfahrungen im Sinne eines Wechselspiels zwischen situativem Handeln und Interpretationskontexten aufgefasst werden. Friedrich Krotz (2001) hat einen Kommunikationsbegriff formuliert, der in dieser

Hinsicht Anschlussmöglichkeiten bietet. Er orientiert sich zum einen am Symbolischen Interaktionismus und berücksichtigt zum anderen Überlegungen aus den Cultural Studies. Besonderes Gewicht misst Krotz dem für Handlungssituationen relevanten Wechselspiel bei zwischen den gesellschaftlichen Machtanordnungen, der Verteilung von Möglichkeiten des Handelns und von Zugängen zu Ressourcen einerseits und den im situativen Handeln gegebenen Möglichkeiten zum kreativen und spontanen ‚Umschreiben‘ der Gegebenheiten andererseits (vgl. ebd. 68ff.).

In Kommunikationsprozessen ist der kompetente Umgang mit unterschiedlichen Rollen von zentraler Bedeutung: „das Set aller einer Person vertrauten und zur Verfügung stehenden Rollen, die Fähigkeit, sie intern als Zugänge zu spezifischen Vorstellungswelten zu managen und in der eigenen Person zu integrieren, und die Art, sie situationsadäquat zu modifizieren und einzunehmen und dabei kreativ zu gestalten, hängen [...] eng mit kommunikativer Kompetenz zusammen.“ (Krotz 2001: 62)³⁶

Gesichtspunkte für eine solche kommunikative Kompetenz bietet auch der Begriff der Interaktionskompetenz, wie er beispielsweise früh von Lothar Krappmann formuliert wurde. Dazu zählen Fähigkeiten, sich von Rollenerwartungen zumindest zeitweise distanzieren, sich empathisch in den Standpunkt anderer hineinversetzen, Mehrdeutigkeiten und unterschiedliche Motivationslagen aushalten und ein persönliches Profil durch unterschiedliche Rollenspiele und Erfahrungssituationen hindurch aufrechterhalten zu können (vgl. hier Abels 2002: 182). Kommunikation in dem hier angedeuteten Sinne lässt also ganz unterschiedliche symbolische Ausdrucksformen zu und umfasst ästhetische Gestaltungen und Prozesse, die so wiederum als besondere Formen der Kommunikation spezifiziert werden können. In den Blick rückt zudem die Eingebundenheit (kunst)ästhetischer Wahrnehmungen und Erfahrungen sowohl in die jeweiligen sozialen Räume der beteiligten Akteure und Aktanten als auch in ein Vorher und ein Nachher. Außergewöhnliche Erfahrungen eines Kunstwerkes beispielsweise, für die sich erschöpfende sprachliche Beschreibungen schwerlich finden lassen, können im Nachhinein auch kognitiv analytisch reflektiert und begrifflich umschrieben werden und mit den bis dahin gesammelten Erfahrungen oder aktuellen Vorstellungen in Beziehung gesetzt werden. Jede neue Wahrnehmung und Erfahrung interagiert mit dem je individuellen Erfahrungshintergrund und wird mit diesem in Abgleich gebracht, auch wenn dieser Abgleich unvollständig oder unerfüllt bleibt. Für Prozesse der Kunst- und Kulturvermittlung bietet dies Anschlussstellen, die Wechselbeziehungen zwischen ästhetischen und außerästhetischen Erfahrungsmomenten näher zu untersuchen.

³⁶ Die hier angedeuteten Fähigkeiten werden in erster Linie in konkreten Kommunikationssituationen benötigt, wobei es sich bei diesen auch um medienvermittelte Kommunikationen handeln kann, die als spezifische Abwandlungen der Grundbedingungen von Kommunikationsprozessen betrachtet werden können (vgl. Krotz 2001). Allerdings vollzieht sich jede Kommunikation – ob mit oder ohne Medien – in Interpretationskontexten.

6.2.6 Eigensinnige Alltagspraktiken

Das Alltagsleben selbst ist in vielerlei Hinsicht durch die kreativen Eigensinnigkeiten der Akteure gekennzeichnet. In den alltagsbewältigenden Problemlösungen, in der Aneignung von vorhandenen Gütern und Räumen, von lebensstilisierenden Verhaltensweisen oder Medienangeboten, generell in den alltäglichen Handlungs-, Kommunikations- und Orientierungsprozessen bringen sich die beteiligten Individuen immer auch produktiv ein. Michel de Certeau hat in seinen Studien zur ‚Kunst des Handelns‘ auf die Offenheit, die Ambivalenzen und die Zwischenräume der sozialen Alltagspraktiken hingewiesen (vgl. Certeau 1988, Winter 2007: 202ff.).

Gekennzeichnet ist das Alltägliche durch eine Spannung zwischen dem Gewohnten und Routinisierten einerseits und den unerwarteten Ereignissen und Zufälligkeiten, die die Aufmerksamkeit und das Handeln herausfordern, andererseits. Der Einzelne ist aufgefordert, auf die nicht abzusehenden Ansprachen einzugehen und eine Beziehung zu ihnen zu entwickeln, sei dies in der Orientierung im Raum, in der Bewältigung einer Arbeitsanforderung oder in der Kommunikation mit anderen. In diesen alltäglichen Praktiken machen wir die unterschiedlichsten Differenzenerfahrungen, die unsere eigene Begrenztheit anzeigen zugleich aber auch den Horizont der Möglichkeiten erweitern. Auch das alltägliche Handeln ist für Certeau durch eine „latente Spannung zwischen dem Tatsächlichen und dem Möglichen“ (Winter 2007: 219) gekennzeichnet. Die Erfahrung von Differenzen kann die Reflexionstätigkeit in Bewegung versetzen und auch von Selbstreflexionen begleitet sein, über die kontinuierlich ein Abgleich der persönlichen Verfassung und Erfahrung mit den wechselnden Ansprachen aus der Umwelt geleistet wird.

Das Geheimnisvolle des Alltäglichen wird in Erzählungen und Praktiken umkreist und anvisiert, jedoch nie vollständig erschlossen. Auch im Alltagshandeln sind wir aufgefordert, die Lücken und Leerstellen imaginierend aufzufüllen, mit dem ‚Schaum der Imagination‘ anzureichern, um sowohl Stereotypisches zu zerlegen als auch angesichts fragmentierter Wahrnehmungen Konsistenzen zu bilden. Die Praktiken des Alltagslebens sind zu einem nicht geringen Teil durch Umgangsweisen mit den Dingen und Erlebnisangeboten gekennzeichnet, die durch ökonomische Imperative vorstrukturiert werden. Und dennoch weisen sie eben auch Eigensinnigkeiten, erfinderische Handlungsweisen und trickreiche Wendungen auf. Die Untersuchungen Certeaus zeigen die ‚Taktiken‘ des Alltagslebens auf, die häufig übersehen werden, da sie keinen festen Ort, keine Institutionalisierung kennen und weitgehend unsichtbar agieren und letztlich nur über eine detaillierte und kontextualisierte Spurensuche ausfindig zu machen sind. Rainer Winter zeigt an den Studien Certeaus auf, dass diese Dimension des Alltagshandelns neben den kreativen und trickreichen Handlungsaspekten auch solche umfasst, die als ein Festhalten an bestimmten vertrauten Verhaltensmustern oder als eine Aufrechterhaltung einer gelebten Sozialität beschrieben werden können. Auch diese setzen den dominanten gesellschaftlichen Ordnungssystemen und Entwicklungsdynamiken einen Widerstand entgegen, um persönliche Eigensinnigkeiten ausleben zu können.

„Durch eine Ästhetik von Spielzügen und ‚Coups‘ (kunstvolle Operationen), verbunden mit einer Ethik der Beharrlichkeit, wird der etablierten Ordnung der Status der Gesetzmäßigkeit und der Vernünftigkeit verweigert, ohne dass diese mit der Vorstellung verbunden sein muss, man könne sie wirklich ändern. Eher geht es darum, Freiräume im Alltagsleben zu eröffnen, Ausbruchsversuche zu unternehmen und kleine Fluchten zu leben. Daher versteht Certeau unter der populären Kultur gerade den kreativen und listigen Gebrauch von Texten, Bildern und Gegenständen durch Personen, die diese weder produziert haben noch besitzen. Die Prozesse der Aneignung und Wiederverwendung von Repräsentationen und Objekten sind heterogene und für die Macht zum großen Teil unsichtbare Operationen. Die Konsumenten bzw. die ‚Beherrschten‘ sind ‚verkannte Produzenten‘, die ihre eigenen Wege durch den ‚Dschungel der funktionalistischen Rationalität‘ finden und ‚trickreich differente Interessen und Wünsche‘ einbringen.“ (Winter 2007: 212)

Die Aneignungspraktiken und -taktiken haben mit den digitalen Medien neue Möglichkeitsräume erhalten, allerdings hat sich mit diesen auch ihre Sichtbarkeit erhöht. Die Widerstände und Findigkeiten des Alltagshandelns heben jedoch die bestehenden strukturellen Machtbeziehungen und Interessensverteilungen nicht einfach auf. Vielmehr sind die ‚Künste des Handelns‘ in den westlichen Industrieländern als Ausdruck einer Mehrheit der Bevölkerung aufzufassen, die im Hinblick auf die Vertretung ihrer Interessen gegenüber den Ordnungssystemen und Mächtigen eher als eine marginalisierte aufgefasst werden kann (vgl. ebd.: 216).

Die zum Ausdruck kommende Widerständigkeit ist deshalb aber nicht belanglos. Sie manifestiert sich für Certeau in erster Linie auf der Ebene des Realen im Sinne Lacans, d.h. sie vollzieht sich in sozialen Praktiken, „in sinnlichen, körperlichen Erfahrungen“ (ebd.: 215), die in symbolischen Ordnungen und Repräsentationen nicht hinreichend zu fassen sind. Certeau schreibt damit den vorsprachlichen und eher unbewusst verlaufenden Erfahrungen einen höheren Stellenwert gegenüber dem rationalen Denken, der Sprache und dem Wissen zu. Dieser Ebene der Alltagspraktiken kommt eine wichtige Bedeutung darin zu, sich in den bestehenden Ordnungen selbst zu erhalten und sie ertragen zu können; damit sind sie zugleich Träger einer systemstabilisierenden Funktion.

Es lässt sich aber vermuten, dass in den widerständigen sozialen Alltagspraktiken ein transformatives Potential angelegt ist, dass sich situativ verbinden kann mit anderen Formen des Widerstands, die eher über die Bewusstmachung von Machtinteressen und ihren Folgen oder durch ideologiekritische Analysen agieren und versuchen Widerstandspotential zu mobilisieren und zu bündeln. Die Analysen von Certeau verdeutlichen, dass gesellschaftliche Wandlungsprozesse aus dem Alltagshandeln heraus gedacht werden müssen, ohne dabei die strukturellen Bedingungen des Handelns vernachlässigen zu können.

In Verbindung mit den oben bereits dargelegten Überlegungen zu gesellschaftlich erforderlichen Unterstützungssystemen und zu einer sozialisierten kritischen Praxis, kann hier festgehalten werden, dass die widerständigen Potentiale des Alltagshandelns eine Ressource darstellen, an der sich Prozesse der gesellschaftlichen Selbstverständigung orientieren können. Für einen nachhaltigen und auf Emanzipation zielenden gesellschaftlichen Wandel ginge es darum, die Möglichkeitsräume für Veränderungen von zwei Seiten her zu kartografieren: so-

wohl durch die Kunst des Handelns als auch durch die Kritik der distanznehmenden Reflexion und Analyse. Es ginge darum, die Spuren der weitgehend unsichtbaren Kreativität des Handelns und die damit verbundenen Möglichkeiten, die das Gegebene überschreiten bzw. umschreiben, ausfindig zu machen. Und es ginge darum, die Individualität des Einzelnen im Handeln anzuerkennen und in ihren erfinderischen Potentialen zu befördern und gerade nicht durch Kontrollmechanismen weitgehend auszuschließen.

Zur Entfaltung der kritischen und widerständigen Potentiale, die im Alltagshandeln weitgehend unsichtbar veranschlagt werden, bedarf es jedoch auch weitreichender Allianzen, die sich situativ in Anbetracht spezifischer Problemlagen ausbilden. Gesellschaftliche Unterstützungssysteme im oben thematisierten Sinne (beispielsweise eine *unbedingte* wissenschaftliche Praxis und *unbedingte* Vermittlungsinstanzen) spielen in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle in der Bereitstellung von Materialien und Methoden für die individuellen und gemeinschaftlichen Prioritätensetzungen.

Ästhetische Spielfelder des Alltags – alltägliche Spielfelder des Ästhetischen

Das für ästhetische Reflexionsformen kennzeichnende ‚Spielfeld‘ kann sich mitten im Alltagsgeschehen in Form einer Unterbrechung der routinierten lebenspraktischen Vollzüge aufspannen. Es kann über die intervenierende Aktivität der ästhetischen Aufmerksamkeit und Einstellung betreten werden, die die üblichen Beziehungen der ästhetisch an Relevanz gewinnenden Objekte vorübergehend in den Hintergrund treten lässt. Die Eigensinnigkeit ästhetischer Erfahrungen und Umgangsweisen mit Gegenständen des Alltags, seien diese nun bereits ästhetisiert oder nicht, kann zu Irritationen oder zur Besinnung führen, zu einem Perspektivwechsel oder einem Umdenken, zu einer Achtsamkeit den eigenen Empfindungen gegenüber oder zu einem Andersfühlen, zum Ablassen von alten oder zur Generierung von neuen Wünschen oder zur Änderung von Wertorientierungen.

An dem Erfahrungsbegriff von Dewey konnte oben hervorgehoben werden, dass sich ästhetische Erfahrungen als eine Teilmenge der Erfahrungen insgesamt auffassen lassen. Die Verknüpfung von Erfahrungen und ästhetischen Erfahrungen verläuft zum einen selbst über den ‚Prozess der Gewohnheiten‘ (habits). Wir gewöhnen uns an bestimmte, in (ästhetischen) Erfahrungen eingeübte Wahrnehmungs- und Reflexionshaltungen. Auch diese Gewohnheiten können in weiteren ästhetischen Erfahrungen thematisiert und transformiert werden. Ästhetische Wahrnehmungen und Erfahrungen bringen potentiell einen Betrachtungs- und Reflexionsspielraum mit sich, in dem auch Aspekte mit in Erscheinung treten, die sonst in Gewohnheiten weitgehend unbewusst reproduziert werden. Zum anderen erfolgt die Verknüpfung zwischen Erfahrungen und ästhetischen Erfahrungen über die reflektierende Bildung von Zusammenhängen zwischen verschiedenen gelebten Erfahrungen und zwischen unterschiedlichen Erfahrungsräumen.

Die sich in ästhetischen Erfahrungen vollziehenden Empfindungsspiele, Perspektiveröffnungen und Reflexionsvollzüge wirken sich auf andere Vollzugformen der Lebenspraxis aus. Einerseits bereichern sie die Reservoirs akkumulierter Gedanken und Gefühle, Haltungen und Überzeugungen und Entscheidungen. Andererseits können sie die Weisen der Bezug-

nahmen auf diese Reservoirs etwa durch eine veränderte Ausrichtung der Aufmerksamkeit, der Intentionen und Imaginationen, durch veränderte Wünsche, Erwartungshaltungen und Reflexionsformen in Bewegung versetzen (vgl. unten).

Es lässt sich deshalb vermuten, dass zwischen (kunst)ästhetischen Erfahrungen und dem Alltagshandeln vielfältige und facettenreiche Beziehungen bestehen. Über das je individuelle Umgehen mit ästhetischen Ansprachen, etwa mit Lebensstilen, wie sie in Romanen oder Filmen vorgeführt werden, entfalten sich lebenspraktische Wirkungen und Handlungsorientierungen, die nicht zu unterschätzen sind und die sich über ihr Einschreiben in das individuelle Leben auch auf das Soziale auswirken. Diese Verbindung ist zumeist so stillschweigend, dass sie leicht übersehen werden kann; die Mitgestaltung der auch über Kunst vermittelten ästhetischen Erfahrungen an der Wirklichkeit mithin so grundlegend, dass wir sie kaum sehen können. Und da es im Nachhinein nicht möglich ist, die Wirklichkeit ohne die historisch gewachsenen Einflüsse der Kunst und der Ästhetisierungen zu betrachten, wird man ihren Anteil auch schwerlich auszählen können.

Für eine Realisierung der in (kunst)ästhetischen Wahrnehmungen und Erfahrungen angelegten Potentiale kann Bildungsprozessen in dem oben angesprochen weiten Sinne ein zentraler Stellenwert zugemessen werden. Da Bildung eng mit Sozialisation verbunden ist, müssen in Bildungsprozessen, folgt man Dewey, immer sowohl die subjektiven Perspektiven und Entwicklungen als auch die Bedingungen, unter denen sich diese vollziehen, berücksichtigt werden. In den Blick kommt dabei der Zusammenhang von „habitualisierten Dispositionen und dem kreativen individuellen Umgang mit diesen *habits*, durch den auf dem Weg leibgebundener Erfahrung und deren konstruktiver Potentiale für Reflexionsprozesse subjektiver Sinn entsteht.“ (Krinninger 2009: 208)

Die Bildungstheorie Deweys kann mit Krinninger als eine aufgefasst werden, die auch Bildung als soziale Praxis auffasst. Bildung als Praxis erfolgt unter dem Einfluss der sozialen Umwelt und wird selbst zur Gewohnheit zu lernen. Das Lernen erfolgt allerdings in einem Prozess der rekonstruierenden und umgestaltenden Aneignung der vorhandenen kulturellen Muster, der Handlungsweisen und Denkgewohnheiten der sozialen Umgebung, wodurch diese in begrenztem Umfang auch transformiert werden können. Da Individuen einer Mehrzahl sozialer Kontexte angehören und von diesen Kontexten Elemente in sich inkorporieren, kommt es immer auch zu einem Transfer unterschiedlicher Sinnelemente und Deutungsangebote von einem Kontext in den anderen; hybride Verknüpfungsverhältnisse, das wurde oben thematisiert, sind eher die Regel als die Ausnahme.

Damit verbunden sind Reflexionspotentiale, die sich unter anderem in einem Denken zeigen, das offen ist für die „Sinnstiftungen und Potentiale konkreter Erfahrung“. Solche „forschende[n]“ Denkprozesse lassen sich als ein reflexives Ausprobieren von Erfahrungen charakterisieren.“ (ebd.: 221) Berücksichtigt man Deweys Konzeption der Erfahrungen mit den über diese konstituierten Gewohnheiten, so geht es in Bildungsprozessen letztlich immer auch um die Entwicklung sowohl einer Außenperspektive, die Möglichkeiten liefert, die Gewohnheiten eines Habitus zu reflektieren, als auch einer Innenperspektive, über die sich die eigenen Gewohnheiten zunächst zu einem Gegenstand erheben und einer selbstgesteuerten Reflexion

unterziehen lassen. Dewey geht es in seiner Pädagogik deshalb gerade auch um die Untersuchung und Schaffung von Erfahrungsräumen, „in denen sich Erfahrungen machen lassen, die auf zwei Seiten hin ausstrahlen: Die das Vertraute, das Eigene zum Thema haben und es zugleich fraglich werden lassen.“ (ebd.: 232) Es geht um Erfahrungsräume, in denen die Pluralität der Erfahrungshintergründe zur Ausbildung neuer Erfahrungen anregt, die wiederum Impulse darstellen für ein experimentierendes Denken.

6.2.7 Kritische Lebenskünste

„Die Lehre der Künstler lautet: Man kann auf andere Weise tätig sein als in zweckgeleiteter, selbstbewusster Ausübung praktischer Vermögen. [...] Nach dem Modell der Künstler tätig zu werden heißt, nicht zu handeln, sondern zu leben.“ (Menke 2008: 114)

Die in dem Zitat zum Ausdruck kommende ‚Lehre der Künstler‘, die Menke von Nietzsche ableitet, verweist auf die Möglichkeit, von den Tätigkeits- und Reflexionsformen der Künstler für das Leben zu lernen, mithin leben zu lernen. Im Folgenden wird es mir um Gesichtspunkte für die Ausbildung einer ‚Lebenskunst‘ gehen, allerdings weniger im Sinne einer Übertragung von Qualitäten künstlerischer Tätigkeiten in die sozialen Alltagspraktiken. Es wird mir vielmehr um die ‚erfinderischen‘ und kreativ eigensinnigen Handlungsmöglichkeiten gehen, die sich aus dem Alltagshandeln heraus zeigen.

Die bisherigen Überlegungen zu einer Kompetenz des schöpferischen Antwortens haben zunächst das Reflexions- und Gestaltungspotential in der Beziehung zwischen Ansprachen und Antworten in den Blick genommen und verschiedene Elemente, die für kreative Prozesse und ästhetische Wahrnehmungen bzw. Erfahrungen kennzeichnend sind, als Aspekte dieser Kompetenz hervorgehoben. Darüber hinaus wurde auf die besondere Relevanz der Wechselbeziehungen zwischen ästhetischen, emotionalen und kognitiven Reflexionsformen hingewiesen. Im Folgenden wird der Fokus stärker auf den Möglichkeiten liegen, diese Elemente und Reflexionsformen selbstgesteuert zur Anwendung zu bringen. Anvisiert werden die produktiven Möglichkeiten von Selbstpraktiken, über die ‚bloße Reaktionen‘ in ein schöpferisches Antworten überführt werden können. Die Kompetenz eines schöpferischen Antwortens kann dabei als eine zentrale Dimension einer ‚kritischen Lebenskunst‘ ausgemacht werden.

In seinen mit Nietzsche entwickelten Überlegungen zu den Möglichkeiten, von Künstlern zu lernen, weist Menke auf das in dem Künstlersubjekt zum Ausdruck kommende Projekt hin, sich selbst zu schaffen. Um sich selbst schaffen zu können, muss das Subjekt sich zunächst von dem losmachen, was die Sozialisation aus ihm gemacht hat. Es muss sich unterscheiden

lernen von sich als sozialem und praktischem Subjekt. Der Weg dorthin führt über das Ablassen von der Orientierung an der gesellschaftlichen Praxis, ihren Zweckausrichtungen und moralischen Vorgaben. Das Ablassen ermöglicht eine Hinwendung zur eigenen grundlegenden Lebendigkeit, die von Nietzsche als ein Gut jenseits der moralischen Zuordnungen von gut und böse aufgefasst wird. Der Künstler verkörpert die Fokussierung auf die eigene Lebendigkeit als einem Gut, das sich von dem Guten der zweckorientierten Handlungen unterscheidet und zugleich eine Abstandnahme von sich selbst als sozialem Akteur ermöglicht. Der Künstler ist in gewisser Weise asozial; asozial in einer Weise, die ihm eine Befreiung von den sozialen Vorgaben und Normen ermöglicht.

Für Künstler ist nach Menke zudem kennzeichnend, dass sie ihre praktischen Vermögen in spielerisch experimentierende Kräfte verwandeln können, und deshalb „wirkt ihr ästhetischer Rausch auch wieder auf ihre Praxis, auf ihr Handeln zurück.“ (Menke 2008: 127). Im Künstler verbindet sich gewissermaßen exemplarisch das Gute des lebendigen Spiels mit dem Guten des praktischen Handelns; beide Dimensionen bedürfen einander.

Das praktische Vermögen führt nur dann zu gelingenden Resultaten, wenn es offen ist für die Spiele des Zufalls, aus denen Neues erwachsen kann. Die Kräfte des (bei Nietzsche: rauschhaften) Spiels, können nur dann als Gut genossen werden, wenn mit ihnen aus einer gewissen Distanz heraus gespielt wird. Deshalb ist die Unterscheidung zwischen einem praktischen Gut und einem Gut der grundlegenden spielerischen Lebendigkeit auf die Verbundenheit der beiden angewiesen. Aus der Verbindung geht ein weiteres Gut hervor, nämlich die Freiheit. Für Menke bedeutet ästhetische Erfahrung deshalb „dass es Freiheit von der praktischen Freiheit gibt, die nicht Unterwerfung unter fremde Übermacht ist, weil sie Freigabe zu einer anderen Entfaltung der eigenen Kräfte ist.“ (ebd.: 128f.)

Während Menke die Unterscheidung zwischen Handeln und Leben in den Vordergrund stellt, geht es mir stärker um die zugleich auszumachende Verbindung der beiden. Die im Künstler entdeckte Ausprägung der Verbundenheit beider Aspekte, die für ihre Differenzierung vorausgesetzt wird, lässt sich über das oben thematisierte Erfahrungskontinuum fassen, in dem sich die unterschiedlichen spezifischen Erfahrungsqualitäten verbinden und aufeinander einwirken. Aus der Wahrnehmungsperspektive besteht über das Ineinandergreifen der Erfahrungsschichten ein Zusammenhang zwischen (kunst)ästhetischen Erfahrungen und außerästhetischen³⁷ Alltagserfahrungen. In den jeweiligen Erfahrungssituationen kommen die spezifischen Eigenheiten der unterschiedlichen Erfahrungsmodi zum tragen, in dem Erfahrungskontinuum greifen sie jedoch ineinander und sind dadurch an der subjektiven Selbst- und Weltreflexion beteiligt.

Die selbstgesteuerte Absetzung von der eigenen Persönlichkeit, die durch die Teilhabe an der sozialen Praxis geformt wurde, bildet für Menke die Voraussetzung für die Möglichkeit, sich selbst zu schaffen. Ich möchte sie hier allerdings eher im Sinne der oben thematisierten Intervention auffassen. Es geht nicht darum, sich vollständig von den gesellschaftlichen Prägungen und Vorgaben zu lösen. Das intervenierende Innehalten ermöglicht einen Perspektivwechsel, eine Änderung in der Ausrichtung der Aufmerksamkeit und ein Überschreiten

³⁷ Auch diese Differenzierung ist eine analytische, die auf unterschiedliche Gewichtungen verschiedener Wahrnehmungs- und Reflexionsqualitäten verweist, die sich im Vollzug nicht sauberlich trennen lassen.

des praktischen Subjekts durch seine Imagination bzw. durch die Ausrichtung auf die eigene Empfindungswelt. Die Hinwendung zum Gut der Lebendigkeit ist immer nur vor dem Hintergrund der eigenen Erfahrungsgeschichte möglich, markiert aber eine Absetzbewegung und Motivation, die Einzigartigkeit der eigenen Erfahrungen und Erlebnisse und mögliche Lebensqualitäten zu erkunden. Erfahrungen solcher Erkundungen wandern in die pragmatischen Lebensvollzüge ein, lassen auch diese potentiell in einem anderen Licht erscheinen und auf neue Weise ‚anfüllen‘ mit Wahrnehmungs- und Erlebnisqualitäten, die zuvor nicht mit diesen in Verbindung gebracht wurden oder möglich schienen.

Die folgenden Überlegungen zu einer Praxis der Lebenskunst greifen Aspekte auf, die quer verlaufen zu der von Menke mit Nietzsche fortgeschriebenen Gegenüberstellung von praktischem Handeln und freiem ästhetischen Spiel. Sie gehen vielmehr von dynamischen Spannungs- und Wechselverhältnissen aus zwischen dem Eingebundensein in soziale Ordnungen und dem Bestreben, diese zu überschreiten und zu verändern. Solche Spannungs- und Wechselverhältnisse zeigen sich beispielsweise in den thematisierten Lebensstilisierungen, in den künstlerischen Praxisformen, die mit Mitteln der Kunst andere Möglichkeiten der Lebensgestaltung anvisieren (etwa im Sinne einer relationalen Kunst) oder die dem Gegebenen etwas gänzlich anderes zur Seite stellen und damit auf die Möglichkeit des Überschreitens verweisen (im Sinne einer Widerständigkeit der Form).

Es geht im Folgenden darum, den Spielraum des schöpferischen Antwortens unter der Frage, wie dieser individuell gestaltet werden kann, näher zu betrachten und Anknüpfstellen zu markieren, an denen gesellschaftliche Unterstützungssysteme ansetzen könnten, um geeignete Bedingungen zur Ausbildung entsprechender Fähigkeiten und Fertigkeiten befördern zu können. Der Fokus liegt auf der Erkundung der ästhetischen und kreativen Potentiale aus dem Alltagshandeln heraus, eine Erkundung die sich von den Tätigkeitsformen der Künstler inspirieren lässt, die aber nicht erst auf diese warten muss, um das Leben als ein ‚kunstvolles‘ Experiment aufzufassen. Dabei geht es insbesondere auch darum, die Vielfältigkeit der Qualitäten des praktischen Handelns zu berücksichtigen und diese nicht auf ein mechanisches Abarbeiten zu reduzieren (solcherart werden sie gerne der freien künstlerischen Tätigkeit entgegengesetzt). Es geht auch darum, den pragmatischen Handlungsvollzügen die Möglichkeit von Qualitäten der ‚Lebendigkeit‘ und subjektiven ‚Erfüllung‘ einzugestehen.

Ansätze für einen solchen Zugang liefern die bereits angesprochenen späten Arbeiten Foucaults zur Ästhetik der Existenz und die an diese anknüpfenden Arbeiten von Wilhelm Schmid zu einer Philosophie der Lebenskunst. Ein zentraler Ausgangspunkt bildet dabei Foucaults Subjektkonzeption, die, das wurde oben bereits skizziert, von zwei Perspektiven ausgeht. Das Subjekt erscheint einerseits als eines, das den herrschenden Machtpraktiken unterworfen ist oder besser gesagt, in Prozeduren der Subjektivierung durch Machtpraktiken konstituiert wird. Indem sich ein Individuum durch unterschiedliche Kontexte bewegt, bildet es unterschiedliche Kombinationen von verschiedenen Bezugsgrößen aus und ist deshalb nicht als ein unveränderliches Subjekt auszufassen, sondern eher als ein plurales bzw. hybrides Subjekt.

Andererseits stehen Subjekte nicht nur in Beziehungen zu anderen, sondern auch zu sich selbst. Über die Selbstbezüge bilden sie auch eigenwillige Praxisformen aus, die sich auf die Verhältnisse auswirken. In den Erfahrungen verbinden sich Bezüge zu anderen mit den Selbstbezügen. Was hervortritt ist eine historisch variable Subjektform, die dennoch Kontinuität und Kohärenz aufweist und deren Formung zu einer Aufgabe wird. Diese Aufgabe hat für Foucault und für Schmid die Form einer Selbstsorge, die als ein Verhältnis zu sich selbst aufgefasst werden kann, das sich von der Erfüllung äußerer Pflichtauflegung unterscheidet. In der Selbstsorge gestaltet und organisiert sich das Individuum selbst und unterhält zugleich Beziehungen zu anderen, zu deren Ansprachen und Ansprüchen, so dass es sich immer auch um andere sorgt (vgl. Schmid 2000: 381).

Im Unterschied zu Subjektkonzeptionen, die von der Etablierung und Aufrechterhaltung einer Identität ausgehen, fasst Schmid die Stabilität des Subjekts mit dem Begriff der Kohärenz. „Die Kohärenz ist das Gefüge, das die vielen Aspekte des Ichs in einem vielfarbigen Selbst in einen wechselseitigen Zusammenhang bringt.“ (Schmid 1998: 252) Die Konzeption der Subjektform im Sinne eines kohärenten Gefüges trägt sowohl der relativen Stabilität und Kontinuität der Selbsterfahrung wie auch dem kontinuierlichen Wandel des Subjekts in der Auseinandersetzung mit variierenden Kontexten Rechnung (vgl. ebd.: 250ff.). Der Ansatz ist vergleichbar mit den oben thematisierten Überlegungen zu hybriden Subjektformen.

Die vorangegangenen Ausführungen konnten verdeutlichen, dass für die Bearbeitung der Subjektform sowohl im äußeren wie auch aus der Innenperspektive heraus ästhetische Elemente und subjektive ästhetische Vermögen (etwa Fertigkeiten der Aufmerksamkeitssteuerung und Imagination) eine wichtige Rolle spielen.

Schmids Lebensphilosophie unternimmt nun den Versuch, zentrale Aspekte der Formung des Subjekts, die von diesem selbst ausgehen, in den Blick zu nehmen und vor dem Hintergrund der historischen und biografischen Erfahrungen des Einzelnen zu verorten. Das Material einer Lebenskunst ist das Leben selbst, „so wie es gelebt wird [...]. Insgesamt ein Konglomerat von Affekten, Erfahrungen, Beziehungen, Begegnungen mit Anderen, Träumen, Gedanken, Ängsten, Schmerzen, Wünschen, Lüsten, Zufällen, Zwängen usw.“ (Schmid 1998: 71) Die Gestaltung des eigenen Lebens zeigt sich als Verbindung der Selbstgestaltung und der Lebensgestaltung. In der Lebenskunst werden das Selbst und das Leben zum Objekt des Subjekts. Dabei entfaltet sich die Praxis der Lebenskunst über Formen des Könnens, ausgehend von der erfinderischen „Erschließung der *Möglichkeiten*“, über die Fertigkeiten zur „*Realisierung* von *Möglichkeiten*“ bis hin zur verfeinernden Ausgestaltung dieser *Möglichkeiten* im Sinne ihrer „*kunstvollen* Realisierung“, die eine vertiefte Reflexion der Voraussetzungen abverlangt (vgl. ebd.: 72). Eine der Besonderheiten der Lebenskunst besteht in der Fortdauer des Akts der Gestaltung, der sich immer auf ein unabschließbares Zwischenresultat bezieht; das Kunstwerk des Lebens endet mit dem Tod.

In Schmids Konzeption einer Lebenskunst geht es bei allen möglichen Analogien zwischen künstlerischen Praxisformen und Formen einer Lebenskunst nicht um eine Auflösung des Lebens in der Kunst und auch nicht um eine Einebnung der Differenzen zwischen ihr und den anderen Künsten. Die Lebenskunst betrifft die eigene Lebensführung quer zu den gesellschaftlichen Teilbereichen, in denen sich diese hineinbegibt. Sie ist nicht voraussetzungslos.

Weder kann sie beliebig über die Möglichkeiten des Lebens verfügen, das sie fortwährend mit wechselnden Materialien und Situationen konfrontiert, noch stehen ihr das Können für die Realisation der Möglichkeiten einfach zur Verfügung. Der Einzelne ist zunächst abhängig von dem, was ihm seine Zeit und Kultur an Materialien und an Fertigkeiten zur Verfügung stellt. Gleichwohl kann die Lebenskunst von den Künsten lernen und von diesen „einiges an eigenwilligen Sichtweisen und Verfahrensweisen übernehmen“ (ebd.: 75).

Die Lebenskunst setzt bei der ethischen Frage ein, „Was soll ich tun?“ und verbindet diese mit der Frage „*Wie kann ich mein Leben führen?*“ Die Frage ist gewissermaßen der Schritt hin zu einer Aneignung des eigenen Lebens, das es nunmehr mit bewusst reflektierten Elementen und Entscheidungen anzureichern gilt. Die in der reflektierten Lebenskunst anvisierte Selbstermächtigung nimmt den Weg über Techniken und Übungen, über die sich das Selbst in die Lage versetzt, sich bewusst selbst zu gestalten und zu organisieren. Bezugsgrößen sind für Schmid (wie für Foucault) die antiken Praktiken der Askese, die deutlich weiter aufzufassen sind als es der christliche Askesebegriff als Bezeichnung für Verzicht und Enthaltensamkeit vermuten lässt. In der Antike bezeichnet der Begriff der Asketik eine ganze Palette von Techniken und Übungen, über die das Individuum sich selbst und sein eigenes Leben gestalten und verändern lernt. Es geht um die „Einübung von Verhaltensweisen“ und zugleich um deren „Ausübung“ (ebd.: 315). Für das Üben werden verschiedene „subjektive Techniken“ im Sinne von wohl reflektierten methodischen Vorgehensweisen ausgebildet. Im Folgenden werde ich exemplarisch den übenden Umgang mit Gewohnheiten als eine der von Schmidt angeführten Übungen und Techniken der Lebenskunst in den Blick nehmen (vgl. ausführlich zu den Techniken: Schmid 1998: 325-398). Doch zunächst gilt es die zentrale Kategorie der Lebenskunst, die Wahl, in den Blick zu nehmen.

Wählen zu wählen – Formen der Wahl

Der Exkurs zur Frage nach der Willensfreiheit konnte unter anderem verdeutlichen, dass wir trotz aller Einschränkungen, die uns aufgrund der physiologischen, tiefenpsychologischen und sozialen Zusammenhänge, in denen wir leben, durchziehen, wählen können zu wählen. Im Alltagshandeln wählen wir fortwährend zwischen verschiedenen Optionen des Wahrnehmens, des Denkens und Handelns aus, wenngleich häufig unbewusst. Die bewusste Wahl bildet ein grundlegendes Element der Selbstermächtigung und steht deshalb auch im Zentrum von Schmid's Philosophie der Lebenskunst. Im Wählen geht es nicht nur um das situative Auswählen zwischen gebotenen Optionen; wie Schmid aufzeigt, lassen sich unterschiedliche Formen der Wahl differenzieren, über die sich insgesamt ein weites Feld der Möglichkeiten individueller Lebensgestaltung aufspannt (vgl. Schmid 2005: 18ff. u. ders. 1998: 188ff.).

Der Ausspruch ‚die Qual der Wahl‘ kann anzeigen, dass es sich beim Wählen um keine triviale Angelegenheit handelt. Die modernen Freiheiten zu Wählen gehen einher mit verschiedenen Spannungsmomenten, angefangen bei der sich mit der Wahlfreiheit gleichermaßen ausweitenden Notwendigkeit, eine Wahl zwischen Optionen treffen zu müssen. Für reflektierte Wahlentscheidungen sind häufig auch Fertigkeiten und Wissen zu veranschlagen; die

Wahlentscheidung will vorbereitet und auf der Grundlage eines Verständnisses der unterschiedlichen Optionen und den damit verbundenen Folgen getroffen werden. Hierfür liegen aber selten entsprechende Hintergrundinformationen und Anleitungen zu den Vorgehensweisen vor. Diese Problematik betrifft sowohl Fragen des Konsum als auch der Lebensplanung und Lebensführung. Mit jeder getroffenen Wahl erfolgt zudem ein Ausschluss anderer Wahlmöglichkeiten, was sich insbesondere in der Diskrepanz von Optionsvielfalt und individuell verfügbaren Mitteln als frustrierend herausstellen kann (vgl. Schmid 1998: 189f.). Sicherlich stehen uns in vielen Lebenssituationen nur wenige bis keine Wahloptionen zur Verfügung und sicherlich ist die Wahlfreiheit immer nur als eine relative aufzufassen, aber selbst im Hinnehmen der Vorgaben ist nicht gänzlich festgelegt, wie wir uns auf diese beziehen, was wir über die gegebene Situationen denken und wie wir versuchen, über diese hinauszugreifen.

Im reflektierten Wählen geht es immer zunächst auch um eine Aufklärung der Bedingungen einer Wahl, über die sich der Möglichkeitsraum etabliert und die Folgen der Wahl reflektiert werden können. Dafür ist eine Schärfung der Wahrnehmungsfähigkeit auf mindestens drei Ebenen hilfreich. Die erste Ebene betrifft die „*sinnliche* Wahrnehmung“ der Zusammenhänge, die in Beziehung stehen zu einer anstehenden Wahl. Es geht hier darum, möglichst viele Aspekte der jeweiligen Relevanzen in den Blick zu bekommen und beispielsweise diejenigen zu befragen, die sich mit den entsprechenden Themen befassen wie auch diejenigen, die von den Wahlentscheidungen betroffen werden. Viele der Wahrnehmungen, die Wahlentscheidungen beeinflussen, sind über Medien vermittelt und liegen deshalb in abstrahierter Form vor. Die Gebundenheit medialer Angebote an Zwecke veranlasst zu einer zusätzlichen kritischen Betrachtung ihrer Gehalte.

Die zweite Ebene bezeichnet Schmid als „*strukturelle* Wahrnehmung“ und bezieht sich auf die Bedingungen, die sich der sinnlichen Wahrnehmung entziehen können, aber dennoch das Möglichkeitsfeld und die Folgen der Wahl beeinflussen. Zur Erhellung dieser Bedingungen der Wahl sind theoretische Analysen und Hintergrundinformationen erforderlich, die mit erheblichem Arbeitsaufwand verbunden sein können, der in vielen Themenbereichen vom Einzelnen allein nicht zu leisten ist.

Die dritte Ebene schließlich bezieht Schmid auf die Wahrnehmung dessen, was für möglich gehalten wird. Es geht ihm um die bewusste Ausbildung eines Möglichkeitssinns, der dem durch die neueren Technologien erweiterten Möglichkeitshorizont Rechnung trägt. Als „*virtuelle* Wahrnehmung“ richtet sich dieser Möglichkeitssinn nicht nur auf die Realisierung der eigenen Möglichkeiten, sondern auch auf die Tendenzen äußerer Entwicklungen, die möglicherweise Anlass geben, sie zu verändern bzw. weiter auszubauen oder sich rechtzeitig auf sie einzustellen. Den Möglichkeitssinn betrachtet Schmid zudem als ein Vermögen, das die Phantasietätigkeit anregt, „um sich Vorstellungen von wünschenswerten Möglichkeiten zu machen, die noch keinen Ort im Wirklichen haben“ (ebd.: 196).

Aufgrund der Schnelligkeit und Vielgestaltigkeit des Alltagslebens verfügen wir selten über hinreichend Zeit und Möglichkeiten, Wahlentscheidungen adäquat vorbereiten zu können. Für Schmid sind wir deshalb auf unser Gespür angewiesen, um einerseits die Möglichkeitsräume aufspüren zu können und andererseits Wahlentscheidungen treffen zu können, die im

Einklang stehen mit den eigenen Ausrichtungen und Präferenzen. Ein solches Gespür bildet sich zum Teil in der Sozialisation aus, kann aber auch bewusst über die Erfahrungen und ihre Reflexion weiter entwickelt werden. Es unterscheidet sich von einem bloßen Gefühl dadurch, dass es eine Distanz zu den Wahrnehmungsinhalten aufweist und somit offen ist für weitergehende Reflexionen der Zusammenhänge (vgl. ebd.: 198).

Zu ergänzen ist, dass wir für die Explorationen auf allen drei Ebenen der Wahrnehmung zumeist auf Unterstützung angewiesen sind. Uns fehlen in vielen Alltagsfragen sowohl die Zugänge zu relevanten Hintergrundinformationen wie auch die nötigen Kompetenzen, um deren Relevanz einschätzen zu können. Erschwerend kommt hinzu, dass auf der Ebene der sinnlichen Wahrnehmung über Strategien der Ästhetisierung unser Begehren angesprochen wird, um von einer weitergehenden Befragung der Bedingungen der Wahl abzulenken. Die Etablierung einer adäquaten Reflexionsbasis muss als eine gemeinschaftliche Aufgabe verstanden werden im Sinne der oben bereits thematisierten Unterstützungssysteme.

Je nach Zusammenhang, Reichweite der Folgen und Geltungsansprüche lassen sich mit Schmid unterschiedliche Formen der Wahl differenzieren. Die aktive Wahl entscheidet sich für die Realisierung bestimmter Möglichkeiten. Mit der bewusst vollzogenen Wahl für eine Option sind nicht unerhebliche Folgen für einen selbst und für andere, für die Eröffnung und Schließung anknüpfender Möglichkeitsräume verbunden. Häufig vollzieht sich eine aktive Wahl auch als Nichtwahl, wenn sie sich der Wahloption gänzlich entziehen möchte.

Vergleichbare Folgen wie die aktiven Formen der Wahl kann aber auch die passive Wahl aufweisen. Diese kann explizit vollzogen werden und verbleibt dann bewusst „in einem Zustand der Unbestimmtheit“ (ebd.: 207). Solchermaßen wird die Wahl bewusst an die weiteren, von außen bestimmten Entwicklungen übergeben bis zu dem Punkt, an dem eine aktiv Wahl getroffenen wird. Die implizite Form der passiven Wahl hingegen überlässt sich gewissermaßen ohne bewusste Reflexion den Ereignissen, lässt sich treiben und die Geschehnisse geschehen und entscheiden. Hierbei erwächst dem Subjekt der Eindruck, die Wirklichkeit vollziehe sich ganz ohne eigene Beigaben. „In beiden Fällen aber ist die passive Wahl mit einem *Gewähltwerden* und *Sichwählenlassen* von Anderen, von Verhältnissen, von Strukturen, von Zufällen, von Gelegenheiten, auch von Dingen, Erfahrungen, Gefühlen verbunden, die darüber bestimmen, was wirklich wird und welchen Weg das Selbst nimmt.“ (ebd.)

Bezüglich der Reichweite und Tragweite von Wahlentscheidungen unterscheidet Schmid zwischen der Einzelwahl und der Fundamentalwahl. Akte der Einzelwahl sind typisch für alltagspraktische Zusammenhänge und direkt mit der Umsetzung einer Möglichkeit verbunden, weshalb auch die Folgen zumeist nicht lange auf sich warten lassen. Sie erfolgen häufig eher gedankenlos ohne vorbereitende Reflexion. Einzelwahlakte vollziehen sich im Rahmen eines Möglichkeitsfeldes, das von einem zuvor getroffenen Akt der Fundamentalwahl bereitet wird. Diese gibt vor, welche Möglichkeiten der Einzelwahl überhaupt zur Verfügung stehen, etwa wenn ich die Entscheidung treffe, nach Paris zu reisen, einen neuen Computer zu kaufen oder ein bestimmtes Studium aufzugreifen. Jeweils wird ein größeres Feld von Möglichkeiten eröffnet, das in Akten der Einzelwahl erschlossen werden kann und muss. Die

sich aus einem Akt der Fundamentalwahl ergebenden Möglichkeitsräume sind häufig im Voraus nur teilweise einsehbar bzw. abschätzbar, wirken sich aber mithin grundlegend auf die anknüpfenden Handlungsmöglichkeiten aus.

Die durch eine Fundamentalwahl geschaffene „Disposition“ kann ebenso von den fundamentalen Entscheidungen Anderer mitbestimmt sein; der Einzelne bewegt sich mit der von ihm getroffenen Fundamentalwahl häufig in Möglichkeitsräumen, die von Anderen festgelegt wurden. Die Praxis einer reflektierten Lebenskunst bemüht sich deshalb darum, herauszufinden, „welche Fundamentalwahl der scheinbaren Selbstverständlichkeit einer aktuellen Situation zugrunde liegt, wer hier ‚vorgewählt‘ hat und warum, wie dem gegebenenfalls zu entkommen ist und unter welchen Bedingungen dies möglich ist.“ (ebd.: 208).

Quer zu den bereits skizzierten Differenzierungen lässt sich bezüglich der Geltungsbereiche des Wählens unterscheiden zwischen der individuellen Wahl, über die der Einzelne für sich selbst wählt, und der allgemeinen Wahl, über die bestimmt wird, was für alle Beteiligten einer Gemeinschaft oder eines Zusammenhangs gelten soll.

Der Akt der Wahl erfolgt nicht allein auf der Grundlage von rationalen Gesichtspunkten, vielmehr ist er als komplexes multifaktorielles Geschehen aufzufassen, in das u.a. Empfindungen, Gewohnheiten und unbestimmte Begehren einspielen. Für ein reflektiertes Wählen bedarf es der „Kenntnis der Bedingungen und Möglichkeiten, die sie bestimmen, eröffnen und begrenzen“ (ebd.: 193) und einer ausgebildeten Urteilskraft, Sensibilität und Aufmerksamkeit. Die im Wählen zur Geltung kommende Urteilskraft kann in dem oben skizzierten erweiterten Sinne aufgefasst werden als ein reflektierendes Vermögen, das sich tastend ins Offene bewegt, das durch Analogien und Vergleiche Verknüpfungen zwischen unterschiedlichen Gebieten herstellt bzw. Übertragungen leistet und dadurch neue Einblicke und Einsichten erzeugt.

Ästhetischen Kompetenzen kommt deshalb in mehrfacher Hinsicht eine grundlegende Bedeutung in der Kunst des Wählens zu. Nicht nur sind ästhetische Aspekte und Dinge selbst Gegenstände von Wahlentscheidungen, das Wählen selbst ist durchsetzt von den individuellen ästhetischen Präferenzen und Haltungen, von (ästhetischen) Erfahrungshintergründen und Weltansichten wie auch von Imaginationen und Gewohnheiten.

Gewohnheiten

Gewohnheiten bilden einen wichtigen Bezugshorizont der Techniken des Einübens und des Ausübens der Lebenskunst. Sie mögen bei flüchtiger Betrachtung nebensächlich erscheinen, entpuppen sich aber schnell, wie dies oben bereits mit Blick auf Deweys Erfahrungsbegriff hervorgehoben wurde, als zentrale Momente des Handelns und Reflektierens. Gewohnheiten entlasten von einer bewussten Auseinandersetzung mit den Ansprüchen der Umwelt, von der Anforderung fortwährend Entscheidungen treffen zu müssen. Sie etablieren eine Vertrautheit mit der Umwelt und den Dingen, mit denen wir umgehen, und ermöglichen dabei eine partielle Freisetzung der Aufmerksamkeit. Zugleich binden sie uns an die Wiederholung eingeübter Vollzugsformen und damit auch an eine zumeist unbewusst erfolgende Fortschreibung

von Verhaltensmustern samt ihrer Ein- und Ausblendungen, erwünschten und unerwünschten Nebeneffekten.

In der Praxis der Lebenskunst ist nach Schmid deutlich zwischen heteronomen und autonomen Gewohnheiten zu unterscheiden. Heteronome Gewohnheiten übernehmen wir unreflektiert durch die Einübungen der Erziehung und Bildung und aus den Gepflogenheiten der uns umgebenden Kultur. Es sind diese Gewohnheiten, die Dewey im Blick hat, wenn er die Potentiale ästhetischer Erfahrungen zur Reflexion weitgehend unsichtbarer, eingefahrener Verhaltensweisen hervorhebt. Autonome Gewohnheiten sind dagegen solche, die wir uns selbst aneignen; sei es durch eine bewusste Reflexion der heteronomen Gewohnheiten oder durch die bewusste Konstruktion und Einübung von neuen Gewohnheiten der Lebensführung. In den autonomen Gewohnheiten kommen die selbstgewählten Haltungen und Präferenzen des Individuums zum Ausdruck.

Gewohnheiten in ihrer unbewussten Vollzugform haben uns im ‚Griff‘, aber in einer Weise, die Spielräume des Handelns erst ermöglicht, die entlastet und stützt. Varela, Thompson und Rosch bezeichnen die mehr oder weniger bewusste, durch Gewohnheiten gekennzeichnete Dimension des Handelns als ‚verkörpertes Handeln‘. „Mit *verkörpert* meinen wir zweierlei: Kognition hängt von Erfahrungen ab, die ein Körper mit verschiedenen sensomotorischen Fähigkeiten ermöglicht. Diese sind ihrerseits in einen umfassenden biologischen, psychologischen und kulturellen Kontext eingebettet. Mit *Handeln* möchten wir [...] betonen, daß sensorische und motorische Prozesse, Wahrnehmung und Handlung, in der lebendigen Kognition prinzipiell nicht zu trennen sind.“ (Varela/Thompson/Rosch 1995: 238) Diese Verschlungenheit ganz unterschiedlicher Aspekte im Vollzug des Handelns betrifft freilich auch die Vollzugformen ästhetischer Erfahrungen oder von Beurteilungen durch die reflektierende Urteilskraft. Kognition und Erfahrung lassen sich analytisch, nicht aber praktisch trennen. Jeglicher Sinnesreiz, ob bewusst wahrgenommen oder nicht, wie dies für die meisten der auf die Sinne eintreffenden Reize zutrifft, werden mit den bisherigen in unserem Gedächtnis (konstruiert) gespeicherten Erfahrungen abgeglichen, um zu einer Einschätzung bezüglich möglicherweise erforderlicher Reaktionen zu gelangen.

„Da wir uns nur im seltenen Grenzfall darüber Rechenschaft ablegen, welche Gründe und Motive zu welchen unserer Entscheidungen geführt haben, ja oft noch nicht einmal bemerken, daß wir gerade eine Entscheidung getroffen und damit andere Möglichkeiten ausgeschlossen haben (zum Beispiel beim Formulieren von Sätzen), spielt sich ein wesentlicher Teil unseres Handelns nicht reflexiv, sondern intuitiv ab – auf der Basis von in uns und zwischen uns ablaufenden komplexen Prozessen, die unser waches Bewußtsein nicht weiter behelligen. Das trifft nicht nur auf individuelles Handeln zu, sondern gerade auch auf soziales, denn die vielfältigen Koordinationsspiele [...] sind ja Spiele, deren Regeln wir nicht kennen müssen, um sie mit traumhafter Sicherheit zu beherrschen.“ (Welzer 2002: 216)

Dass die meisten der Alltagshandlungen nicht aufgrund von reflexiv erbrachten Entscheidungen erfolgen, besagt nicht, dass wir dieses Handeln nicht zumindest in Ausschnitten (im Sinne eines Schnitts in den Phasenraum des Erlebens) reflektieren könnten.

Die sich über wiederholte Verhaltensweisen ausbildenden Gewohnheiten sind als eine der zentralen Größen der Entwicklung von Subjektformen aufzufassen. Einige von ihnen stellen unverzichtbare Bestandteile dar, über die sich die Kohärenz des Subjektes stabilisiert; Schmid bezeichnet sie als „*existentielle* Gewohnheiten“. Der „Kernbereich“ existentieller Gewohnheiten kann sich aus autonomen und heteronomen Gewohnheiten zusammensetzen und ist zumeist nur durch erhebliche Anstrengungen bewusst zu modifizieren. Wäre dies anders, dann bestünde ganz pragmatisch die Schwierigkeit, eine stabile Subjektform aufrechtzuerhalten, wie dies oben das Beispiel von Shelby in Christopher Nolans Film ‚Memento‘ verdeutlichen konnte. Es geht deshalb der Lebenskunst sowohl darum, bewusst Gewohnheiten zu reflektieren und auszuwählen bzw. zu verändern, als auch darum, zu wählen, bestimmte Gewohnheiten aufrechtzuerhalten und gewähren zu lassen.

Mit „*funktionalen* Gewohnheiten“ verhält es sich gerade umgekehrt, sie bilden sich in Auseinandersetzung mit den schnell wechselnden Veränderungen der äußeren Ansprachen aus, und reagieren auf die Entwicklungen der aktuellen Moden. Sie ermöglichen eine flexible Anpassung des Subjekts an die wechselnden Kontexte und Anforderungen des Alltagslebens und schaffen einen Abgleich des Kernbereichs der Kohärenz des Subjekts mit dem Neuen und Anderen (vgl. Schmid 1998: 325ff.).

„So verfügt die reflektierte Lebenskunst über beide Möglichkeiten: An existentiellen Gewohnheiten festzuhalten und einen neuen Fundus an funktionalen Gewohnheiten bereitzuhalten. Während erstere zur Herstellung einer festgefügtten Haltung erforderlich sind, ermöglichen letztere deren gelegentliche Variation und Modifikation – so kann die ganze Spannweite zwischen Stabilität und Flexibilität ausgeschöpft werden.“ (ebd.: 329)

Wie bereits angedeutet, schaffen Gewohnheiten Entlastung von den Anforderungen der Wahl, sie ermöglichen eine „gelassene Lebensführung“. Damit einher geht jedoch auch die Tendenz zur Abstumpfung und Ausblendung alternativer Handlungsoptionen und der Nebeneffekte des Handelns, die stillschweigend mitgeführt werden. Es scheint deshalb wenig erstrebenswert, alles den Gewohnheiten zu überlassen. Eine Praxis der Lebenskunst sucht bewusst auch nach dem Ungewohnten und Anderen, um sich selbst in Schwung zu halten, zu erweitern und zu überschreiten. Die mit der Einrichtung von Gewohnheiten verbundene Ermöglichung von Freiräumen ist begleitet von neuen Notwendigen, die leicht aus dem Blick geraten. Hieraus erwächst der Lebenskunst die Anforderung, sich zur Gewohnheit zu machen, die Gewohnheiten von Zeit zu Zeit einer kritischen Reflexion zu unterziehen (vgl. ebd.: 330f.).

Die begutachtende und gezielt aufmerksame Haltung gegenüber der Umwelt oder den eigenen Vorstellungen und Empfindungen ist eine, je nach gegebenen Voraussetzungen, wählbare Haltung. Eine Selbstverortung durch Selbstreflexion würde in diesem Zusammenhang implizieren, das eigene Tun, wenn auch nur für kurze Sequenzen und ausschnitthaft, zu reflektieren und in die Bezugsnetze der persönlichen und gemeinschaftlichen Prioritätensetzungen zu stellen. Diese Möglichkeiten der Selbstreflexion müssen dem Alltagshandeln nicht erst angetragen werden, sondern vollziehen sich in diesem fortwährend mehr oder weniger ausgeprägt; zumeist selbst wiederum in Form von mehr oder weniger bewusst vollzogener Gewohnheiten.

Vom Verbraucher zum Gebraucher

Der kritischen Durchleuchtung gelebter Gewohnheiten wie auch der Bedingungen und der zu erwartenden Folgen von Wahlentscheidungen kommt angesichts der ökologischen Nebenwirkungen menschlichen Handelns ein besonderes Gewicht zu. Wie Schmid hervorhebt, lassen sich trotz der noch unzulänglichen Kenntnisse der konkreten Wechselwirkungen und Folgen des massiven Ressourcenabbaus und Eingreifens in natürliche Kreislaufsysteme gute Gründe dafür finden, die individuelle Lebensführung ökologisch auszurichten (vgl. Schmid 2005: 16ff., u. ders. 1998: 399ff.). Eine ökologische Lebenskunst weitet die Perspektive aus, um über die unmittelbare Lebensumwelt hinausblicken und die Zusammenhänge des lokalen Handelns, seine Verstrickungen in übergeordnete Zusammenhänge anvisieren zu können.

„Es schlägt die Brücke auch zu räumlich weit entfernten Individuen, Lebeweisen und ökologischen Strukturen sowie zu den Individuen künftiger Generationen, deren Möglichkeiten in der Gegenwart eröffnet und verschlossen werden.“ (Schmid 2005: 16)

Im Sinne einer bereits in den 1970er Jahren von Ivan Illich, dem Club of Rome und anderen geforderten Besinnung auf eine umweltverträgliche Lebensweise und Technikentwicklung („Conviviality“) plädiert auch Schmid für einen durch Achtsamkeit und Besonnenheit gekennzeichneten Umgang mit der Umwelt; angefangenen bei den alltäglichen Wahlentscheidungen im Rahmen von selbstgesetzten Fundamentalentscheidungen. Dazu zählt auch, die eigenen Lebensgewohnheiten im Hinblick auf ihre ökologischen Folgen durchzugehen und ggf. anzupassen; und es ließe sich ergänzen: die eignen Gewohnheiten und Wahlentscheidungen durchzugehen im Hinblick auf die Folgen für all diejenigen, die von ihnen betroffen sind.

Schmid visiert ein Umdenken an, das die Aufmerksamkeit weg vom Konsum und hin auf den Gebrauch lenkt, bei dem der Umgang mit den Dingen über die momentane Bedürfnisbefriedigung hinausschaut und der Ressourcenschonung und der Haltbarkeit der Dinge mehr Beachtung beimisst. Je nach den individuellen Rahmenbedingungen bestehen Möglichkeiten, die Aufmerksamkeit stärker auf eine ökologisch rücksichtsvolle Lebensweise auszurichten. Die übergeordnete Dynamik des derzeitigen kapitalistischen Wirtschaftssystems steht der Ausbildung einer solchen Lebensweise allerdings entgegen – bedingt u.a. durch die Angebotsorientierung, die monopolistische Verfassung vieler Teilmärkte, die verkürzten Halbwertszeiten der Produkte, die immensen Transportwege, die erforderlich sind, um die fragmentierten Elemente des Produktionsprozesses zirkulieren zu lassen. Entsprechend begünstigende Prioritätensetzungen sind hier auch seitens der Politik erforderlich. Auch im Hinblick auf eine ökologisch ausgerichtete Praxis der Lebenskunst dürfte deshalb klar sein, dass diese nicht der individuellen Verantwortung allein übertragen werden kann, sondern grundlegend auf soziale, kulturelle, ökonomische und politische Unterstützungssysteme angewiesen ist.

Politische Dimensionen der Lebenskunst

Die Möglichkeiten der selbstgesteuerten Lebensführung sind abhängig von den übergeordneten Zusammenhängen und Funktionen, von äußeren und inneren Strukturen, die sich nicht

einfach verändern lassen. In der Lebenskunst geht es dennoch darum, sich mit den grundlegenden Strukturen der gesellschaftlichen Verfassung *und* der individuellen Disposition auseinanderzusetzen. Für eine reflektierte Lebenskunst besteht die Anforderung, die gegebenen Strukturen zu erhellen und dabei sowohl Kenntnis über die Bedingungen und Möglichkeiten des Handelns als auch seiner selbst zu erlangen. Die Analyse der Strukturen ist allerdings alles andere als einfach und führt zumeist zu sehr unterschiedlichen Interpretationen ihrer Relevanz und Sinnhaftigkeit. Darüber hinaus durchkreuzen strukturelle Bedingungen tendenziell die Möglichkeiten des Subjekts, aus sich heraus überhaupt handeln und reflektieren zu können; mithin nehmen die Bedingungen eine Eigendynamik an, die sie selbst als subjekthafte Akteure mit unerwünschten Nebenfolgen wirken lässt.

Schmids Konzeption des Umgangs mit den Strukturen und Machtverhältnisse geht von einer „*pragmatischen Autonomie*“ des Subjekts aus, die keiner gänzlichen Befreiung von strukturellen Vorgaben bedarf, um die Gegebenheiten befragen und aus den Resultaten Rückschlüsse für das eigene Handeln ziehen zu können. Es geht also weder um eine vollständige Aufklärung der Strukturen noch um eine totale Befreiung, sondern um eine relative und situative, die einen Umgang mit ihnen anleiten kann.

Auch die reflektierte Lebenskunst kann sich affirmativ auf die gegebenen Strukturen beziehen, legt einer solchen Bejahung des Bestehenden aber zumindest eine kritische Reflexion zugrunde. Wird die Verfassung des Bestehenden als belassenswert eingestuft, so kann sich dennoch der Umgang mit der Umwelt verändern, indem etwa die eigenen Wertschreibungen abgewandelt werden. Verlangt die Reflexion der Strukturen allerdings eine Veränderung der Strukturen, eröffnen sich Anforderungen und weitergehende Erkundungen, die nach den adäquaten Transformationsweisen wie auch nach der Verfassung der angestrebten Bedingungen suchen müssen und dabei zumeist auf Unterstützung angewiesen sind. Die Bildung von Solidargemeinschaften und Allianzen kann ein Weg sein, bestehende Bedingungen zu verändern bzw. neue Möglichkeitsräume für die Entwicklung der Lebenskünste zu etablieren (vgl. Schmid 1998: 146ff.).

In dem oben mit Foucault angesprochenen Sinne sind Strukturen und Machtverhältnisse miteinander verflochten. Als Machtstrukturen bestimmen sie die Bedingungen und die Möglichkeiten des Lebens und der Lebenskünste. Macht ist demnach nicht allein als Form der hierarchischen Machtausübung aufzufassen, sondern umfasst zudem die „Art und Weise, in der Individuen [und Gruppen] sich wechselseitig führen und beeinflussen und Einfluss auf Wesen und Dinge ausüben.“ (ebd.: 150) Jeder Einzelne verfügt über ein Quantum Macht, das er sowohl in den Umgang mit anderen als auch mit sich selbst einbringt. Für eine Einschätzung der Handlungsbedingungen wie auch der eigenen Verstrickungen in die Machtverhältnisse ist die Arbeit an der „*Aufklärung von Machtstrukturen*“ grundlegend erforderlich. Dafür lassen sich nach Schmid vier grundlegende Fragen differenzieren:

- „1. Wie funktionieren die Machtstrukturen allgemein in der bestehenden Gesellschaft? 2. Was ist die besondere Macht Anderer über mich, was ist angesichts dessen meine Ohnmacht? 3. Was ist meine eigene Macht über mich und meine Ohnmacht in Bezug auf mich selbst? 4. Was ist meine eigene Macht über Andere und demzufolge deren Ohnmacht?“ (ebd.)

Wie die Machtanalysen Foucaults hervorgehoben haben, vollzieht sich Macht nicht nur in Repressionen, sondern deutlich subtiler und auch produktiver in den Subjektivierungen, über die sie sich in die Subjekte selbst einschreibt und beispielsweise Formen der Selbstunterwerfung und der vorausseilenden Pflichterfüllung hervortreibt.

Schmids Konzeption der Lebenskunst zielt entsprechend (wie auch andere emanzipatorisch ausgerichtete Politikkonzeptionen) darauf, hierarchische Beherrschungsverhältnisse abzubauen und umkehrbare Machtverhältnisse zu etablieren. Dafür ist das Verständnis der Politik zu erweitern; Politik ist Angelegenheit aller und deshalb durch eine Politik ‚von unten‘ zu erweitern.

„Für die reflektierte Lebenskunst kommt es darauf an, weit unterhalb der ‚großen Politik, die Klein- und *Kleinstpolitik*, die Mikropolitik der Lebensführung des Subjekts und seiner persönlichen Verhältnisse geltend zu machen. Die auf Selbstmächtigkeit gegründete *individuelle* Macht konstituiert die Macht von unten, die sich zudem in Form von Kooperationsnetzen und Solidargemeinschaften [...] als *soziale* Macht organisiert.“ (Schmid 1998: 153)

Ein zentrales Moment in der Ausweitung der Politik macht Schmid in der Selbstermächtigung des Einzelnen aus, über die dieser versucht, „*Macht über sich selbst*“ zu erlangen und damit zugleich eine größere „*Unabhängigkeit* von äußeren Mächten“ zu befördern, „die erfahrungsgemäß ihren Weg ins Selbst nur finden, wenn sie sich die inneren Zwistigkeiten und unerfüllten Bedürfnisse des Subjekts zunutze machen, die sie zu lösen und zu erfüllen versprechen.“ (ebd.: 152). Schmid sieht in der Ausweitung der Macht über sich selbst gleichermaßen ein Potential angelegt, die Machtausübung durch Andere einzuschränken und der Forderung von umkehrbaren Machtverhältnissen einen stärkeren Ausdruck zu geben. Die erforderliche Beförderung und Involvierung einer Politik von unten, die an einer Veränderung der Verhältnisse arbeitet, umfasst auch Fragen nach den Wertzuschreibungen. Der Versuch einer Lebenskunst besteht darin, an den individuellen Haltungen anzusetzen und beispielsweise der Dominanz einer Orientierung an materiellen Gütern zu begegnen und andere Formen des Eigentums sichtbar zu machen. Schmid geht es um die Wertschätzung eines Eigentums im ideellen Sinn, um die „eigenen Vorstellungen, das eigene Empfinden, das eigene Verlangen, die eigene Meinung, die eigene Haltung, die eigenen Zweifel, die eigenen Interessen, die eigene Initiative, die eigene Wahl“ (ebd.: 162). All diese Formen des Selbsteigentums „an Ideen und Gedanken, Lüsten und Leidenschaften“ gilt es sich erst einmal anzueignen. Aus der Aneignung geht dann eine Selbstermächtigung hervor wie auch die Möglichkeit, Verpflichtungen aus freien Stücken einzugehen (vgl. ebd.).

Schmids Philosophie der Lebenskunst bezieht sich sowohl auf die Praxis als auch die Reflexion der Lebenskunst und unternimmt den Versuch, beide Aspekte in ihrer politischen Relevanz zu verdeutlichen. Die Möglichkeiten einer Lebenskunst werden dabei mit Blick auf ihr kritisches Potential gegenüber den bestehenden Konventionen und Normen geltend gemacht. Wie dies im Hinblick auf zwei der Kernelemente einer Lebenskunst, den Gewohnheiten und der Wahl, ausgeführt wurde, geht es dabei auch um eine Verbindung unterschiedlicher Reflexionsformen, um die Verbindung von sinnlichen Erfahrungen und Analysen des Gegebenen

nen, von experimentierendem Überschreiten und gestaltender Ausrichtung der Möglichkeitsräume des Erfahrens. Dabei bezieht sich die Philosophie der Lebenskunst auf die aktuellen Bedingungen und Ereignisse und versucht zugleich eine kritische Distanz zu diesen aufzubauen (vgl. Schmid 2000: 373ff.).

Eine große Schwierigkeit in dem weitergehenden Ausbau von förderlichen Bedingungen zur Entwicklung der Lebenskunst sieht Schmid in der Verfasstheit des kapitalistischen Wirtschaftssystems, das einen großen Einfluss auf die Politik und die Möglichkeiten der Lebenskunst ausübt. Um die Wirtschaftsordnung hin zu einer gerechteren und erträglicheren zu transformieren, ist sowohl eine kontinuierliche Aufklärungsarbeit erforderlich wie auch eine Arbeit an einer „Politik der Lebenskunst“. Diese zielt auf eine individuelle und soziale Machtbefähigung und -ausübung auf breiter Basis, um eine gerechtere Ordnung einzufordern. Die erwähnte stärkere Berücksichtigung nicht-materieller Güter kann dabei einen Beitrag zu den erforderlichen Umwertungen der Werte leisten.

6.2.8 Support für Lebenskünste

Das Ästhetische kann als facettenreiche Dimension des Alltagshandelns aufgefasst werden, die politische Momente umfasst. Denn, das konnte oben verdeutlicht werden, die ästhetische Verarbeitung ist kein nebensächliches Beiwerk, sondern eine integrale Komponente der Selbst- und Weltbezüge. Sie strickt mit an den individuellen Reflexionsformen, Haltungen und Orientierungen in der Welt. In ihr werden rezeptive und produktive Kompetenzen und Haltungen eingeübt, die sich auch in der Arbeit an den individuellen Prioritätensetzungen und Werstschätzungen und für die Entwicklung einer Kunst des Wählens und der Selbstermächtigung veranschlagen lassen.

Auch im Hinblick auf politische und ökologische Fragestellungen sind die ästhetisch durchzogenen Wahlentscheidungen des Alltagshandelns keine zu vernachlässigende Dimension. Es geht in ihnen um ein Einüben von verantwortlichen Verhaltensweisen. Nicht geringe Anteile des Alltagshandelns und der darin zum Tragen kommenden Wahlentscheidungen können als politisch relevant betrachtet werden, indem sie sich auf die Möglichkeitsräume anderer wie auch auf die Möglichkeitsräume derjenigen, die noch kommen werden, mitunter gravierend auswirken.

Die mit dem oben angesprochenen Begriff der *Responseability* anvisierte Kompetenz kann als Bündel von Fähigkeiten und Fertigkeiten angesehen werden, die im Alltag mehr oder weniger bewusst und in unterschiedlichen Verbindungen ohnehin veranschlagt werden. Für die Praxis einer ‚verantwortlichen Lebenskunst‘ können sie bewusst eingeübt und als Techniken eines schöpferischen Antwortens reflektiert ausgeübt werden. Zu den Fertigkeiten zählen insbesondere solche, die in dem vorangegangenen Abschnitten u.a. als Vermögen einer innehaltenden Intervention, als ästhetische Aufmerksamkeit, als erweiterte Urteilskraft,

als Vermögen der Wahl, als Kreativitätssyndrom, als Kompetenz zur kritischen Reflexion von Ästhetisierungen, Inszenierungen und Wissensbeständen näher betrachtet wurden. Es geht in der anvisierten Kompetenz zunächst um die Fähigkeit, situativ eine Distanz zu dem Strom der Ereignisse aufbauen zu können, um ggf. erforderliche Reflektionsintervalle einzubinden. Diese Fähigkeit bildet eine Voraussetzung der ästhetischen Aufmerksamkeit, über die sich die Wahrnehmung und Reflexionsarbeit „vom Alltäglichen aufs Außeralltägliche und vom Sinnlichen aufs Geistige ...“ umschalten lässt. Es geht um eine alltägliche Urteilskraft, um ein Reflektionsvermögen, das sich ungebunden tastend ins Offene bewegt. Es geht darüber hinaus um die Fertigkeit, bewusst von einer Reflexionsform zu einer anderen überzugehen, um Beziehungen zwischen ästhetischen Ansprachen und Vorstellungen und kognitiven Aspekten und Hintergrundwissen zu erkunden. Es geht in der gesuchten Kompetenz um ein Vermögen, das es erlaubt, zu einer gegebenen Situation oder Sache unterschiedliche Reflexionsformen und Kenntnisse in Beziehung zu setzen, Gegebenheiten und Gewohnheiten kritisch zu hinterfragen, um gerade über das Hinterfragen zu Orientierungen und reflektierten Wahlentscheidungen gelangen zu können.

Die für eine Kompetenz des Antwortens veranschlagten ästhetischen Fähigkeiten und Haltungen tragen bei zu einem stärkeren Bewusstsein gegenüber den spezifischen Qualitäten der Ansprachen, ihren Details und auch gegenüber dem, was in diesen nicht gezeigt wird. Sie erlauben eine Offenheit gegenüber den unvorhersehbaren Irritationen und Wechselwirkungen des Lebens und öffnen für ein Verständnis des Gewordenseins der sozialen Welt und ihrer Transformierbarkeit wie auch für das noch Unbekannte, das durch das positivistische, vermeintlich objektive Wissen ungebührlich ausgeblendet bzw. in seiner Relevanz für das je aktuelle Handeln marginalisiert wird. In dem kompetenten Reflektieren und Antworten auf die (freilich nicht nur) ästhetischen Ansprachen werden die unterschiedlichen Reflexionsformen in wechselseitiger Ergänzung veranschlagt; eine ästhetische Oberfläche kann in ihrem Erscheinen wahrgenommen und reflektiert werden, etwa im Hinblick auf Wissen zu den Netzen ihrer Ermöglichung und auf inhärente Machtverhältnisse und Instrumentalisierungen.

Die Kompetenz eines schöpferischen Antwortens bezieht sich auch auf die Wirksamkeiten von Vorstellungen und Bildern in beide Zeitrichtungen, die wir von dem jeweils gegenwärtigen Standpunkt aus in den Blick nehmen können. Sie fragt nicht nur nach dem, was war und wie das, was ist, aus dem, was war, geworden ist, sondern auch danach, wie das, was ist, gleichermaßen durch das, was als Vorstellung von dem Zukünftigen vorausgeworfen wurde und wird, bereits mitgestaltet ist. Sie fragt dabei auch nach den im mentalen Raum verdichteten Vorstellungsbildern, die als mehr oder weniger affirmative Übernahmen oder als eigen-sinnige Umarbeitungen von Vorgegebenem betrachtet werden können und den imaginierten Zukunftshorizont bilden.

Befragt werden die Relationen zwischen den unterschiedlichen Dimensionen der Erfahrung in den Netzen der Alltagswelt, die Beziehungen zwischen der konkreten Realität und ihren medialen Dimensionen, Vorstellungen und mentalen Bildern. Die Gedanken, *in* denen wir denken, die Bilder, *in* denen wir sehen und vorstellen, liegen (als Gewohnheiten) zumeist im blinden Fleck unserer Aufmerksamkeit, doch auch sie können zum Objekt der Aufmerksam-

keit und der Reflexion werden. Dabei sind es gerade auch die uns fremden Dinge und Begebenheiten, die den Anstoß und Hinweise für ein genaueres Hinsehen geben können.

Die ‚Wissensgesellschaft‘ lässt den Anschein erwecken, die soziale Praxis vollziehe sich auf der Grundlage optimaler Informiertheit. Auch wenn wir mit zunehmendem Wissen gelernt haben, dass Wissen immer nur als ein partielles, ausschnitthaftes und größtenteils revidierbares aufzufassen ist, tendieren wir dazu, uns an dem auszurichten, was wir bereits zu wissen glauben. Dabei wird leicht übersehen, dass möglicherweise gerade vom dem, was sich unserer genaueren Kenntnis entzieht, eine nicht unerhebliche Wirkung auf unsere Wahrnehmungen und Sinnbildungen, Haltungen und Handlungen ausgeht, wie uns dies beispielsweise die Psychoanalyse gelehrt hat. Eine Kompetenz des Antwortens berücksichtigt deshalb auch das noch Unbekannte und das Nichtbeachtete, indem sie diesen einen Stellenwert beimisst, ohne ihn bereits genau bestimmen zu können. Dadurch erscheint das Bekannte im Lichte seiner Überholbarkeit und bleibt offen für und angewiesen auf Kritik.

Eine besondere Aufmerksamkeit gebührt in diesem Zusammenhang den Geschehnissen zwischen Ansprachen und Antworten, die oben als ein allgemeines, mehr oder weniger bewusst wahrgenommenes Kennzeichen aller Erfahrungen skizziert wurden. Diese Vollzüge zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich gerade nicht auf einem fertigen Fundament einer Ordnung abspielen, sondern sich in der ‚Übergangszone‘ zwischen bestehenden Ordnungen und chaotischen Prozessen und Zufällen bewegen. Ordnungen in dem oben mit Waldenfels skizzierten Sinne weisen sowohl Aspekte auf, die das Handeln entlasten und unterstützen und Perspektiven eröffnen als auch solche, die sich bei genauerer Hinsicht als willkürlich herausstellen, und die das Handeln binden oder sogar lähmen und Alternativen ausblenden können. Soziale und kulturelle Handlungsmuster bzw. Programme und auch das in Technologien niedergeschlagene Wissen, Können und Wollen können als Ordnungen in diesem Sinne aufgefasst werden.

Für ein reflektierendes Anknüpfen scheinen sich die Zwischenbereiche der Erfahrung, wie auch die Übergänge von einer Ordnung in eine andere besonders zu eignen. Hier treten Leerstellen, Differenzen, Bruchlinien und Grenzüberschreitungen zutage und eröffnen den Blick auf fremde Zonen, die ein Reflektieren subjektiver und äußerer Ordnungen begünstigen können. Hier stellen sich Fragen, etwa wie sich die Unterbrechungen einstellen können, ohne sogleich zu Brüchen zu führen; wie Tendenzen zur ‚abdichtenden‘ Besetzung von Leerstellen abgewendet werden können, um die durch die Leerstellen erst ermöglichte Differenzwahrnehmung nicht zu übergehen; wie die Grenzen von Ordnungen beim Überschreiten nicht zugleich ausradiert, sondern vielmehr in ihrer zumeist ambivalenten Funktionalität markiert werden können; wie auf Fremdes geantwortet werden kann, ohne es damit dem Eigenen anpassen zu müssen.

Die Kompetenz des Antwortens verweist auf eine ‚Alltagkompetenz‘, die temporär und situativ eine Distanz zu den zweckgebundenen Vollzügen der Alltagsbewältigung eröffnet. Wie skizziert überschneidet sie sich mit ästhetischen Kompetenzen, zielt allerdings mehr auf die Wahrnehmung insgesamt, indem sie Aspekte der Besonderheiten ästhetischer Wahrneh-

mungssituationen auch in Alltagszusammenhängen verortet und veranschlagt. Die Verzögerung zwischen Ansprachen und Antworten wird zum Ausgangspunkt für eine Ausrichtung der Aufmerksamkeit, mit der eine Reflexion von Situationen in Gang gesetzt wird, die kognitive und ästhetische Aspekte gleichermaßen ernst nimmt.

Es kann auch das alltäglich Gewohnte sein, das anders wahrgenommen wird und Anderes wahrnehmen lässt. Irritationen, gestalterische Hervorhebungen und stimmungsabhängige subjektive Haltungen können Momente des Innehaltens oder der Distanznahme ebenso hervorbringen wie Situationen des Staunens, das auf der „Schwelle zwischen Altgewohntem und Neuerschautem auftritt und keinem von beiden angehört“ (Waldenfels 1997: 64). Der Irritierte, der Aufmerkende oder der Staunende verliert seinen Ort im Alltäglichen ohne jedoch woanders anzukommen. Solche Erfahrungen des ‚Unalltäglichen‘ im Alltäglichen lassen die Zwischenzone zwischen Ansprache und Antwort hervortreten. Dieser Zwischenraum ist vorhanden und weil aus ihm spannungsvolle Dynamiken mit Möglichkeiten zum Überschreiten des Gewohnten erwachsen, wird er auch gerne zur Bezugsgröße vereinnahmender Zugriffe. Verantwortliches Handeln ist angewiesen auf die Kenntnis dieses Zwischenraums und auf Fähigkeiten und Fertigkeiten ihn zu bespielen.

Zur Ausbildung einer entsprechenden Kompetenz bedarf es Vermittlungsformen, die dazu beitragen, für die Gegenwart des räumlich und zeitlich Abwesenden empfänglich zu machen und den Umgang mit Ambivalenzen und Fremdem, mit Unvertrautem, Widersprüchlichem und dem Möglichen einzuüben; Vermittlungsformen, die dazu beitragen, die eigene Kohärenz und Perspektivität in ihren Beziehungen zu anderen aufzufassen, sowohl um sie aufrecht zu erhalten, ohne sie festzuschreiben, als auch um sie relativieren und das Fremde in ihnen anerkennen zu können. Hierfür bedarf es der Unterstützung in der Durchleuchtung der Voraussetzungen der Wahl, in der Einschätzung einer Situation, zur Fundierung von Wahlentscheidungen, in der Aufklärung von Machtverhältnissen, in der Reflexion der übernommenen wie der selbst gestalteten Gewohnheiten, in der Ausbildung von Interpretations- und Inszenierungskompetenz sowie ästhetisch-hermeneutischer Reflexionsformen.

Eine zentrale Bezugsgröße von Vermittlungsprozessen ist die Dimension gelebter Erfahrung in dem oben skizzierten Sinne. Vereinfacht zusammengefasst beinhaltet gelebte Erfahrung die Dimensionen ‚Erfahrungen machen‘ und ‚Erfahrung haben‘. Gelebte Erfahrung bewegt sich als Erfahrungshorizont mit dem Strom der Zeit. In ihr vermitteln sich die individuellen Ausprägungen von Formen des Denkens, Handelns, Fühlens und Wollens mit den je aktuellen Ansprachen der Umwelt und den individuellen Vorstellungen. Sie ist die Grundlage für die Bildung individueller Kohärenz, in der sich Kontinuität und Wandel mit einander verbinden. Die unterschiedlichen Qualitäten der äußeren Ansprachen wie auch der imaginierten inneren Vorstellungen fordern zu mehr oder weniger schöpferischen Antworten auf. Im Antworten aktualisieren sich die Selbst- und Weltbezüge vor dem Erfahrungshintergrund der gelebten Geschichte und den Netzen der entworfenen Zukünfte. Kompetenzen in der Bearbeitung der heutigen Anforderungen der Selbst- und Weltreflexion können gewissermaßen nur mit der Zeit über die Verdichtung von Erfahrungen in produktiver Reflexion entwickelt werden.

Bei den für eine entsprechende Kompetenzentwicklung anvisierten Unterstützungssystemen geht es nicht allein um solche, die in institutionellen Zusammenhängen, im Bildungswesen, in der Wissenschaft und im Mediensystem verankert sind. Es geht gerade auch um solche Unterstützungen, die sich seitens engagierter Personenkreise zu den unterschiedlichsten Themenbereichen ausbilden und die beispielsweise versuchen, die gravierenden und zugleich vernachlässigten Problemlagen zu bearbeiten, die blinden Flecken der sozialen Praxis in den Blick zu nehmen oder kooperativ offene Wissensplattformen zu etablieren. Es müsste auf gesellschaftlicher Ebene zur Selbstverständlichkeit werden, in diese Arbeit zu investieren, etwa in loser Anlehnung an das Modell des öffentlich-rechtlichen Mediensystems, allerdings deutlich unabhängiger von machtpolitischen Interessen.

Die ‚Ermächtigung‘ zu ästhetischer Erfahrung (im oben skizzierten weiten Sinne) und zur Erprobung ihrer reflexiven Potentiale, mithin zu einer stärker selbstgesteuerten Lebensführung können als eine gesellschaftliche Aufgabe aufgefasst werden, die angesichts der heute in stärkerem Maße gegebenen Anforderungen aktiver Wirklichkeitskonstruktion kaum überschätzt werden kann. In den aktuellen Formen der institutionellen und der außerinstitutionellen Vermittlungspraxis zeichnen sich vielfältige Ansätze ab, die solche Vermittlungsanforderungen aufgreifen. Diese bedürfen offensichtlich einer ausgedehnteren gesellschaftlichen Thematisierung und Einbindung, um sich zu orientierungsfähigen kulturellen Programmen und Praktiken ausbilden zu können.

Die skizzierten Überlegungen zielen darauf, die Spielräume individuellen Verhaltens und Gestaltens in der Wechselbeziehung zwischen inneren und äußeren Möglichkeitsräumen hervorzuheben, ihre mehr oder weniger zugänglichen und veränderbaren Bedingungsverhältnisse zu beleuchten. Es hat sich gezeigt, dass sich mit zunehmender Technisierung und Mediatisierung der Gesellschaft zwar die Möglichkeitsräume des Wahrnehmens, Reflektierens und Handelns erweitern, sich zugleich aber auch die Bereiche des weitgehend Indisponiblen ausweiten. Die Ambivalenz fortschreitender Technisierung lässt sich wohl kaum vermeiden, wenngleich Möglichkeiten entwickelt werden könnten, ein stärkeres Gewicht auf eine ‚Convivialität‘ der Technikentwicklung zu legen und dabei auch weiter zurückreichende Linien geschaffener Voraussetzungen mit der Zeit auf ein verträglicheres Niveau zu heben. Die Ausbildung einer Kompetenz des schöpferischen Antwortens steht deshalb in enger Verbindung zu dem oben angesprochenen Projekt einer sozialisierten Kritik, bei dem es um die Ausweitung der reflexiven Möglichkeiten und um den Ausgleich von gesellschaftlichen Reflexionsdefiziten geht. Es geht mithin um ein Bildungsprojekt, das anerkennt, dass auch der heutige Wissensstand ein vorläufiger ist und dass es vieles noch zu entdecken gilt, darunter vieles, das sich in der je individuellen Einzigartigkeit verbirgt und nur über diese erschlossen werden kann. Hierfür ist ein Umdenken in den institutionalisierten Bildungssystemen erforderlich, das insbesondere den wechselseitigen Beziehungen und Ergänzungen unterschiedlicher Reflexionsformen ein stärkeres Gewicht beimisst und versucht, die damit verbundenen bildungsbezogenen Potentiale quer zu den Fächergrenzen zu erschließen. Gleichmaßen erforderlich wäre ein Ausbau weiterer Vermittlungsformen im Sinne der oben angesprochenen Unterstützungssysteme.

Wir wären sicherlich gut beraten, wenn wir Baumgartens Perspektive in der Begründung der Ästhetik stärker berücksichtigten und der instrumentell rationalistischen Logik die Reflexionen des Ästhetischen an die Seite stellten. Wir wären sicherlich auch gut beraten, wenn wir den Versuch wagten, mehr Vertrauen³⁸ in die individuell und gemeinschaftlich selbstgesteuerten Ausfüllungen politisch maßvoll abgestimmter Rahmenbedingungen zu setzen, die sich ihrer blinden Bereiche bewusst bleiben und mit entsprechenden unabhängig-kritischen Reflexionsformen verbunden sind.

Ein nicht geringer Teil der Erfahrungsmöglichkeiten in der Kultur der westlichen Industrienationen wird durch eine positivistische und materialistische Ausrichtung der Werstspären überformt. Mit dieser Ausrichtung sind Konzeptionen des individuellen und gemeinschaftlichen Zusammenlebens assoziiert, die zwar eine individuelle Mündigkeit, Lebensführung und Verantwortung (den ‚mündigen Bürger‘) voraussetzen und einfordern, die aber der Ausbildung der dafür erforderlichen Entwicklungsbedingungen und -möglichkeiten nur unzureichend Aufmerksamkeit schenken. Kompensiert werden diese strukturellen Defizite durch Engagement von Einzelnen, Gruppen und außerstaatlichen Institutionen. Angesichts des Verhältnisses zwischen gesellschaftlichen Problemlagen und der gemeinschaftlichen Bearbeitung dieser Problemlagen besteht ein grundlegendes Defizit, das sich als Externalisierung von Nebenfolgen und Folgekosten auffassen lässt.

Es besteht unter dem Primat der Verwertungslogik zudem ein Mangel in der Ausbildung adäquater Instrumente zur Reflexion und Bearbeitung der blinden Flecken dieser Logik. Diese Diskrepanzen zeigen sich in den durch Machtverhältnisse perpetuierten und weiterentwickelten Prioritätensetzungen der gesellschaftlichen Wertsysteme. Sie werden in ihrer Widersprüchlichkeit gerade auch deshalb nicht aufgefasst bzw. bearbeitet, weil sie Gleichheit und Freiheit der Einzelnen voraussetzen, proklamieren und im medialen Schein auch vorführen, ohne dass damit die gemeinschaftliche Verantwortlichkeit verbunden würde, auch tatsächlich geeignete Ermöglichungsbedingungen zu etablieren. Nicht nur das Potential zur Entwicklung der allen gleichermaßen als Disposition unterstellten Vermögen zu selbstgesteuerter Lebensführung wird im Subjekt selbst verortet, sondern auch das Potential zur Entwicklung der geeigneten Bedingungen: jeder kann im Rahmen des geltenden Rechts frei entscheiden und die Schritte des Lebensweges frei wählen.

³⁸ In diesem Zusammenhang kann die Ideologie der Evaluation noch des kleinsten sozialen Zusammenhangs unter Kriterien, die in erster Linie auf rationalistische Parameter und Leistungsskalen bezogen sind, als Zeichen für einen fortschreitenden Verlust des Vertrauens angesehen werden. Das lebendige Vertrauen, das für soziale Beziehungen kennzeichnend ist, wird dabei zunehmend ersetzt durch abstrakte Kontroll- und Aufforderungssysteme, die die individuellen Unwägbarkeiten des Handelns beseitigen möchten. Was in diesem Zugriff auf die Pluralität der gelebten Wirklichkeiten zum Ausdruck kommt, ist nicht nur ein Versuch der Bewältigung gesteigerter gesellschaftlicher Komplexität; ein solcher Versuch ist zweifelsohne erforderlich, es fragt sich nur, über welche Mittel und Wege er bestritten wird. Zum Ausdruck kommt zudem eine Geringschätzung und ‚Kleinrechnung‘ der Einzigartigkeit des individuellen Lebens, die zwar grundrechtlich verbürgt ist, aber deren Potentiale gesellschaftlich marginalisiert und unterdrückt werden. Auch gegenüber dieser, freilich nicht neuen Entwicklungstendenz, ist eine ‚Kunst des Handelns‘ zu befördern, die sich dem Ordnungswahn des Kontrolldenkens zu entziehen vermag und sozialen Praktiken ein Vertrauensvorschuss gewährt, ohne den alles Handeln zur Mechanik verkümmert.

In dem anvisierten Bildungsprojekt ginge es deshalb auch darum, die Potentiale und Ambivalenzen des Ästhetischen und der Selbstermächtigung für die politische Willensbildung und Verwirklichung demokratischer Grundvoraussetzungen geltend zu machen. Dafür erscheint es erstrebenswert, die Spielräume des individuellen und gemeinschaftlichen Antwortens näher zu untersuchen. Eine solche Untersuchung hat mit den Verhältnissen zwischen Vertrauen und kritischer Reflexion, mit der Erfahrung von Fremdheit und Differenz, mit Anteilnahme, Verbundenheit und Solidarität, mit den Möglichkeiten zur Ausbildung stärker selbstgesteuerter Handlungsspielräume und Wünsche und mit einer darüber zu erzielenden Zufriedenheit und Offenheit ebenso zu tun wie mit Kritikfähigkeit und den dafür erforderlichen Analysen, Wissenshintergründen und Unterstützungen.

Es ließe sich sagen, dass auch die je subjektiven Weisen der Aufteilung des Sinnlichen Wirkungen zeitigen, die das Politische auf eine grundlegende, bislang aber weitgehend vernachlässigte Weise betreffen. Um aber die gesellschaftliche Entwicklungsdynamik weiterhin mit der Perspektive einer demokratischen Grundverfassung verbinden zu können, sind Vermittlungsanstrengungen erforderlich, die versuchen, die unterstellte Mündigkeit der Akteure in eine praktizierte zu überführen.

Für die Bearbeitung dieser Aufgabe ist es sicherlich nicht damit getan, allein auf die ‚Black-box-Logik‘ ‚Selbstorganisation‘ zu verweisen, denn diese ist oftmals auf soziale Exklusion angelegt und selten darauf aus, grundlegend an den Bedingungen zu arbeiten, die es mittel- und spielraumarmen Personengruppen erlauben, ihr selbstorganisatorisches Potential auch nur wahrzunehmen. Deshalb argumentiert Christian Fuchs in seiner Studie über „soziale Selbstorganisation im informationsgesellschaftlichen Kapitalismus“ (Fuchs 2002) für ein Konzept sozialer Selbstorganisation, das neben den Beziehungen der selbstorganisierenden Akteure untereinander auch die Qualitäten dieser Beziehungen, die sich in „Klassen-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse[n]“ spiegeln, berücksichtigt. Der oben angesprochene Ansatz zu einer ‚sozialisierten Kritik‘ und auch die Ansätze des ‚capabilities approach‘, wie sie u.a. von Martha C. Nussbaum und Amartya Sen dargelegt werden, können auf überzeugende Weise verdeutlichen, dass Politik nicht dabei stehen bleiben kann, externe Hindernisse zu beseitigen, die ‚freien‘ Wahlentscheidungen entgegenstehen, sondern dass darüber hinaus die Fähigkeiten der Akteure zu berücksichtigen sind, die Möglichkeiten auch wahrzunehmen (vgl. z.B. Nussbaum/Sen 1993). Als Forderung lässt sich dies auch für Bildungszusammenhänge nicht häufig genug reformulieren.

Eine Veränderung der gegenwärtigen Umstände der aus dem Ruder gelaufenen gesellschaftlichen Entwicklungslinien ist nur in Verbindung mit einer Selbstveränderung der beteiligten Akteure vorstellbar, denn andernfalls würde eine zentrale Dimension der Hervorbringung und Reproduktion der strukturellen Bedingungen vernachlässigt. Die subjektive Seite der sozialen Praxis und Reproduktion kann deshalb auch nicht als eine reine Privatangelegenheit aufgefasst werden, sondern hat immer auch Auswirkungen auf das Gemeinschaftliche.

Es erscheint erforderlich, den Potentialen der je individuellen ‚Erforschung‘ der Selbst- und Weltbezüge im Handeln, Denken und Wünschen zu mehr Geltung zu verhelfen und ihnen die erforderliche Zeit einzuräumen; Zeit die einer hochgradig technisierten Welt prinzipiell

zur Verfügung steht, die unter den vorherrschenden Werten des Zweckrationalismus, der Profitmaximierung und der Konsumkultur jedoch nicht adäquat verteilt wird.

In einem weit grundlegenden und umfassenderen Sinne kommt es auf eine stärkere Berücksichtigung der Individualität des Einzelnen und der sich im Einzelnen jeweils in individuellen Spielräumen vollziehenden Reflexivität an. Verallgemeinert ließe sich vielleicht sagen: Um die gemeinschaftlichen und individuellen Problemlagen bewältigen zu können, bedarf es einer Ermöglichung der Entdeckung, Erprobung und Ausübung der (zunächst) ‚zweckfreien‘ kreativen, ästhetisch-reflexiven Vermögen und ihren Wechselbeziehungen zu anderen Reflexionsformen. „Es geht [also] nicht darum, auf Vernunft zu verzichten, sondern sie zu erweitern.“ (Meyer-Drawe 2000: 52)

Literatur

- Abel, Günter (Hg.) (2006): Kreativität. XX. Deutscher Kongreß für Philosophie 2005, Hamburg: Meiner.
- Abel, Günter (2007): Kreativität – Worin besteht sie und was macht sie so wertvoll. In: G. Abel et al. (Hg.): Grenzüberschreitungen im Entwurf, Zürich: GTA Verlag.
- Abels, Heinz (2002): Einführung in die Soziologie, Bd. 2, Die Individuen in ihrer Gesellschaft, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Adorno, Theodor W. (1970): Ohne Leitbild – Parva Aesthetica, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Altwater, Elmar et al. (Hg.) (1997): Vernetzt und Verstrickt. Nicht-Regierungs-Organisationen als gesellschaftliche Produktivkraft, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Anarchitektur (Hg.) (2002): Material zu Henri Lefébvre. Die Produktion des Raums, Berlin: Anarchitektur.
- Angehrn, Emil (2002): Zeit und Geschichte. In: ders. et al. (Hg.): Der Sinn der Zeit, Weilerswist: Velbrück.
- Angerer, Marie-Luise (2000): body options. körper.spuren.medien.bilder, Wien: Turia + Kant.
- Arendt, Hanna (1998): Vom Leben des Geistes. Das Denken - Das Wollen, München, Zürich: Piper.
- Assmann, Aleida (2001): Einleitung. In: A. Assmann; J. Assmann (Hg.): Aufmerksamkeiten. Archäologie der literarischen Kommunikation VII, München: Fink.
- Assmann, Aleida (2003): Druckerpresse und Internet. Auf dem Weg von einer Gedächtniskultur zu einer Kultur der Aufmerksamkeit: Oberfläche, Geschwindigkeit und Supermarkt. In: Frankfurter Rundschau vom 18.01.2003.
- Assmann, Aleida; Assmann, Jan (2001): Aufmerksamkeiten. Archäologie der literarischen Kommunikation VII, München: Fink.
- Augé, Marc (1994): Die Sinnkrise der Gegenwart. In: A. Kuhlmann (Hg.): Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne, Frankfurt am Main: Fischer, S. 33-47.
- Augé, Marc (1994a): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt am Main: Fischer.
- Augé, Marc (2000): Orte und Nicht-Orte der Stadt. In: H. Bott u.a. (Hg.): Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Badiou, Alain (1993): Deleuze, Leser von Leibniz. In: Cl.-C. Härle (Hg.): Karten zu Tausend Plateaus, Berlin: Merve, S. 133-162.
- Baecker, Dirk (2009): Creativity as artificial Evolution. In: St. A. Jansen; E. Schröter (Hg.): Rationalität der Kreativität? Multidisziplinäre Beiträge zu Analysen der Produktion, Organisation und Bildung von Kreativität, Wiesbaden: VS, S. 61-66.
- Baecker, Dirk (2009a): Im Interview mit Joachim Landkammer: Mit dem Speck nach der Wurst geworfen: Kreativität als normale Arbeit. In: St. A. Jansen; E. Schröter (Hg.): Rationalität der Kreativität? Multidisziplinäre Beiträge zu Analysen der Produktion, Organisation und Bildung von Kreativität, Wiesbaden: VS, 245-264.

- Baecker, Dirk (1996): Was leistet die Negation? In: F. Balke; J. Vogl (Hg.): Gilles Deleuze. Fluchtlinien der Philosophie, München: Fink, S. 93-102.
- Bakan, Joel (2005): The Corporation. The Pathological Pursuit of Profit and Power, London.
- Bal, Mieke (2001): ‚Performanz und Performativität‘. In: J. Huber (Hg.): Kultur – Analysen, Zürich, Wien, New York: Edition Voldemeer/Springer, S. 197-242.
- Baudrillard, Jean (1998): Disneyworld Company. In: Archis 3/1998, S. 52-55.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1996): Das Zeitalter der Nebenfolgen und die Politisierung der Moderne. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 19-112.
- Beck, Ulrich (1996a): Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven ‚reflexiver Modernisierung‘. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 289-315.
- Beck, Ulrich (2001): Individualisierung, Globalisierung und Politik. In: Arch+ 158, 2001. Aachen: Arch+, S. 28-35.
- Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (1996): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, Barbara (1997): ‚Computer‘-Musik im Spannungsfeld von Kontrolle, Kreativität, und Klischee. In: I. Schneider; Ch. W. Thomsen (Hg.): Hybridkultur: Medien, Netze, Künste, Köln: Wienand Verlag, S. 264-281.
- Becker, Barbara (1998): Leiblichkeit und Kognition. Anmerkungen zum Programm der Kognitionswissenschaft. In: P. Gold; A. K. Engel (Hg.): Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 270-288.
- Becker, Barbara; Schneider, Irmela (Hg.) (2000): Was vom Körper übrig bleibt. Körperlichkeit - Identität – Medien, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Benjamin, Walter (1963): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Drei Studien zur Kunstsoziologie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1983): Das Passagen-Werk. 2 Bd., Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bieri, Peter (2001): Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens, München, Wien: Hanser.
- Blumenberg, Hans (1999): Wirklichkeiten in denen wir leben, Stuttgart: Reclam.
- Böhme, Gernot (1995): Atmosphäre, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (1999): Kants Kritik der Urteilskraft in neuer Sicht, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (2001): Ästhetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre, München: Fink.
- Bolz, Norbert (2001): Weltkommunikation, München: Fink.
- Bott, Helmut et al. (Hg.) (2000): Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und ‚Klassen‘, Leçon sur la Leçon, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: M. Wentz (Hg.): Stadt-Räume, Frankfurt am Main, New York: Campus, S. 25-34.
- Bourdieu, Pierre (1993): Sozialer Sinn - Kritik der theoretischen Vernunft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1998): Über das Fernsehen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brecht, Bertold (1960): Aus einem Lesebuch für Städtebewohner. In: B. Brecht, Gedichte Bd. 1, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brombach, Ilka; Setton, Dirk; Temesvári, Cornelia (2010): Ästhetisierung. Der Streit um das Ästhetische in Politik, Religion und Erkenntnis, Zürich: Diaphanes.
- Buck-Morss, Susan (2000): Dialektik des Sehens. Walter Benjamin und das Passagen-Werk, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bürger, Peter (1974): Theorie der Avantgarde, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bürger, Peter (1983): Zur Kritik der idealistischen Ästhetik, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bürger, Peter (2000): Das Verschwinden des Subjekts - eine postmoderne Utopie? In: A. Zweite (Hg.): Ich ist etwas Anderes. Kunst am Ende des 20. Jahrhunderts, Ausstellungskatalog, Köln: DuMont, S. 51-59.
- Bürger, Peter (2000a): Ursprung des postmodernen Denkens, Weilerswist: Velbrück.
- Cassirer, Ernst (2002): Gesammelte Werke. Hrsg. von Birgit Recki, Hamburger Ausgabe. Bd. 13 Philosophie der symbolischen Formen. Teil 3, Hamburg: Meiner.
- Castells, Manuel (1989): The Informational City: Information Technology, Economic Restructuring, and the Urban-regional Process, Cambridge MA, Oxford UK: Blackwell.
- Castells, Manuel (1996): The Rise of the Network Society. The Information Age: Economy, Society and Culture, Bd. 1, Massachusetts USA, Oxford UK: Blackwell.
- Castells, Manuel (1997): The Power of Identity. The Information Age: Economy, Society and Culture, Bd. 2, Massachusetts USA, Oxford UK: Blackwell.
- Castells, Manuel (1997a): Die Städte Europas, die Informationsgesellschaft und die globale Wirtschaft. In: Ch. Maar; Fl. Rötzer (Hg.): Virtual Cities. Die Neuerfindung der Stadt im Zeitalter der globalen Vernetzung, Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser, S. 101-116.
- Castells, Manuel (1998): End of the Millennium. The Information Age: Economy, Society and Culture, Bd. 3, Massachusetts USA, Oxford UK: Blackwell.
- Castells, Manuel (1999): Space of flows - der Raum der Ströme. In: St. Bollmann (Hg.): Kursbuch Stadt. Stadtleben und Stadtkultur an der Jahrtausendwende, Stuttgart: DVA.
- Celikates, Robin (2009): Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie, Frankfurt/Main: Campus-Verl.
- Cooke, Maeve (2009): Zur Rationalität der Gesellschaftskritik. In: R. Jaeggi; T. Wesche (Hg.): Was ist Kritik?, Frankfurt: Suhrkamp, S. 117-133.
- Csikszentmihalyi, Mihaly (1997): Kreativität. Wie Sie das Unmögliche schaffen und Ihre Grenzen überwinden, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Damasio, Antonio R. (1994): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn, München: DTV.

- Dangschat, Jens S. (1994): Segregation - Lebensstile im Konflikt, soziale Ungleichheiten und räumliche Disparitäten. In: J. S. Dangschat; J. Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Methoden und Konzepte, Opladen: Leske+Budrich, S. 426-445.
- Dangschat, Jens S. (1996): Raum als Dimension sozialer Ungleichheit und Ort als Bühne der Lebensstilisierung - Zum Raumbezug sozialer Ungleichheit und von Lebensstilen. In: O. G. Schwenk (Hg.): Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft, Opladen: Leske + Budrich.
- Dangschat, Jens S.; Blasius, Jörg (Hg.): Lebensstile in den Städten. Konzepte und Methoden, Opladen: Leske+Budrich.
- Daniels, Dieter (1992): Duchamp und die anderen. Der Modellfall einer künstlerischen Wirkungsgeschichte in der Moderne, Köln: DuMont.
- De Certeau, Michel (1988): Kunst des Handelns. Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles (1997): Foucault, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Felix (1997): Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus, Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Felix (2000): Was ist Philosophie?, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles; Parnet, Claire (1989): Dialoge, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dewey, John (2001): Die Öffentlichkeit und ihre Probleme, Berlin, Wien: Philo.
- Dewey, John (1988): Kunst als Erfahrung, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Die Gruppe von Lissabon (1997): Die Grenzen des Wettbewerbs: die Globalisierung der Wirtschaft und die Zukunft der Menschheit, München: Luchterhand.
- Diederichsen, Diedrich (2000): Die Politik der Aufmerksamkeit. In: T. Holert (Hg.): Imagining - Visuelle Kultur und Politik der Sichtbarkeit. Jahresring 47, Jahrbuch für moderne Kunst, Köln: Oktagon, S. 70-84.
- Diderot, Denis (1967): Ästhetische Schriften. Hrsg. v. Friedrich Bassenge. 2 Bde., Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag.
- Dörner, Andreas (2001): Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Draxler, Helmut (2007): Gefährliche Substanzen. Zum Verhältnis von Kritik und Kunst, Berlin: b-books.
- Dröge, Franz (2000): Ort und Raum. Über Raumkonstruktionen und ihre Vermittlung, Bremen: Universität Bremen (KUA).
- Dröge, Franz; Kopper, Gerd G. (1991): Der Medien-Prozess. Zur Struktur innerer Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Dröge, Franz; Müller, Michael (1995): Die Macht der Schönheit. Avantgarde und Faschismus oder: Die Geburt der Massenkultur, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Dux, Günter (2000): Historisch-genetische Theorie der Kultur. Instabile Welten. Zur prozessualen Logik im kulturellen Wandel, Weilerswist: Velbrück.
- Eisenhardt, Peter; Kurth, Dan; Stiehl, Horst (1995): Wie Neues entsteht. Die Wissenschaften des Komplexen und Fraktalen, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Engler, Ulrich (1992): Kritik der Erfahrung. Die Bedeutung der ästhetischen Erfahrung in der Philosophie John Deweys, Würzburg: Königshausen & Neumann.

- Featherstone, Mike (2000): Postmodernismus und Konsumkultur: Die Globalisierung der Komplexität. In: C. Y. Robertson; C. Winter (Hg.): Kulturwandel und Globalisierung, Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Felt, Ulrike; Nowotny, Helga; Taschwer, Klaus (1995): Wissenschaftsforschung - Eine Einführung, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Fetscher, Justus (2005): Zeitalter/Epoche. In: K. Barck (Hg.). Ästhetische Grundbegriffe. Bd. VI, Stuttgart: Metzler.
- Flasch, Kurt (2004): Was ist Zeit? Augustinus von Hippo. Das XI. Buch der Confessiones, Frankfurt/Main: Klostermann.
- Flügel, Katharina (2005): Einführung in die Museologie. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Hegel, Georg. W. F. (1970): Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie. In: ders., Werke, Bd. II, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994): Überwachen und Strafen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1999): Andere Räume. In: J. Engelman: Michel Foucault – Botschaften der Macht. Der Foucault-Reader, Diskurs und Medien, Stuttgart: DVA.
- Franck, Georg (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit - Ein Entwurf, München, Wien: Hanser.
- Franck, Georg (2000): Ökonomie der Aufmerksamkeit. In: Ursula Keller (Hg.): Perspektiven metropolitaner Kultur, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frantz, Douglas; Collins, Catherine (1999): Celebration U.S.A. Living in Disney's Brave New Town, New York: Henry Holt and Company.
- Früchtel, Josef (2004): Das unverschämte Ich: eine Heldengeschichte der Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fuchs, Christian (2002): Krise und Kritik in der Informationsgesellschaft. Arbeiten über Herbert Marcuse, kapitalistische Entwicklung und Selbstorganisation. Soziale Selbstorganisation im informationsgesellschaftlichen Kapitalismus, Teil 2, Nordersted: Libri Books on Demand.
- Fuchs, Max (1998): Kulturpolitik als gesellschaftliche Aufgabe. Eine Einführung in Theorie, Geschichte, Praxis, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Fuchs, Thomas (2000): Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fukuyama, Francis (2002): Das Ende des Menschen. Stuttgart, München: DVA.
- Gamm, Gerhard (2000): Nicht nichts. Studien zu einer Semantik des Unbestimmten, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gamm, Gerhard (2001): Menschliche und nichtmenschliche Wesen. Zur Wissenschafts- und Technikforschung von Bruno Latour. In: Rechtshistorisches Journal 20, herausgegeben v. D. Simon, Frankfurt am Main: Löwenklau Gesellschaft, S. 136-160.
- Germer, Stefan (1994): Das Jahrhundertding. Ansätze zu einer Theorie und Geschichte des Multiples. In: Zdenek Felix (Hg.), Das Jahrhundert des Multiple: von Duchamp bis zur Gegenwart, Hamburg: Oktagon Verlag, S. 17-73.
- Giddens, Anthony (1996a): Konsequenzen der Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Giddens, Anthony (1996b): Risiko, Vertrauen und Reflexivität. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 316-337.
- Giddens, Anthony (1996): Leben in einer posttraditionalen Gesellschaft. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 113-194.
- Gold, Peter; Engel, Andreas K. (Hg.) (1998): Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Graham, Stephen; Marvin, Simon (1996): Telecommunications and the City: Electronic Spaces and Urban Places, London, New York: Routledge.
- Graham, Stephen; Marvin, Simon (2001): Splintering Urbanism. Networked infrastructures, technological mobilities and the urban condition, London, New York: Routledge.
- Großklaus, Götz (1995): Medien-Raum. Zum Wandel der raumzeitlichen Wahrnehmung in der Moderne, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Groys, Boris (1999): Über das Neue. Versuch einer Kulturökonomie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1988): Moderne und postmoderne Architektur. In: W. Welsch (Hg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion, Weinheim: VCH.
- Hacking, Ian (1999): Was heißt ‚soziale Konstruktion‘? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt am Main: Fischer.
- Hall, Stuart (1993): Encoding, decoding. In: S. During (Hg.): The Cultural Studies Reader. London, New York: Routledge, S. 90-103.
- Hartmann, Frank (2003): Mediologie – Ansätze einer Medientheorie der Kulturwissenschaften, Wien: Facultas WUV.
- Hartmann, Frank (2006): Globale Medienkultur. Technik, Geschichte, Theorien, Wien: Facultas WUV.
- Harvey, David (1990): The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change, Cambridge MA, Oxford UK: Blackwell.
- Hasse, Jürgen (2000): Die Wunden der Stadt. Für eine neue Ästhetik unserer Städte, Wien: Passagen Verlag.
- Hauskeller, Christine (2000): Das paradoxe Subjekt. Unterwerfung und Widerstand bei Judith Butler und Michel Foucault, Tübingen: edition discord.
- Häußermann, Hartmut; Siebel, Walter (1997): Stadt und Urbanität. In: Merkur - Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 51/1997, Heft 574-585, S. 293-307.
- Hein, Kerstin (2006): Hybride Identitäten. Bastelbiografien im Spannungsverhältnis zwischen Lateinamerika und Europa, Bielefeld: Transcript.
- Hillier, Bill (1996): Space is the Machine. A Configurational Theory of Architecture, Cambridge: Cambridge University Press.
- Hirsch, Joachim (2002): Herrschaft, Hegemonie und politische Alternativen, Hamburg: VSA.
- Hoberg, Almuth (1999): Film und Computer. Wie digitale Bilder den Spielfilm verändern, Frankfurt am Main u.a.: Campus.

- Hörning, Karl H. (2004): Kultur als Praxis. In: Fr. Jaeger; B. Liebsch (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe, Stuttgart, Weimar: Metzler.
- HPF - Historic Pullman Foundation (o.J.): The Town of Pullman. Wie bereitgestellt unter: <http://www.pullmanil.org/town.htm>; 8.10.2015.
- Huber, Joachim (2002): Urbane Topologie. Architekturen der randlosen Stadt, Weimar: Verso.
- Hubig, Christoph (2006): Die Kunst des Möglichen, Bd.1: Technikphilosophie als Reflexion der Medialität, Bielefeld: Transcript.
- Hubig, Christoph (2007): Die Kunst des Möglichen, Bd.2: Ethik der Technik als provisorische Moral, Bielefeld: Transcript.
- Hüppauf, Bernd; Wulf, Christoph (Hg.) (2006): Bild und Einbildungskraft, München: Fink.
- Hüppauf, Bernd; Wulf, Christoph (2006): Einleitung: Warum Bilder die Einbildungskraft brauchen. In: B. Hüppauf; Chr. Wulf (Hg.): Bild und Einbildungskraft, München: Fink, S. 9-46.
- Huffschmid, Jörg (2002): Politische Ökonomie der Finanzmärkte, Hamburg: VSA.
- Hutchins, Edwin (1995): Cognition in the world, Cambridge MA, London: MIT Press.
- Ipsen, Detlev (1997): Raumbilder. Kultur und Ökonomie räumlicher Entwicklung, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.
- Irrgang, Bernhard (2002): Philosophie der Technik, Band 2: Technische Praxis - Gestaltungsperspektiven technischer Entwicklung, Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh.
- Jaeggi, Rahel (2009): Was ist Ideologiekritik? In: R. Jaeggi/T. Wesche (Hg.): Was ist Kritik?, Frankfurt: Suhrkamp, S. 266-298.
- Jaeggi, Rahel; Wesche, Tilo (2009) (Hg.): Was ist Kritik?, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Jameson, Frederic (2001): From Metaphor to Allegory. In: Cynthia C. Davidson (Ed.): Anything, New York, Cambridge MA, London: Anyone Corporation, MIT Press, S. 24-36.
- Jameson, Frederic (1986): Postmoderne – Zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: A. Huyssen; K. R. Scherpe (Hg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Janich, Peter (1998): Zwischen natürlicher Disposition und kultürlicher Lebensbewältigung. Kognitionswissenschaften und Menschenbild im Streit der Wissenschaftsverständnisse. In: P. Gold; A. K. Engel (Hg.): Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 373-394.
- Jansen, Stephan A; Schröter, Eckhard; Stehr, Nico (2009): Rationalität der Kreativität? Multidisziplinäre Beiträge zur Analyse der Produktion, Organisation und Bildung von Kreativität, Wiesbaden: VS.
- Johnson, Steven (2002): Emergence, London: Penguin Books.
- Kade, Jochen (1997): Vermittelbar/nicht-vermittelbar: Vermitteln: Aneignen. Im Prozeß der Systembildung des Pädagogischen. In: D. Lenzen; N. Luhmann (Hg.): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem, Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 30-70.

- Kaltenbrunner, Robert (2003): Splendid Isolation - Raum und Kunst, Platz und Gestaltung - Oder: Wie man glaubt, Öffentlichkeit herstellen zu können. In: Informationen zur Raumentwicklung 1/2, 2003, S. 27-37.
- Kant, Immanuel (1996): Kritik der Urteilskraft. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Keller, Christel (1999): Der Begriff ‚Globale Informationsgesellschaft‘: Wissenschaftliche Theorie - Politisches Programm - Globalisierte Geschäftssphäre. Zur politischen Steuerung der Entwicklung und nationalökonomischen Nutzung der Informationstechnik, Bremen: Diss., Bremen Univ.
- Kern, Andrea; Sonderegger, Ruth (Hg.) (2002): Falsche Gegensätze. Zeitgenössische Positionen zur philosophischen Ästhetik, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kinnebrock, Werner (1999): Bedeutende Theorien des 20. Jahrhunderts. Ein Vorstoß zu den Grenzen von Berechenbarkeit und Erkenntnis, München, Wien: R. Oldenbourg.
- Kittlausz, Viktor (2006): Kultur | Vermittlung | Kunst - Unbestimmte Verhältnisse: Zur gesellschaftlichen Relevanz von Kunst- und Kulturvermittlung. In: V. Kittlausz, W. Pauleit (Hg.): Kunst -Museum - Kontexte. Perspektiven der Kunst- und Kulturvermittlung, Bielefeld: transcript Verlag.
- Kittlausz, Viktor (2008): Urbane(s) Fragen. Auf der Suche nach den Medien des Städtischen. In: E. Krasny, I. Nierhaus (Hg.): Urbanographien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie, Berlin: Reimer Verlag.
- Kittlausz, Viktor (2008a): Vergegenwärtigungen - (Un)zeitgemäße Relationen im Strom der Zeit. In: G. Mackert, V. Kittlausz, W. Pauleit (Hg.): Blind Date. Zeitgenossenschaft als Herausforderung, Nürnberg: Verlag für moderne Kunst.
- Kitzmüller, Erich; Büchele, Herwig (2004): Das Geld als Zauberstab und die Macht der internationalen Finanzmärkte, Münster u.a.: LIT
- Klimenta, Harald (2001): Die 12 Aktienirrtümer. Was Börsen-Gurus verschweigen, Stuttgart, München: DVA.
- Knorr Cetina, Karin (1998): Sozialität mit Objekten. Soziale Beziehungen in post-traditionalen Wissensgesellschaften. In: W. Rammert (Hg.): Technik und Sozialtheorie, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Knorr Cetina, Karin (2002): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kösser, Uta (2006): Ästhetik und Moderne. Konzepte und Kategorien im Wandel, Erlangen: Filos.
- Koppe, Franz (2004): Grundbegriffe der Ästhetik, Paderborn: mentis.
- Kracauer, Siegfried (1971): Die Angestellten. Aus dem neuesten Deutschland. In: ders.: Schriften, Bd. 1, hrsg. v. Karsten Witte, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kramer, Wolfgang (1998): Technokratie als Entmaterialisierung der Welt. Zur Aktualität der Philosophie von Günther Anders und Jean Baudrillard, Münster u.a.: Waxmann.
- Krämer, Sybille (1998): Das Medium als Spur und als Apparat. In: S. Krämer (Hg.): Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 73-94.

- Krämer, Sybille (2001): Sprache, Sprechalt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krinninger, Dominik (2009): Freundschaft, Intersubjektivität und Erfahrung - empirische und begriffliche Untersuchungen zu einer sozialen Theorie der Bildung, Bielefeld: transcript.
- Krohn, Wolfgang u.a. (Hg.) (1992): Konzepte von Chaos und Selbstorganisation in der Geschichte der Wissenschaften. Selbstorganisation - Jahrbuch für Komplexität in den Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften, Band 3, Berlin: Duncker & Humblot.
- Krotz, Friedrich (2008): Perspektiven der Kommunikationswissenschaft für die Untersuchung der Publika von Museen – Die ‚neuen‘ Medien und die neuen Publika in der Sicht der Kommunikationswissenschaft und einige Konsequenzen für die Museen. In: P. Schuck-Wersig; G. Wersig; A. Prehn (Hg.): Multimedia-Anwendungen in Museen. Mitteilungen und Berichte aus dem Institut für Museumskunde Nr. 13, Berlin: Institut für Museumskunde, S.42-52.
- Krotz, Friedrich (2001): Die Mediatisierung kommunikativen Handelns: der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Kubicek, Herbert; Schmid, Ulrich; Wagner, Heiderose (1997): Bürgerinformation durch ‚neue‘ Medien. Analysen und Fallstudien zur Etablierung Elektronischer Informationssysteme im Alltag, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kuhlmann, Andreas (Hg.) (1994): Philosophische Ansichten der Kultur der Moderne, Frankfurt am Main: Fischer.
- Küppers, Günter; Krohn Wolfgang (1992): Zur Emergenz systemspezifischer Leistungen. In: W. Krohn; G. Küppers (Hg.): Emergenz: Die Entstehung von Ordnung, Organisation und Bedeutung, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 161-188.
- Labarde, Philippe; Maris, Bernard (2001): Börse oder Leben, die große Manipulation, Stuttgart, München: DVA.
- Lash, Scott (1996): Reflexivität und ihre Doppelungen: Struktur, Ästhetik und Gemeinschaft. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 195-288.
- Lash, Scott (1996a): Expertenwissen oder Situationsdeutung? Kultur und Institutionen im desorganisierten Kapitalismus. In: U. Beck; A. Giddens; S. Lash (Hg.): Reflexive Modernisierung - Eine Kontroverse, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 338-364.
- Lash, Scott (2001): Informationcritique. In: A. Graafland (Ed.): Cities in Transition, Rotterdam: 010 Publisher, S. 233-247.
- Lash, Scott; Urry, John (1994): Economies of Signs and Space, London, Thousand Oaks, New Delhi: Sage.
- Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Berlin: Akademie Verlag.
- Latour, Bruno (1996): On actor-network theory. A few clarifications. In: Soziale Welt 47, 1996, S. 369-381.
- Latour, Bruno (1998): Über technische Vermittlung. Philosophie, Soziologie, Genealogie. In: W. Rammert (Hg.): Technik und Sozialtheorie, Frankfurt am Main, New York: Campus.

- Latour, Bruno (2001): *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Latour, Bruno (2002): *Die Hoffnung der Pandora*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lefèbvre, Henri (1991): *The Production of Space*, Hoboken, NJ: John Wiley & Sons.
- Lemke, Thomas (1997): *Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität*, Berlin, Hamburg: Argument.
- Lemmon, Grace (1997): *The Problem with Pullman*. Wie bereitgestellt unter: <http://www.lib.niu.edu/1997/ihy971214.html>; 29.5.2015.
- Lenk, Hans (2000): *Kreative Aufstiege. Zur Philosophie und Psychologie der Kreativität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2000
- Liebsch, Burkhard (2004): *Kultur im Zeichen des Anderen oder Die Gastlichkeit menschlicher Lebensformen*. In: Fr. Jaeger; B. Liebsch (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Bd.1, Stuttgart: Verlag J.B. Metzler, S. 1-23.
- Liessmann, Konrad Paul (2009): *Ästhetische Empfindungen. Eine Einführung*, Wien: Facultas WUV.
- Linke, Detlef B. (2001): *Kunst und Gehirn. Die Eroberung des Unsichtbaren*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Lipietz, Alain (1992): *Towards a New Economic Order; Postfordism, Ecology and Democracy*, Cambridge UK, Oxford UK: Polity Press.
- Lipp, Lauritz L. (2004): *Interaktion zwischen Mensch und Computer im Ubiquitous Computing. Alternative Ein- und Ausgabemöglichkeiten für allgegenwärtige Informationstechnologien*, Münster u.a.: LIT.
- List, Elisabeth; Fiala, Erwin (Hg.) (1997): *Leib Maschine Bild. Körperdiskurse der Moderne und Postmoderne*, Wien: Passagen.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Loo, Hans van der; Reijen, Willem van (1992): *Modernisierung. Projekt und Paradox*, München: DTV.
- Lutz, Bernd (1995): *Metzler Philosophen-Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen*, Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Lynch, Kevin (1989): *Das Bild der Stadt*, Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg und Sohn.
- Mainzer, Klaus (1992): *Chaos, Selbstorganisation und Symmetrie, Bemerkungen zu drei aktuellen Forschungsprogrammen*. In: Wolfgang Krohn u.a. (Hg.): *Konzepte von Chaos und Selbstorganisation in der Geschichte der Wissenschaften*, Berlin: Duncker & Humblot, S. 259-279.
- Maresch, Rudolf; Rötzer, Florian (Hg.) (2002): *Cyberhypes. Möglichkeiten und Grenzen des Internet*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maresch, Rudolf; Werber, Niels (Hg.) (1999): *Kommunikation, Medien, Macht*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maset, Pierangelo (1995): *Ästhetische Bildung der Differenz: Kunst und Pädagogik im technischen Zeitalter*, Stuttgart: Radius-Verlag.
- Mattelart, Armand (2003): *Kleine Geschichte der Informationsgesellschaft*, Berlin: Avinus.

- Mattenklott, Gert (2004): *Ästhetische Erfahrung im Zeichen der Entgrenzung der Künste. Epistemische, ästhetische und religiöse Formen von Erfahrung im Vergleich*, Hamburg: Meiner.
- Matussek, Peter (2001): *Aufmerksamkeitsstörungen. Selbstreflexion unter den Bedingungen digitaler Medien*. In: A. Assmann; J. Assmann (Hg.): *Aufmerksamkeiten. Archäologie der literarischen Kommunikation VII*, München: Fink, S. 197-216.
- McQuail, Denis; Windahl, Sven (1993): *Communication Models for the study of mass communications*, New York: Longman.
- Mechsner, Franz (2003): *Dein Wille Geschehe? Wie frei ist unser Wille?* In: *GEO* 1/2003, S. 64-84.
- Menke, Christoph (2008): *Kraft. Ein Grundbegriff ästhetischer Anthropologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Merö, Laszlo (2002): *Die Grenzen der Vernunft. Kognition, Intuition und komplexes Denken*, Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.
- Mersch, Dieter (2000): *Ereignis und Aura. Radikale Transformation der Kunst vom Werkhaften zum Performativen*. In: *Kunstforum International Bd. 152, Oktober/Dezember 2000*, S. 94-103.
- Metzinger, Thomas (1998): *Anthropologie und Kognitionswissenschaft*. In: P. Gold; A. K. Engel (Hg.): *Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 326-372.
- Meyer-Drawe, Käte (2000): *Illusionen von Autonomie. Diesseits von Ohnmacht und Allmacht des Ich*, München: Kirchheim.
- Meyrowitz, Joshua (1990): *Die Fernsehgesellschaft. Bd. 1 Überall und nirgends dabei. 2 Bd.*, Weinheim, Basel: Belz.
- Mitchell, William J. (2000): *E-topia. 'Urban Life, Jim - But not as we know it'*, Cambridge MA, London: MIT Press.
- Mitchell, William J. (1997): *Die neue Ökonomie der Präsenz*. In: St. Münker, A. Roesler (Hg.): *Mythos Internet*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 15-36.
- Morley, David (2002): *Globalisierung, Ort und Identität*. In: R. Bittner (Hg.): *Stadt als Event - Zur Konstruktion urbaner Erlebnisräume*, Frankfurt/Main: Campus, S. 58-71.
- Müller, Axel (1998): *Zwischen Realität und Virtualität. Kunsterfahrung versus Kognitionswissenschaft - eine produktive Herausforderung*. In: P. Gold; A. K. Engel (Hg.): *Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 421-443.
- Müller, Michael; Dröge, Franz (2005): *Die ausgestellte Stadt. Zur Differenz von Ort und Raum*, Basel: Birkhäuser.
- Mumford, Lewis (1977): *Mythos der Maschine. Kultur, Technik und Macht*, Frankfurt am Main: Fischer.
- Neidhardt, Friedhelm (Hg.) (1994): *Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Opladen: Leske + Budrich.

- Noller, Peter (1999): Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Opladen: Leske + Budrich.
- Noller, Peter; Ronneberger, Klaus (1995): Die neue Dienstleistungsstadt. Berufsmilieus in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Novotny, Helga (1989): Eigenzeit, Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nussbaum, Martha C.; Sen, Amartya (Hg.) (1993): The Quality of Life, Oxford: Clarendon Press.
- Oelkers, Jürgen (2009): John Dewey und die Pädagogik, Weinheim: Beltz.
- Oldemeyer, Ernst (2008): Alltagsästhetisierung. Vom Wandel ästhetischen Erfahrens, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Pauen, Michael (2001): Grundprobleme der Philosophie des Geistes, Eine Einführung. Frankfurt am Main: Fischer.
- Pauen, Michael; Roth, Gerhard (Hg.) (2001): Neurowissenschaften und Philosophie, München: UTB/Fink.
- Platon (2003): Nomoi (Gesetze). Werke, Übersetzung und Kommentar, Göttingen: Vandenhoeck + Ruprecht.
- Plessner, Helmuth (1961): *Conditio Humana*. In: G. Mann; A. Heuß (Hg.): Propyläen Weltgeschichte - Eine Universalgeschichte, Band I, Berlin, Frankfurt am Main: Propyläen.
- Prigge, Walter (1996): Wie urban ist der digitale Urbanismus? - Zur Kritik der programmierten Interaktivität. Wie bereitgestellt unter:
<http://www.heise.de/tp/deutsch/special/sam/6025/1.html>; 8.10.2015.
- Prokop, Dieter (2009): Ästhetik der Kulturindustrie, Marburg: Tectum-Verl.
- Rademacher, Claudia; Schweppenhäuser, Gerhard (Hg.) (1997): Postmoderne Kultur? Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rammert, Werner (Hg.) (1998): Technik und Sozialtheorie, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Rancière, Jacques (2007): Das Unbehagen in der Ästhetik, Wien: Passagen.
- Rancière, Jacques (2008): Ist Kunst widerständig?, Berlin: Merve.
- Rancière, Jacques (2008): Zehn Thesen zur Politik, Zürich, Berlin: Diaphanes.
- Rancière, Jacques (2010): Der emanzipierte Zuschauer, Wien: Passagen.
- Rancière, Jacques (2006): Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien, Berlin: b_books.
- Rancière, Jacques (2006a): Das ästhetische Unbewußte, Zürich, Berlin: Diaphanes.
- Rancière, Jacques (2005): Politik der Bilder, Zürich, Berlin: Diaphanes
- Rancière, Jacques (2002): Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2008): *Subjekt*, Bielefeld: Transcript.
- Reckwitz, Andreas (2006): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne, Weilerswist: Velbrück.
- Redecker, Hans (1993): Helmuth Plessner oder die verkörperte Philosophie, Berlin: Duncker und Humblot.

- Reich, Robert B. (1996): Die neue Weltwirtschaft. Das Ende der nationalen Ökonomie, Frankfurt am Main: Fischer.
- Resch, Christine; Steinert, Heinz (2003): Die Widerständigkeit der Kunst. Entwurf einer Interaktionsästhetik, Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Rieger, Stefan (2001): Die Individualität der Medien. Eine Geschichte der Wissenschaften vom Menschen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Riethmüller, Jürgen (2008): Die Aufgabe der Ästhetik. Versuch einer diskurskritischen Perspektivierung, Stuttgart: merz & solitude.
- Ritter, Joachim (1972): Fortschritt. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. II, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Ritzenhoff, Steffan (2000): Die Freiheit des Willens. Argumente wider die Einspruchsmöglichkeit des Determinismus, München: Fink.
- Röd, Wolfgang (1996): Der Weg der Philosophie. Band II, 17. bis 20. Jahrhundert, München: C.H. Beck.
- Roost, Frank (1998): Recreating the City as Entertainment Center: The Media Industry's Role in Transforming Potsdamer Platz and Times Square. In: Journal of Urban Technology 5/1998, S. 1-22.
- Roost, Frank (2000): Die Disneyfizierung der Städte. Großprojekte der Entertainmentindustrie am Beispiel des New Yorker Times Square und der Siedlung Celebration in Florida, Op-laden: Leske + Budrich.
- Rorty, Richard (2001): Vom Nutzen der Philosophie für den Künstler. In: Arch+ Mai 2001, S. 44-47.
- Ross, Andrew (1999): The Celebration Chronicles. Life, Liberty, and the pursuit of property value in Disney's new town. New York: Ballantine Books.
- Roth, Gerhard (1991): Neuronale Grundlagen des Lernens und des Gedächtnisses. In: S. J. Schmidt: (Hg.): Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. S.127-158.
- Roth, Gerhard (1996): Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen, Frankfurt am Main : Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn das Verhalten steuert, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (2001a): Die neurobiologischen Grundlagen von Geist und Bewußtsein. In: M. Pauen, G. Roth (Hg.): Neurowissenschaften und Philosophie, München: UTB/Fink.
- Röttgers, Kurt (2001): Michel Serres: Strukturen und Götterboten. In: G. Abel (Hg.): Französische Nachkriegsphilosophie - Autoren und Positionen, 2001, Berlin: Berlin Verlag, Nomos.
- Rötzer, Florian (1986): Französische Philosophen im Gespräch, München: Boer.
- Rötzer, Florian (1999): Aufmerksamkeit als Medium der Öffentlichkeit. In: R. Maresch; N. Werber (Hg.): Kommunikation, Medien, Macht, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ruggenini, Mario (2006): Kreativität und Interpretation. Gehört dazu noch die Frage der Wahrheit?. In: G. Abel (Hg.): Kreativität. XX. Deutscher Kongreß für Philosophie 2005, Hamburg: Meiner, S. 216-233.

- Sandbothe, Mike (2001): *Pragmatische Medienphilosophie. Grundlegung einer neuen Disziplin im Zeitalter des Internet*, Weilerswist: Velbrück.
- Sassen, Saskia (1996): *Metropolen des Weltmarkts: die neue Rolle der Global Cities*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Sassen, Saskia (1997): *Cyber-Segmentierungen. Elektronischer Raum und Macht*. In: St. Münker; A. Roesler (Hg.): *Mythos Internet*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 215-235.
- Sassen, Saskia (2000): *Machtbeben. Wohin führt die Globalisierung?*, Stuttgart: DVA.
- Saupe, Angelika (2002): *Verlebendigung der Technik. Perspektiven im feministischen Technikdiskurs*, Bielefeld: Kleine Verlag.
- Scheer, Brigitte (1997): *Einführung in die philosophische Ästhetik*, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Scheich, Elvira (1994): *Phantasmen der neuzeitlichen Naturwissenschaften*. In: *Die Philosophin* 9/1994.
- Scheich, Elvira (Hg.) (1996): *Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hamburg: Hamburger Institut für Sozialforschung/Hamburger Edition.
- Schiller, Friedrich (1965): *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*, Stuttgart: Reclam.
- Schiller, Herbert I. (1998): *Die Kommerzialisierung der Information*. In: C. Leggewie, Chr. Maar (Hg.): *Internet & Politik. Von der Zuschauer- zur Beteiligungsdemokratie?*, Köln: Bollmann, S. 134-144.
- Schiller, Robert J. (2000): *Irrationaler Überschwang. Warum eine lange Baisse an der Börse unvermeidlich ist*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Schivelbusch, Wolfgang (1977): *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, München: Hanser.
- Schmid, Wilhelm (1991): *Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst: die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmid, Wilhelm (1998): *Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schmid, Wilhelm (2001): *Michel Foucault - Die Ästhetik der Existenz*. In: G. Abel (Hg.): *Französische Nachkriegsphilosophie - Autoren und Positionen*, Berlin: Berlin Verlag, Nomos.
- Schmid, Wilhelm (2005): *Leben und Lebenskunst am Beginn des 21. Jahrhunderts*, München: Fink.
- Schmidt, Jochen (1985): *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik. 1750 – 1945, 2. Bd.*, Darmstadt: Wiss. Buchges.
- Schmidgen, Henning (1997): *Das Unbewußte der Maschinen. Konzeptionen des Psychischen bei Guattari, Deleuze und Lacan*, München: Fink.
- Schmidt, Siegfried J. (1994): *Gedächtnis, Erinnern, Vergessen*. *Kunstforum International*, Bd. 127, Juli-September, 1994.
- Schmidt, Siegfried J. (1998): *Medien: Die Kopplung von Kommunikation und Kognition*. In: S. Krämer (Hg.): *Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 55-72.

- Schmidt, Siegfried J. (2000): *Kalte Faszination. Medien, Kultur, Wissenschaft in der Mediengesellschaft*, Weilerswist: Velbrück.
- Schneider, Irmela (1997): Von der Vielsprachigkeit zur ‚Kunst der Hybridisation‘. Diskurse des Hybriden. In: I. Schneider; Ch. W. Thomsen (Hg.): *Hybridkultur: Medien, Netze, Kunst*, Köln: Wienand Verlag, S. 13-62.
- Schneider, Irmela (2000): Hybridisierung als Signatur der Zeit. In: C. Y. Robertson; C. Winter (Hg.): *Kulturwandel und Globalisierung*, Baden-Baden: Nomos, S. 175-188.
- Scholz, Roswitha (2005): *Differenzen der Krise – Krise der Differenzen. Die neue Gesellschaftskritik und der Zusammenhang von ‚Rasse‘, Klasse, Geschlecht und postmoderner Individualisierung*, Bad Honnef: Horlemann.
- Schopenhauer, Arthur (1974): *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Bd. 1, Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Schrage, Dominik (2009): *Die Verfügbarkeit der Dinge. Eine historische Soziologie des Konsums*, Frankfurt am Main: Campus.
- Schrage, Dominik (2003): Integration durch Attraktion. Konsumismus als massenkulturelles Weltverhältnis, In: *Mittelweg* 36, 6/2003. S. 57-86.
- Schulte, Günter (2000): *Neuromythen: Das Gehirn als Mind Machine und Versteck des Geistes*, Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Schulze, Gerhard (1993): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Schwarte, Ludger (2006): Intuition und Imagination. Wie wir sehen, was nicht existiert. In: B. Hüppauf; Chr. Wulf (Hg.): *Bild und Einbildungskraft*, München: Fink, S. 92-106.
- Schwarte, Ludger (2000): *Die Regeln der Intuition. Kunstphilosophie nach Adorno, Heidegger und Wittgenstein*, München: Fink.
- Schweppenhäuser, Gerhard (2007): *Ästhetik. Philosophische Grundlagen und Schlüsselbegriffe*, Frankfurt am Main: Campus-Verl.
- Schwenk, Otto G. (Hg.) (1996): *Lebensstil zwischen Sozialstrukturanalyse und Kulturwissenschaft*, Opladen: Leske + Budrich.
- Schwingel, Markus (1995): *Pierre Bourdieu - Zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Seel, Martin (1996): *Eine Ästhetik der Natur*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Seel, Martin (1996a): *Ethisch-ästhetische Studien*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Seel, Martin (1998): Medien der Realität und Realität der Medien. In: Krämer, S.: *Medien Computer Realität – Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 244–268
- Seel, Martin (2000): *Ästhetik des Erscheinens*, München, Wien: Hanser.
- Seel, Martin (2002): Ein Schritt in die Ästhetik. In: A. Kern; R. Sonderegger (Hg.): *Falsche Gegensätze. Zeitgenössische Positionen zur philosophischen Ästhetik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 330-339.
- Seel, Martin (2007): *Die Macht des Erscheinens. Texte zur Ästhetik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sennett, Richard (1996): *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Frankfurt am Main: Fischer

- Sennett, Richard (1998): *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*, Berlin: Berlin Verlag.
- Sennett, Richard (2000): *Capitalism and the City*. Vortragstext, wie bereitgestellt unter: <http://on1.zkm.de/zkm/city/essays/sennett>; 8.10.2015.
- Setton, Dirk (2010): *Ästhetik und Nichtwissen. Eine Antwort auf Astrid Deuber-Mankowsky*. In: I. Brombach; D. Setton; C. Temesvari (Hg.): *Ästhetisierung. Der Streit um das Ästhetische in Politik, Religion und Erkenntnis*. Zürich: diaphanes, S. 83-90.
- Shiller, Robert J. (2000): *Irrationaler Überschwang: warum eine lange Baisse an der Börse unvermeidlich ist*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Siebel, Walter (1999): *Die Stadt und die Fremden*. In: St. Bollmann (Hg.): *Kursbuch Stadt. Stadtleben und Stadtkultur an der Jahrtausendwende*, Stuttgart: DVA, S. 83-100.
- Simmel, Georg (1995): *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: ders. *Gesamtausgabe, Bd. 1 Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908*, hrsg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 116–131.
- Simon, Josef (Hg.) (1994): *Zeichen und Interpretation*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Skirke, Ulf (1998): *Technologie und Selbstorganisation. Zum Problem eines zukunftsfähigen Fortschrittsbegriffs*, wie bereitgestellt unter: http://www.on-line.de/~u.skirke/tus_titel.html; 8.10.2015.
- Soeffner, Hans-Georg (2001): *Stile des Lebens. Ästhetische Gegenentwürfe zur Alltagspragmatik*. In: J. Huber (Hg.): *Kultur - Analysen*, Zürich: Edition Voldemeer, S. 79-114.
- Soeffner, Hans-Georg (2004): *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*, Konstanz: UVK.
- Sokal, Alan; Bricmont, Jean (1999): *Eleganter Unsinn. Wie die Denker der Postmoderne die Wissenschaften mißbrauchen*, München: C.H. Beck.
- Sonderegger, Ruth (2001): *Wie subversiv ist die Konfrontation mit Kunst?* In: B. Kleimann; R. Schmücker (Hg.): *Wozu Kunst? Die Frage nach ihrer Funktion*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 176-193.
- Stehr, Nico (2001): *Wissen und Wirtschaften. Die gesellschaftlichen Grundlagen der modernen Ökonomie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stengers, Isabelle (1997): *Die Erfindung der modernen Wissenschaften*, Frankfurt am Main, New York, Paris: Campus.
- Stegmaier, Werner (2005): *Einleitung*. In: ders. (Hg.): *Orientierung, Philosophische Perspektiven*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Steurer, Siegfried (1996): *Schöne neue Wirklichkeiten*, Wien: WUV-Universitätsverlag.
- Strange, Susan (1994): *From Bretton Woods to the Casino Economy*. In: St. Corbridge; R. Martin; N. Thrift (Hg.): *Money, Power and Space*, Cambridge USA, Oxford UK: Blackwell.
- Sward, Keith (1968): *The Legend of Henry Ford*, New York: Russell + Russell.
- Schwingel, Markus (1995): *Bourdieu zur Einführung*, Hamburg: Junius.
- Syring, Eberhard (1999): *Raumerlebnis und Erlebnisraum. Untersuchungen zu einem avantgardistischen und zu einem postmodernen Raumbegriff in der Architektur*, Bremen: Diss. Bremen Univ.

- Tafuri, Manfredo; Dal Co, Francesco (1988): *Klassische Moderne. Weltgeschichte der Architektur*, Stuttgart: DVA.
- Tepe, Peter (1992): *Postmoderne – Poststrukturalismus*, Wien: Passagen.
- Thimm, Caja (Hg.) (2000): *Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet*, Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Tomlinson, John (1999): *Globalization and Culture*, Cambridge UK, Oxford UK: Polity Press.
- Trallori, Lisbeth N. (Hg.) (1996): *Die Eroberung des Lebens. Technik und Gesellschaft an der Wende zum 21. Jahrhundert*, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Trede, Johann H. (1969): *Die Differenz von theoretischem und praktischem Vernunftgebrauch und dessen Einheit innerhalb der Kritik der Urteilskraft. Ein Beitrag zur Interpretation der Ästhetik Kants*, Heidelberg: Diss.
- Treibel, Anette (1995): *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart*, Bd. 3, Opladen: Leske + Budrich.
- Trettin, Käthe (1998): *Kausalität und Erklärung. Zum Problem der mentalen Verursachung*. In: P. Gold; A. K. Engel (Hg.): *Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 289-325.
- Ullrich, Wolfgang (2006): *Haben wollen: Wie funktioniert die Konsumkultur*, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Varela, Francisco J. et al. (1995): *Der mittlere Weg der Erkenntnis. Der Brückenschlag zwischen wissenschaftlicher Theorie und menschlicher Erfahrung*, München: Goldmann.
- Vattimo, Gianni; Welsch, Wolfgang (Hg.) (1998): *Medien-Welten, Wirklichkeiten*, München: Fink.
- Virapen, John (2008): *Nebenwirkung Tod: Korruption in der Pharma-Industrie, ein Ex-Manager packt aus*, Neudenu: Mazaruni Publ.
- Virilio, Paul (1996): *Im Zeitraum des Trajekts. Andreas Ruby im Gespräch mit Paul Virilio*. In: *Der Architekt* 3/1996, S. 171-173.
- Virilio, Paul (1997): *Krieg und Fernsehen*, Frankfurt am Main: Fischer.
- Vogel, Matthias (2001): *Medien der Vernunft. Eine Theorie des Geistes und der Rationalität auf Grundlage einer Theorie der Medien*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Volkman, Ute (2000): *Das Projekt des schönen Lebens - Gerhard Schulzes ‚Erlebnisgesellschaft‘*. In: U. Schimank; U. Volkman (Hg.): *Soziologische Gegenwartsdiagnosen 1*, Opladen: Leske und Budrich, S. 75-90.
- Wahl, Peter (1997): *Mythos und Realität internationaler Zivilgesellschaft. Zu den Perspektiven globaler Vernetzung von Nicht-Regierungs-Organisationen*. In: E. Altvater et al. (Hg.): *Vernetzt und Verstrickt. Nicht-Regierungs-Organisationen als gesellschaftliche Produktivkraft*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 293-314.
- Waldenfels, Bernhard (1995): *Deutsch-Französische Gedankengänge*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1997): *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Waldenfels, Bernhard (1998): Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1999): Sinnesschwellen. Studien zur Phänomenologie des Fremden 3, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1999a): Vielstimmigkeit der Rede. Studien zur Phänomenologie des Fremden 4, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2000): Das leibliche Selbst, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2002): Bruchlinien der Erfahrung: Phänomenologie, Psychoanalyse, Phänomenotechnik, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Walter, Henrik (1998): Neurophilosophie der Willensfreiheit. Von libertarischen Illusionen zum Konzept natürlicher Autonomie, Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh.
- Warnke, Martin (1997): Das Medium in Turings Maschine. In: ders. et al. (Hg.): HyperKult: Geschichte, Theorie und Kontext digitaler Medien, Basel, Frankfurt am Main: Stroemfeld/Nexus, S. 69-82.
- Warnke, Martin (1985): Hofkünstler. Zur Vorgeschichte des modernen Künstlers, Köln: DuMont.
- Warnke, Martin et al. (Hg.) (1997): HyperKult: Geschichte, Theorie und Kontext digitaler Medien, Basel, Frankfurt am Main: Stroemfeld/Nexus.
- Weber, Jutta (2001): Umkämpfte Bedeutungen. Natur im Zeitalter der Technoscience, Bremen: Diss. Bremen Univ. 2001.
- Wehr, Marco (2002): Der Schmetterlingsdefekt. Turbulenzen in der Chaostheorie, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Weingarten, Michael (1998): Gedächtnis als Metapher. Überlegungen zur Gegenstandskonstitution in der Kognitionswissenschaft. In: P. Gold; A. K. Engel (Hg.): Der Mensch in der Perspektive der Kognitionswissenschaften, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 395-420.
- Weiser, Mark (1991): The Computer for the 21st Century. Wie bereitgestellt unter: <http://www.ubiq.com/hypertext/weiser/SciAmDraft3.html>; 8.10.2015.
- Welsch, Wolfgang (1996): Grenzgänge der Ästhetik, Stuttgart: Reclam.
- Welsch, Wolfgang (1996a): Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Welsch, Wolfgang (1998): Eine Doppelfigur der Gegenwart: Virtualisierung und Revalidierung. In: G. Vattimo; W. Welsch (Hg.): Medien-Welten, Wirklichkeiten, München: Fink, S. 229-248.
- Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München: C.H. Beck.
- Wendt, Gunna; Klug, Franz (2001): Nachwort. jeder Mensch ist ein Sonderfall. In: G. Wendt, F. Klug (Hg.): Joseph Weizenbaum, Computermacht und Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wentz, Martin (Hg.) (1991): Stadt-Räume, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Werber, Niels (1999): Zweierlei Aufmerksamkeit in Medien, Kunst und Politik. In: Kunstforum International 12, 1999 - 1, 2000.

- Wiechens, Peter (1997): Nicht-Orte: Kulturtheorie im Hinblick auf Slavoj Zizek, Ernst Bloch und Marc Auge. In: C. Rademacher; G. Schweppenhäuser (Hg.): Postmoderne Kultur?, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 113-140.
- Wiesing, Lambert (2001): Sichtbarkeit und Aufmerksamkeit. In: A. Assmann; J. Assmann (Hg.): Aufmerksamkeiten. Archäologie der literarischen Kommunikation VII, München: Fink, S. 217-216.
- Wilhelm, Karin (Hg.) (1996): Kunst als Revolte? Von der Fähigkeit der Künste, Nein zu sagen, Giessen: Anabas.
- Willke, Helmut (2002): Dystopia. Studien zur Krisis des Wissens in der modernen Gesellschaft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Winter, Rainer (2007): Das Geheimnis des Alltäglichen. Michel de Certeau und die Kulturanalyse. In: M. Füssel (Hg.): Michel de Certeau: Geschichte, Kultur, Religion, Konstanz: UVK, S.201-219.
- Wirth, Louis (1974): Urbanität als Lebensform. In: U. Herlyn (Hg.): Stadt- und Sozialstruktur, Arbeiten zur sozialen Segregation, Ghettobildung und Stadtplanung, München: Nymphenburger Verlag
- Wobring, Michael (2005): Die Globalisierung der Telekommunikation im 19. Jahrhundert. Pläne, Projekte und Kapazitätsausbauten zwischen Wirtschaft und Politik, Frankfurt am Main u.a.: Lang.
- Wyss, Beat (2006): Vom Bild zum Kunstsystem. 2 Bände. Köln: König.
- Zukin, Sharon (1993): Landscapes of Power. From Detroit to Disney World, Berkley, Los Angeles: University of California Press.
- Zukin, Sharon (1995): The Cultures of Cities. Cambridge MA, Oxford UK: Blackwell.